Magazin

. . . für . . .

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Achter Band.

Vierunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1906.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1906.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. Januar 1906.

Vorbemerkung.

Das Verlagsdirektorium hat beschlossen, das Januarheft für 1906 nochmals an alle Pastoren der Synode zu senden, in der festen Hoffnung und Erwartung, daß sie dasselbe würdig finden möchten, ein beständiger Gast und Hausfreund zu werden in ihrem Hause und eine feste Bestellung dafür in das Verlagshaus einzusenden. Es liegt der Redaktion durchaus ferne, in Selbstruhm sich zu ergehen. Doch dürfte es gesagt werden, daß derselben manche unaufgeforderte Zeugnisse zugesandt wurden, daß unser „Magazin" eine der besten deutschen theologischen Zeitschriften unsers Landes sei. Und diese Zeugnisse kommen von außerhalb, von solchen, die auch in andern Kreisen bekannt sind. Jeder Pastor sollte doch Bescheid wissen in der großen Geistesströmung seiner Zeit. Unser „Magazin" versucht nach besten Kräften, seine Leser auf dem Laufenden zu erhalten.

Die Redaktion maßt sich nicht an, die maßgebende Führung in theologischen Fragen zu beanspruchen. Sie hat zwar ihre festen Grundanschauungen; läßt aber gerne auch andere zum Wort kommen, die in manchen Fragen anderer Ueberzeugung sind. Sind wir in den grundlegenden Wahrheiten des Christentums eins, so kann in manchen Punkten ja auch verschiedenerlei Meinung zu tage treten. Wenn nur die Verhandlung im Geiste bescheidener und demütiger Liebe geführt wird, dann wird kein Theologengezänke daraus entstehen, sondern man wird einander tragen im Geist der Liebe Christi.

Das „Magazin" beginnt mit diesem Heft eine Serie von Artikeln über amerikanische Kirchengeschichte aus der Feder von Pastor Albert Mücke in Waverly, Iowa. Das verspricht eine gründliche Originalarbeit zu werden. Ferner sollen nach der Absicht der Redaktion in diesem Jahr an Stelle der bisherigen Predigtentwürfe Predigten folgen, gehalten bei allerlei Gelegenheiten: Synodalpredigten, Missionsfestpredigten, Festreden bei allerlei Veranlassung und Gelegenheiten, wie sie dem Redakteur zugestellt werden mö-

gen, Kasualreden für alle vorkommenden amtlichen Fälle; auch etwa gediegene Entwürfe für allerlei Kasualien und dergl.

Eine Serie von Artikeln über die christliche Heilsordnung mag eröffnet werden, sobald der betreffende Mitarbeiter mit seiner Arbeit so weit gediehen ist, daß damit begonnen werden kann. — Daneben wird die wissenschaftliche Arbeit der positiven Theologie in Deutschland in unsern Spalten gebührende Würdigung finden.

Also versucht es, liebe Amtsbrüder, ob ihr nicht einen Segen und Gewinn für Herz und Amt davon tragt, wenn ihr treue und beständige Abonnenten des synodalen „Magazins" werdet. Schickt ungesäumt eure Bestellung ein und erfreut damit das Herz des

Verlagsdirektoriums,

der bisherigen Lesergemeinde und des

Redakteurs.

Vorwort.

Durch das Vertrauen der letzten Generalsynode von Rochester, N. Y., abermals mit der Schriftleitung des „Magazins für Evang. Theol. und Kirche" betraut, ist es dem Unterzeichneten ein ernstes Anliegen, das „Magazin" in demselben Sinn und Geist weiter zu leiten, in dem es bisher gehalten war. Nicht nur die alten Freunde und Leser möchte er erhalten sehen, sondern wo möglich neue hinzugewinnen, die bisher sich nicht entschließen konnten, treue und beständige Leser zu werden. Wir möchten gerne alle zu der Ueberzeugung bringen, daß sie das „Magazin" haben und regelmäßig lesen sollten. Ein Pastor im Amt bedarf fortwährend neuer, geistiger Anregung. Er sollte in stetem Kontakt stehen mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, besonders in der Theologenwelt. Wer nur auf sich selbst, und auf das angewiesen ist, was er in seinen Studienjahren gelernt und erarbeitet hat, der wird bald sich in einem gewissen engen Bannkreis seiner eigenen Gedanken und Anschauungen verschließen und wird die geistige Frische und Lebendigkeit verlieren. Wohl ist ja das Wort, das wir zu predigen und zu studieren haben, eine reiche und unerschöpfliche Quelle, aus welcher der treue Forscher stets altes und neues hervorholen kann. Aber es erfordert doch erfahrungsgemäß nicht bloß treues Studium des Wortes, sondern wir bedürfen auch der geistigen Anregung von außen, um neue Gedanken und Ideen zu erfassen, oder die alten tiefer erfassen und begründen zu können. Wer beharrlich immer nur das Alte in der ihm überlieferten theologischen Form festhalten will, der wird eben einfach stille stehen. Und wenn auch es ihm selbst nicht bewußt wird, es wird doch auch an ihm sich das wahre Sprichwort bestätigen: Stillstand ist Rückgang. Das gilt im Leben überhaupt, es gilt auch im Amtsleben des Pastors. Und im Amtsleben des amerikanischen Pastors ist es um so mehr nötig, ein theologisch-wissenschaftliches Blatt zu halten, das uns mit dem Pulsschlag des geistigen

und geistlichen Lebens in Kontakt zu halten sucht, weil wir hier im allgemeinen viel mehr vereinzelt stehen als z. B. die Pfarrer im alten Vaterland. Die Entfernungen, die von andern synodalen Amtsbrüdern uns trennen, sind meist zu groß, um regen brüderlichen Verkehr mit ihnen pflegen zu können. Die kirchliche Zersplitterung läßt es selten zu amtsbrüderlichem Verkehr mit Pastoren anderer Denominationen kommen, am seltensten mit deutschen Konfessionsverwandten. Die meisten Denominationen, die hier für amtsnachbarlichen Verkehr zu haben sind, stammen aus dem englischen Kirchenlager und haben ihre Eigenheiten an sich, die deutsche Theologen fremd anmuten. Im Gemeindekreis aber, wie selten findet sich da die Möglichkeit, wirkliche geistige Anregung und Förderung in der Erkenntnis der Wahrheit zu finden. — Nehmen wir dazu, wie hoch heutzutage die Wogen gehen in der Theologenwelt, wie sich die Gegensätze schärfen und zuspitzen. Der geistige Kampf treibt ja doch die treuen Bekenner zu immer ernsterem und treuerem Erforschen der göttlichen Wahrheit. Und wenn auf Seiten der Gegner des alten Glaubens unleugbar teilweise der Trieb der subjektiven Wahrhaftigkeit manche dahin bringt, fahren zu lassen, was ihnen bisher vom ererbten Glauben lieb und teuer war, so ist es um so mehr die heilige Pflicht treuer Bekenner, sorgfältig zu suchen und zu forschen, welche Wahrheitsmomente in den Theorien der Neologen sich finden. Sie sind es sich selbst, der Gemeinde und auch ihren Gegnern schuldig, das, was bei jenen sich als Wahrheit findet, zur Anerkennung und Geltung kommen zu lassen.

Die Gegner können nur dann gewonnen werden, wenn auf Seiten der Gläubigen ein redlicher Wille vorhanden ist, die von jenen zu tage geförderten Wahrheitsmomente offen anzuerkennen. Die Gemeinde aber hat ein Recht, die ganze Wahrheit, so weit sie erkannt und erforscht ist, zu erfahren. Das aber kann der einzelne Geistliche nur dann leisten, wenn er selbst mitlebt in seiner jetzigen Gegenwart und nicht bloß auf Standpunkten der Vergangenheit sich umtreibt. — Nennen wir ein Beispiel: die Väter der Reformation und ihre unmittelbaren Nachfolger hatten gewiß ein reges Geistesleben und ihre hinterlassenen Schriften sind reiche Quellen, um zu erforschen, wie sie und ihre Zeit sich die Heilswahrheiten zurechtlegten und verständlich machten. Wer aber sich nur mit jenen alten Schriften begnügen will, der wird für seine Gegenwart ein Fremdling sein und zu einer gewissen Sterilität kommen. Da entstehen dann die unfruchtbaren Theologengezänke, da man auf veraltete Schriften sich beruft, und Wortklauberei und Silbenstreit führt, wovon die Gemeinde nicht nur keinen Gewinn hat, sondern jedes christlich geweckte, nachdenkende Gemeindeglied muß von solchem Streit sich angewidert fühlen. Unfruchtbar für seine Gegenwart und Mitwelt wird ein solcher, der bewußt und beharrlich nur das Vergangene für das einzig Wahre hält und sich hermetisch abschließt gegen jede neuere Erkenntnis, die mit seinem alten Glaubens- und Wissensschatz nicht harmonieren will. — H. Drummond

gibt in seinem Buch „Naturgesetz in der Geisteswelt"*) in dem Kapitel „Parasitentum" einige ernste Wahrheiten zu bedenken, die es wohl verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er sagt da: Die Theologie ist natürlich ebenso unentbehrlich wie die Kirche, und in jedem wohlgeordneten Religionssystem finden sich stets drei Hauptteile: Kritizismus, Dogmatismus und Evangelismus. Ohne den ersten gibt es keine Gewährleistung, ohne den zweiten keine Rechtfertigung, ohne den dritten keine Verbreitung der Wahrheit. Wenn diese drei Gebiete aber in ihren Grenzen verwischt, wenn das Getrenntsein ihrer Aufgaben übersehen, wenn das eine Gebiet auf Kosten des andern — sei es von der Kirche oder vom einzelnen — gepflegt wird, so müssen die Folgen verhängnisvoll sein. Der besondere Mißbrauch indessen, von welchem wir hier reden, betrifft die Neigung in orthodoxen Gemeinschaften, erstens die Orthodoxie über alle andern Elemente der Religion zu erheben und zweitens, das Festhalten an der rechten Lehre mit dem Besitz der Wahrheit zu verwechseln.

Das rein lehrhafte Predigen ist jetzt glücklicherweise weit weniger im Schwung als früher (ob auch hierzulande?? D. R.), immerhin ist die Zahl derjenigen nicht gering, welche mit der Religion nur durch theologische Formeln in Verbindung stehen. Diese Stellung findet ihre scheinbare Rechtfertigung. Was ist eine Lehre anders als die zusammengefaßte Form einer Wahrheit, von fähigen frommen Männern in ein System gebracht und von der Kirche mit feierlichem Imprimatur versehen?†) Wenn die größten Männer der kirchlichen Vergangenheit die großen religiösen Fragen gründlich erforscht und so zu sagen einstimmig zu einem Lehrsystem zusammengefaßt haben, warum sollte der bescheidene Forscher der Gegenwart sich nicht dankbar damit zufrieden geben? Warum den Acker nochmals pflügen? Warum sollte er mit seinem dürftigen Licht sich von neuem dem Studium der Bibel widmen und angesichts des großen, längst angehäuften theologischen Stoffes sich vermessen, immer wieder nach der Wahrheit zu suchen? Bietet ihm die Theologie nicht die Schriftwahrheit in zuverlässigen, bequemen und überdies in logischen Lehrsätzen? Ist die Wahrheit nicht bis ins einzelnste in Folianten der Väter dargelegt, hat er sie nicht auszugsweise in hundert neueren Kompendien fix und fertig zum Handgebrauch eingerichtet, als richtig und bequem verbürgt? Warum sich ihrer nicht bedienen?

Fix und fertig — darin liegt es! Zum Handgebrauch eingerichtet — darin liegt es! Zuverlässige, bequeme, logische Lehrsätze — darin liegt es! Wer solchergestalt die Wahrheit sich aneignet, hat nur die Form. Die Wahrheit kann man nicht fix und fertig haben. Wer die handlich zurecht gemachte Wahrheit will, verzichtet darauf, daß seine

*) Deutsche Ausgabe von Velhagen und Klasing, 1892.

†) Man denke an die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, die im Konkordienbuch zusammengefaßt sind. D. Red.

Seele durch die Wahrheit unmittelbar genährt wird. Wer von theologischen Formeln lebt, wird ein Parasit und hört auf ein Mensch zu sein.

Keinen schlimmeren Feind hat eine lebenskräftige Kirche, als eine Theologie der Lehrsätze, von deren traditionellem Ansehen sie sich beherrschen läßt. Man nimmt in diesem Fall nicht die Wahrheit in sich auf, man erhält dieselbe äußerlich. Man fängt sein Christentum da an, wo die Kirche einen hinstellt, mit einem Kapitalstock, der einen nichts gekostet hat und, obschon er für das ganze Leben ausreicht, genau so viel wert ist, als der Glaube an die kirchliche Gemeinschaft.*) Ueberdies wird ihm der Besitz der so leicht erlangten Wahrheit als ein unfehlbarer überwiesen, als ein System, dem nichts hinzuzufügen ist, und das er nur auf seine Gefahr hin in Frage stellen oder ändern kann!†) Einen Bekehrten mit solchen Anschauungen das neue Leben beginnen zu lassen, ist unsäglich entwürdigend. Anstatt sein Lebenlang der Wahrheit entgegen zu wachsen, kann ein solcher nur von der Lehre wegwachsen. Eine unfehlbare Richtschnur ist eine Versuchung zu mechanischem Glauben. Unfehlbarkeit hat immer etwas lähmendes, sie gewährt Ruhe, aber es ist die Ruhe des Versumpfens. Der Mensch vollzieht ein- für allemal zu Anfang seines Christenlebens eine Glaubenstat, und hat dann für immer das seine getan. Alle sittliche, geistige und geistliche Arbeit fällt damit weg, und eine wohlfeile Theologie endet mit einem wohlfeilen Leben.

Was die Menschen ihre Zuflucht in der römischen Kirche finden läßt, läßt sie auch ihre Zuflucht in Dogmen finden. Unfehlbarkeit begegnet sich mit des Menschen tiefstem Verlangen, aber sie begegnet ihm hier in unheilvollster Weise. Die Menschen stillen ihren Wahrheitshunger auf zweierlei Art: entweder durch Unglauben, der ihn mit blinder Gewalt unterdrückt, oder indem sie zu einem äußerlichen für unfehlbar angesehenen Mittel ihre Zuflucht nehmen, das ihn durch blinden Glauben in Schlaf lullt. Die Wirkung einer doktrinären Theologie ist die Wirkung der Unfehlbarkeit. Und sich in Bausch und Bogen auf ein Dogmensystem verlassen, wie wahrheitsgemäß dieses auch sei — ja, wäre es sogar unfehlbar — ist niemals Glaube, obschon es überall dafür gilt, sondern bloße Leichtgläubigkeit. Es ist ein behaglich träges Sichniederlassen auf dem Faulbett der Autorität, kein schwererrungener, selbstbehaupteter persönlicher Besitz. Die sittliche Verantwortlichkeit ist hier obendrein auf Null reduziert. Die Verfasser des kirchlichen Bekenntnisses sind verantwortlich. Alles was aber die Verantwortlichkeit aufhebt, oder auf fremde Schultern lädt, kann nur moralisch nachteilig und an sich wertlos sein.

Es könnte hier eingewendet werden, daß der Nachweis von der

---

*) Diesen hat nämlich der Verfasser vorher als Parasitismus gekennzeichnet, wobei der Mensch eben glaubt, was die Kirche glaubt, und seine Kirche für die allein wahre hält.

†) Man denke hier an jenen famosen Traktat: „Warum ein Lutheraner bei seiner Seelen Seligkeit keine Gemeinschaft haben darf mit einem Unierten." D. R.

durch die Unfehlbarkeit bewirkten geistigen und geistlichen Lähmung sich auch auf die Bibel erstrecke. Die Antwort hierauf ist, allerdings ist die Bibel unfehlbar (in religiösen Dingen. D. R.), ihre Unfehlbarkeit zeigt sich aber nicht in einer Form, die zur Versuchung gereicht. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Form der Wahrheit in der Bibel und ihrer Form in der Theologie.

Die Theologie enthält die Wahrheit in Lehrsätzen, fein in Paragraphen zerlegt, in logischer Ordnung aneinander gereiht. Die Dreieinigkeit ist ein theologisches Problem. Das höchste Wesen wird in philosophischen Sätzen abgehandelt. Die Versöhnungslehre ist eine Formel, die wie ein Rechenexempel demonstriert wird. Die Rechtfertigungslehre wird wie eine juristische Frage behandelt.*) Zwischen diesen Dogmen und dem Leben eines, der sie festhält, besteht kein notwendiger Zusammenhang, sie machen ihn r e c h t gläubig, nicht notwendig recht g l ä u b i g ; er hat sie im Kopfe, nicht notwendigerweise im Herzen. Mit einem Wort: um sich mit theologischen Fragen abzugeben, muß man nicht gerade fromm sein, es ist nur erforderlich, daß man einigermaßen ein Mann von Kopf sei. Ein solcher richtet sein Urteils- und Denkvermögen auf theologische Dinge wie etwa ein anderer auf die Astronomie oder Naturwissenschaft.

Die Wahrheit der Bibel aber ist ein Brunnquell. Sie ist eine in reichstem Maße dargebotene Nahrung, so reich, daß sich niemand mit der Form zufrieden geben kann. Sie läßt sich nicht mit einemmal verschlingen, sondern muß nach und nach in den Organismus aufgenommen werden. Ihre Weitschaft für den bloßen Verstand, ihr Widerstreben, sich in handliche Sätze fassen zu lassen, ihr hungererweckendes Sättigen, ihr Bereich ohne Grenzen, ihr Finden der Verlorenen, ihre geheimnisvolle Macht über uns — das sind die Merkmale ihrer Unendlichkeit.

Die Natur sorgt in keiner Richtung für unsere leiblichen, geistigen oder religiösen Bedürfnisse in einer Weise, daß wir wie Automaten ihre Gaben empfangen. . . . Sie gibt dem Menschen Getreide, aber er muß es mahlen. . . . Das Getreide ist zwar vollkommen — aber der Mensch muß seine Arbeit daranwenden, ehe er es in Gebrauch nehmen kann. Ebenso ist es mit der Wahrheit: Sie ist vollkommen, unfehlbar, aber er kann sie, so wie sie vor ihm liegt, nicht verwenden. Er muß arbeiten, denken, auseinanderhalten, zerlegen, in sich aufnehmen, verdauen; und fast alles dies muß jeder für sich und in sich selbst tun. Wird eingewandt, daß gerade dies die Theologie tut, so antworten wir: gerade dies tut

*) E. A. v. Schaden schreibt in seinen V o r l e s u n g e n ü b e r a k a d e m i s c h e s L e b e n u n d S t u d i u m, S. 365: „Eure Schande, ihr Christen, ist es, daß euch der Begriff seiner Genugtuung noch immer ein undurchdringliches Rätsel ist. In der Tat, wem die Versöhnung noch am leichtesten auf juridischem Wege verständlich wird, der sollte sich wundern, daß ihn der Zweifel noch nicht zum vollkommenen Ungläubigen gemacht hat.“ Seine Vorlesungen über Theologie in genanntem Werke sind noch heute nicht veraltet und wertlos, obgleich das Buch vor 60 Jahren gedruckt wurde.

sie nicht. Sie tut nur, was der Obsthändler tut, wenn er seine Aepfel und Birnen in sein Schaufenster legt. Er kann mir sagen, was Reinetten- und was Rosenäpfel sind, was eine Bergamotte oder eine Butterbirne ist, aber er kann mir nicht helfen, sie zu essen. . . . Die Wahrheit in der Bibel ist ein Fruchtgarten, keine Obstausstellung. Der Dogmatismus ist von großer Bedeutung, wenn wissenschaftliche Notwendigkeit zur Ausstellung gehen läßt; der Kritizismus ist von großem Nutzen, wenn es gilt darauf zu achten, daß keine wilden Bäume im Obstgarten stehen. In bloß lehrhafter Form ist die Wahrheit aber nicht die natürliche, angemessene der Seele zuträgliche Speise.

Wird damit dem Zweifel das Wort geredet? Ja, jenem redlichen Zweifel, der ein Beweis für die Fähigkeit eigenen Ringens ist. Orthodox sein ist gut, aber selbst tätig sein ist besser. Rechtgläubig sein ist unser Wunsch, der Weg zum rechten Glauben aber ist Aufrichtigkeit, eigenes Denken — sehen mit eigenen Augen, glauben mit unserm eigenen Herzen. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod," sagt Goethe. Viel besser, wir werden auf dem Scheiterhaufen öffentlicher Meinung verbrannt, als daß wir lebendig tot am Parasitismus sterben; besser eine irrende Theologie, als ein unterdrücktes Leben; besser ein wenig Glaube, den wir uns etwas haben kosten lassen, besser allein hin und her geschleudert im endlosen Meer der Wahrheit, als umkommen in der Ueberfülle reichhaltigster Glaubenslehre. Solcher Zweifel ist kein eigenwilliger Dünkel, auch wird er nicht, wenn er nur redlich ist, wie sonst der Zweifel, in Verzweiflung enden. Das vielmehr ist sein Ziel: ein lebenslängliches Lernen, geschickt zu jeder Drangabe des Willens, niemals aber zum Aufgeben eigenen Denkens — jene fortschreitende Erziehung, welche Ruhe in der Arbeit, Arbeit in der Ruhe und die Entwicklung unvergänglicher Fähigkeiten in beiden zeitigt zum Gewinn jener wahren Rechtgläubigkeit, welche die Höhe und Tiefe und Länge und Breite der Offenbarungen Gottes nicht auszukennen vermeint und dennoch weiß, daß dem gehorsamen, dem kindlichen Sinn das Wort der Wahrheit gilt: alles ist euer. — So weit Drummond.

Wir haben diesem bewährten, im Glauben schon vollendeten Forscher gerne so lange ununterbrochen das Wort gegeben, weil aus dem Gesagten so deutlich erhellt, wie nötig die eigene Geistesarbeit ist auf dem Gebiet der höchsten Lebensfragen. Sie ist nötig für jeden einzelnen Christen, auch wenn er kein Pastor ist, sie ist aber um so mehr nötig für den, der von Berufswegen so vielen andern dienen und ein Wegweiser zur Wahrheit werden soll. Ein Pastor darf nimmer sich dabei beruhigen, daß er ja die ganze Wahrheit schon fertig destilliert und präpariert in seinen alten guten Büchern hat. Er bedarf notwendig beständig neuer Anregung. Diese soll und will ihm ein Blatt wie das unsere geben. Und wenn sich da und dort ein Brocken findet, der ihm zu einem Stein des Anstoßes wird und eine gewaltige Gedankenrevolution in ihm erzeugt, so soll er statt sein Blatt ärgerlich beiseite zu werfen und am Ende gar abzubestellen, vielmehr dankbar sein, daß ihm hier Gelegen-

heit gegeben wird, sein theologisches System sichtend zu prüfen im Schmelztiegel ernsten Ringens und Forschens. Man lasse doch den einschläfernden Gedanken fahren, als ob die Gelehrten des Mittelalters und der Reformation allein befähigt waren, der religiösen Wahrheit einen adäquaten, für alle Zeiten geltenden Ausdruck zu geben, so daß wir Nachgeborene nur dazu verurteilt wären, uns über den Sinn der von ihnen verfaßten Bekenntnisse und anderer Schriften den Kopf zu zerbrechen und zu streiten. Das wollen wir einer unfruchtbaren, hochmütigen Scholastik überlassen. Wir selbst aber wollen nicht erschrecken, wenn die Neuzeit mit ihrem Forschungstrieb und ihren z. T. vermeintlichen, z. T. wirklichen Forschungsresultaten alles auf den Kopf stellt und alles, was fest wie ein Granit zu stehen schien, in Atome zerschlägt, um sich einen eigenen neuen Tempel der Wahrheit aufzurichten. Bei dieser großen Geistesarbeit wollen wir nicht träge, uninteressierte Zuschauer sein und bleiben, oder am Ende gar nicht davon Notiz nehmen in unserm Denken und Tun, sondern wir wollen lebendigen Anteil daran nehmen, in dem Bewußtsein, daß die Wahrheit den Sieg davon tragen wird und daß sie unfehlbar das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe weiter leiten wird, wenn es auch durch noch so viele Irrungen, Rückfälle und Torheiten hindurch gehen mag. Die Wahrheit bricht sich Bahn, und jeder treue Pastor wird notwendig als ein Freund der Wahrheit mit freudig klopfendem Herzen dem unfehlbaren Siegesschritt der Wahrheit folgen. Ist ja doch die Wahrheit für uns nicht ein unfaßbares Abstraktum, sondern eine Person: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Um diesen Fels der Wahrheit kann und wird das Titanengeschlecht hochmütiger Gelehrter nicht herumkommen, sondern es wird entweder sich demütigen Geistes vor ihm beugen, oder aber zerschellen müssen. (Phil. 2, 9—11; Matth. 21, 42. 44.)

Haben wir in den letzten Jahrgängen uns mit dem christlichen Bekenntnis der Gottessohnschaft reichlich beschäftigt im Blick auf die Minierarbeit der neueren und neuesten Theologie, so dürfen wir uns jetzt mehr auch andern Fragen zuwenden, namentlich den Forschungen im Alten Testament und den Prolegomenen des Christentums: Schöpfung der Welt und des Menschen; Bild Gottes; Abstammung der Menschen von einem Paar; Sündenfall. — Die Gottessohnschaft und Erlösung durch Christum im biblischen Sinn scheint uns nur dann glaubhaft und annehmbar, wenn diese Prolegomenen richtig sind und feststehen. Und es wäre wünschenswert, darüber tüchtige Aufsätze zu bekommen. Ferner wären uns erwünscht, Kasual- und Festreden oder Entwürfe dazu für alle vorkommenden Fälle, auch Jubiläumsreden für Gemeinden, Ehepaare; Reden für Konfirmandenunionen und dergl. Der Lehrgang des Unterrichts mit den Konfirmanden dürfte zur Verhandlung kommen und sind dergleichen Einsendungen erwünscht.

Dienet einander, liebe Brüder, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

Louis J. Haas.

Paul Gerhardt.

Von Prof. J. Lüder.

Es ist bekannt, daß schon im Jahrhundert der Reformation zwischen den Lutheranern und Reformierten heftige Lehrstreitigkeiten ausbrachen und dieselben in dem folgenden Jahrhundert mit steigender Erbitterung weitergeführt wurden. Wenn man sich mit dieser Periode der Kirchengeschichte etwas eingehender beschäftigt, so muß man sich ein über das andere Mal verwundern, wie wenig die Wortführer in diesem unseligen Zwist und ihre Nachbeter von dem Geiste ihres Meisters und Herrn in sich aufgenommen hatten. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß beide Konfessionen in den wesentlichsten und wichtigsten Punkten übereinstimmen, und wenn man nur einigermaßen christliche Verträglichkeit, Geduld und Langmut hätte walten lassen und bedacht hätte, daß dieser Unfriede im protestantischen Lager nur dem alten bösen Feind und seinen Werkzeugen zu gute kam, so hätte sich schon ein modus vivendi finden lassen. Wenn man auch nicht mit einander zu arbeiten vermocht hätte, so wäre doch ein friedliches Neben einander möglich gewesen. Das Disputieren über Lehren, in welchen die Ansichten auseinander gehen, ist ja an sich nichts Unrechtes, es kann vielmehr zur Ausgleichung und Klärung dienen, so lange dabei der Anstand und die gegenseitige persönliche Achtung gewahrt bleiben. Wenn man aber jedes Wort gegnerischer Lehrsätze gleichsam unter die Lupe nimmt in der bestimmten Absicht, irgend etwas Verfängliches darin zu entdecken, und anstatt alles zum Besten zu kehren, so lange daran herumdeutelt und auslegt und einlegt, bis man die ungeheuerlichste Ketzerei gefunden zu haben meint, so kann natürlich von einer Verständigung nicht die Rede sein. Weil man aber also verfuhr, und zwar vornehmlich auf Seiten der Lutheraner, so mußte sich von Jahr zu Jahr die Kluft zwischen den beiden Parteien erweitern. Es hat freilich auch nicht an solchen gefehlt, die von dem herrschenden Zeitgeist eine Ausnahme machten und weniger auf das zähe Festhalten an dem Lehrbegriff, als auf das drangen, was Gemeingut aller Evangelischen war und bei aller Verschiedenheit der Meinungen doch das Wesentliche des Christentums bildet. Zu diesen zählen unter andern Johann Arndt, Johann Gerhard, Valerius Herberger, Heinrich Müller und Christian Scriver. Auch Fürsten, und hier sind es vornehmlich wieder die reformiert gesinnten, haben es sich angelegen sein lassen, durch Anordnung von Religionsgesprächen und durch Edikte den unaufhörlichen Händeln in der Kirche ein Ende zu machen. Aber alle Versuche scheiterten, und zwar hauptsächlich an dem starren Eigensinn und dem unversöhnlichen Ketzerhaß der Lutheraner. Selbst die Not des dreißigjährigen Krieges hat in diesem Stück keinen wesentlichen Wandel geschafft, wenngleich während desselben sich die Zahl derer mehrte, die, erfüllt mit dem Geiste von oben, keine Genüge fanden an dem Schulgezänk, sondern, so fest sie auch für ihre Person im kirchlichen Bekenntnis standen, sich doch gern aus den Stürmen der theologischen Kriege in die Stille des inneren Lebens

und in die Welt des Friedens zurückzogen und durch ihre Predigten und Schriften, durch Seelsorge und Wandel Wegbereiter und Vorboten des achtzehnten Jahrhunderts geworden sind, in welchem hauptsächlich durch Speners Wirksamkeit die Gemüter mehr auf das praktische Christentum hingelenkt wurden und ein milderer Geist in der Kirche um sich griff. Zu ihnen sind in erster Linie die geistlichen Liederdichter zu rechnen, welche Gott, der Herr, während des Kriegselends in großer Zahl erweckte. Sie vornehmlich haben den religiösen Lebensfunken, welchen die theologischen Stürme oft auszublasen drohten, auf dem stillen Herde der eigenen Lebenserfahrung genährt und ihn in gleichgestimmten Herzen zur hellen Flamme entzündet. Der geistvollste und fruchtbarste unter ihnen war Paul Gerhardt. Ja, nächst Luther nimmt er unter allen kirchlichen Sängern unbestritten den ersten Platz ein. An seiner Poesie hängt das deutsche Volk mit besonderer Liebe und Verehrung. Man kann sich doch schlechterdings gar kein Kirchengesangbuch denken, in welchem nicht Paul Gerhardts Lieder in beträchtlicher Anzahl vertreten wären, und keine christliche Familie, die nicht in Freude und Trübsal, im Leben und Sterben bei ihnen Erbauung und Trost gesucht und gefunden hätte. Selbst in katholischen Kreisen stehen etliche derselben in hoher Achtung und werden fleißig gelesen und gesungen. Unter solcher Bewandtnis ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir von Zeit zu Zeit das Andenken an diesen gottbegnadigten Mann erneuern, und das Gedächtnis seiner vor 300 Jahren erfolgten Geburt gibt uns gerade jetzt eine besondere Veranlassung dazu.

Nun liegt zwar Paul Gerhardts Bedeutung fast ausschließlich auf dem Gebiete der Dichtkunst, und wir werden darum diese insonderheit beleuchten müssen. Aber zur Vollständigkeit ist es doch unerläßlich, daß wir uns auch sein Leben in den Hauptzügen vor Augen stellen, was uns zugleich mitten in die politischen und religiösen Wirren seiner Zeit hineinführen wird. Darum beschäftigt uns

1. Paul Gerhardts Lebensgang.

Für die erste Hälfte seines Lebens bieten sich nur spärliche Anhaltspunkte dar. Seinen Geburts**ort** wissen wir; es war das Städtchen **Gräfenhainichen** im damaligen Kursachsen nahe bei Wittenberg, wo einst die deutsche Reformation ihren Anfang genommen hatte. Sein Vater, Christian Gerhardt, bekleidete in dem genannten Ort die Stelle eines Bürgermeisters. Sein Geburts**jahr** dagegen ist nicht mit unumstößlicher Gewißheit festzustellen, da die Kirchenbücher seines Heimatsorts bei der Einäscherung desselben durch die Schweden am 11. April 1637 mitverbrannt sind. Früher nahm man allgemein an, daß es das Jahr 1606 gewesen sei, und aus diesem Grund mag wohl Gerhardts Name gerade jetzt in einigen weltlichen und kirchlichen Blättern genannt werden, und auch wir bringen diesen Artikel in dem jetzigen Jahrgang, um nicht möglicherweise unter die Nachzügler zu geraten. Aber eine Angabe des Pastors Joh. Rud. Marcus zu Mühlstedt in dessen curiosis saxonicis vom Jahre 1740 macht es wahr-

scheinlicher, daß er erst am 12. März 1607 geboren ist; und dieses Datum wird darum neuerdings als das richtige angenommen. Er war also noch ein Knabe, als der schreckliche dreißigjährige Krieg ausbrach (1618). Früh seines Vaters beraubt, besuchte er von 1622 bis 1627 die Fürstenschule zu Grimma, in dessen Nähe sich das Kloster Nimbschen befand, wo einst Katharina von Bora, Luthers Gattin, als Nonne gelebt hatte. Im Jahre 1628 bezog er die Universität zu Wittenberg, um sich der Theologie zu befleißigen. Was ihn veranlaßt hat, sich dem geistlichen Stande zu widmen, wissen wir nicht genau; wir können es nur aus der Gesinnung, die er späterhin an den Tag legte, schließen. Etwas Verlockendes hatte der Predigerberuf in jenen Zeitläuften durchaus nicht, denn in Deutschland sah es damals undenkbar traurig aus. Schon hatte auf den einst so gesegneten Fluren der mörderische Krieg zehn Jahre hindurch gewütet. Der frühere Wohlstand war durch Zerstörungen, Kriegskontributionen und Erpressungen vernichtet und die Bevölkerung durch die unaufhörlichen Kämpfe und zum Teil auch durch verheerende Seuchen bedeutend gemindert. Am allerschwersten hatten die Ackerstädte, die Dörfer und das offene Land zu leiden. Viele Ortschaften lagen gänzlich in Schutt und Trümmern, andere waren von ihrer Bewohnerschaft verlassen, weil sie nichts mehr zu leben hatte; denn das Vieh war gestohlen, und Garten und Feld zu bestellen lohnte sich meist nicht, da der Ertrag immer wieder eine Beute der Soldaten wurde. Das allerschlimmste war aber der sittliche Niedergang des Volkes. Manche Kirchen mußten als Warenhäuser für Kriegsmaterial oder als Pferdeställe dienen, Schulgebäude waren ein Raub der Flammen geworden, und in der steten Todesgefahr oder bei der Flucht vor dem Feinde konnten die Eltern wenig an die Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder denken. Ganze Haufen Volks streiften unstät und flüchtig umher, nur bedacht, das elende Leben von einem Tag zum andern zu fristen, und wenn ihre Söhne mühsam großgezogen waren, wußten dieselben nichts Besseres zu tun, als sich dem Kriegshandwerk zuzuwenden und das Rauben und Plündern zu vermehren. Welchen Reiz hätte unter solchen Umständen das Pfarramt auf einen jungen Mann ausüben können, zumal da ein angehender Geistlicher oft lange warten mußte, bis er seine Füße unter den eigenen Tisch strecken konnte, und wenn er es dahin gebracht hatte, sein Auskommen häufig nur kümmerlich und dürftig war! Wenn aber Gerhardt sich dennoch diesen Lebensberuf wählte, so kann, wie man aus der uns in seinen Liedern entgegentretenden Herzensverfassung zu schließen berechtigt ist, nichts anders ihn dazu bestimmt haben, als die Liebe Christi, die sich an seiner eigenen Seele bezeugt hatte und ihn nun dazu drängte, den Mühseligen und Beladenen, den Elenden und Trostbedürftigen das zu bringen, was in aller Vergänglichkeit das Ewigbleibende, in allem Geschrei und Getümmel dieser Welt das wahrhaft Beruhigende ist und allen Jammer stillt: das Evangelium von dem Friedefürsten.

Nahezu zwanzig Jahre verlieren wir nun Gerhardt aus unserm

Gesichtskreis. Wir wissen nicht, was er nach Beendigung seiner Universitätszeit getrieben und womit er sich seine Existenzmittel erworben hat. Noch 1643 fügt er seiner Namensunterschrift die Bezeichnung Theologiae Studiosus bei. So steht sie unter einem von ihm verfaßten Hochzeitsgedicht, dem wir die köstlichen Worte entnehmen:

Ein Röslein, wenn's im Lenzen lacht
Und in den Farben pranget,
Wird oft von Regen matt gemacht,
Daß es sein Köpflein hanget;
Doch wenn die Sonne leucht herfür,
Sieht's wieder auf und bleibt die Zier
Und Fürstin aller Blumen.

Auch weiß niemand zu sagen, warum er zwei Jahrzehnte hindurch hat warten müssen, bis er zu einer Anstellung im praktischen Amt gelangte. An Gaben und Kenntnissen hat es ihm sicher nicht gemangelt. Auch gibt der Umstand, daß eine Anzahl seiner Lieder bereits 1647 in Joh. Krügers praxis pietatis melica gedruckt erschien und andere 1649 ins märkische Gesangbuch aufgenommen wurden, Zeugnis dafür, daß sein Name durchaus nicht unbekannt geblieben war. Es wird also wohl die Not der Zeit gewesen sein, die ihn mit manchen andern in ähnlicher Lage auf eine lange Geduldsprobe gestellt hat.

Endlich finden wir ihn gegen den Schluß der vierziger Jahre in der Stadt Berlin als Hauslehrer in der Familie des Kammergerichts-Advokaten Barthold. Hier erwarb er sich durch seine mit Bescheidenheit und Demut gepaarte wissenschaftliche Ausrüstung, sowie durch seine seltene dichterische Veranlagung nicht nur die Liebe und Hochachtung des ganzen Hauses, sondern auch das Vertrauen vieler hochgestellter Persönlichkeiten, die mit demselben regen, freundschaftlichen Verkehr pflegten. Und da ihm des öftern Gelegenheit geboten wurde, den Berliner Predigern auf der Kanzel auszuhelfen, so gewann er auch unter ihnen, sowie in den Gemeinden eine Bekanntschaft, die ihm in Bälde zu gute kommen sollte.

In der märkischen Stadt Mittenwalde nämlich war die Propstei vakant geworden, und als der dortige Magistrat sich an das geistliche Ministerium in Berlin wandte um die Empfehlung eines geeigneten Kandidaten, schlug dasselbe ohne langes Bedenken Paul Gerhardt vor. In dem betreffenden Empfehlungsschreiben wird er „ein ehrenfester, vorachtbarer und wohlgelahrter Herr" genannt, „dessen Fleiß und Eruditio bekannt, der eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemütes und christlich untadelhaften Lebens ist; daher er auch bei Hohen und Niedrigen unsers Ortes lieb und wert gehalten und von uns allezeit das Zeugnis erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohl verdient gemacht hat." Auf dieses warme Zeugnis hin erhielt er die Berufung, wurde am 18. November 1651 in der Nikolai-Kirche zu Berlin

ordiniert und zog zu Anfang des Jahres 1652 im Alter von fast 45 Jahren in Mittenwalde auf. Ueber seine dortige Wirksamkeit liegen uns keinerlei Berichte vor. Nur so viel ist bekannt geworden, daß der Diakonus und zweite Prediger des Ortes, welcher selbst auf die Propststelle gerechnet hatte, ihm durch unkollegiales Verhalten manche trübe Stunde bereitet und seine Tätigkeit erschwert hat.

Anno 1655, also verhältnismäßig spät, verehelichte sich Gerhardt, und zwar mit einer Tochter seines Berliner Freundes und Gönners Berthold, Anna Maria, die dreizehn Jahre hindurch in herzinnigem Verein Freude und Leid mit ihm geteilt hat; denn auch an Wehe hat es seiner Ehe nicht gefehlt, da von seinen fünf Kindern vier in ein frühes Grab sanken.

1657 erging an ihn eine Berufung an die dritte Diakonatsstelle der Nikolai-Kirche zu Berlin. Da sich der Aufenthalt in Mittenwalde infolge des Neides und der Mißgunst seines Amtsgenossen zuweilen recht unerquicklich gestaltet hatte und er in der Hauptstadt einen ausgedehnten Freundeskreis und durch seine Heirat auch Verwandte besaß, so glaubte er recht zu handeln, wenn er der Vokation folgte. Er konnte ja nicht ahnen, daß ihn dieser Schritt ernsten Kämpfen und einer schweren Prüfungszeit entgegenführte.

Die Kontroverse nämlich, welche seit langem zwischen den lutherischen und reformierten Professoren und Geistlichen bestanden hatte, wurde auch in Berlin mit steigender Heftigkeit und Erbitterung geführt. So schwer mir es aus verschiedenen Gründen wird, so muß ich doch auch hier wieder als geschichtliches Faktum konstatieren, daß die Lutheraner in Berlin ihren Glaubensgenossen anderswo an Verunglimpfungen gegen ihre vermeintlichen Widersacher nicht nachstanden und es noch viel weniger als die Reformierten fertig brachten, die Sonne über ihrem Zorn untergehen zu lassen. Man belegte die Gegenpartei mit entehrenden Beinamen und folgerte aus ihrer Lehre die ungereimtesten und gottlosesten Dinge. Selbst auf den Kanzeln warf man mit den ärgsten Schimpfereien um sich und entblödete sich nicht, den Streit teilweise zu einem persönlichen zu machen, indem man besonders verhaßte Gegner öffentlich mit Namen nannte. Das war eine schlimme Sache und zog eine unheilvolle Zerrüttung des ganzen Gemeinwesens nach sich. Denn die Gemeinden und Bürger wurden dadurch so gegeneinander verhetzt, daß sich eine förmliche Kluft unter ihnen bildete und der friedliche Verkehr miteinander, welcher doch für den Bestand eines Gemeinwesens unbedingt erforderlich ist, aufs empfindlichste beeinträchtigt wurde. Dieser auf die Dauer unhaltbare Zustand bekümmerte den damaligen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm den Großen 1640—1688), sehr. Für seine Person der reformierten Lehre zugetan, legte er doch der lutherischen Kirche kein Hindernis in den Weg. Aber auf Verträglichkeit zwischen den beiden Konfessionen zu dringen, das hielt er mit Recht für seine landesväterliche Pflicht. Darum bemühte er sich zunächst, durch Rücksprache mit den Haupträdelsführern sein Glück zu versuchen; und als das nichts

verschlug, ordnete er im Jahre 1662 an, daß die gesamte Berliner Geistlichkeit beider Konfessionen sich zu einem Kolloquium zusammenfinden solle, um wo möglich auf diese Weise eine Verständigung zu erreichen. In dem betreffenden kurfürstlichen Ausschreiben heißt es unter anderm: das Kolloquium solle zu dem Ende stattfinden, „daß das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen auch die falschen Deuteleien und erzwungenen Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt, hingegen das wahre Christentum und die Uebung der wahren, klaren und unstreitigen Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte. Derhalben solle man amabiliter über folgende Fragen miteinander konferieren: ob denn in den reformierten confessionibus publicis etwas gelehrt und bejahet worden, warum der, so es lehre oder glaube und bejahe, judicio divino verdammt sei, oder ob etwas darinnen verneint und verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott niemanden selig machen wolle." Paul Gerhardt hatte bisher niemals in den Ton gehässiger Polemik eingestimmt und bei aller Verteidigung seines lutherischen Standpunktes sich nie zu ungebührlichem Schimpfen und zu persönlichen Anzüglichkeiten hinreißen lassen. Nun aber mußte auch er infolge des anberaumten Religionsgesprächs aus der Stille seines Amtslebens heraus und in die Verhandlungen eintreten, ja sogar als Protokollführer fungieren. Fast ein ganzes Jahr, in siebzehn Sitzungen, stritt man sich herum und kam doch keinen Schritt weiter. Die Kalvinisten wiesen immer wieder darauf hin, daß man in der evangelischen Lehre unterscheiden müsse zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem, und waren bereit, ihren Gegnern, weil sie sich in bezug auf ersteres in völliger Uebereinstimmung mit ihnen wußten, die Friedenshand zu reichen. Die Lutherischen dagegen lehnten einen solchen Unterschied überhaupt ab und bestanden darauf, daß sie mit ihren Lehren Punkt für Punkt in der Bibel ständen und jede Abweichung davon unbiblisch, unchristlich und verwerflich sei. Auf die Frage, wer denn mit Recht ein Christ zu nennen sei, gaben sie die von Gerhardt formulierte Antwort: „Ein Christ ist derjenige, welcher den wahren seligmachenden Glauben rein und unverfälscht besitzt und auch die Früchte desselben in seinem Leben und Wandel sehen läßt; so kann ich also die Calvinisten als solche nicht für Christen halten." Das konnte nichts anders heißen, als: „Wer die lutherischen Bekenntnisschriften von A bis Z, das Tüttelchen über dem i nicht ausgenommen, unterschreibt und glaubt und danach lebt, der und nur der allein hat teil an Christo und seiner Erlösung; und wer das nicht kann, dem spreche ich jede Gemeinschaft mit Christo ab." Das ist klar, und doch leiden die einzelnen Wendungen in der Antwort an großer Unklarheit und Unbestimmtheit. Welches ist denn der wahre seligmachende Glaube? Und kann man denn den wahren seligmachenden Glauben auch „unrein und verfälscht" besitzen? Wenn der Glaube unrein und verfälscht ist, dann ist er doch nach dem eigenen Urteil der Lu-

theraner nicht mehr seligmachend, sondern schließt vom Christentum aus. Was soll man sich ferner unter den „Früchten des wahren seligmachenden Glaubens“ vorstellen? War vielleicht der Wandel und das Leben eines frommen Lutheraners verschieden von dem eines frommen Reformierten? Es kann sicher kein wahrheitsliebender Mensch behaupten und nachweisen, daß zu irgend welcher Zeit der Kalvinismus weniger Glaubensfrüchte gezeitigt habe als das Luthertum. — Schließlich definierten die lutherischen Geistlichen ihren Standpunkt dahin, „daß sie unverrückt bei allen ihren Lehren verbleiben würden, jedoch erbötig seien, den Reformierten alle nachbarliche und christliche Liebe und Freundschaft zu erweisen, und ebenfalls ihrer aller Seligkeit wünschen und begehren wollten; übrigens aber die Freiheit und das Recht sich vorbehielten, die abweichenden Lehrsätze derselben öffentlich in der Predigt nachzuweisen und mit handfesten Gründen zu bestreiten und zu widerlegen.“ Das war also das Ergebnis der langen Unterhandlungen!

So waren die wohlgemeinten Absichten des Kurfürsten auch diesmal wieder zu Wasser geworden. Ja, es entbrannte nun der Kanzelkrieg mit noch größerer Heftigkeit und Gehässigkeit als zuvor. Wer kann es da dem Kurfürsten verargen, wenn er zu ernsteren Maßregeln griff? Im Herbst 1664 veröffentlichte er einen Erlaß des Inhalts, daß die gegenseitigen Verketzerungen auf den Kanzeln durchaus nicht mehr geduldet werden sollten und die Geistlichen aufgefordert wurden, sich durch einen Revers zur Befolgung des kurfürstlichen Willens zu verpflichten, widrigenfalls sie der Amtsentsetzung gewärtig sein müßten. Für Paul Gerhardt hätte es eines solchen Verbotes gar nicht bedurft, denn das Schimpfen war nach allgemeinem Zeugnis nicht seine Sache. In diesem Punkte fand er darum in dem Edikte nichts Anstößiges. Aber die Abforderung eines schriftlichen Reverses erschien ihm bedenklich. Bei dem hochgradigen Mißtrauen der Parteien gegeneinander befürchtete er, daß die Namensunterschrift von der am Hofe beliebten theologischen Richtung dazu mißbraucht werden möchte, die Lehr- und Gewissensfreiheit allmählich zu untergraben, und er hielt sie deshalb für einen Verrat an dem, was ihm als göttliche Wahrheit galt. Aus diesem Grunde verweigerte er seine Unterschrift, was seine Absetzung im Februar 1666 zur Folge hatte. Dieser Schritt erregte aber in Berlin eine allgemeine Unzufriedenheit. Sämtliche Gewerke samt der übrigen Bürgerschaft richteten durch Bevollmächtigte an den Magistrat eine Bittschrift, in welcher bezeugt wurde, daß „der Prediger Gerhardt niemals wider den Glauben und die Glaubensgenossen des Kurfürsten geredet, geschweige geschmäht, sondern alle und jede zum wahren Christentum geführt und keine Seele mit Worten und Werken angegriffen habe.“ Obgleich diese Bittschrift mit wärmster Befürwortung an den Kurfürsen ging, so gab es doch auch böswillige Menschen, die ihm einzureden suchten, daß Gerhardt einer besondern Berücksichtigung unwürdig sei, wegen seiner Widersetzlichkeit, daran andere ein böses Beispiel näh-

men. Genug, der Landesherr erklärte, „er müsse aus guten Gründen auf dem Revers bestehen, und habe Gerhardt mithin nur zwischen der Unterschrift und dem Amte zu wählen." Schließlich hatten aber wiederholte Petitionen der Bürger und des Magistrats die gewünschte Wirkung. Anfang 1667 erklärte der Kurfürst, „da er von Paul Gerhardts Person keine Klage außer der vernommen habe, daß er den Edikten zu subskribieren sich entzogen, so müsse er voraussetzen, daß derselbe die Meinung der Edikte nicht recht begriffen habe, und wolle ihn somit plene restituiert und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben." Gern hätte Gerhardt, wie er sich ausdrückt, „das übrige Restlein seines Lebens bei seiner lieben Gemeinde verzehrt," wenn er nicht „den nagenden Wurm seines Gewissens gefürchtet hätte," der ihm die Wiederannahme seines Amtes nicht gestattete, bis er volle Gewißheit erlangt habe, daß er ohne jede Einschränkung nach seiner Ueberzeugung lehren dürfe. Wie sollte er aber zu solcher Gewißheit gelangen? Wer sollte sie ihm auf eine seiner persönlichen Ansicht und Stimmung genügende Weise verschaffen? Selbst wenn ihm die feierlichsten Versicherungen gegeben worden wären, so würde sein überängstliches Gewissen das Mißtrauen doch nicht gänzlich überwunden und immer noch Bedenklichkeit gefunden haben. Daher lautete der Kurfürstliche Bescheid vom 4. Februar 1667 einfach dahin: „Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende, geschickte Leute zu Ablegung der Probepredigt einladen." So hat also Gerhardt die Verbindung mit der Nikolai-Gemeinde selber gelöst. Da er bei einem Teil seines Gehaltes belassen und von seinen Freunden und Gönnern reichlich unterstützt wurde, so litt er keinen Mangel.

Von je her hat die Sage das Leben hervorragender Persönlichkeiten, besonders solcher, die mancherlei Kreuz und Ungemach getragen haben, umwoben. So ist es auch Paul Gerhardt gegangen. Als er (so wird erzählt) von Haus und Hof und Amt vertrieben war, ohne zu wissen, wo er sein Haupt hinlegen sollte, da verfaßte er auf seiner Wanderung nach Sachsen in dem Garten eines Gasthofes das Lied „Befiehl du deine Wege" und las es seiner bekümmerten Gattin zum Trost vor. Und siehe da! noch an demselben Abend erschien ein Bote des Herzogs Christian von Sachsen mit einem Schreiben, welches ihn einlud, in dessen Land zu kommen und dort eine Pfarrei anzutreten. Das klingt ja nun freilich sehr schön und rührend, aber geschehen ist es nie. Denn erstlich ist Gerhardt nicht vertrieben worden, sondern er hat nur seine Stelle verloren, indem er aus übertriebener Aengstlichkeit freiwillig auf sie Verzicht leistete. Ferner starb ihm sein treues Weib schon vor seinem Scheiden von Berlin während der zwei Jahre, die er ohne Amt daselbst zubrachte. Und endlich existierte das betreffende Lied bereits 1659, also fast acht Jahre vor Aufgabe seines Berliner Amtes.

Noch einmal durfte Paul Gerhardt seine Gaben in den Dienst pastoraler Tätigkeit stellen. 1669 nämlich erhielt er eine Anstellung in Lübben in der Niederlausitz und wirkte daselbst noch acht Jahre. Doch auch hier soll er mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben. Man sagt, er habe sich häufig ganz allein in die Stille des Gotteshauses begeben, um sein beschwertes Herz vor dem Bilde des Gekreuzigten auszuschütten und sich Kraft und Stärkung zu erflehen. Auch wird die Sorge um die Wohlfahrt des einzigen Kindes, das ihm geblieben war, seines erst 1662 geborenen Sohnes Paul Friedrich, manchmal seine Seele bedrängt haben. Er hat demselben ein Schreiben hinterlassen, welches uns besser als eine weitläufige Schilderung ein Bild seines Charakters zu geben vermag und darum hier wiedergegeben werden soll.

„Nachdem ich," schreibt er, „nunmehr das siebzigste Jahr meines Alters erreichet, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in kurzem aus dieser Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gelebt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf die jetzige Stunde an Leib und Seele und an allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Daneben bitte ich von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erde bis zu dem lieben jüngsten Tag bescheren, da ich mit allen Meinigen wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubet und ihn doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde. Meinem einigen hinterlassenen Sohn überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben. — Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn, meinem Gott, zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll es (er?) nun bleiben und sich nicht daran kehren, daß er nur wenig gute Tage dabei haben möchte; denn da weiß der liebe Gott schon Rat zu und kann die äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen. — Die heilige Theologiam studiere in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten, und hüte dich ja von Synkretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu.*) In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes. In=

*) Synkretisten, d. h. Religionsmenger. Diese Bezeichnung wurde von den Orthodoxen des 17. Jahrhunderts dem Prof. Georg Calixt († 1656) an der Universität zu Helmstädt in Braunschweig und dessen Anhängern gegeben, welche im Gegensatz zu der Streit= und Verdammungssucht jener auf gegenseitige Anerkennung und Duldung der verschiedenen Konfessionen drangen. Gerhardts hartes Urteil mag in seinen trüben Erfahrungen eine teilweise Entschuldigung finden.

sonderheit 1. tue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen. 2. Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du dann, daß der Zorn dich erhitzt habe, so schweige stockstille, und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast. 3. Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rat frommer, getreuer und verständiger Leute. 4. Tue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben: das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich geschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenkt hat und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kind und Erben auf- und angenommen hat. 5. Den Geiz fleuch als die Hölle; laß dir genügen an dem, was du mit Ehre und gutem Gewissen erworben hast, obgleich es nicht allzu viel ist. Beschert dir aber der liebe Gott ein Mehreres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Gutes bewahren wolle. Summa: bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen."

Nach den in diesem Testament ausgesprochenen Grundsätzen hat er selber sein Leben einzurichten gesucht, und auf sie hin wartete er mit Sehnsucht auf die Stunde seiner Erlösung vom Leibe dieses Todes. Sie schlug dem müden Greis im siebzigsten Lebensjahr am 7. Juli 1676. Im Gefühl seines herannahenden Endes betete er die Worte seines eigenen Liedes: „Warum sollt ich mich denn grämen?" und sprach mit vernehmlicher Stimme:

Kann uns doch kein Tod nicht töten,
Sondern reißt unsern Geist
Aus viel tausend Nöten,
Schließt das Tor der bittern Leiden
Und macht Bahn, da man kann
Gehn zu Himmelsfreuden.

In der Hauptkirche zu Lübben haben Gerhardts irdische Ueberreste ihre Ruhestätte gefunden. Dort ist auch sein Bildnis in Lebensgröße zu sehen mit der Unterschrift: Theologus in cribro Satanae versutus, d. h. ein im Siebe des Satans geschüttelter Theologe, und mit einem lateinischen Epigramm, welches in freier Uebersetzung lautet:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardts teures Bild,
Der ganz von Glauben, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob mit himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in heilger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in deiner Brust.

Noch einmal der biblische Schöpfungsbericht.*)

Von P. E. Otto.

Jean Paul hat seiner Zeit gesagt: „Das erste Blatt der Bibel hat mehr Gewicht als alle Folianten der Naturforscher und Philosophen." Ist das noch wahr, oder hat der fortgeschrittene Stand der Naturwissenschaft daran geändert? Die Antwort hängt davon ab, was man in der Bibel sucht. Wenn es heißen soll, daß man, gestützt auf den Wortlaut der Bibel, berechtigt und verpflichtet sei, allen Ergebnissen der Naturforschung ein „Nein" entgegenzusetzen, Tatsachen zu ignorieren, die in der Natur, die doch auch eine Offenbarung Gottes ist, geschrieben sind, und sich zu weigern, Schlußfolgerungen aus denselben zu ziehen, wie sie nach den Gesetzen des Denkens gezogen werden müssen, dann wären wir allerdings auf dem Standpunkte des Muhammedaners angelangt, der alle Bücher, außer dem Koran, verbrennen hieß. Wenn es aber heißen soll, daß wir trotz aller Fortschritte der Naturkenntnis, an denen wir als Menschen unserer Zeit freudig teilnehmen dürfen, uns in unsern religiösen Ueberzeugungen, die wir in jenem Schriftwort ausgedrückt finden, nicht irre machen lassen, und daß wir die religiösen Ueberzeugungen höher werten als alle Naturerkenntnisse, dann wird wohl das Wort des Dichters seine Wahrheit für immer behalten.

Es ist neuerlich in unserer Zeitschrift der Begriff der Sage auf den biblischen Schöpfungsbericht angewendet, und das ist von anderer Seite sehr energisch zurückgewiesen worden; soll anders der Bibel der Charakter des Wortes Gottes beigemessen bleiben, so müsse der Inhalt jenes Abschnittes als Geschichte aufgefaßt werden, d. h. wir müssen uns die Hergänge der Weltentstehung so denken, wie sie dort beschrieben sind. Nun war Notiz davon zu nehmen, daß der Verfasser des ersterwähnten Artikels selber den Ausdruck „Sage" als mißleitend zurückgezogen und als eine Ausflucht der Verlegenheit bezeichnet hat, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das die Beurteilung, die hier ausgesprochen werden soll, recht ausdrückte; er hat den Ausdruck „Schöpfungslied" vorgeschlagen, der auch nicht zutreffend ist. Es dürfte sonach wohl weniger um den Ausdruck zu rechten sein, als zu erwägen, was jener Verfasser hat sagen *wollen*, wenn er die Forderung aufgestellt hat, schon die Kinder in den höheren Schulklassen seien darauf hinzuweisen, daß jener Schöpfungsbericht nicht dazu bestimmt sei, unsere Vorstellungen über die Weltentstehung zu normieren. Er hat damit einer Gefahr begegnen wollen, der das heranwachsende Geschlecht ausgesetzt sein wird. Es ist doch so, wenn in der Schule einfach gelernt wird: so sagt Gottes Wort von der Weltschöpfung, daß dann nicht nur die Kinder, sondern auch erwachsene „Gläubige" den Schluß ziehen, ist's Gottes Wort, so muß

*) Man vergl. November 1904, Seite 451 ff.; Januar 1905, Seite 54 f., 56 ff.; Mai 1905, Seite 179 ff. Auf diese angedeuteten Stücke nimmt der nachfolgende Artikel Bezug und muß im Zusammenhang mit ihnen verstanden werden. . . . Benutzt wurde bei Anfertigung desselben ein s. Z. von Prof. E. Riehm in Halle gehaltener Vortrag, dem insonderheit etliche literarische Zitate entnommen sind.

es wahr, d. h. in ihrem Sinne der Wirklichkeit entsprechend sein, und umgekehrt, ist's nicht wahr, so ist's nicht Gottes Wort. Nun sind die Resultate der Naturforschung heutzutage so popularisiert, werden durch massenhaftes Material von Tatsachen immer aufs neue in Erinnerung gebracht, daß es kaum jemanden gibt, der nicht durch Lektüre oder mündlichen Verkehr veranlaßt würde, sich dazu in Beziehung zu setzen. Nun gibt es allerdings eine Klasse von Menschen, die für eine Erweiternug ihres Denkkreises nicht zu haben sind und die aus vermeintlicher Pietät bleiben bei dem was sie gelernt haben, d. h. nichts hinzu lernen, denen man auch selber keinen bessern Rat geben kann als den: kümmert euch nicht um Sachen, die ihr doch nicht versteht; aber daß diese Klasse die Majorität bilden sollte, können wir doch selber nicht wünschen. Bei den meisten wird die imponierende Eindringlichkeit der „modernen Weltanschauung" den Sieg davon tragen, und gar häufig wird der Schluß gezogen werden: die Tatsachen lehren etwas anders als die Bibel, die Bibel lehrt falsch, sie ist nicht Gottes Wort. Vor diesem beklagenswerten Dilemma, entweder sich dem Fortschritte der Erkenntnisse zu verschließen oder das Vertrauen zu der Leuchte unsers Fußes preiszugeben, möchte der Verfasser des Artikels das heranwachsende Geschlecht bewahren, und daran hat er Recht. Desgleichen hat er auch darin Recht, wenn er behauptet, daß man, um den Wert unsers biblischen Abschnittes zu bemessen, denselben nicht mit wissenschaftlichen Systemen alter oder neuer Zeit, dem ptolemäischen oder kopernikanischen, vergleichen dürfe, sondern mit den religiösen Ueberlieferungen anderer Völker. Es liegt hierin eingeschlossen, daß die Entstehungsweise unsers Schriftabschnittes seinem Inhalt nach mit der Entstehungsweise der Völkerüberlieferungen als gleichartig anzusehen ist. Die Urheberschaft einzelner Personen bei der Gestaltung solcher Ueberlieferungen ist ja natürlich nicht in Abrede zu stellen, aber bedeutender ist doch der Gesichtspunkt, daß auch diese Personen nicht von sich selbst her da sind, sondern aus ihrer Zeit und aus ihrer Umgebung hervorgegangen sind, so daß die religiöse Ueberlieferung niemals als das Erzeugnis eines einzelnen erscheint, sondern immer als ein Gewächs auf dem breiten Boden einer Volkstümlichkeit und aus derselben erklärlich betrachtet werden muß. Der Unterschied zwischen dem Inhalte unseres Schriftabschnitts und dem der Völkersagen ist nicht der, daß beim ersteren Gott aus dem Welthintergrunde in hörbaren, artikulierten Worten etwas mitgeteilt habe, während bei den letzteren solche übernatürliche Mitteilung gefehlt habe und nur menschliche Phantasie wirksam gewesen sei. Der Grund, weshalb wir das eine Offenbarung und das andere Mythus nennen, liegt nicht in einem Unterschiede der Entstehungsweise, sondern in dem Unterschiede des Charakters. Nur der Geist kann erkennen und bezeugen, daß Geist Wahrheit ist; in dem Inhalte des einen erkennt der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, sich selber wieder, in dem andern kann er nur Bruchstücke und Verzerrungen seiner selbst erkennen. Gott offenbart nicht dies oder das, berichtet nicht auf eine übernatürliche Weise, wie

etwas hergegangen sei, sondern er offenbart sich, seine ewige Kraft und Gottheit. Diese objektive Offenbarung in seinen Werken ist ja allen Menschen gegenüber eine wesentlich gleichartige, wenngleich auch die Bedeutung der Unterschiede in der Naturumgebung nicht zu unterschätzen ist, so daß wohl anzuerkennen ist, Gott offenbare sich dem Grönländer anders als dem Bewohner Griechenlands. Aber die gesamte äußere Offenbarung wäre doch für den Menschen gar nicht da, wenn ihm Gott nicht das Auge dafür öffnete, und darum kommt zu derselben die unter dem Einfluß der menschlichen Freiheit sich vollziehende innere Einwirkung auf das menschliche Geistesleben, seine erzieherische Wirksamkeit auf Menschen, denen er nach dem Maße ihrer geschichtlichen Weltstellung das Verständnis für seine Offenbarung öffnet.

Insofern ist Gottesoffenbarung immer eine geschichtlich vermittelte, und es ist kein Widerspruch gegen den göttlichen Ursprung und Charakter einer Mitteilung über Gottes Wesen und Tun, wenn dieselbe zugleich als ein Produkt menschlicher Geistesentwickelung angesehen wird. Die Schöpfungsgeschichte, ein Erzeugnis des religiösen Empfindens im Volke Israel, das ist gemeint, wenn dieselbe mit dem perhorreszierten Ausdrucke „Sage" bezeichnet wird. Wir brauchen hier nicht darauf einzugehen, daß dieser erste Schöpfungsbericht derjenigen Quellenschrift des Pentateuchs, dem sogenannten Priestercodex, P. C., angehört, die gemeinhin für die jüngste gehalten wird, so daß die stoffliche Verwandtschaft, welche zwischen ihm und der babylonischen Schöpfungssage stattfindet, nicht bloß auf die ursprüngliche semitische Stammverwandtschaft und die Importierung altsemitischen Erbguts durch die Patriarchen nach Kanaan zurückzuführen sein dürfte, sondern auf die Beeinflussung des israelitischen Geisteslebens durch die Berührung mit babylonischer Zivilisation im Laufe seiner späteren Geschichte, eventuell noch während des babylonischen Exils.

Es ist ja ganz natürlich, daß die christliche Welt bis auf die Zeiten des Kopernikus und noch lange nachher, ehe man gelernt hatte, in den Gesteinschichten der Erdrinde und in ihren eingelegten Versteinerungen eine Geschichte der Entwicklung der Erde und des Lebens auf ihr zu lesen, unsern Schöpfungsbericht nicht bloß als eine Schatzkammer weisheitvoller und erhebender religiöser Wahrheit, sondern zugleich als eine getreue und bestverbürgte Darstellung der Schöpfungshergänge in ihrer wirklichen Reihenfolge angesehen hat, und schwer hat man sich von dieser Auffassungsweise losmachen können. Wohl geht es nicht mehr an, wie man früher zuweilen getan, die Versteinerungen von Pflanzen und Tieren für merkwürdige Naturspiele anzusehen, in denen der mineralische Stoff sonderbare, dem organischen Leben täuschend ähnliche Form angenommen habe, oder dieselben als willkommene Bestätigung der über die ganze Erde verbreiteten Sintflut anzusehen; aber noch immer glauben manche Naturforscher und Theologen verpflichtet zu sein, eine möglichste Uebereinstimmung zwischen dem Bibelberichte und den Ergebnissen der Naturforschung nachzuweisen, als ob der eigentliche Wert des ersteren von dieser Uebereinstimmung abhinge.

Es ist ja dies begreiflich sowohl infolge der Form als des Inhaltes unsers Berichtes. Derselbe trägt die Form geschichtlicher Erzählung, bildet den Eingang zu einem geschichtlichen Werke und trägt wenig Züge, die das Denken auf die Erwägung hindrängten, daß hier nicht Geschichte. sondern Gleichnis vorliegen müsse. Vor allem durch seinen Inhalt scheint der Bericht die ihm zu teil gewordene Beurteilung zu rechtfertigen und zu fordern. Unter allen aus dem Altertum auf uns gekommenen Ueberlieferungen über die Weltentstehung nähert sich keine so sehr wie die biblische der modernen natürlichen Schöpfungsgeschichte, so daß man wohl sagen kann, diese Darstellung sei von Blitzen der geistvollsten Naturerkenntnis durchzuckt und habe ahnungsvoll Tatsachen der wissenschaftlichen Forschung vorausgenommen. Wenn unter diesem Eindrucke der berühmte Physiker Ampère den Ausspruch getan: „entweder war Moses in den Wissenschaften ebenso unterrichtet als unser Jahrhundert, oder er war inspiriert," so zeugt dies Urteil allerdings mehr von französischer Lebhaftigkeit als von streng nüchterner Abwägung des Ausdruckes, aber aus der Luft gegriffen ist es nicht, sondern es ist ausreichend veranlaßt. Daß in unserer Darstellung der chaotische ungeformte Stoff den Ausgangspunkt bildet, ist allerdings nichts ihr eigentümliches, sondern mit fast allen Kosmogonien der Völker gemein, aber nirgends ist mit gleicher Klarheit der Gedanke ausgeführt, daß von diesem chaotischen Zustande aus die Erde ihren jetzigen Zustand in einer Reihe von Schöpfungsepochen in stufenmäßigem Fortschritte erreicht habe, wobei die in der jedes Mal vorhandenen Schöpfung niedergelegten Kräfte zur Hervorbringung des Neuen in Mitwirkung gerufen werden. Unser Bericht läßt erst die Vorbedingungen des organischen Lebens ins Dasein treten, um dann das organische Leben in aufsteigender Linie in immer größerer Vollkommenheit sich entwickeln, um es endlich im Menschen gipfeln zu lassen.

Sachgemäß erscheint die Pflanzenschöpfung vor der der Tiere; kein Tier nährt sich ja von Stoffen, die nicht schon in einer Form als organische existiert haben, und die zur Erhaltung des Tierlebens nötigen organischen Stoffe mußten also durch pflanzliche Wesen aus dem Unorganischen umgewandelt werden. Auch die moderne Geologie lehrt, daß in einem früheren Zustande die Erde noch völlig mit Wasser bedeckt war, daß das organische Leben eher im Wasser als auf dem allmählich hervortretenden Festlande entstanden ist, und die im Bibelberichte eingehaltene Reihenfolge der lebenden Geschöpfe, Wassertiere, Vögel, Landtiere und zuletzt der Mensch, wird auch von der Geologie im ganzen als richtig anerkannt werden müssen.

Wer wollte sich der einsichtigen, lichtvoll nüchternen Beurteilung der Weltordnung, die er in seiner Bibel findet, nicht freuen. Aber von dieser freudigen Anerkennung ist es doch ein weiter Schritt bis zu der Behauptung, daß Bibelbericht und Geologie übereinstimmen; vielmehr ist rückhaltlos zuzugestehen, daß nicht bloß im einzelnen und minder wesentlichen, sondern im Gesamtcharakter die modern wissenschaftliche

Vorstellung von der Welt- und Erdbildung eine von der biblischen Darstellung sehr verschiedene ist. Wie könnte es auch anders sein, da beide einen ganz verschiedenen Ausgangspunkt und ein verschiedenes Ziel haben. Schon der naturwissenschaftliche Laie, der mit dem kopernikanischen Weltbilde vertraut, an unsere Darstellung herantritt, wird an vielem Anstoß nehmen: an den sechs Tagen, an dem Wechsel von Tag und Nacht, ehe es eine Sonne gab, an den Wassern über der Feste, an der späten Erschaffung der Sternenwelt, nachdem die Erde ihre gegenwärtige Gestalt und Vegetation schon erhalten hatte. Der Naturkundige wird ferner darauf hinweisen, daß eine Vorstellung von der Erdbildung, die bloß dem Bibelberichte entnommen ist, schon darum unrichtig werden muß, weil derselbe von einer Reihe von Tatsachen, die von der größten Bedeutung sind, gänzlich schweigt. Nichts berichtet derselbe von einem anfänglich feurig-flüssigen Zustande des Erdballs, nichts von wiederholten Wirkungen der flüssigen Massen der Tiefe auf die jedesmalige Erdoberfläche, nichts von wiederholten Hebungen und Senkungen, wodurch, was in einer Periode Festland war, wieder zum Meeresgrunde ward und umgekehrt, bis erst kurz vor dem Auftreten des Menschen die Verteilung von Wasser und Land im wesentlichen die heutige Gestalt erhielt, nichts wird davon berichtet, daß in der Pflanzen- und Tierwelt ganze Reihen von Gattungen, die von der heutigen vielfach ganz verschieden sind, entstanden und wieder untergegangen sind. Der Naturkundige wird ferner darauf aufmerksam machen, daß auch das, was der Bibelbericht sagt, mehrfach unrichtige Vorstellungen hervorrufen muß. Konnte auch die Reihenfolge der Geschöpfe, wie sie der Bibelbericht aufführt, Pflanzen, Wassertiere, Vögel, Landtiere, zuletzt Mensch, im allgemeinen als zutreffend bezeichnet werden, so ist's doch keineswegs so gewesen, daß die eine Reihe zum Abschlusse gekommen wäre, wenn die andere begann. Das Nacheinander des Bibelberichtes war in Wirklichkeit zu gutem Teile ein Nebeneinander. Die Ausbildung der Erdoberfläche, die Verteilung von Wasser und Land ging noch lange fort, als längst pflanzliches und Tierleben in großer Mannigfaltigkeit die Erde füllte. Auch in der Pflanzenwelt hat es einen Fortschritt zu vollkommener Gestaltung gegeben, der dem in der Tierwelt parallel geht. Endlich die Darstellung, daß Tiere und Menschen anfänglich rein von Pflanzenkost gelebt und alle Kreaturen in idyllischem Frieden gelebt hätten, gehört mehr der frommen Phantasie als der nüchternen Wirklichkeit an; manche Tiere sind so organisiert, daß sie nur von tierischer Kost leben, ihr Leben nur auf Kosten anderer Tiere fristen können, und man braucht nur die wohlwollenden Gesichtszüge der alten Ichthyosauren und ähnlichen Gelichters anzusehen, um sich zu sagen, daß der Tod in der Gestalt des Gefressenwerdens in ausgedehntester Weise geherrscht haben muß. Kann man bei dieser Lage der Sachen noch immer sich einbilden, von einer völligen Bestätigung des Bibelberichts durch die rechtverstandenen Tatsachen der Geologie reden zu dürfen? Die Auslegungskunst muß dazu helfen, eine Kunst, der

der schlichte Sinn immer widerstreben wird, und die doch nur schließlich den Spott von seiten derer hervorruft, die an dem Gelingen der Einigungsversuche kein Interesse nehmen. „Wer kein hebräischer Gelehrter ist," sagt Huxley, „kann nur dastehen und staunen über die Biegsamkeit einer Sprache, die so alles mögliche bedeuten kann." Da soll zunächst V. 1 eine Vorgeschichte enthalten, und zwischen V. 1 u. 2 sollen dann die ganzen Jahrtausende oder Millionen von Jahren, die die Geologie zur Unterbringung ihrer Entwicklungshergänge verlangt, nach Herzenslust untergebracht werden können, — und doch wird der einfältige Leser. wenn er V. 1 gelesen hat, nichts anders erwarten, als daß ihm nun eben im folgenden die anfängliche, erst- und einmalige Schöpfung von Himmel und Erde beschrieben werde, und doch steht V. 7 ausdrücklich, daß Gott die Veste (oder Ausbreitung, wenn man das vorzieht), die er dann Himmel nannte, erst am zweiten Tage g e m a ch t hat. Kein Mensch würde daran denken und hat daran gedacht, daß es zwischen dem ersten Anfange und dem nachher genannten ersten Schöpfungstag schon eine Reihe von entstandenen und wieder untergegangenen Schöpfungen gegeben habe, und wir meinen, der erstmalige Verfasser unsers Bibelberichts hat auch nicht daran gedacht. Da ist dann vor allem der Machtspruch, daß in unserm Berichte unter den Tagen nicht Zeiträume von 24 Stunden, sondern Perioden von unbestimmter Länge zu verstehen seien, worauf gleichfalls kein Mensch verfallen würde, wenn man eben nicht neben seiner Bibel auf die Geologie hinüberschielen würde; frage man doch irgend einen bibelbewanderten Laien oder eine Frau, die vom Geologiebazillus nicht infiziert worden sind, ob es ihnen einfalle, bei diesen Tagen an etwas anderes als an Zeiträume von 24 Stunden zu denken. Es ist ja wahr, „tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag," und daß das Wort "Jom" auch die weitere Bedeutung eines größeren Zeitabschnittes haben kann, weiß jeder; aber es fragt sich doch eben, ob diese erweiterte Bedeutung hier im Zusammenhange unsers Abschnittes angebracht ist. Wird nicht durch die Ausdehnung des Begriffs „Tag" auf Jahrtausende die ganze religiöse Grundanschauung, die sich in ihm aussprechen soll, verwischt und verschoben? „Wenn Gott spricht, so geschieht's, wenn er gebeut, so steht es da." Das ist's, was unser Abschnitt zur Anschauung bringen will, und das würde durch die Ausdehnung der zum Werden nötigen Zeit auf Jahrtausende nur abgeschwächt werden. Man hat die Meinung ausgesprochen, die biblische Darstellung mit ihrem „Gott sprach", sei doch immer noch zu anthropomorphisch, der Geistigkeit Gottes nicht völlig entsprechend; erhabener noch sei die indische Darstellung, in der es heißt: „Brahm d a ch t e , und es ward." Zu diesem schweigenden Denken Brahms würden wohl die Perioden von Jahrmillionen besser passen als zu den israelitischen: „Gott sprach." Dem schweigenden Denken würde das unmerkliche, unendliche Zeitdauer zu seiner allmählichen Vollziehung erfordernde Geschehen entsprechen. Man wird nicht sagen können, daß das kein richtiger Gedanke, keine würdige Vorstellungsweise sein würde, aber es ist eben nicht die israelitische,

und man wird nicht sagen können, daß die indische vor der israelitischen den Vorzug reinerer Geistigkeit habe. Dort wird der Gedanke, sobald er im Innern der Gottheit auftaucht, auch sofort mit Naturnotwendigkeit zur Tat, hier kommt es zum Ausdruck, daß die Welt einer nur von sich selbst abhängigen freien Willenstätigkeit Gottes ihr Dasein verdankt. Dieser Willensäußerung Gottes, wenn sie zu seiner Zeit und Stunde hervorbricht, kann dann nichts widerstehen, er allein berechnet, wie viel er in einer von ihm bemessenen Zeit leisten und vollbringen kann, und was er sich vorgenommen, muß in der von ihm festgesetzten Zeit zu stande kommen. Man tut dem religiösen Wahrheitsgehalte, der in unserm Abschnitte zum Ausdruck kommen soll, einen schlechten Dienst, wenn man der Geologie zu Gefallen rationalisiert, als ob vier und zwanzig Stunden für Gott zu kurz wären, solche Dinge zu vollbringen. Dazu kommt zum andern die Stellung unsers Abschnittes am Anfange einer Schrift, deren Inhalt im wesentlichen Gesetzgebung war. Das Interesse des Abschnittes ist, so zu sagen, nicht ein historisches, sondern ein ethisches, die Hauptabsicht nicht, Belehrung zu geben über Dinge, die geschehen sind, sondern ein Ideal aufzustellen von dem, wie das Leben eines von Gott erwählten Bundesvolkes im Wechsel von Arbeiten und Feiern verlaufen sollte. Die Begründung des Sabbatgebotes 2. Mose 20,11) mit unserm Schöpfungsbericht zeigt doch für den unbeirrten Sinn unwiderleglich, daß gerade der vier und zwanzig Stunden Tag für unsern Verfasser das punctum saliens seiner Darstellung ist. — Da soll ferner die astronomische Schwierigkeit, daß Sonne, Mond und Sterne erst nach den Pflanzen geschaffen worden, damit beseitigt werden, daß man behauptet, die Erschaffung der Himmelskörper sei „natürlich“ schon in V. 1 mit berichtet, sie haben längst existiert, und es handle sich im vierten Tagewerke bloß um die Einsetzung derselben in ihre Bestimmung, Zeichen für Zeiten, Tage und Jahre zu bilden. Da muß man denn allerdings eine große Biegsamkeit der hebräischen Sprache bewundern, wenn dies aus der Angabe von V. 16 u. 17 herausgelesen werden soll: „Gott m a ch t e zwei Lichter und setzte sie an die Veste des Himmels. — Die Schwierigkeit endlich, daß unser Bericht das Licht am ersten Schöpfungstage vor der Existenz oder wenigstens vor dem Leuchten der Sonne entstehen läßt, wird dadurch verschwinden gemacht, daß man den Verfasser mit der modernen physikalischen Einsicht betraut, daß ja Licht eigentlich eine Bewegung der Aetheratome sei, und daß die Aetheratome sich bewegt haben müssen, lange bevor es eine Massengruppierung von Atomen in individuelle Körper gegeben habe, daß es also einen allgemeinen Weltäther gegeben habe, und das erste Schöpfungstagwerk darin bestehe, daß Gott die Aetheratome in Bewegung gesetzt habe. Nun, wenn man den Verfasser unsers Abschnittes zum Physiker macht, warum macht man ihn nicht gleich weiter zum Philosophen und betraut ihn weiter mit der Erkenntnis, daß doch Aetherbewegung noch nicht Licht ist, daß, was wir Licht, Farbe nennen, doch für uns, für unser Bewußtsein, unser Ich erst entsteht dadurch, daß

unsere Seele aus der Aetherbewegung etwas ganz anderes gemacht hat; für uns sind doch grün, braun, blau nicht verschiedene Bewegungen, sondern eben verschiedene Farben! Wie tut man doch der Einfalt unsers Schriftstellers Gewalt an; er offenbart keine physikalische Gelehrsamkeit, sondern er redet wie der gemeine Mann, d. h. wie wir alle reden; wenn wir sagen: es wird Licht, so meinen wir damit das Tageslicht und denken dabei an keinen Weltäther.

So möchte man doch nachgerade davon ablassen, in unserm Bibelabschnitte weltliches Wissen zu suchen; im Interesse des Bibelglaubens selbst sollte es rückhaltlos anerkannt werden, daß wer Aufschluß über die äußeren Hergänge der Weltbildung sucht, sich nicht an die Bibel zu wenden habe, sondern an die Naturwissenschaft, deren Mitteilungen zu nehmen sind als das, was sie sind, Schlußfolgerungen aus vielleicht noch nicht in vollständiger Reihe geordneten Tatsachen, die deswegen immer nur zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit führen können, der uns befriedigt, so lange wir nicht durch Entdeckung neuer Tatsachen an ihnen irre gemacht werden. Daß wir in der Bibel nicht Aufschluß über Pragmatismus und Chronologie der Weltentstehung zu suchen haben, dazu weist sie doch selbst an, wenn anders wir sie, trotzdem daß sie eine Büchersammlung ist, doch als ein einheitliches Werk betrachten dürfen. Gleich hinter unserm Schöpfungsbericht folgt (Kap. 2, 4 ff.) ein anderer, der ein total anderes Bild der Hergänge darbietet. Da möge man noch so viel geltend machen, daß eben Kap. 1 und 2 nur verschiedene Ziele verfolgen, daß sie sich wie erster und zweiter Akt eines Dramas verhalten, daß Kap. 1 von der Weltschöpfung im allgemeinen handle, Kap. 2 die Zurichtung des Gartens Eden zur Wohnstätte des Menschen darstelle; das ändert doch alles nichts an der Tatsache, daß hier ein ganz verschiedenes Schöpfungsbild entworfen ist. Die Formel "eleh toledoth," die in der Genesis zehnmal vorkommt, bezeichnet allemal den Anfang eines neuen, und hier natürlich den eines ersten Geschichtsabschnittes, dem nichts vorangegangen ist. Es soll eben in Kap. 2 eben so gut wie in Kap. 1 eine Schöpfung des Menschen und seiner Weltumgebung berichtet werden, und es ist ganz unmöglich, daß der Verfasser von Kap. 2 seine Darstellung so, wie er's tut, hätte beginnen können, wenn er sie als ein zweites Kapitel geschrieben, wenn ihm Kap. 1 bei der Aufassung seiner Schrift vorgelegen hätte. Dort ist der Mensch das letzte Geschöpf, hier wird er als das erste lebende Geschöpf gebildet, ihm zu gute wird der allerdings schon trockene, aber noch vegetationslose Erdboden mit nährender Pflanzendecke bekleidet; dort schuf Gott am Schlusse des sechsten Tages Männlein und Fräulein, hier erfolgt die Erschaffung des Weibes erst geraume Zeit nachher. Wie zeigen doch diese handgreiflichen Verschiedenheiten, daß nach Auffassung der Bibel selbst die auf allen ihren Blättern zu suchende Wahrheit nicht in der Uebermittlung korrekter physikalischer Kenntnisse, sondern in der Bezeugung religiös sittlicher Gedanken besteht. Es ist jedenfalls eine inkonsequente Lizenz, wenn die harmonisierende Apologetik sich ver-

pflichtet hält, die Uebereinstimmung von Kap. 1 mit der Naturwissenschaft um jeden Preis herauszufinden, als ob der Wert der Schrift als Offenbarung davon abhinge, dagegen dem zweiten Kapitel gegenüber sich von dieser Verpflichtung emanzipiert fühlt; eins ist so gut Gottes Wort wie das andere.

Eine andere Schöpfungsanschauung tritt uns entgegen in Hiob 38. Dort sind mit den Engeln die Morgensterne die jauchzenden Zeugen der Erdengründung. Am nächsten verwandt ist mit unserm Kap. 1 der 104 Psalm, ein eigentlicher Schöpfungshymnus. Ob der Psalm nach dem Muster unsers Berichts gedichtet sei, oder umgekehrt, dem Verfasser unsers Berichts zum Vorbild gedient habe, mögen wir andern zur Entscheidung überlassen, jedenfalls entstammen beide dem gemeinsamen religiösen Bildungskreise; die Anordnung in der Reihenfolge der Geschöpfe ist in beiden Schriftstücken im wesentlichen die gleiche, doch enthält der Psalm nichts von einem Sechstagewerke und von Einsetzung des Sabbats.

Das Prinzip der Anordnung in der Darstellung unsers Kapitels ist einfach das Malerische. Der Verfasser will ein Bild entwerfen, um an den Werken Gottes seine ewige Kraft und Gottheit, seine Macht, Weisheit und Güte, und zugleich damit das dem Menschen vorgelegte Ziel vor Augen zu führen. Gott in seinem Tun das Urbild, von dem menschliches Leben und Streben zunächst in seinem Bundesvolke das Abbild sein soll, das ist der alles beherrschende Grundgedanke.

Es mag fast als eine Trivialität erscheinen, so selbstverständlich ist es, daß, wenn ein Bild gemalt werden soll, man zunächst muß etwas sehen können; wie ein Maler, wenn er ein Bild beginnt, zunächst wohl die Fläche mit einer Grundfarbe bestreicht, so beginnt unser Bericht mit dem imposanten: „Es werde Licht, und es ward Licht." Die Finsternis gehört auch zu dem von Gott Geschaffenen, sie steht in seiner Gewalt, und er setzt ihr ihre Grenzen. Sodann folgt am zweiten und dritten Schöpfungstage die Zubereitung des Erdbodens zur Wohnung des Menschen; zunächst am zweiten Tage der Schlichtung des Wirrwarrs im Chaos der noch ungeschiedenen Elemente, die Scheidung zwischen einem Oben und Unten, wobei deutlich die Anschauung verwendet wird, deren poetischer Charakter dem Verfasser schwerlich verborgen gewesen sein kann, wonach der Himmel die auf den Enden der Erde ruhende Decke ist, aus deren Fenstern und Schleußen Gott die „oberen Wasser" auf die Erde herabströmen läßt. Der dritte Tag schafft Raum auf dem Erdboden. „Ps. 104, 6—9. „Mit der Flut, wie mit einem Gewand hattest du (die Erde) bedeckt, und Wasser standen auf den Bergen, aber vor deinem Schelten flohen sie, vor deinem Donner fuhren sie dahin; es stiegen Berge, es sanken Täler zur Stätte, die du ihnen gegründet, eine Grenze hast du gesetzt, die sie nicht überschreiten sollen, und müssen nicht wieder das Erdreich bedecken." Zugleich wird der Erdboden mit der Pflanzendecke bekleidet. Die Pflanzenwelt kommt hier nicht in ihrer Selbständigkeit als ein besonderes Reich eigentümlicher

organischer Gestalten in Betracht, sondern eigentlich nur in ihrer malerischen Bedeutung als die grüne, dem Auge gefällige Bekleidung des Erdbodens und zugleich als Mittel zum Zweck als Vorbedingung für die Ernährung der Tiere und des Menschen. Nachdem so in den drei Scheidungen der ersten Schöpfungstage das Bild in seinen großen Grundzügen fertig gemalt ist, gilt es nun, den zubereiteten Schauplatz mit den Einzelwesen zu bevölkern, für deren Dasein er zugerichtet ist, und zwar ist die Reihenfolge derselben derart geordnet, daß auf den Menschen als auf den Mittel- und Höhepunkt der Einzelgeschöpfe hingezielt wird, je nach der größern oder geringeren Entfernung des Elementes, dem sie angehören, von dem im Mittelpunkt der Schöpfung stehenden Menschen werden sie aufgezählt; mit den entferntesten wird angefangen. Das ist der einfache Grund für die so viel tiefsinnige Spekulationen veranlassende Darstellung des vierten Tagewerks. Sonne, Mond und Sterne kommen hier nicht in Betracht als Welten, sondern als Einzelwesen, die auf einem Gemälde, das nichts anderes als den Augenschein wieder gibt, nicht größer als einzelne Punkte erscheinen; ein Fixstern, der an Größe die Sonne übertrifft, kann auf einem Bilde nicht größer gemalt werden als ein einziger Käfer. Der Himmel, als das entlegenste Element, wird zunächst mit den ihm zugehörigen Einzelwesen bevölkert. Erleichtert mochte dem Verfasser diese Auffassung der Himmelkörper als Einzelwesen dadurch werden, daß nach altsemitischer Anschauung dieselbe, wirklich als beseelte Wesen, als Verkörperung persönlicher Geister, aufgefaßt wurden; aber fern ist unser Abschnitt von der in den Naturreligionen herrschenden Vergötterung der Himmelskörper, sie sind für ihn Geschöpfe, die einem von Gott ihnen zur gesegneten Ordnung des Menschenlebens gesetzten Zwecke zu dienen haben. Darauf folgen am fünften Tage die Bewohner des Wassers und der Luft und endlich die mit dem Menschen zusammenwohnenden Landtiere, die in drei allerdings nicht naturwissenschaftlich geschiedenen Klassen aufgeführt werden: den größeren, in Freiheit lebenden wilden Tieren werden zunächst die Haustiere entgegengesetzt und dann alles das Gewürm, das auf Erden kriecht, wozu wohl neben den Insekten und Lurchen auch die kleineren Säugetiere gezählt werden. Nun eilt mit dem Schlusse des sechsten Tagewerks die Darstellung ihrem Ziele zu; aber noch einmal macht sie vor demselben Halt. Während im bisherigen immer ein Machtwort Gottes dem andern folgte, läßt die Darstellung vor dem letzten Gott erst mit sich selber zu Rate gehen und sich selber vorlegen, was er eventuell will. Alles was den Vorzug des Menschen vor der Tierwelt ausmacht, den Adel seiner Gestalt, das über das Traumleben der Tierwelt hinausragende lichte Selbstbewußtsein, die bei aller Abhängigkeit von den Naturgewalten doch unbesiegbare Freiheit der Selbstbestimmung, der Fähigkeit zu einer in ihren Grenzen unberechenbaren Herrschaft über die Natur, drückt der Bericht mit dem unvergleichlichen Worte aus, in dem zugleich das Bewußtsein der Menschenwürde als auch die demütige Anerkennung des Abstandes aus-

gedrückt ist: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.“ So kann das siebenmalige: „Gott sahe, daß es gut war,“ zuletzt in das volltönigere Wort ausklingen: „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war alles sehr gut.“ Aber noch ist der Schöpfungsbericht nicht zu Ende, sondern daß nun noch von der Ruhe Gottes und der Segnung des siebenten Tages geredet wird, das ist für denselben nichts Nebensächliches und für uns, die wir keinen siebenten Tag mehr feiern, Bedeutungsloses, sondern die Darstellung gipfelt darin, ihr Interesse ist, wie wir sagten, kein historisches, sondern ein sittlich religiöses, sie will nicht bloß aufzeigen, was einst in der Vergangenheit geschehen ist, sondern was für immer geschehen soll.

Ist es nun nötig, aufzuzählen, was für religiöse Wahrheiten in unserm Kapitel ausgesprochen sein wollen? Gewiß, in erbaulicher oder katechetischer Mitteilung mag dies geschehen, aber in einem Aufsatze mehr kritischen Charakters ist kaum mehr als Andeutung davon berechtigt. Gottes Macht, Gottes Weisheit, Gottes Güte, Gottes Heiligkeit werden darin gepriesen. Dieser Bericht vermittelt eine Weltanschauung, wie keine höhere, keine vernünftigere denkbar ist. Der Glaube, daß die Welt und was in ihr geschieht, von Gottes Willen herstammt und abhängt, macht es möglich, daß ebenso der unendliche Unterschied zwischen Gott und Welt anerkannt wird, wie anderseits in der Welt doch überall die Spuren des lebendigen Gottes erkannt werden.

Alle die religiösen Wahrheiten, die in unserm Schöpfungsberichte niedergelegt sind, liegen außerhalb und jenseit der naturwissenschaftlichen Diskussion. Mögen für den Verlauf der Erdbildung sechs Tage oder Millionen von Jahren erfordert werden, mögen statt sechs Perioden deren vier oder acht aufgezählt werden, mag statt des biblischen Nacheinander die Forschung ein Nebeneinander der Entwicklungen nachweisen, so hat dies alles mit den Glaubenswahrheiten der Schrift nichts zu tun. Wenn naturgeschichtliche Darstellungen aus dem Widerstreite der von der Forschung nachgewiesenen Tatsachen wider den Wortlaut der Schrift Kapital zu schlagen suchen, um den Glauben an den allmächtigen, allweisen, gütigen und heiligen Gott zu untergraben, so liegt das nicht an der zwingenden Macht der naturwissenschaftlichen Ergebnisse, sondern an den philosophischen oder unphilosophischen Voraussetzungen, mit denen man an die Ergebnisse herangetreten ist, an der Oberflächlichkeit, mit der man letzte Fragen, die doch keine Naturforschung beantworten kann, als beantwortet annimmt dadurch, daß man sie eben aufstellt. Man redet von Körperatomen, Aetheratomen, von Bewegung derselben, als ob man wüßte, was dieselben wären, woher sie kämen und wie sie in Bewegung gesetzt sind. Von Ursprung und Zweck der Welt und unsers eigenen Lebens redet unser Schriftabschnitt, und so wertvoll sonst die Bemühungen der Wissenschaft sein mögen, darüber können sie uns doch keinen Aufschluß geben.

Bedarf es nun noch einer Bemerkung, daß, wenn wir auch darauf verzichten, in dem biblischen Schöpfungsberichte einen zuverlässigen Be-

richt zur Befriedigung unserer Wißbegier über Hergänge, die kein Menschenauge geschaut, zu erhalten, derselbe dennoch für uns seinen unvergleichlichen und unvergänglichen Wert behält? Es mögen natürliche Schöpfungsgeschichten geschrieben werden, die die Hergänge viel richtiger und genauer beschreiben; aber nie ist eine Schöpfungsgeschichte geschrieben, in welcher der Glaube an den allmächtigen, allweisen, gütigen und heiligen Gott in so einfacher und so erhabener Weise dargestellt worden ist. Dieser Schöpfungsbericht, den die christliche Mission von dem alten Bundesvolke ererbt und in ihre Verkündigung aufgenommen hat, hat wesentlich dazu beigetragen, dem Evangelium seine einleuchtende, anziehende Kraft zu verleihen, er hat die Ausgeburten eines getrübten und verfinsterten Gottesbewußtseins, die in den Kosmologien des Heidentums verbreitet waren, überwunden und einer Gottes, des Vaters unsers Herrn Christi, würdigen Betrachtung der Welt Raum geschafft. Er hat, als in dem Ringen des christlichen Geistes mit den Geistesmächten der vorchristlichen Vergangenheit auch die Weltentstehungsgedanken der Naturreligionen im Gnostizismus ihre trübenden Mißgestalten erzeugten, dazu wesentlich beigetragen, von den Irrwegen zurückzuführen. Er hat eine Reihe von Jahrhunderten lang die heranwachsenden Geschlechter zu einer wahrheitsgemäßen, einfältigen und befriedigenden religiösen Naturbetrachtung geleitet. Und er wird auch in der Gegenwart und für alle Zukunft die Strömungen eines Menschen und Natur vergötternden Heidentums und eines Gott und Geist verleugnenden Materialismus überdauern und überwinden helfen. Das wird um so eher und in dem Grade mehr zu hoffen sein, als die Grenzen richtig gezogen werden und jedem das Seine zuerkannt wird, als man sich entschließen und begnügen wird, in der Schrift die wichtigste der Wahrheiten, die religiöse zu finden.

Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten.

Von Pastor A. Mücke.

Einleitung.

Amerikas Entdeckung beim Ausgang des Mittelalters und an der Schwelle der neuen Zeit ist in jeder Beziehung ein epochemachendes Ereignis von unabsehbarer Tragweite. Der 12. Oktober 1492, an welchem auf der kleinen westindischen Insel San Salvador das Kreuz aufgerichtet wurde, und zum ersten Mal in den unbekannten Weltgegenden aus tiefstem Herzensgrund das Gloria in Excelsis und das Te Deum laudamus zum Himmel empor stieg, gehört zu jenen Tagen,

„die den Jahrtausend-Stempel tragen.“

Mögen auch lange vor dieser Zeit, schon ums Jahr 1000, unternehmungslustige Normannen das nordamerikanische Festland nicht bloß besucht, sondern sogar vorübergehend zu besiedeln angefangen haben, jedenfalls kommt nur der unter Spaniens Schutz vollbrachten Riesentat des großen Genuesen eine weltgeschichtliche Bedeutung zu.

Christoph Kolumbus suchte einen westlichen Seeweg nach Indien. Er fand die andere Hälfte des Erdballs und ein zweites Indien.

Der kühne Seefahrer gelangte mit den drei kleinen Fahrzeugen nach der Inselwelt in der Mitte des von Nord nach Süd in Tausenden von Meilen sich erstreckenden westlichen Kontinents — in der Hand der Vorsehung ein wichtiger und folgenschwerer Umstand. Denn das Schicksal und die künftige Geschichte der zentralen Teile der Neuen Welt und ihrer südlichen Hälfte war auf lange hinaus damit entschieden. Die römisch-katholischen Völker des südwestlichen Europa, die Spanier und die Portugiesen, fanden dort den Schau- und Tummelplatz ihrer entdeckenden und erobernden, kolonisierenden und ausbeutenden Tätigkeit.

Dem Christentum eröffnete sich dadurch jenseits des Weltmeers ein unendlich weites Gebiet für seine Ausbreitung und für seinen zivilisierenden Einfluß. Europas Christianisierung war seit langem vollendet, und vergeblich hatte man versucht, die durch die mohammedanische Gegenmission verloren gegangenen Gebiete zurückzugewinnen. Erlahmt war die Missionstätigkeit; sie fehlte fast gänzlich. Ihre Stelle hatte die Inquisition eingenommen, die in beiderlei Hauptformen: als Ketzeraufspürung und als Hexenausrottung, in um so üppigerer Blüte stand! Nun aber lebte mit dem Anbruch des großartigen, in der Weltgeschichte fast einzig dastehenden Entdeckungs- und Eroberungszeitalters der beinahe erstorbene Missionstrieb wieder auf. Die Erde, auf der man lebte, dehnte sich; jenseits der Ozeane erschienen neue Welten. Der Welthandel entstand. Die beiden Hemisphären wurden einander offenbar und traten in Wechselwirkung. Der Atlantische Ozean wurde durchquert, und bald ward auch der Stille Ozean den Fahrzeugen des Abendlandes erschlossen (1519—1522). Raschen Schrittes folgte Zug um Zug. Als im Mai 1498 die ersten Portugiesen unter Vasco da Gama bei Kalikut, an der Küste von Malabar, Anker warfen und laut Gott dankten, — da war ein ungeheurer Umschwung aller Verkehrsverhältnisse eingeleitet. Auf diese Weise lernte man eine ganz neue heidnische Welt kennen, und alsbald benutzte die römische Kirche die neue Weltöffnung als eine ihr gegebene Missionsgelegenheit. Mit den Entdeckern und Eroberern zogen ihre Missionare, durchweg Mönche, nach drei Erdteilen: Afrika, Amerika und Asien. Livingstones Parole: „Das Ende der geographischen Tat ist der Anfang des Missionsunternehmens," wurde zur vollen Wahrheit.

Was Amerika anlangt — so hatte sich Kolumbus selber bereits bei seiner ersten Westfahrt mit Missionsgedanken getragen, wie denn überhaupt alle großen Unternehmungen des Mittelalters von einem religiösen Interesse begleitet waren. Im fernen Morgenlande, so waren seine Vorstellungen, in Indien, China und Japan wohnen viele Millionen von Heiden, die von Christo nichts wissen. Dazu ist das Land überschwenglich reich an Gold, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten. Ein mächtiger Kaiser übt die Herrschaft aus. Dorthin wollte er segeln.

Die Stimmen der Propheten klangen in seinem Herzen. Er fühlte

sich berufen, ein Werkzeug Gottes zu sein zum Auftun der verschlossenen Pforte, durch die dem Volke, das im Finstern saß, das Licht des Evangeliums hineinstrahlen sollte. Alle Heiden sollten der Obhut der Kirche anvertraut werden. Seine Seele war voll der Ehre Gottes, seines Heilandes. Damit aber dieser Gott und Heiland den Heiden gleich bei der ersten Verkündigung mächtig und herrlich erscheine, sollte ein mächtiger christlicher König diesem Unternehmen beitreten. Die irdische Macht des Papstes und der katholischen Kirche hatte ihn in diesem Stücke geblendet. Weil jener überall auftrat mit großem Prunk und glänzenden Gesandtschaften, so sollte Christus nicht ärmer erscheinen vor den Heiden. Mit Heeresmacht wollte er an den fernen Küsten landen.

Noch eine zweite Missionsidee hegte Kolumbus. Zweihundert Jahre lang hatte die abendländische Christenheit mit den Mohammedanern um das gelobte Land und um die heiligen Stätten gekämpft. Erst waren große Heere ausgezogen, geführt von Königen und Kaisern. Sie hatten auch zeitweise das heilige Land in Besitz genommen. Als aber 1291 der letzte feste Platz in die Hände der Ungläubigen fiel, ging das ganze Land verloren bis auf diesen Tag. Alle Bemühungen der Päpste, das Interesse für die Kreuzzüge, die so viel zur Vergrößerung der Macht und des Ansehens der Kirche und des Papsttums beigetragen, wieder zu beleben, blieben erfolglos. Der Abendländer mußte sich fortan damit begnügen, seiner Sehnsucht nach dem heiligen Grabe wie in alten Zeiten durch eine unkriegerische Pilgerfahrt Ausdruck zu geben. Kolumbus nun gedachte mit den Schätzen, die er aus dem mächtigen Reiche des Kaisers in Ost-Asien mitbringen wollte, die Mittel zu gewinnen, um das heilige Grab der Christenheit zurückzuerobern und die ungelöste Aufgabe der Kreuzzüge, die Unterwerfung der Erde unter die Herrschaft des Kreuzes, zu der Spaniens Krone durch die Niederwerfung der Mauren und die Austreibung der Juden (beides 1492) einen so glorreichen Anlauf genommen, ihrer großen Verwirklichung nahe zu bringen.

Kolumbus teilte das Schicksal aller über ihr Jahrhundert erhabenen Menschen: seine Zeitgenossen verstanden ihn nicht. Die Philosophen und sogenannten Stubengelehrten erblickten in dem von ihm vorgelegten Plan nur den Traum einer überspannten Phantasie, bescheidenere Männer eine grenzenlose Verwegenheit, die Könige eine riesenhafte Unmöglichkeit. Aber das heilige Feuer der Begeisterung für seine Ideen loderte in seinem Innern. Mit bewundernswerter Ausdauer überwand er die schier unüberwindlichen Hindernisse. Ausgerüstet mit des Glaubens ritterlichem Heldenmut und überwindender Kraft, hat er der staunenden Welt eine neue enthüllt. Wir müssen den Enthusiasmus sehr natürlich finden, mit dem der glückliche Entdecker gleich nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1493 von Lissabon aus an den spanischen Schatzmeister Sanchez schrieb: „Laßt Prozessionen anstellen, Feste halten, die Tempel mit Zweigen und Blumen schmücken; denn Christus

freut sich auf Erden und im Himmel im Hinblick auf die zukünftige Erlösung unsterblicher Seelen. Laßt uns auch frohlocken über den zeitlichen Vorteil, welcher aus der Entdeckung nicht bloß Spanien, sondern der ganzen Christenheit erwachsen wird." Nach allen Richtungen hat die Geschichte dem prophetischen Ausblick recht gegeben. Man verzeiht dem Manne gerne den hohen Ton, in welchem er spricht, da das, was er sagt, treffend ist.

Jeder Schwierigkeit und Gefahr zum Trotz hatte Kolumbus sein Werk vollbracht. Das große Geheimnis des Meeres war enthüllt; seine Ideen, einst der Spott der Gelehrten, waren mit Triumph begründet. Gott hatte viel mehr durch ihn gewirkt, als er selbst geahnt. Denn er hielt den Boden, den er entdeckt, bis zu seinem Tode (1506) für asiatischen, und kam auf Erden nicht mehr zu der Ueberzeugung, daß er einen neuen Weltteil aufgefunden habe. Ist auch Kolumbus durchaus kein Heiliger, wozu man ihn alles Ernstes und in aller Form seitens der katholischen Kirche hat machen wollen, so bleibt er doch einer der „führenden Geister" und ein „Bahnbrecher" von hervorragendster Bedeutung. Wenn man berücksichtigt, daß seine Frömmigkeit keine andere sein konnte, als die seiner Zeit und Umgebung, so wird man ohne großen Anstoß sagen können: der Entdecker Amerikas ist in seiner Art ein Missionar Jesu Christi, und in ganz eigentümlichem Sinn: sein Glaube hat die Welt überwunden.

Nicht immer wissen die Zeitgenossen die Ereignisse, welche sie erleben, recht zu beurteilen. Das wirklich Große aber beweist sich auch darin, daß seine Bedeutung sich schon den Mitlebenden aufdrängt. Heinrich VII. von England äußerte, die Sache sei mehr göttlicher als menschlicher Natur. Der Papst las bis tief in die Nacht hinein seiner Umgebung die Berichte vor, die er aus Spanien erhielt. „Mir ist wie einem Armen zu Mute," schrieb Petrus von Anghiera, „dem sich reiche Schatzkammern öffnen. Unsere Seelen, mit Lastern befleckt, fühlen sich erhoben, wenn sie sich der Betrachtung so glorreicher Erfolge hingeben!" Ferdinand der Katholische und seine glaubenseifrige Gemahlin Isabella, die großherzige Beförderin des Unternehmens, begrüßten den Kolumbus in Barcelona unter Glockengeläute und allgemeinem Jubel. Nach Anhörung des Berichts sanken die Majestäten auf ihre Knie und stimmten mit ein in das Te Deum, welches der Chor der königlichen Kapelle wie zur Feier eines herrlichen Sieges ertönen ließ. Die sechs von den fernen Inseln mitgebrachten Indianer wurden mit großem Pomp getauft; das Königspaar und Prinz Juan waren Paten dieser Erstlinge aus den heidnischen Nationen der Neuen Welt. In Sevilla sollten sie zu Missionaren herangebildet werden, um bei ihrer Rückkehr nach West-Indien die Einführung des Christentums unter den Urbewohnern zu erleichtern.

Die zweite gut ausgerüstete Expedition (1493—'96) nach dem Westen verfolgte ein doppeltes Ziel: Kolonisation und weitere Ent-

deckungen. „Ruhm, Nachruhm, unsterblicher Ruhm“ spielen dabei eine bedenkliche Rolle. Eine wilde Lust am Abenteuer treibt viele über das Meer, und der Goldhunger erfaßt die Masse. Daneben erscheinen wieder Züge tiefer Frömmigkeit, voll idealen Schwunges. Die neuen Völker sollten für Gott und sein Reich gewonnen werden. Die Bekehrung derselben lag besonders der Königin am Herzen. Sie bestimmte zwölf spanische Priester zu diesem Zweck, darunter den Benediktiner Bernardo Buil als apostolischen Vikar.

Als Kolumbus am 25. September 1493 von Cadiz abfuhr, trugen seine Schiffe die ersten Glaubensboten über den Atlantischen Ozean. Am Epiphanienfest des Jahres 1494 ward die erste christliche Kirche geweiht in Isabella, der ersten spanischen Kolonie auf der Insel Hayti. Das ist der Anfang der christlichen Kirche auf der westlichen Hemisphäre. Die Träger des Christentums sind Spanier, die Form desselben der römische Katholizismus.

Seitdem sind Priester für die Kolonisten und Mönche für die Heidenbekehrung die regelmäßigen Begleiter der Entdecker und Eroberer. Eine ausgedehnte, freilich an Aeußerlichkeit und Gewaltsamkeit die entartete mittelalterliche noch überbietende, aber an Massenerfolgen fruchtbare Mission wird ins Werk gesetzt. Trotz mannigfachen Abmahnens seitens einzelner geht nämlich auch durch die Missionsarbeit des spätern Mittelalters ein Zug der Gewaltsamkeit, welcher an Schroffheit in dem Maße zunahm, als die Völker, welche der Kirche einverleibt werden sollten, auf einer niedern Kulturstufe standen und in die staatliche Abhängigkeit von christlichen Nationen gerieten. Die angewandten Zwangsmaßregeln waren sehr verschieden, sowohl ihrer Substanz nach als nach der Modalität ihres Gebrauchs, und es ließe sich eine große Stufenleiter vom einfachsten bis zum grausamsten, von dem harmlos auftretenden bis zu dem absichtlich und scharf überlegten aufweisen, eine lange Reihe, in welcher neben den die Heiden Livlands prügelnden Mönchen der nordische Held im Zweikampf mit dem heidnischen Gegner, der die widerspenstigen und rebellischen Sachsen hinrichtende Karl der Große neben dem russischen Großfürsten, der sein Volk in Scharen zur Taufe treiben läßt, ihre Stelle finden würden. Das coge intrare in dieser Weise geübt, konnte keine andern Kirchenzustände zur Folge haben, als sie denn wirklich zu Tage traten. Was aber die Spanier in dieser Beziehung auf den westindischen Inseln, in Mexiko, in Mittel- und Süd-Amerika leisteten, übertrifft doch bei weitem alles aus der Geschichte Bekannte.

Wie das Mutterland, so die Kolonien; wie die Heimatkirche, so ihre Missionare, so die Missionen. Vergegenwärtigt man sich den Zustand der europäischen Christenheit in der Zeit, als Amerika entdeckt wurde, so wird einem vieles verständlich. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts saßen auf Petri Stuhl Männer, welche, mit Möhler zu reden, die Hölle verschlungen hat. Ganz besonders zeigen die drei letzten Pontifikate das Papsttum in seinem tiefsten Verderben. Six-

tus IV. (1471—'84), Innocenz VII. (1484—'92) und Alexander VI. (1492—1503) sind unheimliche Gestalten, geradezu sittliche Ungeheuer. Der letztgenannte, Spanier von Geburt, kam in denselben Augusttagen, da Kolumbus seine Karavellen zu Palos rüstete, wie ein Zeitgenosse mit recht sagt, „durch tausend Bübereien und Verruchtheiten und durch Simonie" auf den heiligen Stuhl, ein Papstkönig, dessen Regierung an wüster Unzucht und verruchtem Frevel, an Despotismus, Hinterlist, Verrat, Meuchelmord und Vergiftung bis dahin Unerhörtes leistete — alles im Dienst des abscheulichsten Nepotismus, den die Stadt der Päpste je gesehen. Besonnene Historiker, wie Ranke, finden es glaubwürdig, daß er an dem Gift gestorben, das er einem seiner Kardinäle bereitete. Im stärksten Kontrast zu diesem verworfenen Oberhirten steht die hohe und ernste Gestalt des Dominikanerpriors von San Marco zu Florenz, Girolamo Savonarola. Alexander VI. ist es, der für ihn den Scheiterhaufen hat herrichten lassen (23. Mai 1498).

In Spanien, das uns hier allein angeht, fand allerdings ein gewisser kirchlicher Aufschwung statt. Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit war in Jahrhunderte langem Kampf mit den Ungläubigen zu einem Gegenstand des Nationalstolzes geworden. Die Kirche stand in entschiedenster Abhängigkeit von der orthodoxen und für Erneuerung kirchlicher Zucht bemühten christlichen Obrigkeit. Die spanische Krone hatte sich außerordentliche Vollmachten zur Reform des Klerus und der Mönche vom Papste übertragen und durch Mendoza, Talavera und besonders durch den Kardinal Ximenes durchführen lassen. Dieser war überhaupt der bedeutendste Ausrichter der kirchenpolitischen Reformen, „der größte und furchtloseste Mann Spaniens." An ihm, dem Erzbischof von Toledo, spanischen Großinquisitor (seit 1507), dem Gründer der großartigen Universität Alcalà de Henares bei Madrid, fanden auch die humanistischen Studien einen einflußreichen Gönner. Ihm gebührt der Ruhm, das große Unternehmen der sogenannten Complutensischen Polyglotte (1502—1517) veranstaltet zu haben.

Spanien war schon damals und ist Jahrhunderte hindurch geblieben das klassische Land der Inquisition, die noch ganz kürzlich ein katholischer Theolog in Bonn „ein wohltätiges Institut von welterrettender Wirksamkeit" zu nennen wagte. Aus der Bannbulle Leos X. gegen Luther wird bis auf diesen Tag der Beweis geführt, daß es nach päpstlichem Ausspruch ein Werk des Heiligen Geistes sei, Ketzer zu verbrennen. Wenn die Neuzeit dem Institut die Wurzeln abgegraben hat, so hat doch Rom durchaus nicht auf dasselbe verzichtet und hält den Wunsch und die Absicht hoch, bei günstiger Gelegenheit der Theorie auch die Praxis wieder folgen zu lassen. Bei der Kurie aber besteht die Congregatio Sanctae Romanae et Universalis Inquisitionis nach wie vor und zwar als besondere Auszeichnung unter dem Vorsitz des Papstes als die vornehmste unter allen Kardinalskongregationen. Um Papst und Kirche von den Greueln der spanischen Inquisition zu entlasten, hat man ihr den Charakter eines staatlichen Instituts zuge-

schrieben. Auch Ranke nennt sie „einen königlichen nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteten Gerichtshof." Aber die Last der Blutschulden der Kirche wird durch dies Verhältnis nicht gemindert. Die gefährlichen Elemente der gewaltsam bekehrten Mauren (Moriscos) und Juden (Marranos) wurden durch dieses Glaubensgericht zur Aufspürung und Vertilgung von Ketzern rücksichtslos bekämpft. Unter dem Dominikaner Torquemada (1483—1498) als Oberinquisitor erlebte das Land die erste unheimlich große Blütezeit der Inquisition. Als die Kunde nach Rom drang, daß der Oberinquisitor durch seine Energie in massenhaften Hinrichtungen und Konfiskationen alle bisherigen Leistungen überbiete, schrieb ihm der Papst: seine Taten hätten ihn mit größter Freude erfüllt; wenn er so fortfahre, werde er seine höchste Gunst erwerben. Und Torquemada fuhr so fort. In ganz Spanien zog er umher, um neue Gerichtshöfe zu organisieren. Einer der ersten, von ihm angestellten Inquisitoren (1484) war der Augustiner Pedro Arbues. Unter Verübung der entsetzlichsten Grausamkeiten waltete er seines Amtes mit solchem Zelotismus, daß schon nach 16 Monaten die Zahl derer, die er dem Scheiterhaufen überlieferte, sich auf viele Hunderte belief. Da fand der Fanatiker durch Ermordung am Altare der Kathedrale von Saragossa ein blutiges Ende (15. September 1485). Die beiden Täter nicht nur, sondern auch alle Angehörigen und Freunde wurden, 200 an der Zahl, als der Beteiligung an der Verschwörung verdächtig, zum Feuertod verurteilt. Der „Märthyrer" seines Eifers für die Reinheit und Einheit der katholischen Kirche ist von Pius IX. zum Heiligen der Inquisition erhoben worden (1867). Die Regierung Karls I. (1516—'56) brachte zunächst nur ein Weitergehen auf der eingeschlagenen Bahn. Unter seinem Sohne Philipp II. (1556—'98) sollte aber eine zweite klassische Periode für die furchtbare Wirksamkeit des Instituts eintreten. Als Großinquisitor fungierte, vom König persönlich begünstigt, Fernando Valdés. Niemand war vor den Denunzianten sicher. Jetzt wurde die Inquisition die Hauptwaffe der Gegenreformation. Sie war ein gegen alle Gebildeten und gegen jede freie Geistesregung gezückter Dolch. Der höchste geistliche Würdenträger des Landes Bartolomé de Carranza, Erzbischof von Toledo († 1576), wurde vor das Tribunal der Inquisition gebracht. Selbst über den König erstreckte sich die Herrschaft. Bei dem ersten öffentlichen Protestanten-Autodafé (21. Mai 1559) in Valladolid rief der Oberinquisitor den vierzehnjährigen Prinzen Don Carlos an die Schranken heran, bei einem folgenden den König selbst und forderte sie auf, öffentlich zu beschwören, daß sie der Inquisition alles anzeigen würden, was sie von irgend jemandem gegen den Glauben Gesprochenes oder Ausgeübtes wüßten oder erfahren würden: beide leisteten den Eid. Die evangelische Bewegung wurde zertreten unter Betätigung heldenmütiger Glaubenstreue einzelner. Freilich wurde Spanien von Ketzereien gesäubert, aber die Grabesruhe auf dem religiösen Gebiet ist dem Lande teuer zu stehen gekommen. Die nächste und natürlichste Folge war die weite Ver-

breitung der Heuchelei, ein Scheinwesen und Zeremonienwust, ein Wetteifer im geräuschvollen kirchlichen Mechanismus ohne jede Ergriffenheit. Der Schade für das Volksleben war ein ungemein großer. Das sittliche Gefühl wurde abgestumpft. Alle schlechten Eigenschaften des spanischen Nationalcharakters, schonungslose Grausamkeit, Habgier, falscher Stolz und Pochen auf eingebildete Vorzüge mit Verachtung und Vernachlässigung der wahren sozialen Tugenden, blinder Rassenhaß, Lust zum Müssiggang wurden durch die Inquisition gepflegt und weiter gesteigert.

Das „Nötige sie, hereinzukommen", war bereits für Augustins Kirchen- und Staatsrecht das Motto. Er bezeichnete die Duldung als Grausamkeit. Zwar gereicht es dem Herzen des großen Kirchenvaters zur Ehre, daß er in konkreten Fällen die Obrigkeit dringend zur Milde und Humanität ermahnte und also in der Praxis seinem herrlichen Wahlspruch treu blieb: „Nichts siegt als die Wahrheit, der Sieg der Wahrheit ist die Liebe." Allein seine Theorie enthielt, wie Neander richtig bemerkt, den Keim des ganzen Systems des geistlichen Despotismus, der Intoleranz und der Verfolgungssucht bis zu dem Inquisitionsgericht. Bei der großen Autorität seines Namens mußte denn auch seine Ansicht später vielfach zur Rechtfertigung von Grausamkeiten dienen, vor denen er selbst zurückgeschaudert hätte. Gerade der spanischen Geschichte gehören nun die zwei Namen an, die stets nur mit Schrecken genannt werden, in denen der kirchliche Fanatismus verkörpert ist: Philipp II. und Herzog Alba. Wie eine blinde Naturkraft verheerend dahinfährt und die schönsten Blüten und Saaten vernichtet, wie ein Giftbaum seine Aeste als tausend verderbenbringende Arme nach allen Seiten ausstreckt, so wirkte der Zelotismus dieser beiden gleichgesinnten Geister in den weiten Gebieten, die der spanischen Krone unterworfen waren — bis über das Weltmeer hinüber. Ihren Herzen dünkte es Wollust und heilige Pflicht, jede Abweichung vom Glauben von Grund aus auszufegen und jeden freien, des Menschengeistes würdigen Gedanken zu ersticken. Sie haben ihr möglichstes getan zur Bekämpfung, Beschränkung und Ausrottung des Protestantismus mit Feuer und Schwert. Welche Greueltaten Alba in den Niederlanden während seiner sechsjährigen Statthalterschaft (1567—1573) verübt hat, ist weltbekannt. Dem finstern Monarchen aber gibt die Geschichte das Zeugnis: „Kein europäischer Fürst hat sich der Sache der Wiederherstellung des Katholizismus mit solcher persönlicher Hingabe und so rückhaltlosem Kraftaufwande gewidmet, wie König Philipp." Der päpstliche Stuhl selbst tritt dieser Macht gegenüber in den Schatten, und seine Unternehmungen erscheinen nur als halbe Maßregeln, als schüchterne Versuche im Vergleich mit der von Philipp aufgebotenen Verfolgungskraft.

Spanien ist das Land der feurigen Andacht, des geistlichen Rittertums und der romantischen Heldenpoesie. Der beinahe achthundertjährige Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond war jetzt zu Ende ge-

führt. Pelayo hatte ihn begonnen, Ferdinand der Katholische beschloß ihn durch die Eroberung von Granada 1492, im Jahre der Entdeckung Amerikas. Wahre Heldengestalten, wie der Kastilianer Rodrigo Diaz, der „Cid" († 1099), waren in diesem langen Streit großgezogen worden. Und dieses Rittertum fühlte sich zugleich als Heldentum des christlichen Glaubens.

Als eine französische Kugel dem 30jährigen Ritter Don Inigo Lopez de Recalde den einen Fuß zerschmetterte und ihn damit aus seiner Militär-Karriere herausschleuderte, erstand für die durch die Reformation allerorten bedrohte Papstkirche ein Mann, dessen Lebenswerk von unberechenbarer Bedeutung werden sollte. Aus dem invaliden Soldaten ist der Gründer des Jesuitenordens geworden, des mächtigsten unter allen Mönchsorden und des Todfeindes jedes Protestantismus innerhalb und außerhalb der römischen Kirche. Mit Genugtuung heben die katholischen Geschichtsschreiber gern hervor, daß der Tag von Pamplona in dasselbe Jahr fiel, als der Erzketzer Luther in Worms den geistlichen und weltlichen Gewalten Trotz bot und den großen Abfall besiegelte (1521). Ignatius von Loyola ist eine der konzentriertesten Verkörperungen des spanischen Nationalgeistes wie Luther „der wahrhaftige Typus deutschen Wesens". „Spanische Priester" ist eine der ältesten und zugleich der treffendsten populären Benennungen für die Mitglieder der „Gesellschaft Jesu". Dem spanischen Volksgeiste entstammt die extreme, unduldsame, am Ideal einer absoluten Glaubenseinheit aller Völker mit schwärmerischer Begeisterung haftende Lebensrichtung derselben. Als Loyola am 31. Juli 1556 starb, griff die Gesellschaft bereits mit weltumfassenden Armen bis nach Brasilien und Ost-Indien und umstrickte mit ihrer Propaganda fast alle Länder der abendländischen Kirche.

Es ist von der größten Wichtigkeit, die Zustände des spanischen Mutterlandes in politischer und religiöser Beziehung ins Auge zu fassen. Es ist das Land der feurigen Andacht, des geistlichen Rittertums, des kühnen Unternehmungsgeistes, des mächtigen Phantasieschwunges, der romantischen Heldenpoesie, vor allem die Heimat des kirchlichen Fanatismus, eines Dominikus und eines Ignatius von Loyola und eines Franz Xavier, des Patrons der katholischen Weltmission mit dem Wahlspruch: amplius!

Es kommt wohl vor, daß in der Neuen Welt auch die Menschen neu werden. Für gewöhnlich aber tragen die Schlechten ihren alten Menschen auch in neue Verhältnisse, ja, losgelöst von der Heimat, frei von den lästigen Banden der Sitte, wachsen die Untugenden oftmals riesengroß. So wird die Neue Welt ein Reflex der alten. Auch die romanischen Völker bewährten den alten Vers:

Coelum, non animum mutant,
Trans mare qui currunt.*) (Horaz.)

*) Den Himmel nur, nicht die Herzen,
Wechseln, die kreuzen das Meer.

Der Spanier versuchte, von Amerika zu erhalten, was er nur konnte. Er zwängte den Unterworfenen seinen Glauben auf, nahm so viel Gold, als er konnte, um die Kassen Spaniens und des Papstes zu füllen, und indem er die besiegten Stämme niedertrat, suchte er dadurch seine eigene Herrlichkeit zu vergrößern. In wenigen Jahrzehnten, noch während der Regierung Karls I. (1516—1556), als die Reformationsstürme Europa durchbrausten, eroberten die Spanier gewaltige Länderstrecken in der Neuen Welt. In demselben Jahre, als die Wittenberger Thesen den Anfang der Reformation anzeigten, schloß Hernandez de Cordova mit seiner Landung am Strand von Yucatan das große Reich der Azteken auf. Vom Urwald lange begraben, traten die Bauwerke der Maya hervor. Nach Uxmal, Copan und Palenque mit ihren uralten Toren und Steinbildern war der Weg geöffnet. Zwei Jahre später (1519) landete Ferdinand Cortez mit einer Handvoll Leute da, wo heute Vera Cruz liegt und nahm von 1519—1521 das Land ein, welches später Neu-Spanien genannt wurde und wegen seines Silberreichtums, sowie anderer mineralischer Schätze und Erzeugnisse der Pflanzenwelt einen besonders wertvollen Bestandteil des amerikanischen Kolonialbesitzes der Krone Spaniens bildete. Dann ward das Inca-Reich den Blicken Europas geöffnet. Die Eroberung und Verwüstung von Peru durch Franz Pizarro in den Jahren 1531—1535 bleibt ein ewiger Schandfleck auf dem Blatt spanischer Kolonialgeschichte. Chile, Neu-Granada und andere Gebiete Süd-Amerikas fühlten bald das schwere Joch des europäischen Mutterlandes.

Es ist wahr, das Heidentum, das die Spanier vorfanden, hatte z. T. einen grauenhaften Charakter. Zumarraga, der erste Bischof von Mexiko, schätzte die Zahl der bei den Azteken jährlich gebrachten Menschenopfer auf 20,000. Man riß diesen unglücklichen Schlachtopfern das Herz aus dem Leibe, zog ihnen die Haut ab und hing dieselbe nicht selten den Tempeldienern um, die damit so lange umherliefen, bis sie verweste. Das Fleisch wurde gebraten und auf dem Markte täglich feilgeboten. Montezuma ging, wie es scheint, mit seinem Beispiel voraus, und in der Stadt Tlaskala allein fielen bei jährlich wiederkehrendem Fest achthundert Opfer. Bei der Einweihung des Haupttempels zu Tenochtitlan (jetzt Mexiko), sollen nach Waitz 84,000 hingeschlachtet sein. Im Hofe des mexikanischen Haupttempels stand eine Pyramide von 136,000 Schädeln.

Wir werden zugestehen, daß die Christianisierung solcher Volksstämme eine äußerst schwierige Aufgabe für die christliche Geduld ist. Und hier bildeten außerdem Habsucht, Grausamkeit und Sittenlosigkeit der spanischen Eroberer ein mächtiges Hindernis für die gute Botschaft des Christentums. Es war, als ob die Spanier von ihren Feinden, den Mohammedanern, es gelernt hätten, den Besiegten entgegenzutreten mit der dreifachen Forderung: „Bekehrung, Tribut oder Schwert!" In einer, von den hervorragendsten spanischen Juristen und Theologen abgefaßten Proklamation, wird Unterwerfung unter

die Kirche, den Papst und den König von Spanien gefordert. Wir zitieren hier die Schlußsätze: „So ihr aber nicht also tut oder mit böslicher Absicht es zu tun verzögert, so beteure ich euch, daß ich mit Gottes Hilfe euch kräftig überfallen und mit Krieg überziehen will auf alle Art und Weise, wie ich kann, und euch unters Joch und unter den Gehorsam der Kirche und Seiner Majestät bringen will; und ich werde euch eure Weiber und Kinder nehmen und sie zu Sklaven machen und sie als solche verkaufen und über sie schalten, wie Seine Majestät es befehlen mag; und eure Habe werde ich euch wegnehmen und euch alles Leid und alle Drangsale antun, die in meiner Macht stehen, als Vasallen, die ihrem Herrn nicht folgsam und gewärtig sein wollen und ihm sich widersetzen und widerstreben. Und ich protestiere, daß die Todes- und Unglücksfälle, so dadurch verursacht werden könnten, nicht die Schuld Ihrer Majestät oder meine eigene oder dieser Ritter sind, die mich begleiten, sondern lediglich eure eigene."

Viele der Missionare verteidigten mit Nachdruck, aber nur mit geringem Erfolg die Menschenrechte der mißhandelten Indianer. Der Dominikaner Antonio de Montesinos kam mit zwei Brüdern seines Ordens im September 1510 nach Hispaniola (Hayti). Als er Zeit gefunden hatte, die Entwürdigung und Sklaverei, welche die Spanier den Eingebornen zugefügt und auferlegt hatten, voll zu begreifen, bestieg er die Kanzel der Kathedrale von San Domingo, verurteilte in zündender Rede die brutale Behandlung der Indianer und rief Gottes Zorngericht herab auf den Admiral Diego Kolumbus, auf die Beamten und die Spanier im allgemeinen.

Besonders aber war Bartolomé de las Casas' wohlverwendeter Lebenslauf ein unausgesetztes Ringen gegen die Unterdrückung der Indianer. Unermüdlich wirkte er nicht nur für ihre Bekehrung, sondern auch für ihre Rettung aus den Händen seiner gold- und blutgierigen Landsleute. Im Jahre 1502 begleitete er den Comendador Fray Nicolàs de Ovando nach Hispaniola, als dieser abgeschickt war, um die Uebergriffe Bobadillas gegen Kolumbus zu untersuchen. Acht Jahre blieb er dort, das repartimiento verwaltend, welches seinem Vater auf jener Insel zugefallen war, bis er 1510 in den Priesterstand trat. Las Casas war der erste, der in der Neuen Welt die Priesterweihe erhielt. Schon auf Cuba, wo er seit 1512 einer Einladung des Diego Velasquez folgend die unerhörte Härte der conquistadores gegenüber den Eingebornen näher kennen lernte, sehen wir ihn eifrig das Amt eines Beschützers der Indianer führen. Bis an sein Ende, welches 1566 erfolgte, kannte er nur das eine Ziel: zu gunsten seiner unglückseligen Schützlinge einzutreten und ihr Los zu mildern. Durch Wort und Schrift machte er auf das himmelschreiende Unheil aufmerksam. Wir besitzen Schilderungen von Las Casas, bei denen die priesterliche Liebe zu seinen Pflegebefohlenen und ein heiliger Zorn gegen die Grausamkeiten der Spanier ihm die Feder geführt haben. Auch gelang es ihm, diesen und jenen anschaulichen Zug festzuhalten. „Ich sah einmal,"

sagt Las Casas, „vier oder fünf angesehene Indianer am Feuer gebraten. Als die Schlachtopfer durch ihr lautes Wehgeschrei die Ruhe des kommandierenden Offiziers störten, gab er den Befehl, sie zu erdrosseln. Dem aber widersetzte sich der Aufsicht führende Richter; er ließ ihnen ein Stück Holz in den Mund bringen, damit ihr Schreien nicht gehört werden könnte; dann schürte er mit eigner Hand das Feuer an und verbrannte sie zu Tode." In der Geschichte des Menschengeschlechts dürfte man vergeblich nach Szenen von solcher Grausamkeit suchen, wie die Spanier an den Bewohnern von West-Indien ausgeübt haben. Kein Wunder, wenn die Indianer von dem bittersten Haß gegen die fremde Herrschaft und von der tiefsten Abneigung gegen die Religion der Eindringlinge und Bedränger erfüllt waren. Einer ihrer Kaziken, Hatuey, wollte lieber ungetauft die Hölle und ihre Qualen erdulden, als getauft mit den Spaniern im Himmel leben. Noch am Marterpfahl, da er später (1511) durch Velasquez zum Tode verurteilt war, bemühte sich ein Franziskaner ihn zu bekehren und versprach ihm, falls er Christ würde, den sofortigen Eingang in die Freuden des Himmels. Nach kurzem Schweigen fragte Hatuey: „Gibt es auch Spanier an dem Ort der Seligkeit?" — „Ja," war die Antwort, „aber nur gute." — „Die Besten von ihnen," entgegnete unwillig der Häuptling, „haben nichts Gutes; ich will nicht an einen Ort gehen, wo ich e i n e m von diesem verfluchten Volke begegnen könnte." Doch genug von solchen Greueln!

„Die Spanier vergaßen," schreibt Las Casas, „daß sie Menschen sind und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunden hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgesonnen. So kam es, daß von den drei Millionen Eingebornen, die Kolumbus auf Hispaniola antraf, nur noch 200 am Leben sind, und daß auf der großen Insel Cuba nicht e i n Ureinwohner mehr zu finden ist, und daß Portorico und Jamaica ganz von ihnen entleert sind, daß auf den 60 Bahama-Inseln, die eine halbe Million glücklicher Einwohner nährten, nur noch elf Bewohner von dieser Rasse sich finden."

In Mexiko fing Cortez die Mission damit an, daß er die Götzentempel mit Gewalt zerstörte und die Heiden zwang, die römischen Zeremonien mitzumachen. Auch zu Tlaskala wollte er die Götzen zertrümmern, als die Tlaskalaner seine Vorstellungen gegen ihren blutigen Götzendienst zurückwiesen. Da trat jedoch sein Begleiter, Bartolomé de Olmedo aus dem Trinitarierorden, vor und sprach zu dem Eroberer: „Es ist nicht wohlgetan, wenn wir sie mit Gewalt zu Christen machen; auch möchte ich wünschen, es wäre unterblieben, was wir in Zempoala vorgenommen, indem wir den Bewohnern ihre Götzen zerstört haben. Dergleichen sollte, meiner Ueberzeugung nach, nicht früher geschehen, als bis die Leute erst einige Kenntnis der wahren Religion erhalten haben. Gewalttätigkeiten, wo es sich um die Bekehrung zur Wahrheit handelt,

widersprechen eben so sehr dem Evangelium wie der Klugheit; die Götzen werden dadurch höchstens aus den Tempeln, nie aber aus den Herzen gebannt. Wer die Wahrheit verhaßt macht, wenn er von dem Irrtum heilen will, greift die Sache schlecht an! Darin aber dürfen wir nicht ermüden, ihnen bei jeder Gelegenheit mit vieler Geduld und Sanftmut die Wahrheit zu predigen und zu lehren. Dann wird die Zeit auch gewiß nicht ausbleiben, wo sie einsehen, daß unsere Absicht die reinste und unser Rat der bestgemeinte ist." Zwölf Franziskaner stehen als die Pioniere am Portal der mexikanischen Kirchengeschichte, sie erschienen im Jahre 1523. Dominikaner kamen 1526 zu Hilfe und Augustiner drangen nach. Es wurden Bistümer gegründet, und Mexiko 1546 zum Erzbistum erhoben. Der erste Erzbischof Zumarraga rühmte sich bereits 1551, eine Million Heiden bekehrt zu haben. Das Vizekönigreich Neu-Spanien (Mexiko) dehnte sich allmählich über ganz Mittel-Amerika aus. Mit der spanischen Herrschaft wurde überall das Christentum verbreitet und unter den Schutz der Inquisition gestellt. In Süd-Amerika beherrschten die Portugiesen das im Jahre 1500 von ihnen entdeckte Brasilien. Dorthin kamen 1549 sechs Jesuiten, unter ihnen Emanuel Nobriga. Unter unsäglichen Mühseligkeiten brachten sie die eingebornen Menschenfresser zum Anschluß an das Christentum und die Zivilisation. Ein Bistum ward 1551 zu San Salvador (Bahia) errichtet. Ueberhaupt überragte die Missionstätigkeit der Jesuiten an Eifer, Ausdehnung und Erfolg weitaus die aller übrigen Orden. In den Urwäldern von Paraguay gründeten sie den berühmten Jesuitenstaat (1608); ein Bischofssitz war daselbst schon seit 1547. Süd-Amerika mit seinen ca. 40 Millionen ist katholisiert, freilich mit einem Katholizismus, der mehr heidnisches als christliches Gepräge trägt. Dasselbe gilt von Mittel-Amerika und Mexiko. Die evangelischen Missionen unter den heidnischen Indianern (ca. zwei Million) zählen 200,000 Seelen. In West-Indien mit seiner etwa fünf Millionen betragenden Bevölkerung gibt es eine evangelische Heidenchristenheit von über 800,000 Seelen. Seitens einer ganzen Menge nord-amerikanischer Denominationen wird jetzt, seitdem überall eine gewisse Religionsfreiheit gewährt ist, unter der katholischen Bevölkerung evangelisiert. Außerdem finden sich protestantische Ansiedler, vorzugsweise in Brasilien, aber auch in kleinerer Anzahl in andern Landesteilen. Im ganzen und großen aber sind alle früheren spanischen und portugiesischen Kolonien, wenn auch jetzt allesamt frei von europäischem Zwang, römisch-katholisch, und selbst Vertreter Roms müssen zugestehen, daß die religiösen Verhältnisse, die Unwissenheit, die Lasterhaftigkeit und der Aberglaube in keinem Teile der katholischen Welt ihresgleichen haben. Alle Anstrengungen werden den Schaden nicht heilen können, dessen tiefste Wurzel darin liegt, daß Spanien und Portugal diesen Ländern wohl Kirchenformen, aber nicht die Lebenskraft des Evangeliums gebracht haben.

* * *

Auf der nördlichen Hälfte des Erdteils konnte es eine Zeitlang zweifelhaft erscheinen, ob nicht auch hier der römisch-katholischen Gewalt in Staat und Kirche die ausschließliche Herrschaft zufallen werde. Aber die weltgeschichtliche Wagschale hat sich nicht zu ihren Gunsten geneigt. Der große soziale Bau der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich auf den Grundanschauungen des Protestantismus von Christentum und bürgerlicher Gesellschaft und durch ihre freie Entfaltung und Anwendung auferbaut.

Es wird daher immer als ein sinnvolles Spiel der Geschichte oder richtiger gesagt als eine weise, hochbedeutsame Fügung Gottes zu betrachten sein, daß die Reformation so schnell auf die Entdeckung Amerikas folgte. Jene beiden großen Tage, in dasselbe Vierteljahrhundert fallend, zwei Epochen scheinbar verschiedenster Art, der Freitag, der 12. Oktober 1492, und der Sonnabend, der 31. Oktober 1517 haben eine unmittelbare und tiefinnerliche Beziehung zu einander. Infolge des einen Termins wurde in Wirklichkeit verwandelt, was vorher Fabel, und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung gewesen war. Das alte Weltbild ward zerschlagen. Die Fahrt ging in die Weite. Die Westwanderungen der europäischen Völker nahmen ihren Anfang. Ein neuer, ungeheuer großer Schauplatz für unbegrenzte Möglichkeiten der modernen Menschheitsgeschichte war aufgefunden. Infolge des zweiten Termins gelangte die christliche Kirche durch die Losreißung vornehmlich der germanischen Völker von dem Joch des Papsttums zu einer innerlichen Aufraffung, die im Laufe der Zeit die protestantischen Länder an die Spitze stellte und zu den großen weltgeschichtlichen Aufgaben stählte.

Und wie Kolumbus und seine Zeitgenossen sich über die geographische Lage Amerikas getäuscht haben, indem sie glaubten, es grenze an das asiatische Indien und daher die neuentdeckten Inseln West-Indien und die Einwohner Indianer nannten, so haben sie sich auch geirrt über die politische und religiöse Zukunft der Neuen Welt — ein Irrtum, dem selbst die Unfehlbarkeit des Papstes nicht entging. Im Bewußtsein der mittelalterlichen Hierarchie, daß der Statthalter Christi über alle Reiche der Welt mit absoluter Vollmacht zu verfügen habe, sowie mit Rücksicht auf die Verdienste der spanischen Monarchen um die Kirche, besonders durch Unterdrückung des Mohammedanismus in ihrem Lande, wies bekanntlich der berüchtigte Alexander VI. in zwei Bullen vom 3. und 4. Mai 1493 die g a n z e westliche Hemisphäre jener Krone als Erbe zu.

Der P r o t e s t a n t i s m u s ist es, der seiner Zeit, trotz der päpstlichen Verfügung, von Nord-Amerika Besitz ergreifen und die Tat des Kolumbus erst recht zum Nutzen und zur Ehre der Menschheit ausbeuten sollte. Die Kolonien teutonischer und protestantischer Völker haben an Intelligenz und sittlich religiösem Leben die römisch-katholischen Niederlassungen romanischer Nationalität unendlich hinter sich gelassen. Schon der flüchtigste Vergleich muß jeden Unbefangenen von der Ueberlegenheit des protestantischen Prinzips über das römische über-

zeugen. Die Vereinigten Staaten sind es allein, durch die Amerika einen ehrenvollen und mit jedem Jahre wichtiger werdenden Platz in der Welt- und Kirchengeschichte einnimmt. Es ist daher nicht zufällig, daß ihre der überwiegenden Mehrzahl nach germanischen und protestantischen Bewohner kurzweg Amerikaner sich nicht nur selbst nennen, sondern auch von andern Nationen genannt werden.

Die Kirchengeschichte der Ver. Staaten beginnt nach dem Gesagten nicht mit der Entdeckung Amerikas. Noch viel weniger kann in den darauffolgenden Jahrzehnten von protestantischen Kolonien die Rede sein. Spanien und mit ihm der Katholizismus hatte auch über Nord-Amerika mehr als ein volles Jahrhundert ausschließliche Kontrolle. Erst mußte Spanien gedemütigt werden (Niederlage der Armada 1588), und die protestantischen Engländer und Holländer mußten ihre Seeherrschaft antreten. Dann erst konnte man hoffen, an der Atlantischen Küste Ansiedlungen zu gründen und zu behaupten. Mochten die Rivalen Spaniens, England und Frankreich, auf Grund ihrer Entdeckungen in Nord-Amerika Anspruch machen auf ausgedehnte Länderstrecken, einen festen Halt durch bleibende Niederlassungen hatten beide noch um das Jahr 1600 nicht gewinnen können. England hatte in Amerika nur englische Gräber. Aber auch Spanien hatte in dem gegenwärtigen Gebiet der Ver. Staaten nur dürftige, oft dem Aussterben nahe Anfänge zu verzeichnen. Und es muß für den Fortschritt der Menschheit und für die zukünftige Geschichte unsers Landes als ein Glück angesehen werden, daß alle weitern Versuche der Spanier, nördlich vom Golf von Mexiko eine bleibende Herrschaft zu gründen, in der Hauptsache erfolglos waren. Darum bilden jene zwei spanischen Kolonien, St. Augustine in Florida vom Jahre 1565 und Santa Fé in Neu-Mexiko vom Jahre 1605, so weit auseinander liegend und lange Zeit einsam dastehend, obwohl sonst die ältesten in Nord-Amerika, noch nicht den Anfang der Kirchengeschichte der Ver. Staaten. Denn selbst für die katholische Kirche unsers Landes sind sie von geringer Bedeutung gewesen, zumal Florida erst 1819 und Neu-Mexiko erst 1848 der Union einverleibt wurde.

Dagegen eröffnet die Besiedlung von Virginia die amerikanische Kirchengeschichte. England, seit Elisabeths Zeiten die größte Seemacht und das Hauptbollwerk des Protestantismus, konnte endlich mit Erfolg die ersten keimkräftigen Samenkörner christlicher Kultur in den jungfräulichen Boden ausstreuen. Es wurde damit zum bahnbrechenden Pionier, und zu einem Träger der Geschichte, wo es galt, das religiöse, soziale und politische Prinzip des in Europa vielfach eingeengten, bald so gefährlich bedrohten Protestantismus unter vollständig neuen Bedingungen und gänzlich veränderten Verhältnissen und Umgebungen zu reichster Entfaltung zu bringen. Die Aufrichtung christlichen Gottesdienstes in der James River-Kolonie nach Vorschrift der anglikanischen Kirche ist das erste kirchliche Ereignis, das unser Land unmittelbar betrifft. Der 13. Mai 1607 ist das erste Datum, das die

Kirchengeschichte der Ver. Staaten zu verzeichnen hat. Seitdem wird die Kette der Ereignisse nicht mehr unterbrochen.

Gleichwohl kann die Darstellung nicht ohne weiteres damit den Anfang machen. Uebersichtlichkeit, Vollständigkeit und historische Genauigkeit erfordern vielmehr, vorerst den angelegentlichen Bemühungen nachzugehen, unter denen die spanische und die französische Kirche durch Mission und Kolonisation in weiten Gebieten innerhalb der gegenwärtigen Grenzen der Union römisches Christentum zu pflanzen suchte. Die dreizehn englischen, ganz überwiegend protestantischen Kolonien, von Maine bis Georgia, haben daneben ihren eigentümlichen Entwicklungsgang. Alle drei Strömungen aber verfolgen auf eigenen Wegen, mit verschiedenen Mitteln, ihre eigenen Ziele.

An eine schiedlich-friedliche Aufteilung des ungeheuern Territoriums war nicht zu denken. Eine Macht suchte der andern den Rang abzulaufen. So entstehen Kämpfe, bei denen es auf Verdrängung und völlige Vernichtung des Gegners abgesehen ist. Ein großer Teil der Kolonialgeschichte besteht in solchen Kriegen mit den benachbarten Kolonien anderer Nationalitäten, die um so verderblicher verlaufen, als die Indianer mit hinein verflochten werden und weil das verschiedene religiöse Bekenntnis der Kolonisten eine hervorragende Rolle dabei spielt. Nach langem, wechselvollem Ringen fiel zuerst die gesamte französische Herrschaft dem protestantischen England als Beute zu (1763). Und was westlich vom Mississippi noch in Frankreichs Händen blieb, gewann der junge, emporstrebende Freistaat auf friedlichem Weg durch den Louisiana-Ankauf (1803). Auch Spaniens Besitzungen alle, nördlich vom mexikanischen Golf und der Republik Mexiko kamen bis zum Jahre 1848 unter die großen Fittiche der Ver. Staaten von Amerika. Ein wunderbarer Weg der Geschichte, wobei Gottes Gerechtigkeit und Weisheit zu Rat gesessen haben.

Erste Periode:

Die Kirche in den Kolonien (1521—1783).

Erster Abschnitt: Die katholische Kirche in den spanischen Kolonien.
Zweiter Abschnitt: Die katholische Kirche in den französischen Kolonien.
Dritter Abschnitt: Gründung und Ausbreitung der Kirche in den dreizehn Kolonien, ganz überwiegend protestantisch.

Synodalpredigt,

gehalten von Pastor Chr. Buckisch aus New York City zur Eröffnung der 22. Jahreskonferenz des Atlantischen Distrikts der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika am 22. Juni 1905, in der St. Stephans-Kirche in Newark, N. J.

Eingesandt auf Beschluß des Ministeriums des genannten Distrikts.

Text: Jesaias 6, 1—13.

Tätigkeit ist die Signatur des Lebens. Gott ist Leben. Tätig erweist er sich in seiner ganzen Schöpfung. Jesaias schaut ihn; sein Auge nimmt ihn wahr in augenscheinlicher majestätischer Ruhe: aber

um ihn her ist alles Regsamkeit — die Seraphim, der Seher, und fern in der Menschenwelt regen sich von ihm aus Kräfte, welche das Göttliche in ihr zur Anschauung bringen.

Wichtig ist uns, wie sich dieses Leben unter Sündern offenbart und welche Gestalt es da annimmt. Jesaias forschte in der Geschichte des Königs Usia. Darin offenbarte sich der Herr in unverkennbarer Weise. Aber gegen Ende derselben kam der Forscher auf Probleme, deren Lösung ihm rätselhaft war. Allein er gab die Arbeit nicht auf. Nur tiefer beschäftigte er sich mit den Wegen des Herrn, wodurch er einen Umgang mit ihm einging, in dem er sich selber seines Zustandes vor Gott bewußt ward und, selbst entsündigt, an die Arbeit ging, den Auftrag des Herrn an denen treulich auszurichten, die seiner geistlichen Pflege befohlen waren. Andere sind ihm in solcher Arbeit gefolgt, wodurch der „heilige Same" zur Entfaltung kommt, in dem die Verwirklichung des seraphischen Gesanges stattfindet: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll."

Bei unserer Konferenz haben wir es mit eben diesem Weltthema zu tun. Auf Grund der uns vorgelegten Berichte (Berichte der Synodalbeamten, 1905), sollen wir den Werken Gottes unter uns nachspüren, sollen uns darin selbst besser kennen lernen und uns ausrüsten, daß wir um so treuer an denen unsers Berufs warten, die unserer Pflege befohlen sind, und so mithelfen, daß die Erde sich fülle mit der Ehre des Herrn.

Fassen wir denn gleich bei Eröffnung unserer Konferenz bestimmt ins Auge:

Wie können wir an unserm Teil mithelfen, daß alle Lande der Ehre des Herrn voll werden?

Der Text sagt, so, daß wir auf Grund eingehender Erforschung seiner Werke unter uns

1. einen recht andächtigen Umgang mit ihm pflegen,
2. die Sühne von seinem Altar aus an unsern Gewissen erfahren, und
3. seinen Auftrag an den unserer Pflege Befohlenen treulich ausrichten.

1.

„Es war im Todesjahr des Königs Usia." In 2. Chron. 26, 22 lesen wir, daß Jesaias die Regierungszeit des Königs Usia eingehend beschrieben hat. Niemand kann eine Geschichte in annähernder Vollkommenheit schreiben, ohne das Geschehene möglichst genau erforscht zu haben. In der Erforschung der Geschichte Usias ging der Forschende allerdings Lichtesspuren des Gottes Israels nach. „Usia tat, was dem Herrn wohlgefiel," darum gab der Herr Segen zu allen seinen Unternehmungen, und das Volk erfreute sich einer bedeutenden Prosperität. Aber gegen Ende seiner Regierung vergriff sich der König an seinem Gott und büßte sein Vergehen in strenger Abgeschlossenheit; denn er ward mit dem Aussatz bestraft. Da werden dem Geschichtsforscher die

Wege Gottes dunkel. Wer ihm hier die Endziele zu zeigen vermöchte! Andächtig sucht sein Geist Gott; sein ganzes Seelenleben ist Aufmerksamkeit.

Geschichtsforscher sind auch wir bei unsern Konferenzverhandlungen. Sämtliche Berichte bringen zumeist Geschehenes zu unserer Kenntnis. Jedem Synodalen muß es darum zu tun sein, zu wissen, was in dem synodalen Haushalt geschieht. Der Protest der Behörde für unsern Baufonds gegen Ignorierungen sollte bei keinem nötig sein. Gehen wir doch in allem den Spuren des Herrn unter uns nach. Von dem konservativen Bekenntnis an, das der ehrw. Synodalpräses an die Spitze seines Berichtes setzt, bis zur Unterschrift des Direktoriums für Gegenseitige Versicherung finden wir auf 100 Seiten eine schriftlich fixierte Manifestation Gottes unter uns, und Berichte aus dem Distrikt werden uns in Manuskripten seine Werke in unserer nächsten Nähe zeigen. Nicht durchweg werden sie uns lichtvoll erscheinen; jeweilen werden wir uns fragen: „Ist auch der Herr Zebaoth noch unter uns?" Da stehen auch wir vor Problemen, die wohl geeignet sind, uns zu tieferer Andacht vor dem Herrn anzuregen. Möchten auch wir vor ihm ganz Aufmerksamkeit werden!

„Sahe den Herrn auf einem hohen und erhabenen Thron, und sein Saum füllete den Tempel." Mit Recht ist der Tempel der Ausgangspunkt zur Lösung verwickelter Fragen (Ps. 73, 16. 17). Weist er doch auf sein Urbild (2. Mose 25, 40, cf. Hebr. 8, 5) zurück, und vorwärts auf die Wohnung Gottes, in welche der ewige Hohepriester für uns eingegangen ist (Hebr. 9, 24). In dieser schaut Jesaias den Herrn und merkt hier, wie ihn aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen. Der Saum seines Gewandes füllt ja den Tempel.

Wie wichtig werden uns damit unsere Gotteshäuser, in denen und für die wir so anhaltend tätig sind! Sichtbare Monumente der Gegenwart des unsichtbaren Gottes. In dieser Beziehung werden wir durch die diesjährigen Berichte über das Alltägliche hinaus geführt. Die Weihen der Protestationskirche in Speier und des Doms in Berlin haben stattgefunden. Wie wir durch unsern Repräsentanten bei der erstern in besonderer Weise mit den Helden der Protestation von 1529 in geistiger Berührung gestanden haben, so haben wir nicht weniger Interesse an der Vollendung der evangelischen Kathedrale. Bringt sie doch zu monumentaler Anschauung das geistige Bestreben auch unserer Synode, Union der beiden immer noch getrennten Armeeflügel der reformatorischen Kirche. Vor der Größe und Pracht beider Gotteshäuser kommen wir uns in den unsern wie in „Nachthütten in den Kürbisgärten" vor. Und doch, wie wichtig sind sie in der Entwicklung des geistigen und geistlichen Lebens in unserm Lande! Wer liest nicht mit Freuden die Berichte über vollendete Kirch- und Pfarrhaus-Bauten! Ein frischer Lebenszug weht uns aus einem jeden derselben an. Solche Bauten können und sollen uns zu Vorhöfen Gottes werden, in welchen wir bereits hienieden Strahlen seiner Herrlichkeit wahrnehmen, die uns

auf eine höhere Offenbarung vorbereiten: „Wir sollen ihn ja sehen, wie er ist."

Die Seraphim schauen ihn und genießen Seligkeit in solchem Anschauen. Ihm, dem Schöpfer, gegenüber bleiben sie sich als Geschöpfe bewußt; darum bedecken sie ihre Füße vor ihm. Aber mit zween ihrer Flügel fliegen sie. Wohin? Offenbar auf den Herrn hin. Obwohl heilige und selige Geister, sind sie sich doch nicht selbst genug. Ihren Lebensquell wissen und finden sie in ihrem Schöpfer. Auf ihn hin geht fortdauernd der Trieb ihres Wesens. Ewiges Leben ist nach Johannes 17, 3 Erkenntnis Gottes durch den Sohn. Das ist das seligste Geschäft der heiligen Geister, immer tiefer in das Wesen Gottes, in seine Pläne, in seine Werke zu schauen (1. Petri 1, 12). Solch eine Fülle strömt ihnen aus ihm entgegen, daß sie immer wieder ihre Angesichter zudecken müssen, um das Geschaute in neue Themata zu fassen und aus denselben ihn singend zu preisen. In dem gegebenen Gesicht schauen sie in Gott mit Bezug auf den schauenden Jesaias und die hinter ihm stehende Menschheit. Welche Gegensätze! Dort der Heilige in seiner Dreifaltigkeit, und hier Sünder, die angesichts des Gerechten verstummen müssen, wie der Gast an der königlichen Tafel, der kein hochzeitlich Kleid an hat. Und doch werden sie geschont. Können sie jemals mit dem Heiligen in Harmonie gebracht werden? O, eben in dem Wesen des dreimal Heiligen ist die Garantie dafür gegeben, dem nach nicht nur ihre Schöpfung stattgefunden hat, sondern auch ihre Erlösung und ihre Heiligung gegeben ist. In solcher Erkenntnis füllt sich vor den Augen der Seraphim die Erde bereits mit der Ehre des Herrn, wie der Saum seines Gewandes den himmlischen Tempel füllt. Und was sie erkennen, das fassen sie singend in ein Thema, dessen Ausführung in der Welt- und Kirchengeschichte zustande kommt, kein Zweifel, daß an ihren wichtigen Wendepunkten die himmlischen Chöre mit teilnehmen, wie wir davon aus der Weihnacht ein Beispiel haben und der neutestamentliche Seher es zu mehreren Malen in seiner Offenbarung andeutet.

Kann da unsere Andacht jemals nachlassen? In ernster Erforschung der Werke des Herrn niemals. Schon in der Natur offenbart er sich uns in reicher Mannigfaltigkeit. Beim Anblick des prächtig gestirnten Himmels konnte der Psalmist nicht anders als ausrufen: „Du belegst mit deiner Glorie die Himmel." Und wie viel tiefer ist uns die Sternenwelt erschlossen! Dennoch bleibt Pauli Wort wahr: „Ein Stern übertrifft den andern an Glanz." Auf unserer Erde aber ist nicht ein Mensch dem andern ganz gleich geartet, ist kein Blatt dem andern, keine Blume der zweiten vollkommen gleich. Und in der geheimnisvollen Welt der Bakterien weisen die verbesserten Instrumente immer klarer scharf geschiedene Merkzeichen auf, während die unser materielles Wesen bildenden Zellen die Beobachter in Staunen versetzen, warum die anscheinend aus gleichen Stoffen Bestehenden doch verschiedene Funktionen annehmen und sich in denselben verschiedentlich ausbilden. Aber wie erst, wenn wir auf das Gebiet der Erlösung kom-

men, auf dem wir es mit unsterblichen Seelen zu tun haben, mit Sünde und mit Heiligung! Gerade hierin nennt Paulus die Weisheit Gottes eine mannigfaltige, buchstäblich eine „vielfarbige (Eph. 3, 10). Solche Seelen sind das Prisma, in dem sich der Lichtstrahl der Weisheit Gottes in seine prächtigen Regenbogenfarben brechen läßt. Und dieser Enthüllung Gottes gehen wir in unserm Beruf, in unserer alltäglichen Arbeit nach, ja in der Arbeit sind wir selbst Gegenstände, in denen sich seine Herrlichkeit spiegelt. Bei unserer Konferenz aber dürfen wir sie unter der angegebenen Erwägung wie in einem Fokus anschauen. Wer wollte da nicht einen so andächtigen Umgang mit dem Herrn pflegen, daß aus allen unsern Verhandlungen, aus unsern Gebeten, aus unsern Gesängen und aus unsern Gottesdiensten die Ehre des Herrn harmonisch wiedertönt!

2.

Noch tönt das dreimal Heilig der Seraphim an den Oberschwellen des himmlischen Tempels, als es schon beginnt, in der Menschenwelt lebensvolle Gestalt anzunehmen. Was Leben ist, wie es beginnt, wie es sich gestaltet, damit beschäftigt sich ein spezieller Zweig der Wissenschaft. Mit Aufbietung aller Kräfte sucht sie in das Geheimnis des Lebens einzudringen. Wir erinnern uns wie in schneller Aufeinanderfolge Versuche mit Elektrizität, sodann mit einer Salzlösung und in unsern Tagen mit Radium gemacht worden sind. Das jüngste Ergebnis solcher Forschung sind die „Radiobes“. Im Anschluß an dieselben führt eine unserer Tageszeitungen („N. Y. Times“) unter heutigem Datum (22. Juni 1905) die Vermutung einer Autorität (nach der „North American Review“) an, daß am Ende Leben doch einer überirdischen Quelle entspringen dürfte, und unser Geist dürfte sich, nachdem er diesen Staub der Erde abgeschüttelt und diese Erde verlassen hat, in einer andern Welt mehr daheim und wohler fühlen als hier.

Ob es uns je gelingen wird, dieses Leben ganz zu verstehen, ist fraglich. Aber wie das göttliche Leben in uns Sündern geweckt wird, geht aus unserm Text klar hervor. Jesaias hört, wie die Seraphim ihr Leben aus Gott im Gesang bekunden. Wo alles singt zur Ehre Gottes, ist es ein Verbrechen zu schweigen. Er greift zu seiner Harfe, allein, sie ist verrostet und entfällt seinen entmutigten Händen. Er möchte in das Heilig, heilig, heilig mit einstimmen, aber das Wort erstirbt ihm auf den Lippen. Nach seiner Herzenserfahrung stimmt sein Wesen nicht dazu; es wäre unwahr und müßte wie ein Gifthauch in die heilige Sphäre ausströmen. Nur ein „wehe mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen, und habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen,“ entringt sich seiner Seele. Aber in solchem Bekenntnis ist er wahr; und in der Wahrheit ist der Anfang des göttlichen Lebens in uns.

Schauen wir aus solchem Umgang mit Gott die uns vorgelegten

Berichte an, so wird ein jeder von uns die Mängel des andern milder beurteilen; aber wir werden daraus auch die Tragweite erkennen, die solche Mängel auf unsern Beruf haben. Wiederum werden wir aufgefordert, uns mit der Frage zu beschäftigen, wie mehr Jünglinge für unsere Lehranstalten gewonnen werden können. Gewichtige Gründe sind schon aufgedeckt worden, warum so wenige sich für das Studium der Theologie entscheiden. Ein sehr wichtiger Grund scheint mir ungenannt geblieben zu sein. Sind wir nicht vielleicht „gewogen, und zu leicht gefunden?“ Vorgänge, wie sie in christlichen Gemeinden, christlichen Familien und leider auch unter uns Pastoren stattfinden, von denen wir so oft lesen und die wir zu unserm Schmerz erfahren müssen, sind wohl geeignet, auch dem strammen Jüngling das Ideale aus dem geistlichen Beruf herauszunehmen. Möchten wir auch darin wahr werden, daß wir in der Beichte morgen abend aus rechter Selbsterkenntnis heraus bekennen: O Herr, wir sind noch unreiner Lippen, und wohnen unter einem Volk von unreinen Lippen, und halten deine Ehre vielfach auf!

Wir mögen auf Erden nie völlig verstehen, was die glühende Kohle in der Zange des Seraphs war. Genug, Jesaias erfuhr von ihr die Sühne seines Gewissens vor Gott. Uns aber ist der Altar Gottes zu unserer Sühne in dem Kreuze Christi vor die Augen des Geistes gestellt. Christum in seinem Blute hat Gott herausgestellt als Sühnemittel (Röm. 3, 25) für unsere Sünden. Auf diesem Altare brennt das Feuer der Liebe Gottes (Joh. 3, 16) zu unserm Heil. Von ihm aus nimmt der Heilige Geist (Joh. 16, 14) und entsündigt damit jedes nach Versöhnung verlangende Herz. Im heiligen Abendmahl wird uns das Siegel der Vergebung in sichtbaren Zeichen dargereicht; wir können „schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist.“ Nach solcher Erfahrung kann uns wohl noch in Stunden der Versuchung unser Gewissen jeweilen verklagen, aber tief im Gewissen selbst erwacht durch den Heiligen Geist das Bewußtsein, Gott ist größer als unser Gewissen. In der Liebesglut vom Kreuze her wird hinweggebrannt, was uns in unserm Christentum, in unserm Beruf, in unserm Amt unwürdig macht. Darum:

Steig empor zum neuen Leben,
Denn du schliefest lang genug;
Kraft zum Leben wird dir geben,
Der für dich den Tod ertrug.
Fang nur an erst aufzustehen,
Fühlst du dich auch noch so matt,
Der wird dir zur Seite gehen,
Der dich auferwecket hat.

3.

Wie gern erweist sich der durch Entsündigung Neubelebte treu, den Auftrag des Herrn an denen auszurichten, die seiner Pflege befohlen werden. Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? — Siehe, hier bin ich; sende mich.“

Jesaias hatte ja bekannt, nicht nur: „Ich bin unreiner Lippen,“ sondern auch: „Ich wohne unter einem Volk von unreinen Lippen.“ Da konnte es ihm nicht genügen, selbst entsündigt worden zu sein; in seinem Zusammenhang mit dem Volke mußte er sich immer noch bedrückt fühlen. Es mußte ihm einige Freude bereiten, dem Volke zu verkündigen: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich wie Rosinfarbe ist, soll sie doch wie Wolle werden,“ Kap. 1, 18. Aber wenn er angenommen hatte, daß dies seine Hauptbotschaft sein werde, so wurde er bald eines andern belehrt von dem Herrn, V. 9. 10. So überraschend ist ihm solcher Gerichtsauftrag, daß er erstaunt fragt: „Herr, wie lange?“ V. 11a, um das Gericht nur im verstärkten Maße anzuhören: „Bis daß die Städte wüste werden ohne Einwohner, und die Häuser ohne Leute, und das Feld ganz wüste liege. Denn der Herr wird die Leute ferne wegtun, daß das Land sehr verlassen wird,“ V. 11. 12. Wir wissen, wie solches Gericht in und nach der babylonischen Gefangenschaft buchstäblich in Erfüllung gegangen ist. Aber an dem noch nicht genug, V. 13a, wörtlich: „Und ob noch das zehnte Teil darin bleibt, so wird auch dies verheeret werden, wie eine Eiche und Linde.“ Joh. 12, 37—43 schaut der Evangelist zurück auf diesen Auftrag und findet die Ankündigung buchstäblich erfüllt. An wem? An den Zeitgenossen des Herrn Jesu, die trotz des besten Zeugnisses nicht glaubten, weil „sie lieber die Ehre bei den Menschen hatten, denn die Ehre bei Gott.“

Es ist erschrecklich, anstatt ein Bote der Versöhnung, ein Bote des Gerichts werden zu müssen. Aber ist es nicht vielfach auch deine Erfahrung, lieber Bruder im Amt? Wie wichtig hast du dein Amt angesehen in der feierlichen Stunde deiner Ordination. Als Amt der Versöhnung hast du es in dem Sinn übernommen, daß du mit aller Bestimmtheit jedem ins Herz und Gewissen hineinrufen wolltest: „Lasset euch versöhnen mit Gott!“ und du konntest es dir nicht anders denken, als daß jeder es bald einsehen müsse, es ist zu seinem Vorteil, daß er sich solcher Verkündigung in seinem Herzen und Leben zuwende. O, wie ist es doch ganz anders geworden! Eine zeitlang bist du angehört worden; du hast bedeutende Kreise mit der Verkündigung aufgeweckt; jeweilen glaubtest du, ausrufen zu dürfen: Ich habe gesiegt; die meiner Pflege Befohlenen beginnen sich zur Ehre Gottes zu regen! Aber wenn du nach einer geraumen Zeit den Reingewinn deiner Arbeit beurteilt hast, wie viele hast du gesehen, die dir durch die enge Pforte der Buße gefolgt sind? Wie viele, oder wie wenige bewähren sich auf dem schmalen Pfade beständiger Erneuerung? Es ist erschütternd, erfahren zu müssen, daß das Amt der Versöhnung so vielen ein Amt der Verstockung wird, nämlich denen, die es nicht anders wollen.

Gut, daß der göttliche Auftrag damit nicht schließt. „Eiche und Linde gefällt,“ aber „in ihrem gefällten Zustand bleibt ihnen ein Wurzelsproß.“ Was dem Jesaias mit diesem Wurzelsproß gezeigt wurde, hat er uns im 11. und insbesondere in dem „wie unter dem Kreuze ge-

schriebenen" 53. Kapitel seines Buches näher bezeichnet. Es ist der, welcher „die Wurzel und das Geschlecht Davids" ist (Offb. 22, 16), der Gesalbte des Herrn, Christus Jesus, wie ihn das Neue Testament beschreibt und die Kirche ihn fort und fort erfährt. Als er auftrat, war Davids Haus ja seines Schmuckes, seiner Krone beraubt. Aber als die Juden geschrien hatten: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser," und Pilatus die Ueberschrift an das mittlere Kreuz anbringen ließ: „Jesus von Nazareth, der Juden König," schien es mit dem Davidschen Hause und erst recht seinem Reiche gar aus zu sein. Aber noch ehe der ewig denkwürdige Karfreitag zu Ende war, regte sich in dem mutigen Auftreten des Josephs von Arimathia und des Nikodemus das Leben des Stammes in seinem gefällten Zustande, und wie kräftig durchbrach der Wurzelsproß am „dritten Tage" das „dürre Erdreich"! Niemand, keine Macht, kann seinen Wuchs hindern; bereits breitet er seine Aeste über alle Lande aus, und die Völker kommen und finden in seinen Zweigen Schutz vor den Gerichten und genießen Leben aus seinen Früchten. „Ein heiliger Same wird solcher Wurzelsproß sein." Der Baum ward so tief erniedrigt, weil „er in sein Eigentum kam und die Seinen ihn nicht aufnahmen," Joh. 1, 11. Aber wenn auch die Seinen als Volksganzes immer noch nicht gesprochen haben: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Matth. 23, 39, so haben ihn doch einzelne mit Freuden begrüßt, und „denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben," Joh. 1, 12. Aus diesem Quell haben sich Ströme des lebendigen Wassers in die Welt ergossen (Joh. 7, 38), darin die Völker ihre Erneuerung finden und wenn sie jemals darin innehalten, bricht diese göttliche Lebenskraft in den erfolgreichen Reformationen durch, welche die christianisierten Völkerstämme durchmachen. Gerade in diesen erweist das Christentum seine Gotteskraft gegenüber allen andern Religionen; es führt den erstarrenden Völkern Leben aus dem Herzen Gottes zu.

Jesaias war nicht der einzige, der an denen treulich arbeitete, die Gott, der Herr, seiner Pflege befohlen hatte. Ihm sind andere in der Arbeit gefolgt. Von allem Anfang an waren sie ausgesandt, „wie Schafe mitten unter die Wölfe." Durch scheinbares Unterliegen ging es zu Siegen. Immer wieder mußte das Weizenkorn in die Erde fallen und sterben, sollte es anders Frucht bringen, Joh. 12, 24. In alter wie in neuer Zeit mußte das Blut der Märtyrer fließen, sollten weitere Saaten auf dem Ackerfeld Gottes aufgehen. Als Graf Zinzendorf von den westindischen Inseln die Nachricht erhielt, daß in kurzer Zeit zehn Sendboten auf ihren respektiven Posten gestorben waren, dichtete er den Vers:

Es wurden zehne ausgestreut,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Gräbern aber steht:
Das ist die Saat der Mohren!

Nach dem Vorgange ihres Meisters erweisen sich seine Nachfolger

gerade in ihrem Sterben als der „heilige Same" unter den Völkern. So sind die griechischen, romanischen, germanischen, slavischen Völker wenigstens dem Namen nach unter den Einfluß des „heiligen Samens" gekommen, und im Orient bereiten sich Dinge vor, auf deren Ausgang alle Kinder Gottes mit Spannung warten. Nach einer hundertjährigen Arbeit evangelischer Mission scheint es nun, daß alle Kräfte, religiöser, sozialer und politischer Natur, an dem alten Heidentum Indiens und Chinas tätig sind, um es in seinem Lebensnerv zu erschüttern. Es ist noch zu früh, zu urteilen, welche Bedeutung die blutigen Schlachten im „fernen Osten" für die Völker haben werden. Aber wenn wir lesen, daß die fähigsten Führer der siegreichen Armee und Flotte christliche Männer sind, oder unter dem Einfluß des Christentums stehen, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß das junge „Harmageddon" in der koreanischen Meerenge die christlichen Völker in etwaigen veralteten Formen heilsamlich erschüttern, den 400 Millionen Chinesen aber und den ca. 300 Millionen Indiern die Augen wirksam öffnen dürfte, wo auch ihre Kraft zur Wiedergeburt und zur nationalen Betätigung zu finden ist. Nicht lange dürfte es dann mehr währen, daß die große Schar am Throne Gottes anstimmt: „Halleluja! Der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen; es sind die Reiche der Welt unsers Herrn und seines Christus geworden." Dann ist das von Jesaia vernommene Weltthema der Seraphim voll und ganz verwirklicht: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll."

Auf solches Ziel hin einen sich mehr und mehr alle Sektionen der Kirche. Unsere Arbeit ist eine Mitarbeit. An denen, die unserer Pflege befohlen sind, sollen wir den Auftrag des Herrn, sei es zur Versöhnung, sei es zum Gericht, treulich ausrichten durch Innerste, Innere und Aeußere Mission. Hier aber wollen wir miteinander kennen hernen, inwieweit wir darin Erfolg gehabt oder Verluste erlitten haben. Durch Verhandlungen, wie durch Gottesdienste und Andachten wollen wir, selbst noch Sünder, uns stärken und ausrüsten zu erneuter Tätigkeit in einer Welt voll Sünder.

Unsere Zeit ist kurz. Wollen wir mit dem Herrn andächtigen Umgang pflegen, so laßt uns damit nicht säumen; die Sühne ist für uns da, am Altar des Herrn; seinen Auftrag wissen wir. Bald entfällt die irdische Harfe unsern Händen. Aber daherfliegt schon der Seraph mit der Harfe Gottes, nach deren Tönen wir recht wohl mit der Schar der Vollendeten in das Lied Mosis und des Lammes einstimmen dürfen. Dann sind auch wir am Lebensquell, in der unmittelbaren Nähe Gottes. Die aus ihm geschöpfte Erkenntnis werden auch wir in höherer Weise verwerten dürfen; denn auch dort behält Leben seine Signatur — Tätigkeit. Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz". An den Versammlungen dieser Konferenz, die in den letzten Jahren in Lund und Rostock gehalten wurden, haben sich auch die „Generalsynode" und das „Generalkonzil" beteiligt. Aus diesen Kreisen ging nun der Plan hervor, die „Allgem. Evang.-Luth. Konferenz" für September 1907 nach Philadelphia einzuladen. Diese Versuche, die Konferenz nach Amerika zu bringen, finden aber jetzt schon gar verschiedene Beurteilung.

Das „K.-Bl." von Jowa brachte darüber folgendes Item:

Die „Deutsche Tageszeitung" weiß über eine „Lutherische Konferenz in Philadelphia 1907" folgendes zu berichten: „Für die im September 1907 in Philadelphia abzuhaltende Konferenz der Lutheraner aller Schattierungen sind bereits die umfassendsten Vorbereitungen im Gange. An der Spitze des gebildeten Generalausschusses steht Prof. Späth in Mt. Airy bei Philadelphia, während Herr Chas. A. Schieren, der frühere Bürgermeister Brooklyns, den Posten des Schatzmeisters übernommen hat. Lokalausschüsse sind in Baltimore, Washington und Philadelphia ebenfalls bereits gebildet. Die Einladung an etwa 40 der hervorragendsten Kirchenräte, Professoren der Theologie und Kanzelredner Deutschlands, als Gäste der Lutherischen Konferenz nach Amerika zu kommen, ist als Erwiderung auf die Aufmerksamkeit gedacht, die Kaiser Wilhelm Deutsch-Amerikanern durch die Einladung zur Einweihung des neuen Berliner Doms erwies. Zu Ehren der deutschen Gäste plant man in New York zwei große Empfangsfestlichkeiten, sowie Festgottesdienst in Carnegie Hall. In den Kreisen der Lutheraner Amerikas trägt man sich mit der Hoffnung, daß sich der deutsche Kaiser vielleicht entschließen wird, einen Hohenzollernprinzen mit seiner persönlichen Vertretung auf der Lutherischen Konferenz in Philadelphia zu betrauen." Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Erfolge der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz", wie sie namentlich auf den beiden großen Tagungen von Lund und Rostock hervorgetreten sind, manchen Berliner Kirchenpolitiker nicht schlafen lassen. Eine ganze Reihe kirchlicher Ereignisse und Unternehmungen der letzten Monate ist ohne diese Voraussetzung nicht zu begreifen. Wenn nun aber selbst der Versuch gemacht werden soll, den zuerst in den Kreisen der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz" besprochenen Plan einer internationalen lutherischen Konferenz in Philadelphia für die Zwecke der preußischen Kirchenpolitik auszubeuten, so können wir nur bitten, die „Allgemeine Konferenz" damit unverworren zu lassen. In dem ersten Artikel ihrer „Grundbestimmungen" erklärt sie so deutlich, wie nur immer möglich, auf dem Boden der lutherischen Bekenntnisschriften zu stehen. Sie hat deshalb zu keiner Zeit an irgend etwas anderes als an eine Zusammenkunft bekenntnistreuer Lutheraner in Philadelphia gedacht. Von diesem Standpunkt werden sie die Schachzüge der preußischen Kirchenpolitik ebenso wenig abbringen als das Liebeswerben unionistisch gesinnter Lutheraner jenseits des Ozeans, die sich mit dem Namen des deutschen Reformators schmücken, seinen Geist aber verleugnen. So weit der „Alte Glaube". — Die Verbindung des Generalkonzils mit der General-Synode, eine Versammlung der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz" in Philadelpha 1907 her-

beizuführen, findet in den bekenntnistreuen Kreisen Deutschlands ebenso wenig als hier Anklang. Sollte nun sogar eine solche Versammlung zu kirchenpolitischen Plänen und zur Einmischung in die ohnehin schwierige Lage der amerikanisch-lutherischen Kirche benutzt werden, so würden dadurch die Bestrebungen, unsere Kirche hier mehr und mehr zu einigen und zu festigen, nur geschädigt werden. Die Verwirrung müßte nur größer werden. Wir sind uns dessen bewußt, daß die amerikanisch-lutherische Kirche ihre eignen Aufgaben hat, deren Lösung ihr aufgetragen sind. Soll sie zum Segen unsers Volks gedeihen, so muß sie sich als Freikirche ihrem innersten Wesen nach entfalten und mit den Staatskirchen Deutschlands unverworren bleiben. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir uns der Verbindung mit bekenntnistreuen Lutheranern und Vereinen im alten Vaterland freuen und sie pflegen.

In einer späteren Nummer schreibt dasselbe Blatt über diesen Gegenstand:

Wir erkennen in dem gemeinsamen Unternehmen des Generalkonzils und der General-Synode, die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz" für 1907 nach Amerika zu bringen, eine Betätigung kirchlicher Gemeinschaft dieser beiden kirchlichen Körper; denn es handelt sich hier um eine Konferenz, die bekenntnistreue Lutheraner einigen und ihre Arbeit fördern will. Wäre die General-Synode dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche treu geblieben, so hätte es der Gründung des Generalkonzils und des damit verbundenen Risses nicht bedurft. Im Gegensatz zur General-Synode stellt sich das Generalkonzil die Aufgabe, das Bekenntnis der lutherischen Kirche hochzuhalten. Wesentlich steht aber die General-Synode heute noch wie 1865. Ihre Lehrbasis ist heute noch wie damals das Bekenntnis von Augsburg, aber heute noch werden wie damals Grundartikel dieses Bekenntnisses öffentlich in thesi geleugnet und in praxi verleugnet. Wir pflegen Kirchengemeinschaft mit dem Generalkonzil, aber nicht mit der General-Synode. Sollte die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz" durch Annahme der oben erwähnten Einladung in kirchliche Gemeinschaft mit der General-Synode treten, so würde uns der Weg nach Philadelphia 1907 dadurch verschlossen sein. Wenn sich der "Lutheran" darüber wundert, daß sich in deutsch-amerikanischen Kreisen Amerikas so wenig Begeisterung für den Plan findet, die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz" nach Amerika zu bringen, so mag er im obigen die Erklärung dafür finden, wenigstens soweit wir in Betracht kommen.

Dem obigen stimmt auch die „Luth. Kirchenzeitung" der Ohio-Synode mit folgenden Worten bei:

Das Iowaer „Kirchen-Blatt" hat ganz recht, wir hier in Amerika haben unsere eignen Probleme und Schwierigkeiten, in deren Lösung uns Ausländer wenig behilflich sein können. Mit den Deutschen von drüben steht es wohl ebenso. Hinter allem aber ragt die Bekenntnisfrage: „Lehre und Wehre" missourischerseits nennt die Konferenzen, die in Lund und Rostock gehalten wurden, „unionistisch", wird also sich fernhalten, ob die nächste Versammlung hüben oder drüben abgehalten wird. Was uns anlangt, so sehen wir es als ein Ding der Unmöglichkeit an, bei dem jetzigen Stand der Dinge unter den Synoden dieses Landes auch nur eine wirklich allgemeine amerikanische evang.-luth. Konferenz abzuhalten, geschweige eine internationale, es sei denn man meine eine „freie Konferenz", wie solche in Milwaukee und

in Detroit abgehalten wurden. Da aber selbst diese „freien Konferenzen“, in welchen mit Lehrfragen Ernst gemacht wurde, noch wenig Resultate aufzuweisen haben, scheint es uns keineswegs angebracht, Konferenzen internationaler Art zu versuchen. Wir haben mit uns selbst hier in Amerika in den wichtigsten Sachen zu viel zu tun, um über unsere Landesgrenzen hinauszugehen. Will man aber überhaupt nur einen äußerlichen Verband, sei es unter amerikanischen lutherischen Körperschaften, so mögen wir überhaupt nichts von solchem Konferenzverband wissen. Es sind Bekenntnisfragen, die uns von andern trennen; über diese können wir uns nicht hinwegsetzen. Diejenigen, die wenig oder nichts um Bekenntnisfragen geben, mögen unter sich, wenn es ihnen beliebt, Vereinigungen der einen oder andern Art versuchen, wir können wegen unsers Standpunkts nicht auf solche Vereinigungen mit ihnen eingehen. Doch das ist etwas so Altes und Längstbekanntes, daß es uns wirklich wundert, wie man sich in dem vorgeschlagenen Plan, eine allgemeine internationale Konferenz in Philadelphia abzuhalten, darüber wegzusetzen scheint. Man kann wohl unsern Standpunkt bestreiten und als einen unrichtigen bezeichnen — das ist oft geschehen, — daß wir aber trotz alledem auf Grund der Schrift fest auf unserm Bekenntnisstandpunkt stehen, sollte jedermann, der die Synodal- und Kirchenverhältnisse kennt, wohlbewußt sein. Es gilt also damit zu rechnen, und nicht diesen Sachverhalt einfach zu ignorieren. Kurz gesagt also, das was längst die Synoden hier voneinander trennt, uns in der Ohio-Synode z. B. von andern Synoden, das hindert uns von dem Eingehen in eine allgemeine Konferenz, sei dieselbe international oder auch nur amerikanisch. Haben wir als getrennte Körperschaften untereinander und in Bezug auf einander irgend eine Aufgabe, so ist es sicherlich diese, nach Schrift und Bekenntnis ernstlich zu versuchen, alles Trennende wegzuräumen. Sind wir einmal im Bekenntnis einig, so werden nationale und auch möglicherweise internationale Konferenzen in Ordnung sein. So lange aber eine ganze Menge trennender Bekenntnisfragen unerledigt zwischen den lutherischen Körperschaften bestehen, wird mit großen Verbänden und Versammlungen zumeist auf äußerlichen Grundlagen ruhend, sehr wenig Nutzen geschafft werden.“

Wenn die Abhaltung der „Allgemeinen Evang.-Luth. Konferenz“ in Amerika bis dahin vertagt werden soll, bis alle konfessionellen Lutheraner unter sich einig geworden sind, so mögen wenig der jetzt Lebenden diese Konferenz in Amerika zu sehen bekommen. Und anderseits, bei den so sehr gespannten Verhältnissen, welche zwischen den verschiedenen Gruppen der Lutheraner dieses Landes bestehen, scheint allerdings die Gefahr vorhanden zu sein, daß der Riß zwischen diesen Parteien nur noch größer werden dürfte, wenn die „Allgemeine Evang.-Luth. Konferenz“ wirklich nach Philadelphia käme.

„Der christliche Kirchenbund in Amerika.“ Mit diesen Worten übersetzt recht passend „Der Christl. Apologete“ den Ausdruck “National Federation of Churches and Christian Workers.” Das Protokoll der Generalsynode von Rochester kommt Seite 21 und 26 auf diesen Gegenstand zu sprechen. Da seitdem die geplante große Kirchenversammlung in New York stattfand, so steht sie auch im Vordergrund des Interesses für den Rundschauer.

Wenn wir es auch als eine echt amerikanische, krasse Uebertreibung ansehen, wenn ein Pastor von Philadelphia es als „die größte Epoche der

Christenheit seit 500 Jahren" bezeichnete — ohne solche Uebertreibung geht's einmal bei unserm Volk nicht — so glauben wir doch, daß allerdings sich hier etwas anbahnt, was für die Kirche unseres Landes die weittragendsten Folgen haben mag.

Bei der „Konföderation", die vom 15. bis 21. November 1905 in der Carnegie-Halle in New York tagte, waren nach dem Bericht des „Christl. Apologeten" folgende Denominationen vertreten:

1.	Die Baptistenkirche der Ver. Staaten	49
2.	Die Freie Baptisten Generalkonferenz	9
3.	Die Christen (The Christian Connection)	10
4.	Die Kongregationalisten-Kirche	45
5.	Die Jünger Christi (Disciples of Christ)	39
6.	Die Evangelische Gemeinschaft	9
7.	Die Evangelische Synode von Nordamerika	5
8.	Die Freunde	5
9.	Die Evangelisch-Lutherische Kirche (General-Synode)	38
10.	Die Bischöfliche Methodistenkirche	50
11.	Die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche	46
12.	Die Primitive Methodistenkirche	2
13.	Die farbige Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika	?
14.	Die Protestantische Methodistenkirche	8
15.	Die Afrikanische Bischöfliche Methodistenkirche	9
16.	Die Afrikanische Bischöfliche Methodisten Zions-Kirche	14
17.	Die Generalkonferenz der Mennoniten-Kirche von Nordamerika	?
18.	Die Mährischen Brüder	5
19.	Die Presbyterianerkirche in den Ver. Staaten	53
20.	Die Cumberland Presbyterianerkirche	14
21.	Die Welsche Methodisten- oder Presbyterianerkirche	2
22.	Die Reformierte Presbyterianerkirche	5
23.	Die Vereinigte Presbyterianerkirche	9
24	Die Protestantische Episkopalkirche	8
25.	Die Reformierte Kirche in Amerika	10
26.	Die Reformierte Kirche in den Ver. Staaten	12
27.	Die Reformierte Episkopalkirche	1
28.	Die Sabbatarier (Seventh Day Baptists)	5
29.	Die Vereinigten Brüder in Christo	13
30.	Die Vereinigte Evangelische Kirche	3
		478

Diese Delegaten repräsentierten ungefähr 18 Millionen Kommunikanten oder 35 bis 40 Millionen Seelen, die mit den evangelischen Kirchen dieses Landes in Verbindung stehen.

Wir geben absichtlich die Namen der Kirchengemeinschaften, die da vertreten waren; denn aus den Namen der Benennungen ist ein Schluß zu machen, welches der Grundcharakter des „Kirchenbundes" sein mag, wenn derselbe zu reger Tätigkeit kommt. Außer den genannten bestehen noch über hundert andere Benennungen, deren Anhänger entweder so wenige sind, daß man sie nicht berücksichtigen konnte, oder sie wurden eingeladen, und schlugen die Einladung aus. Zu diesen letzteren gehört ohne Zweifel die ganze „Synodalkonferenz" und das „General-Konzil", sowie einzelne

andere lutherische Synoden, denen jede Annäherung zu den sogenannten „Sekten“ ein Greuel ist.

Nicht eingeladen waren die Unitarier, die Universalisten, die Juden und Katholiken. Daß die zwei zuletzt genannten nicht eingeladen waren, das ist ja wohl selbstverständlich für jeden evangelischen Christen. Daß man aber die Unitarier und Universalisten ausschloß aus der Beteiligung, das war eine Glaubenstat und ein Zeugnis, das zu Gunsten des „Kirchenbundes“ spricht.

Es wurde der Versuch gemacht, auch den Christusleugnern Zutritt, Sitz und Stimme zu der Versammlung zu verschaffen. Aber als es zur Entscheidung dieser Prinzipienfrage kam, standen die obersten Leiter der Versammlung fest auf dem „auserwählten, köstlichen Eckstein in Zion.“ Es wurde eine Abstimmung veranstaltet und die ganze Versammlung erhob sich, um diese Frage im rechten Sinne zu entscheiden. Und „mit Macht rauschte der Lobgesang durch den gewaltigen Raum: Preist Gott, der uns viel Gut's beschert,“ dem ein Dankgebet von Bischof Hendricks folgte.

Was nun bei dieser großen Versammlung beschlossen wurde, das sollte unbedingt auch bei uns die rechte Beachtung finden. Denn da ja auch unsere Kirche bei diesem „Kirchenbund“ mit beteiligt ist, so ist es nötig, daß, falls wir da mit tun wollen, wir auch wissen, nach welchem Plan in diesem „Kirchenbund“ gearbeitet werden soll. Wir geben die deutsche Uebersetzung dieses Plans nach dem Wortlaut, wie wir ihn im „Christlichen Botschafter“ finden.

Plan der Kirchen-Föderation.

Indem in der Vorsehung Gottes die Zeit gekommen ist, in der es geeignet scheint, die wesentliche Einheit der christlichen Kirchen Amerikas in Jesus Christus, als ihrem göttlichen Herrn und Erlöser, völliger zur Darstellung zu bringen und den Geist der Gemeinschaft und der Zusammenwirkung zu vervollkommnen, unterbreiten hiermit die Delegaten der in New York versammelten nationalen Konferenz über Kirchen-Föderation den kirchlichen Körpern, die bei dieser Konferenz vertreten sind, den folgenden Plan zur Genehmigung:

1. Zur Betreibung der Arbeit, die besser vereinigt als von einander getrennt ausgeführt werden kann, sei hiermit ein Beratungsausschuß ernannt, dessen Name soll sein, die „Föderations-Kommission der Kirchen Christi in Amerika.“

2. Die folgenden christlichen Kirchen sollen nach ihrer Zustimmung des Zwecks und Plans dieser Organisation zur Vertretung in dieser Föderations-Kommission berechtigt sein. (Es folgen hier die Namen von 27 Denominationen, nur drei der vorstehend genannten sind ausgelassen; es fehlen No. 13, 14 und 18 der obigen Liste. — D. R.).

3. Der Zweck dieser Föderations-Kommission soll sein:
   - a. Die Gemeinschaft und allgemeine Einheit der christlichen Kirche zum Ausdruck zu bringen.
   - b. Die christlichen Kirchen in Amerika zu einem einheitlichen Wirken für Christus und die Welt zu bringen.
   - c. Die religiöse Gemeinschaft und gegenseitige Beratung bezüglich des geistlichen Lebens und der religiösen Tätigkeit der Kirchen zu ermutigen.
   - d. Einen wirksamen Einfluß für die Kirchen Christi in allen Ange-

legenheiten zu sichern, welche den moralischen und gesellschaftlichen Zustand des Volkes berühren, um in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens die Anwendung der Vorschriften Christi zu fördern.

e. Bei der Organisation von Lokalzweigen der Föderations-Kommission behülflich zu sein, um ihre Zwecke in deren Umgebung zu fördern.

4. Die Föderations-Kommission soll keine Autorität über die Konstituenten, welche ihr angehören, besitzen, sondern ihre Befugnis soll sich auf den Ausdruck von Ratschlägen und der Empfehlung von einzuschlagenden Mitteln und Wegen in Sachen des allgemeinen Interesses der Kirchen, Lokalausschüssen und einzelner Christen beschränken.

Sie hat keine Gewalt, ein allgemeines Glaubensbekenntnis aufzustellen, noch die Form der Verwaltung oder des Gottesdienstes vorzuschreiben oder in irgend welcher Weise die völlige Selbstregierung der kirchlichen Körper, die ihr angehören, zu beschränken.

5. Die Glieder dieser Föderations-Kommission sollen in der folgenden Weise ernannt werden: Jeder der kirchlichen Körper, welche zu dieser Föderations-Kommission gehören, sollen zu vier Mitgliedern berechtigt sein und weiter zu einem Glied auf je 50,000 ihrer Mitglieder oder einem mehrheitlichen Bruchteil derselben. Die Frage der Vertretung von Lokal-Ausschüssen sollen an die verschiedenen konstituirenden Körper verwiesen sein, sowie an die erste Versammlung der Föderations-Kommission.

6. Irgend eine Handlung, die von dieser Föderations-Kommission unternommen wird, soll durch eine allgemeine Abstimmung ihrer Glieder geschehen. Im Fall aber ein Dritteil der anwesenden und stimmenden Glieder es verlangt, dann soll die Abstimmung durch die vertretenen Körper geschehen, wobei die Glieder jeden Körpers einzeln stimmen, eine solche Handlung erfordert aber nicht nur die Mehrheit aller abgegebenen Stimmen, sondern auch die der vertretenen Körper.

7. Andere kirchliche Körper mögen auf ihr Ansuchen zur Mitgliedschaft dieser Föderations-Kommission zugelassen werden mit der Zustimmung von zwei Dritteln der Glieder, die bei einer Sitzung dieser Kommission ihre Stimmen abgegeben haben, und zwei Drittel der vertretenen Körpern; die Vertreter jeden Körpers stimmen einzeln.

8. Die Föderations-Kommission versammelt sich im Dezember 1908 und nachher alle vier Jahre.

9. Die Beamten dieser Föderations-Kommission sollen aus einem Präsident, einem Vizepräsident eines jeden ihrer konstituierenden Körper, einem korrespondierenden Sekretär, einem buchführenden Sekretär, einem Schatzmeister und einem Exekutiv-Komitee bestehen, welche die einem solchen Beamten gewöhnlich übertragenen Pflichten erfüllen sollen.

Der korrespondierende Sekretär soll in der Organisation und Unterstützung von Lokal-Ausschüssen behülflich sein und soll die Föderations-Kommission unter der Anweisung des Exekutiv-Komitees in ihrer Arbeit vertreten.

Das Exekutiv-Komitee soll bestehen aus sieben Predigern und sieben Laiengliedern mit dem Präsidenten, allen Expräsidenten, dem korrespondierenden Sekretär, dem buchführenden Sekretär und dem Schatzmeister. Das Exekutiv-Komitee soll die Befugnis haben, in der Zwischenzeit der Sitzungen

der Föderations-Kommission alle Geschäfte zu besorgen und Vakanzen zu füllen.

Die Beamten werden bei den Quadriennialversammlungen der Kommission erwählt, und sollen ihre Aemter verwalten, bis ihre Nachfolger erwählt sind.

Der Präsident, die Vizepräsidenten, der korrespondierende Sekretär, der buchführende Sekretär und der Schatzmeister sollen von dem Exekutiv-Komitee ernannt und durch die Föderations-Kommission erwählt werden.

Das Exekutiv-Komitee soll durch Stimmzettel erwählt werden, nachdem es von einem Nominations-Komitee nominiert wurde.

10. Dieser Plan der Föderation mag durch eine Stimmenmehrheit der Glieder verändert oder amendiert werden, nachdem eine Mehrzahl der Stimmen der Vertreter der verschiedenen konstituierenden Körper dafür ist; jeder Körper stimmt einzeln.

11. Die Kosten der Föderations-Kommission sollen von den verschiedenen konstituierenden Körpern getragen werden.

Dieser Plan der Föderation soll in Wirkung treten, wenn er von zwei Dritteln der obengenannten Kirchen, denen er zu unterbreiten ist, die Genehmigung erhalten hat.

Es soll die Pflicht jeder Delegation dieser Konferenz sein, diesen Föderationsplan ihren Kirchen vorzulegen und um ihre Begutachtung und entsprechende Handlung nachzusuchen.

Im Fall dieser Föderationsplan durch zwei Drittel der betreffenden konstituierenden Körper genehmigt ist, dann soll das Exekutiv-Komitee der nationalen Föderation der Kirchen und christlichen Arbeiter, welche diese Konferenz berufen hat, ersucht sein, die Föderations-Kommission zu einer Sitzung an einem geeigneten Ort im Dezember 1908 zusammen zu rufen.

Es dürfte sich empfehlen, diesen vorgelegten Plan bei etwaigen Konferenzverhandlungen über den Anschluß der Evang. Synode von Nordamerika an den „Kirchenbund" zu Grunde zu legen.

Während manche Stimmen in dieser Vereinigung das Ende der trostlosen Zersplitterung der protestantischen Kirche erhoffen, gibt's auch andere, welche fürchten, „der Kirchenbund" könne zu einem „Kirchentrust" ausarten und schließlich das christliche Gewissen tyrannisieren. Daß das Machtgefühl zu solcher Entartung führen könnte, wer wollte das leugnen. Andererseits gegen die tyrannische Macht der Römlinge, die auch die Politik beherrschen wollen, muß die Evangelische Kirche als Ganzes ein Gegengewicht auszuüben imstande sein.

Ausland.

Biblische Zeit- und Streitfragen. Im Laufe des letzten Jahres wurde durch Zirkulare ein neues Unternehmen angekündigt, von welchem man hoffen konnte, daß eine heilsame Gegenwirkung gegen die sogenannten „religionsgeschichtlichen Bücher" davon ausgehen sollte. Es wurden angekündigt: „Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten." Herausgegeben von Lic. Dr. Böhmer, Pfarrer in Raben bei Wiesenburg (Bez. Potsdam), und Lic. Dr. Kropatschek, Professor der Theologie in Breslau.

Leider ist bereits eine Mißhelligkeit zwischen den beiden genannten Redakteuren eingetreten und Lic. Dr. Böhmer trat von dem Unternehmen zu-

rück. „Das Evangelische Deutschland“ macht folgende Bemerkungen zu Dr. Böhmers Rücktritt:

„Es macht einen sehr schlechten Eindruck, wenn bei einem literarischen Unternehmen schon im ersten Stadium in der Schriftleitung ein solcher Riß kund wird; und die Gegner haben ein Recht zu sagen: Was wollen diese Leute uns belehren, die selber nicht miteinander auskommen! Erfüllt so schon die Aenderung in der Redaktion nach so kurzer Frist die öffentliche Meinung mit Mißtrauen, was auf den Fortgang der Sache im höchsten Maße schädigend einwirken muß, so wird das Interesse an derselben weiter wesentlich vermindert durch die Tatsache, daß hier der ältere Pfarrer dem jungen Professor hat weichen müssen. Das war allerdings seit langem die Tendenz des jetzigen Herausgebers, daß bei der Mitarbeit der Grundsatz strengster akademischer Exklusivität herrschen sollte, so daß unter den Mitarbeitern höchstens ein halb Dutzend Pastoren sein sollten. Als ob das Professorsein eine Bürgschaft für den Wert der Leistung böte, und als ob die Akademiker in der großen Masse des evangelischen Volkes etwas erreichten, wenn nicht der im Volk stehende Pfarrerstand ihre Ideen vertritt! ... Nach allem finden wir keine Freudigkeit mehr, dieses Unternehmen weiterhin unsern Lesern zu empfehlen. Seine bisherige Verbreitung verdankte es wesentlich dem warmen Eintreten der Geistlichkeit, die sich nun durch die Beseitigung des Pfarrers aus der Schriftleitung mit Recht verletzt fühlen muß. Wir wollen unsererseits den Wahn nicht fördern helfen, als ob man in unsern Tagen die Wahrheit nur bei den Akademikern finde. Wir haben also weder als „Vertreter des Bekenntnisses“ noch von jetzt an als „Pfarrer“ eine moralische Nötigung, das Unternehmen weiter zu stützen. Endlich auch deshalb nicht, weil es sich hierbei jetzt um das Unternehmen einer besonderen theologischen Schule handelt, die die sogenannte moderne positive Theologie auf ihre Fahne schrieb, und manche positiven Akademiker grundsätzlich von der Mitarbeit ausschließt (z. B. Hausleiter, Schäder, Bornhäuser, Kögel u. s. w.). Zu einer Parteisache derer um S.*) aber hat längst nicht die gesamte urteilsfähige evangelische deutsche Christenheit positiver Richtung das Vertrauen, das hier erforderlich wäre, nämlich daß die Theologie jener Schule die moderne positive Theologie ist. Das anzunehmen wäre ebenso berechtigt, wie die Prätension mancher Modernen, sie seien die Inhaber der theologischen Wissenschaft. Auch glauben wir zu wissen, daß sich jetzt manche Gelehrten von der Mitwirkung zurückziehen, nachdem sie über den eigentlichen spiritus rector und über die letzten Tendenzen der Sammlung aufgeklärt sind.“

Bei der „Gnadauer Konferenz“ (der Konfessionellen Lutheraner der Provinz Sachsen) am 3. Oktober 1905 referierte Superintendent Dr. Rathmann-Schönebeck über „Neue Volksbücher.“ Er hatte folgende Thesen aufgestellt:

1. Die in Halle erscheinenden Religionsgeschichtlichen Volksbücher erheben zu Unrecht den Anspruch, den Erwerb der wissenschaftlichen Theologie darzubieten. 2. Weder ihre Voraussetzungen, noch ihre Ergebnisse, noch ihre Methode entsprechen der Arbeit der theologischen Wissenschaft. 3. Es ist unzulässig, daß sie die unsicheren Aufstellungen einer ganz einseitigen theo-

*) Gemeint ist wohl Professor Dr. Seeberg.

logischen Richtung dem Christenvolke aufdrängen. 4. Sie streiten wider den lebendigen Gott, von dem die Naturgesetze abhängen, der sich selbst in der Heiligen Schrift geoffenbaret hat, der seinen Sohn gesandt und erhöht hat, der durch den Sohn die Welt mit ihm selber versöhnt hat und das Verborgene der Menschen durch Jesum richten wird. 5. Das Evangelium Johannis ist geschichtlich bestbezeugt und, weit entfernt, die Person Jesu falsch zu idealisieren, stellt es sie vielmehr in ihrem ganzen Reichtum dar. 6. Die vier Evangelien bezeugen, daß Jesus der von Gott zum Messias bestimmte Sohn war und durch seine Auferstehung als solcher erwiesen ist. 7. Jesus ist nicht sowohl ein Genie oder ein Heros, sondern der wahrhaftige Gott und Mensch, erniedrigt und erhöht, sitzend zur Rechten Gottes, daß er ewig herrsche und regiere und am jüngsten Tage Gericht halte (Augustana). 8. Jesu Person und Werk, Erniedrigung und Erhöhung sind durchaus wunderbar. 9. Wunder sind notwendig, unentbehrlich, wirklich. 10. Paulus hat Jesum bei seiner Bekehrung im Glauben erfaßt und ist sein wahrhaftiger Zeuge. 11. Die an die Schrift gebundene theologische Wissenschaft hat die Aufgabe, auch dem einfachen Christen die Summe des Christenglaubens immer klarer und überzeugender vor Augen zu stellen. 12. Die Böhmer-Kropatscheckschen Zeitfragen, die Hefte zu „Christentum und Zeitgeist", zur „Lehr und Wehr" sind in der Mehrzahl neben andern Schriften geeignet, dieser Aufgabe zu dienen.

Ueber die Debatte berichtet der „Reichsbote" 251: „Die im wesentlichen zustimmende Diskussion des Vortrages bot noch mehrfache Ergänzungen der reichen Darbietungen, so z. B. über die ganze rückständige Methode der Quellenscheidung der Heiligen Schrift bei den „Modernen", über die Auswüchse in der vergleichenden Religionswissenschaft, über die nötige Bekämpfung der „Volksbücher" in den Kreisen der Lehrer, wobei noch besonders die von der „Stillen Vereinigung" herausgegebenen fünf Vorträge „Zur Bibelfrage" warm empfohlen wurden. Andererseits konnten auch die genannten Gegenschriften nicht alle vorbehaltlos empfohlen werden, wie gleich Professor Seebergs Schrift („Bibl. Zeit- und Streitfragen" Nr. 2) über das Abendmahl mit seiner bedenklichen Annäherung an moderne Methode."

Walther wider Denifle. In den letzten Jahren hat das schändliche Lästerbuch Denifles wider Luther in der Deutschen Evangelischen Kirche die größte Entrüstung erzeugt. Seit Janssen, so schreibt die „A. Ev. L. K.", mehren sich die Verunglimpfungen Luthers, und zuletzt hat noch Denifle sie bis ins Unerträgliche gesteigert, unerträglich darum, weil die Anklagen immer abscheulicher und durch den Schein des Quellennachweises immer gewichtiger wurden. Wer konnte gleich die Antwort darauf finden. Aus unbekannten Winkeln und Ecken, aus den verborgensten Privatbriefen waren ja die Beweise hergeholt, und wenn auch der Fachgelehrte Rat fand, der einfache Pastor, vollends der schlichte Laie, standen vor Rätseln. Das war aber nicht gut. So wenig der evangelische Glaube auf Luther lebt und stirbt, sondern auf den Herrn Christus, so war doch Luther der Herold Gottes, der die Leuchte Gottes wieder anzündete, durch den Gott die Reformation ausrichtete.

Wir alle leben von den Lebensströmen, die von ihm ausgingen. War er aber der unwürdige, im Laster und Leidenschaften erstickte Mann, was dann? Warum sollten nicht Leute, wie der Jesuit von Berlichingen, das

Recht haben, die katholischen Massen mit Abscheu und Bitterkeit gegen Luther und die sich nach ihm nennen, zu erfüllen? Wohl hatten es einzelne versucht, einzelne Anklagen zu entkräften, vom Professor der Universität bis herab zum tapfern Würzburger Volksschullehrer. Aber es blieb immer nur Einzelarbeit und Einzelgefecht; hundert Fragen waren unbeantwortet und ließen das Odium auf Luther liegen.

Da ist nun der Berufensten einer, der Rostocker Kirchenhistoriker Walther, mit seinem Handbuche*) auf den Plan getreten und hat die gesamte Schmähliteratur vor das Forum seiner wissenschaftlichen Untersuchung gezogen. Walther hat seit langem in besonderem Maße das Vertrauen, wo es die Verteidigung Luthers gilt; seine Schriften in dieser Richtung haben nicht nur wegen ihrer leicht lesbaren Sprache einen weiten, dankbaren Leserkreis gefunden. Walther schreibt nichts, was er nicht aus Quellen belegen kann. Ein solcher Mann tat not gegen Janssen und Denifle, Quellen gegen Quellen. Alle Vorzüge nun, die wir in Walthers kleinern Lutherschriften gefunden haben, finden wir in diesem Handbuche wieder: wissenschaftliche Solidität und angenehme Diktion. Mit Meisterhand hat er seinen Riesenstoff gesammelt und geordnet. Daß er die Schriften Luthers genau kennt, war von vornherein zu erwarten; aber er kennt und verwertet auch in ausgiebigem Maße die katholische und vorreformatorische Literatur, beleuchtet die sittliche Auffassung des Mittelalters und die sittliche Haltung der katholischen Zeitgenossen Luthers, gegen die der Reformator so häßlich abstechen sollte. Das Bild, das er gewinnt, wird nun freilich ganz anders, als Denifle und seine Leute es zeichneten. Fehlerlos ist Luther nicht, und will ihn auch Walther nicht machen, aber der Schmutz, den man auf ihn geworfen, fällt von ihm glatt ab und der Reformator steht da, groß und fromm, so, wie man ihn lieben und verehren kann. Und das trotzdem, daß man jedes Privatgespräch von ihm belauschte, jeden vertrauten Brief an die Oeffentlichkeit zog. Mit Recht sagt Walther: „So wenig Menschen es auch gegeben haben mag seit Erfindung der Schreibkunst, deren gesamte Privatkorrespondenz veröffentlicht werden durfte, ohne damit sie aufs schrecklichste zu kompromittieren — Luther gehört nach unserer Ueberzeugung zu diesen wenigen." In der Tat, dieses Luther hat sich die evangelische Kirche nicht zu schämen. Er ist und bleibt der Größten und Gewaltigsten einer, die Gott je seiner Kirche geschenkt hat.

Wenn man Walthers Buch liest, dann erkennt man, daß auch die Schmähungen gegen Luther zu den Wegen Gottes gehörten, daß dieses Nachspüren katholischer Gelehrten nach jedem Flecken, dieses ihr Wühlen im Schmutze unter göttlicher Leitung stand. Denn nun war das heimliche und heimtückische Verleumden doch endlich einmal zur klar formulierten Anklage gediehen; die schleichenden Anwürfe hatten sich auf den sonnenbestrahlten Kampfplatz der Wissenschaft gewagt. So war die Möglichkeit gegeben, zu prüfen und ebenso klar zu antworten. Und das hat nun Walther getan. Und wie hat er es getan! Es ist eine Herzensfreude, ihm zuzusehen und zu folgen. In hervorgehobener Schrift gibt er zunächst die Anklage wieder, dann geht die Gelehrtenarbeit an. Hat Denifle tief gegraben, so gräbt Walther noch tiefer. Er stellt die oft herausgerissenen Zitate aus Luther

*) „Für Luther wider Rom", von Prof. Dr. W. Walther in Rostock. Halle a. d. S., Max Niemeyer (XV, 758 S. gr. 8). 10 Mk.

in ihrem Zusammenhange her untersucht, bei welcher Gelegenheit sie gesprochen und geschrieben wurden, wie sie sich zu ähnlichen Aussprüchen verhalten, bis unwidersprechlich zutage tritt, nicht bloß wie das Wort aufgefaßt werden kann, sondern aufgefaßt werden muß. Wie zerstieben da die Verunglimpfungen, wie wenn in einen Spreuhaufen ein frischer Wind bläst! Wie einseitig, leidenschaftlich und parteiisch erscheint die gerühmte katholische Lutherforschung vor der ruhigen und aufrichtigen Arbeit des protestantischen Gelehrten! Seit langem ist kein schwererer Schlag gegen römische Geschichtsforschung geführt worden, wie hier in Walthers Buch. Aber auch seit langem oder besser noch nie hat die protestantische Welt eine so umfassende Ehrenrettung ihres Luther erlebt. Die protestantische Wissenschaft darf auf dieses Werk stolz sein, das nicht so leicht überholt werden wird, mag auch dies und jenes eine Kritik erfahren. Und andererseits das evangelische Christenvolk mag sich ohne Unterschied der Gabe freuen; denn noch einmal: jeder Laie kann das Buch lesen, so einfach ist es geschrieben, die wenigen lateinischen Zitate etwa ausgenommen.

Auf einzelnes einzugehen, müssen wir uns des Raumes wegen versagen. Aber eine kleine Uebersicht müssen wir den Lesern geben, damit sie einen Begriff von dem Reichtume dieser Schatzkammer bekommen. Walther hat sein Buch in drei Teile geteilt: 1. Luthers Legitimation, 2. Luthers Waffen, 3. Luthers Charakter und Moralität. Im ersten Teil werden u. a. die Fragen beantwortet: Untergräbt Luther das Ansehen der Bibel? (seine Stellung zu einzelnen biblischen Büchern u. s. w.). Fälscht Luther die Heilige Schrift? (Hierbei eine vortreffliche Verteidigung der Uebersetzung: „allein" durch den Glauben.) Eingehend wird dann über die Angriffe auf Luthers Heilsgewißheit gehandelt und woher bei ihm die trüben Stimmungen kamen und wie er sie bekämpfte. Den Beschluß machen die Fragen: Hat er Angst gehabt, seinem Glauben abzusagen? War er im Tode seines Glaubens gewiß oder beging er Selbstmord? Warum verstehen die Römischen seine Anfechtungen nicht? Der zweite Teil „Luthers Waffen" beginnt mit: Welche Sprache reden Luthers Gegner? Wie ist Luthers Schimpfen zu erklären? Wie sein Spotten zu beurteilen? Es folgen die Anklagen, daß er zu Gewalt gereizt habe, sowohl gegen Papst und Bischöfe, als gegen die Bauern. Zum Schluß wird Luthers Stellung zur Wahrhaftigkeit und Lüge untersucht. Der dritte Teil „Luthers Charakter und Moralität" bot dem Verfasser die unerfreulichste Arbeit. Denn die Gegner hatten gerade hier das meiste und häßlichste Material zusammengetragen, und so viel Vergnügen es ihnen augenscheinlich machte, so schwer kam es Walther an, in diese Tiefen hinabzusteigen. Oft mußte hier die lateinische Sprache herhalten, denn verschwiegen sollte und durfte nichts werden. Unter der Aufschrift „Luthers Verhalten gegen die sündliche Lust im allgemeinen" begegnen wir der Frage: Hält Luther die böse Lust für unwiderstehlich? Erlaubt Luther sich und anderen das Sündigen? Empfiehlt er das Nichtstun? Predigt er: Sündige tapfer? In dem Kapitel von Luthers angeblicher Unmäßigkeit werden Denifles vierzehn Beweise für Luthers Trunksucht siegreich zurückgewiesen, darunter auch der berüchtigte "Doctor plenus." Besonders ausführlich behandelte Walther Luthers „Stellung zu dem geschlechtlichen Gebiete." Im ersten Abschnitt die Frage: Wie ist Luthers freie Redeweise zu beurteilen? Was ist unanständig? Die Ausdrucksweise jener Zeit. Scherzende Unterhaltungsliteratur. Schulliteratur. Predigtliteratur. Inwiefern

wurde derartiges auch damals getadelt? Verteidigt Luther Zoten? Warum wählt er schmutzige Worte? Im zweiten Abschnitte: Zeigt Luther ungezügelte Fleischeslust? Hierbei die angeblichen Zeugen für seine Unsittlichkeit, sein Verkehr mit den befreiten Nonnen, sein Scherzen. Im dritten Abschnitte: Ist Luthers Verheiratung zu verurteilen? Im vierten Luthers Urteil über die Ehe; im fünften sein Urteil über Hindernisse und Scheidung der Ehe („Frau und Magd"); im sechsten: Wie denkt Luther über die Bigamie; hierbei die bedeutende Abhandlung über den Rat Luthers zu der Doppelehe des Landgrafen von Hessen. Den Beschluß machen „Luthers Klagen über die modalischen Folgen seines Wirkens".

Da uns das Buch nicht selbst zur Verfügung steht, so wollten wir doch unsere Leser auf dieses bedeutende Werk aufmerksam machen, da wir auch hier es mit dem alten Erbfeinde zu tun haben.

Zum „Toleranzantrag." Der vom katholischen Zentrum im deutschen Reichstag eingebrachte sogenannte Toleranzantrag findet mancherlei Beleuchtungen und Zurückweisungen.

In Neuenbürg (Württemberg) hat die am 24. September 1905 abgehaltene Landesversammlung des württembergischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes im Anschluß an das von dem Vorsitzenden, Reichstags- und Landtagsabgeordneten Prof. Dr. Hieber aus Stuttgart, vorgetragene Referat über den „Toleranzantrag" des Zentrums folgende Resolution beschlossen:

„Die heute in Neuenbürg tagende Landesversammlung des württembergischen Hauptvereins sieht in dem vom Zentrum eingebrachten Gesetzesentwurf betr. die Freiheit der Religionsübung, in dem sog. Toleranzantrag, mit dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß den Versuch einer „Beseitigung des in vielhundertjähriger Geschichte unter den schwersten Kämpfen des deutschen Volks errungenen Rechtszustandes der staatlichen Kirchenhoheit, einer Beseitigung der Rechtsgrundlagen der evangelischen Landeskirchen und als Ersatz Anerkennung und Schutz des Reiches für die Totalität aller Ansprüche der römisch-katholischen Kirche." Dieser revolutionäre Einbruch in das bestehende Landeskirchenrecht der deutschen Einzelstaaten, der mit seinen einzelnen Forderungen, namentlich in den §§ 9—14, mit rücksichtslosem Egoismus allein auf die Bedürfnisse der römisch-katholischen Kirche zugeschnitten und in seiner Wirkung schlechterdings unübersehbar ist, müßte eine unerhörte Auflösung, Verwirrung und Unsicherheit nach sich ziehen und eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten eröffnen. Deshalb richtet die Versammlung mit aufrichtigem Dank für die Denkschrift des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses und für die Bemühungen der dem „Toleranzantrag" widerstrebenden Parlamentarier und Parteien an den Reichstag und die verbündeten Regierungen die Aufforderung, im Interesse wahrer Toleranz und echter Parität zur Förderung des konfessionellen Friedens und zum Segen unseres Vaterlandes diesem Entwurf die Zustimmung zu versagen."

Bei der Generalversammlung des Evang. Bundes in Hamburg gelangte nach eingehender und eindringlicher Empfehlung und

Begründung durch Prof. Dr. Schulz-Berlin und Kirchenrat Dr. Meyer-Zwickau folgende Kundgebungen zur Annahme:

1. Die Denkschrift des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses über den vom Zentrum im Reichstag eingebrachten Gesetzentwurf, betreffend die Freiheit der Religionsübung, hat vor der weitesten Oeffentlichkeit klargestellt, daß es sich hier nicht um einen Toleranzantrag, sondern um den Versuch handelt, das Kirchenhoheitsrecht der einzelnen deutschen Staaten auf dem Wege der Reichsgesetzgebung zu beseitigen. Die 18. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg weist nachdrücklich darauf hin, daß dieser Versuch in Wahrheit die schrankenlose Machtstärkung der Kirche Roms zur folge haben müßte und richtet daher an alle, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, die dringende Mahnung, nach allen Seiten hin die wahre Bedeutung des Antrages ans Licht zu ziehen und so seiner Annahme durch den Reichstag entgegenzuwirken.

2. In Oestreich ist seit 1899 siebzehn evangelischen Geistlichen, die von den protestantischen Gemeinden gewählt worden waren, die Genehmigung und die Aufnahme in den Staatsverband versagt und damit das verfassungsmäßig verbürgte Recht der evangelischen Kirche Oestreichs, Ausländern ein geistliches Amt zu übertragen, mißachtet, sowie vielen Gemeinden ihre kirchliche Versorgung erschwert worden. Wir halten es für unsere Pflicht, das deutsche evangelische Volk auf diese Lage der östreichischen evangelischen Kirche aufmerksam zu machen, zum erneuten Beweise dafür, wie ultramontaner Einfluß überall Unduldsamkeit übt und andere christliche Kirchen, vor allen die evangelische, hemmt und drückt. Die „dogmatische" Intoleranz der Römischen wird sofort zur „bürgerlichen" Intoleranz, wo und wann sie die Macht dazu haben.

Literatur.

Aus dem eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Avenue, St. Louis, Mo., kamen nachstehende sechs Schriften uns zu, die wir nachstehend aufführen:

1. Das erste Blatt der Bibel. Von Fr. Bettex. Aus dem „Christenboten". Neue vermehrte Auflage. 59 Seiten. Preis $0.10. Dieser Traktat ist für das Volk geschrieben und ist sehr geeignet zur Massenverbreitung unter dem Volk. Während sonst die Schriften des Verfassers für's Volk fast zu gelehrt und überladen sind von wissenschaftlichen Ausdrücken, bietet dieser Traktat in einer leicht faßlichen, gemein verständlichen Sprache eine solche Fülle des Wissens an naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen, wie sie sonst nicht leicht auf so kleinem Raum beisammen zu finden sind. Er beleuchtet die Schöpfungen der sechs Tagewerke mit einer solchen Fülle des Wissens, daß es eine Lust ist, den Traktat zu lesen und sicher auch der gemeine Mann aus dem Volk, der für gelehrten Kram wenig Interesse hat, sehr gerne sich von dem Verfasser über die Wunder Gottes am Himmel und auf Erden belehren lassen wird. Im Gegensatz zu dem größeren Werk des Verfassers: „Das Lied der Schöpfung", einem Buch von 480 Seiten, bietet dieser Traktat in kondensierter Form alles Wissenswerte über die uns bekannte, sichtbare Schöpfung.

2. Das Apostolische Glaubensbekenntnis in Pre-

digten. Von Dr. Fr. Braun, Oberkonsistorialrat und Stadtdekan in Stuttgart. In schwarzem Karton geb. 120 Seiten. 40 Cts.

Das sind neun Predigten, die der Verstorbene über das Ap. Gl. im Jahr 1902 in der Hospitalkirche zu Stuttgart gehalten hat. Die erste ist einleitend in das Ganze; dann folgen zwei Predigten über den 1. Artikel: der himmlische Vater; Schöpfer Himmel und der Erden; zwei Predigten über den 2. Artikel: Von Bethlehem nach Golgatha; der Fürst des Lebens; dann vier Predigten über den 3. Artikel: Der Heilige Geist und die Kirche; der Heilige Geist und die einzelne Menschenseele; Erneuerung; Herrlichkeit. Dies der allgemeine Grundriß des Büchleins.

Der Verfasser steht voll und ganz zu dem alten bewährten Glaubensbekenntnis, läßt sich nichts abdingen von dem heutigen Unglauben, der die wichtigsten Punkte im 2. und 3. Artikel streichen will; die darin enthaltenen Artikel sind „nichts Gleichgültiges, keine unpraktischen Dogmen, nein, lauter Lichtstrahlen in unser Herz und Gewissen, lauter Bausteine zum Neubau des innern Lebens und der Menschheit.“ Gelegentlich kommt er auch auf theologische Differenzen zu sprechen, die zur Zeit der Reformatoren und nachher in subtilen Fragen, wie die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, zu ernsten Differenzen führten. In edler Bescheidenheit erklärt er: „Es ist wohl ein Fortschritt, daß wir heutzutage über solche Fragen weniger streiten, weil wir erkennen: es bleibt hier ein Rätsel, das wir ..... nicht lösen können.“ In der siebten Predigt kommt er zu reden auf die großen Erweckungen, die in den evangelischen Kirchen stattfanden, in der Englischen durch John Wesley und den Methodismus; in der deutschen durch Spener und den Pietismus, und die Herrnhuter Brüdergemeinde. Er erkennt das Gute an, lehnt ab, was nicht ganz zu billigen ist und sucht die rechten Richtlinien nach allen Seiten zu zeigen.

Das Büchlein ist ein Muster echt evangelischer Predigt, in knapper Form den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens darbietend und zeigt zugleich, wie auch hochgestellte Geistliche der Neuzeit sich nicht schämen des alten echten Christenglaubens.

3. Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit; bestehend aus zwölf bei verschiedenen Gelegenheiten aufgesetzten Stücken und Traktätlein, nebst zwei Zugaben. Von Gerhard Tersteegen. Nach der letzten vom Verfasser besorgten (4.) Auflage. Gut gebunden. 80 Cts. Ein Buch, das der Erbauung und Befestigung in der christlichen Wahrheit dient. Gerhard Tersteegen, ein reformierter Kirchenliederdichter, Mystiker und Erbauungsschriftsteller, Bandmacher in Mühlheim a. d. Ruhr, war von 1728 an ausschließlich religiöser Schriftsteller und Leiter in frommen Vereinen, und als solcher für viele heilsbegierige Seelen ein hochgepriesener geistlicher Ratgeber. „Als Laienprediger steht er mit seiner erbaulichen Kraft und erwecklichen Tiefe im 18. Jahrhundert wohl unerreicht da.“ (Christlieb.)

4. Gerhard Tersteegens geistliches Blumengärtlein inniger Seelen, nebst der Frommen Lotterie; nach der Ausgabe letzter Hand berichtigt und mit einigen Zusätzen vermehrt, samt dem Lebenslauf des sel. Verfassers. Stereotyp-Ausgabe, 9. Abdruck. Gut gebunden. 50 Cts. Tersteegen „trug hauptsächlich dazu bei, eine auf dem Boden der ref. Kirche noch nicht dagewesene Blüte des Kirchenliedes hervorzurufen.“ Das Bl. G. enthält teils kurze und erbauliche Schlußreime;

teils kurze, an Bibelverse sich anschließende Betrachtungen in Versen, teils geistliche Lieder und Andachten. „Der Frommen Lotterie" sind kurze, mottoartige Verse in vier Zeilen. Einige der Lieder Terstegens sind in viele Gesangbücher übergegangen, wie: Allgenugsam Wesen; Gott ist gegenwärtig; Jauchzet ihr Himmel; Ich bete an die Macht der Liebe, u. s. w.

Beide Büchlein sind sehr geeignet als Geschenkbüchlein für solche Leute, welche gerne mit den höchsten Dingen sich beschäftigen und dazu einer kräftigen Anleitung bedürfen.

5. Warnung eines Jugendfreundes vor dem gefährlichsten Jugendfeind, oder Belehrung über geheime Sünden, ihre Folgen, Heilung und Verhütung. Von Dr. S. C. Kapff. Zwanzigste Auflage; geb. 25 Cents.

Das bekannte Büchlein dürfte Eltern mehr nützen, die Kinder zu erziehen haben, als den Kindern. Wenigstens nicht ganz junge Knaben sollten es bekommen, bei denen Urteilsreife und Willenskraft noch nicht stark genug sind, dem Reiz zu widerstehen, der vielleicht erst durch das Lesen solchen Buches geweckt wird. Es wird stets eine heikle Sache sein, das Buch in die rechten Hände zu legen.

6. Die Alte Religion Israels vor dem 8. Jahrhundert v. Chr. nach der Bibel und nach den modernen Kritikern. Von James Robertson, D.D., Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Glasgow.

Deutsche Uebersetzung. Zweite Auflage mit Erlaubnis des Verfassers revidiert und herausgegeben von Dr. Conrad v. Orelli, Prof. der Theologie in Basel. Lwd. geb. $1.50. (Ungebunden fliegt der ganze Band, wenn aufgeschnitten, in einzelne Blätter auseinander.)

Das Buch ist gerade für die heutige Geistesströmung und kritische Stellung unserer Zeit zum Alten Testament von großer Wichtigkeit. Mit einer kurzen Anzeige oder Besprechung ist dem Buche nicht Genüge getan. Es ist unsere Absicht, das Buch einbinden und dann bearbeiten zu lassen von einem unserer geschätzten Mitarbeiter. — Doch so viel ist, auch ohne das Buch zu viel zu zerschneiden, daraus zu ersehen, daß es in konservativem Sinn und Geist an die Prüfung der kritischen Fragen herantritt, und die Unhaltbarkeit derjenigen Auffassung dartut, die die altisraelitische Religion als eine von den umgebenden Heiden wenig verschiedene Naturreligion darzulegen sucht.

Zimmermann, Lic. Dr. H. Der historische Wert der ältesten Ueberlieferung von der Geschichte Jesu im Markus-Evangelium. Leipzig, Deichertsche Buchhandlung 1905. 203 Seiten.

Es ist keine leichte Lektüre, die das Buch darbietet, über einen klaren und gefälligen Stil verfügt der Verfasser nicht. Doch das ist Nebensache; seinem Inhalte nach ist das Buch beachtenswert, und seiner Tendenz nach eine wohltuende Erscheinung. Es muß, sagt der Verfasser, jedem, der sein Christentum auf die historische Tatsache des Lebens und Wirkens Jesu gründet und die künstliche Scheidung zwischen religiöser und theoretischer Wahrheit, zu der eine gewisse theoretische Richtung führt, nicht mitzumachen imstande ist, Bedürfnis sein, radikale Angriffe auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte nachzuprüfen und möglichst zu widerlegen. Diese Aufgabe hat sich der Verfasser gestellt, indem er freilich nicht den Anspruch macht, mit mathematischer Gewißheit Ansichten zu widerlegen, die eben Ansichten und darum zugleich Sache des Willens bleiben. Die Tendenz des

Verfassers ist sonach eine apologetische, aber er bemüht sich, möglichst unbefangen, voraussetzungslos an seinen Stoff heranzutreten nach einer Methode, die, wie er mit etwas starker Selbstzuversicht versichert, „Genauigkeit und Klarheit der Erkenntnis und des Verständnisses verbürgt.“ Das Resultat, zu dem er gelangt, ist in kurzem folgendes: Unser Markus-Evangelium ist eine für römische Christen bearbeitete, vielleicht durch wenig Zusätze frei vermehrte Wiedergabe einer aramäisch geschriebenen Urschrift, die in ihrem ganzen Charakter sich als eine höchst originell augenzeugliche bekundet. Auch in seiner jetzigen Gestalt kommt dem Evangelium ein hohes Alter und ein der Augenzeugenschaft nahestehender Ursprung zu. Unter jenem Jünglinge (Kap. 14, 51), der der Jüngerschaft heimlich gefolgt war und der Gefangennahme nur durch Zurücklassung des Kleides entging, kann nur der Schreiber des Evangeliums selbst verstanden werden; die Söhne Simons von Kyrene, Alexander und Rufus werden als noch lebende, den Lesern bekannte Personen erwähnt; der Jubelruf des Volkes beim Einzuge Jesu in Jerusalem (Kap. 11, 10) verrät noch die urjüdische messianische Erwartung der Wiederherstellung des Davidsthrones in einer Form, wie sie nach dem Jahre 70 kein Verfasser mehr ausgesprochen, jedenfalls nicht eigens hinzugesetzt hätte. Ist nun schon die griechische Ueberarbeitung der Urschrift von einem der Augenzeugenschaft nahestehenden Manne verfaßt, so darf diese selbst noch weiter zurückdatiert werden. Sie verrät einen Verfasser, der völlig kunst- und tendenzlos berichtet, was ihm in seiner Erinnerung vor Augen steht. Er schreibt nicht mit protokollarischer Genauigkeit und will oft offenbar nicht strikt wörtlich genommen sein, wenn er z. B. schreibt (1, 5), das g a n z e jüdische Land und alle Jerusalemiten seien zu Johannes dem Täufer hinausgegangen, u. dergl. Er schreibt nicht streng chronologisch und w i l l nicht eine vollständig genaue Beschreibung des ganzen Lebens Jesu von der Taufe bis zum Tode geben. Er überspringt Zeiträume, unterläßt es, von Handlungen Jesu und anderer Personen die Situationen unter, und die Motive, a u s welchen sie verrichtet sind, anzugeben, kurz, er setzt vieles als selbstverständlich voraus, was ihm selbstverständlich war, und er durfte es als solches voraussetzen, weil die Leserschaft, für die er schrieb, selber den Verhältnissen, in denen sich die Geschichte bewegt, räumlich und zeitlich nahestanden. Kurz, wenn wir uns eine Schrift vorstellen würden, der wir den Titel geben würden: Lieblingserinnerungen des Apostels Petrus, so würde eine solche Schrift ziemlich genau übereinstimmen mit dem, was wir in der unserm Evangelium zu Grunde liegenden Urschrift wirklich finden.

So wird denn das vorliegende Buch vielen willkommen sein, die ihre eigenen Ansichten gerne bestätigt und verteidigt sehen; indes dürfte man sich doch fragen, ob nicht das apologetisch günstige Resultat stellenweise etwas teuer erkauft sei. Indem nämlich der Verfasser sich bemüht, den Charakter unsers Evangeliums als eines augenzeuglichen Berichtes begreiflich zu machen, sieht er sich doch veranlaßt, eine rationalisierende Auslegung desselben zu begünstigen, die manchmal berechtigt sein wird, manchmal auch nicht. Es zeigt sich das insonderheit in der Begünstigung, die er dem Markusberichte gegenüber dem des Matthäus und Lukas zuwendet, indem er demselben eine größere Ursprünglichkeit zuerkennt, weil es das Verständnis einer allmählichen Entwicklung sowohl bei Jesu als bei den Jüngern ermöglicht. So gleich bei der Taufe. „Bei den andern Evangelisten“ werde das Tauferlebnis Jesu als ein allgemein sichtbarer Vorgang geschildert.

Die Taufe Jesu selbst bedürfe bei Matthäus einer dogmatischen Rechtfertigung, weshalb der Sündenreine sich taufen lasse, während bei Markus Jesus sich taufen lasse wie jeder andere reumütige Sünder und die göttliche Kundgebung über ihm deutlich als innere Erfahrung Jesu erkennbar sei.

Markus nennt Jesum selber einen Zimmermann, bei Matthäus ist das schon nicht schicklich, und die Bezeichnung wird auf Joseph übertragen.

Bei Markus (10, 18) weist Jesus das Prädikat „gut" einfach von sich ab, bei Matthäus wird das Wort ganz offenbar künstlich angewendet.

Lukas vermeidet es, Affekte von Jesu auszusagen, während bei Markus ganz unbefangen von Zorn, Mitleid, Unwillen, Seufzen, Erstaunen die Rede ist. Das Wort Jesu von seinem Nichtwissen von Zeit und Stunde findet sich nur bei Markus.

Ein Beispiel aber von ganz ins Triviale fallender rationalisierender Apologie bietet die Beurteilung der Geschichte von der Verfluchung des Feigenbaums. Die Geschichtlichkeit dieser Erzählung will der Verfasser retten, und einem Pfleiderer gegenüber, der dieselbe wie vieles andere im Evangelium als eine Mischung geschichtlicher Erinnerung und allegorischer Dichtung auffaßt, hat er allerdings gewonnen Spiel, indem er die Haltlosigkeit der Annahme nachweist, die Erzählung sei die dramatisierte Form der Parabel vom unfruchtbaren Feigenbaum (Luk. 13, 6 ff.). Die Art aber, wie er die Sache geschichtlich begreiflich darzustellen sucht, ist nur ein Beispiel davon, wie er sich Sachen zurecht zu legen imstande ist. Jesus geht an den Baum heran in der Erwartung, Früchte zu finden; die Erwartung war, obwohl im allgemeinen noch nicht die Zeit der Reife für Feigen war, doch berechtigt, da ja der Baum schon Blätter hatte, die beim Feigenbaum ja später als die Früchte vorbrechen. Jesus sieht in dem fruchtleeren Baume ein Bild der Heuchelei und verwünscht den Baum. Als man am folgenden Morgen den Baum verdorrt fand, erschien dies den Galiläern als die wunderbare Folge des Fluches Jesu, und Jesus kann hieran den Hinweis auf die wunderbare Macht des Glaubens, dem nie die Erfüllung seiner Wünsche versagt bleibt, anknüpfen. Vielleicht waren zu der frühen Jahreszeit infolge einer kühlen Nacht die allzufrühzeitig aufgesproßten Blätter abgefallen, und es mag nur ein Zusatz des Judäers Markus sein, der in dem bloßen Vertrocknetsein der Blätter nichts so Wunderbares zu sehen vermochte, wie die an andere Vegetation gewöhnten Galiläer, wenn er ihn ausdrücklich „von der Wurzel aus" vertrocknet sein läßt, was bei Matthäus nicht gesagt ist. Bei aller Sachkenntnis, respektablem Fleiße und meist besonnenen vorsichtigem Urteile, wie solches an dem Buche anzuerkennen ist, glauben wir doch nicht, daß das synoptische Problem dadurch wesentlich der Lösung näher gebracht worden ist, wenngleich unberechtigte Angriffe auf den geschichtlichen Charakter des Evangeliums, wie sie u. a. in den Schriften von Wrede und Pfleiderer vorliegen, durch dasselbe schlagend widerlegt worden sind.

E. O.

Theologischer Jahresbericht. Dreiundzwanzigster Band 1903. Fünfte Abteilung. Systematische Theologie, bearbeitet von Neumann, Titius, Christlieb, Hofmann. Berlin 1904. C. A. Schwetschke und Sohn.

Der vorliegende kleine Band von etwas über 230 Seiten enthält eine Uebersicht über die Literatur der systematischen Theologie im Jahre 1903.

Von der großen Anzahl der registrierten Bücher, Hefte und Zeitschriftartikel konnte natürlich nur ein kleiner Teil besprochen werden.

Die Literatur über Encyklopädie und Methodologie ist auf neun Seiten registriert und teilweise besprochen. Die katholische Dogmatik hat 27, die protestantische 81 Seiten in Anspruch genommen. Die Arbeiten über Religionsphilosophie und Apologetik sind auf 73 Seiten registriert und besprochen. Unter den Ueberschriften Reformreligion, Theosophische, Christian Science, Okkultismus und Spiritismus werden nicht weniger als 98 Nummern registriert, aber nur zwölf davon wurden einer manchmal nur kurzen aber oft recht charakteristischen Besprechung wert gehalten. In manchen Fällen gelangt man sofort zu dem Urteil, daß es genügend ist, die Titel gelesen zu haben. — Mit der Literatur über Ethik, wofür 39 Seiten verwendet werden, schließt diese Abteilung.

Beiträge zur Förderung christlicher Literatur, herausgegeben von Schlatter & Lütgert. Neunter Jahrgang. Heft 2 und 3: Die Heilsbedeutung Christi bei den apostolischen Vätern, von Lic. theol. Geo. Wustmann. Gütersloh, bei Bertelsmann 1905. Preis: 4 Mk.

Wenn der allgemein wissenschaftliche Grundsatz richtig ist, daß man jede Erscheinung erst dann richtig beurteilen kann, wenn man ihren Ursprung, Wurzel und Quelle geprüft und erkannt hat, so wird er auch in der Dogmengeschichte seine Richtigkeit haben. Seine Nichtbeachtung hat daher manches dogmenhistorisch falsche Urteil über die katholische Kirche erzeugt, weil man versäumt hat, die Entwickelung derselben zu betrachten. Daß die katholische Kirche nicht auf dem Boden der neutestamentlichen Theologie steht, bedarf ja keines Beweises (wurde ja schon 1530 von dem katholischen Theologen Eck zugegeben, der erklärte, die Augustana aus der Schrift allein nicht widerlegen zu können). Das angezeigte Buch von Lic. Wustmann nun hat darin seine große Bedeutung, daß es uns verstehen und erkennen läßt, wie allmählich und oft unbewußt der biblische Schwerpunkt bei den verschiedenen apostolischen Vätern zurücktritt und dafür die, gewiß an und für sich nicht unbedeutende, Lehre von der Betätigung des Heils seitens der Menschen eine ungebührliche Wichtigkeit erhält. Im Bilde macht sich das am Besten begreiflich. In einem gotischen Dom trägt eine Reihe von Säulen (Jesu Verdienst) das Hauptgewicht des Daches (die Heilsgewißheit); daneben sind aber draußen die Strebepfeiler (die menschliche Tätigkeit) angebracht. In der katholischen Kirche sehen wir nun die Säulen arg behauen und zertrümmert, so daß die Strebepfeiler das ganze Gebäude stützen und tragen müssen. Den Anfang dieser zerstörenden Tätigkeit zu beobachten, das ist die äußerst interessante Darbietung dieses Buches. Doch ist zum Verständnis des Buches erforderlich, daß man die Schriften der apostolischen Väter besitzt, da der Verfasser sich beständig auf sie bezieht und nicht den vollen Text gibt. Naturgemäß sind nun aber die Resultate, zu denen W. gelangt, nicht absolute, unanfechtbare, sondern z. T. sehr subjektiv, was sich einerseits in den Fußnoten zeigt, in welchen W. andere Ansichten bestreitet, anderseits aus dem Texte aber selbst. Bei I. Klem. und Ign. soll z. B. vieles formelhaft sein, im II. Klem. dagegen wieder nicht. Der Beweis dafür wird teils schuldig geblieben (S. 83) teils ohne überzeugende Kraft geliefert (S. 17 ff.). Das ist eben Ansichtssache. Doch ist dieser Beitrag zur theologischen Literatur darum nicht weniger empfehlenswert, daß man W.'s „Eindrücken“ oft nicht beistimmen

kann. Wer nur das jurare in verba magistri kennt, der lasse seine Hände davon. Wer aber selber denkt und sich gern zu weiterem Denken anregen läßt, der nehme und lese. S.

Neueste Erscheinungen aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh:

1. Mertz, Pfr. Dr. Georg, „Was jeder Protestant vom christlichen Glauben und Leben wissen soll." In Form eines kurzgefaßten christozentrischen Katechismus dargestellt. 3,60 M., geb. 4,50 M. 385 Seiten. 1. Band.

Mehr als je erregen gegenwärtig die religiösen und kirchlichen Fragen das öffentliche Interesse, und mehr als je erwächst daher für den Protestanten die Pflicht, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen. Dazu muß er aber über eine weitreichende Kenntnis der christlichen Glaubens- und Sittenlehre verfügen und er soll sich bestreben, sein Wissen im Anschluß an das, was ihm aus seinem Religionsunterricht geblieben, nach Kräften zu bereichern. Das Mertzsche Buch kommt diesem Streben in vorzüglicher Weise entgegen und sei es deshalb bestens empfohlen. Seine reichen Schätze weiß es in so leicht verständlicher Form darzubieten, daß niemand vor seinem Studium zurück zu schrecken braucht. Gerne wird es von jedem, der es einmal in Gebrauch genommen, als ein unentbehrliches Haus- und Handbuch immer wieder von neuem zu Rate gezogen werden.

Dieses Buch ist zugleich ein gutes praktisches Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht. Es geht allerdings sehr ins Einzelne ein und behandelt Fragen, die vor Kindern nicht verhandelt werden können. Doch für die Vorbereitung des Geistlichen für den Unterricht ist es sicher ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, eine Art Kompendium der Dogmatik nur in populärer Form zur Darstellung gebracht.

Der Gebrauch des Buches ist sehr wesentlich erleichtert durch eine klare, sehr ins Einzelne gehende Einteilung, die als Inhaltsverzeichnis vorangestellt ist. Ueber jeden katechetischen Begriff, der zu behandeln ist, kann man leicht die betreffende Stelle finden. Auch für Katechismuspredigten dürfte dieses Buch treffliche Anleitung darbieten. Wir möchten dasselbe unsern Brüdern im Amt bestens empfehlen.

2. Wacker, P., Emil, „Die Heilsordnung." Zweite verbesserte Auflage. Preis: 4 Mk., geb. 4,80 Mk. 383 Seiten.

Tief, gläubig, nüchtern, biblisch, kirchlich. Besonders anziehend macht das Buch die reiche, eigne, innere sowie seelsorgerliche Erfahrung. Es bietet Geistlichen für Predigt, Seelsorge und Unterricht viel zur Klarheit und Anregung. Dabei ist die Darstellung und Sprache so klar, so einfach und edel gehalten, daß das Buch jedem gebildeten Laien unbedenklich in die Hand gegeben werden kann als Anleitung zu weiterem selbständigen Forschen in der Schrift.

Dieses Buch kann gleichfalls wie das vorhergehende zu den vorstehend genannten Zwecken mit großem Nutzen gebraucht werden: Für den Konfirmandenunterricht und für Katechismuspredigten über die Heilsordnung. Es enthält folgende acht Kapitel:

1. Von der Heilsordnung im Allgemeinen.
2. Von der Berufung und Erweckung (de vocatione activa et passiva.)
3. Von der Erleuchtung und der geistlichen Erkenntnis (de illuminatione activa et passiva.)

4. Von der Bekehrung und dem Durchbruch der Buße und des Glaubens (de conversione activa et passiva.)
5. Von der Versiegelung und der Heilsgewißheit (de sigillatione activa et passiva.)
6. Von der geistlichen Erneuerung und vom Wandel im Gnadenstande (de renovatione activa et passiva.)
7. Von der Erhaltung im Glauben und der christlichen Beharrlichkeit (de conservatione activa et passiva.)
8. Von der Vollbereitung im Glauben und der christlichen Vollkommenheit (de perfectione activa et passiva.)

Auch hier ist bei jedem Kapitel eine klare Inhaltsübersicht beigefügt, so daß man leicht sich über den Inhalt jedes Kapitels orientieren kann. Auf die Erfahrung gegründet kann dieses Buch ein Wegweiser werden auf dem christlichen Lebenswege. Die Heilsordnung ist ohne Zweifel ein schwieriges und dabei sehr wichtiges Gebiet. Die Differenzen der Auffassung der einzelnen Lehrstücke sind groß. Das wird einem sofort klar, wenn man das erste Kapitel des Buches liest und damit den Lehrgang unsers Katechismus Frg. 91—101 durchgeht. Die Kap. 2—8 zeigen, daß der Verfasser sieben Stufen in der Heilsordnung zählt. Er vergleicht sie sinnig mit dem siebenarmigen goldenen Leuchter. Die mittlere Stufe sei dann der Stamm, an welchem rechts und links sich je drei Arme anfügen. Ob jedoch, wenn man, wie der Verfasser tut, die Rechtfertigung aus der Heilsordnung ausschaltet, — die eigentlich am ehesten als der feste Stamm gelten könnte — ob dann die Versiegelung diese Dignität beanspruchen kann, dürfte doch fraglich sein. Jedenfalls regt das Buch zu ernstem Nachdenken und Nachforschen über diese Fragen an.

C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung, Gütersloh. Rönneke, Lic. theol. K. Pius IX. Encyklika und Syllabus vom 8. Dezember 1864 als ein Beitrag zum Verständnis der kirchlichen Lage der Gegenwart für evangelische Christen verdeutscht und erklärt. 1,50 Mk. Ein vorzügliches Schriftchen zur Einführung in das Studium des Syllabus. Hier haben wir den lateinischen Text und die deutsche Uebersetzung der Encyklika "Quanta cura" und der 80 Sätze des Syllabus vor uns mit sachlichen Anmerkungen, die dem Leser eine Fülle neuer Erkenntnisse und dem evangelischen Christen Glaubensstärkung bieten.

Die vorliegende Schrift ist nicht neu, sie ist schon 1891 erschienen. Je mehr aber das jesuitisch verseuchte römisch-katholische Christentum aggressiv vorgeht in allen protestantischen Ländern, und je mehr auch in unserm Lande die maßgebenden Persönlichkeiten mit Blindheit geschlagen zu sein scheinen, und überall dem anspruchsvollen Gebahren der Römlinge gebückt entgegenkommen, um so nötiger ist es, dem protestantischen Volk mit authentischen Kundgebungen aus römischen Quellen zu zeigen, was das Ziel der Römlinge ist in allen Landen.

Die beigegebenen Anmerkungen sind teils geschichtliche Notizen, die die Sätze des uns verfluchenden Papstes ins rechte Licht setzen; teils Zitate aus römischen Schriftstellern, teils sonst erklärende Notizen, die den Text dem Leser verständlich machen sollen. In dem auch uns hierzulande aufgezwungenen Kampf wider Rom ist die vorstehende Schrift ein billiges und vorzügliches Quellenwerk, um sich gründlich zu informieren über die staatsfeindlichen, kulturfeindlichen und freiheitsfeindlichen Tendenzen der römi-

schen Propaganda. Denn es darf nie vergessen werden: Rom bleibt sich immer gleich in seinen Tendenzen und weiß aalglatt sich zu schmiegen und zu fügen, um überall da, wo man ihm Raum gibt, sich einzunisten und dann auf sein Ziel hinzuarbeiten.

Im Selbstverlag des Verfassers, P. G. Berner, 1740 Genesee Str., Buffalo, N. Y., erschien: „Aus der Fremde in die Heimat." Ein Lebensbild des Missionars und Pastors Johannes Huber; dargestellt von Gottfried Berner, Pastor in Buffalo, N. Y. Preis geb. inkl. Porto: $1.00. 299 Seiten.

Der in unserer Synode wohlbekannte Verfasser bietet uns hier ein Lebensbild eines Mannes, der auch in unserer Synode lange Jahre in hohem Ansehen stand und im Segen gewirkt hat. Pastor Johannes Huber kam als ehemaliger Basler Missionar im Jahre 1871 nach Amerika und übernahm da als erstes Arbeitsfeld die Gemeinde in Boonville, Ind. Von da zog er nach Hannibal, O., und von dort auf seinen letzten Posten nach Attica, N. Y., wo er verweilte, bis der Herr den müden Pilger von seiner Arbeit abrief ins himmlische Vaterland. Huber hat jederzeit und überall die Achtung seiner Mitbrüder erworben, nicht durch hochmütigen Strebergeist, sondern durch demütigen Liebesgeist, der zum Dienen bereit war auch bei aller Leibesschwachheit. Schon in Indien wurde seine Tüchtigkeit dadurch anerkannt, daß das Basler Komitee ihn, den damals noch jungen Mann zum Generalpräses der Basler Mission in Indien machte. Im Kreis der Synode hat er aber nicht nur als Pastor, sondern als jahrelanger Vorsitzender der Verwaltungsbehörde unserer synodalen Heidenmission in Indien und als Distriktspräses des New York-Distrikts vorzügliche Dienste geleistet. Aus diesem Grunde freuen wir uns, daß dem Entschlafenen von einem treuen Hausfreunde ein Denkmal gestiftet wurde, das wohl wert ist, gelesen zu werden. Der Verfasser hat sichs keine Mühe reuen lassen in allen möglichen, ihm zugänglichen Quellen zu forschen, um ein möglichst getreues Bild von dem Leben des Entschlafenen darbieten zu können. Er hat auch Quellen von Basel und einem alten Züricher Freunde des Entschlafenen, Briefe und Kopierbücher durchforscht und mit großem, anerkennenswertem Fleiß gearbeitet. Und gewiß war es ihm darum zu tun, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit zu schreiben. Daß ihm dabei manche Partien in die Feder geflossen sind, die vielleicht besser ungeschrieben geblieben wären, darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Wer die Welt und die Menschen kennt, der weiß, daß es überall „menschelt"; und schon der Psalmist sagte: Große Leute fehlen auch!

Das Buch ist schön und gut geschrieben, in Abschnitte und Kapitel übersichtlich eingeteilt. Sprachfehler sind z. T. schon in einem angehängten Verzeichnis korrigiert; andere sind noch übersehen, auch einige Konstruktionsfehler sind noch vorhanden, die event. bei späterer zweiter Auflage ausgemerzt werden sollten.

Alles in allem möchten wir das Buch unsern Pastoren herzlich und zur Beherzigung empfehlen. Es gibt einen Einblick ins Basler Missionswerk und in die Schwierigkeiten, mit welcher Huber als Vorsitzender unserer synodalen Heidenmission zu ringen hatte. Sein Gedächtnis bleibe auch bei uns im Segen.

Im Selbstverlag des Verfassers, des ev.-luth. Pastors G. H. Trebel zu Hamilton, Ohio, erschien: „Predigtentwürfe für kasuelle Zwecke.“ Preis, gebunden in Lwd., $3.00, mit 20% Rabatt; also netto $2.40, wobei der Käufer das Porto (24 Cts.) zu tragen hat. Das Buch ist vom Verfasser selbst zu beziehen. Es ist ein dickes Buch von 635 Seiten, und bietet eine Menge Predigtentwürfe für alle vorkommenden Fälle. Um den Lesern zu zeigen, was das Buch bringt, schreiben wir zunächst das Inhaltsverzeichnis heraus, das an sich schon als Empfehlung dienen mag.

Der geehrte Verfasser steht nach dem Vorwort schon 47 Jahre im Dienst des Wortes, und erklärt, daß jeder einzelne Entwurf einer wirklich gehaltenen Predigt zu Grunde lag. Es ist also der Ertrag eines langen und arbeitsreichen Lebens im Dienste Christi, den er hier seinen Amtsbrüdern darzubieten sucht. Bei der bekannten Ueberbürdung vieler Pastoren an großen Gemeinden mit oft sich häufenden, schnellen Todesfällen, wo oft nicht genug Zeit bleibt, um den bei solchen Fällen sich sammelnden Zuhörern ein passendes Wort zu sagen, dürfte gerade dieses Buch, das amerikanisches Produkt ist, eine sehr willkommene Hilfe darbieten.

Ein Blick auf die beigefügten Seitenzahlen zeigt, in welchem Umfang die am häufigsten vorkommenden Leichenreden behandelt sind. — Auffallend ist, daß unter den übrigen Kasualien die Traureden vollständig fehlen, was freilich mit der unschönen amerikanischen Sitte zusammenhängt, die Trauung als ein Winkelgeheimnis eilfertig abzumachen, oder doch wenigstens so kurz und eilig als möglich abzufertigen. Doch, da es noch manche kirchliche Trauung gibt, dürfte auch dieser Fall berücksichtigt sein. Häufiger noch kommen Ehejubiläen vor, für welche man wohl auch gerne ein schönes Muster und Vorbild hätte.

Doch es ist eine schöne und hochwillkommene Gabe, die der geehrte Verfasser seinen Amtsbrüdern bietet. Er führt an den voll gedeckten Tisch des Herrn und gibt uns wohldurchdachte, reich ausgeführte Dispositionen, die durch ihren Gedankenreichtum und klaren Gedankenfortschritt die reichste Anregung geben. Auf schönem, weißen Papier, in klarem Drucke, gutem Leinwandband, dürfte das Buch manchen andern Band ersetzen, der nur spezielle Kasualfälle einer einzigen Art darbietet. Statt der durch das ganze Buch durchlaufenden Wiederholung des Haupttitels, wäre es dem Interesse

des praktischen Gebrauchs dienlicher gewesen, wenn über den Seiten die speziellen Ueberschriften der betreffenden Entwürfe, wie sie das Inhaltsverzeichnis gibt, gesetzt worden wären.

Vom Verlag von C. Ludwig Ungelenk, Dresden, kam uns zu: John Wesley, Ausgewählte Predigten. Mit einer einleitenden Monographie von John L. Nülsen, Dr. und Prof. der Theologie zu Berea, O. Preis kart. 1 Mk., in Lwd. geb. 1.50 Mk.

Das vorliegende Buch ist ein Band aus dem großangelegten Sammelwerk: Die Predigt der Kirche. Dieses will der wissenschaftlichen wie praktischen Ausbildung angehender wie amtierender Theologen dienen, indem es ihnen ausgewählte Musterpredigten von namhaften Predigern aller Länder und Zeiten darzubieten sucht. Es werden in dieser Sammlung vorgeführt: 1. Prediger der morgenländischen, 2. der abendländischen, 3. der mittelalterlichen Kirche. 4. Prediger des reformatorischen und nachreformatorischen Zeitalters. 5. Deutsche Prediger der neuern Zeit. 6. Außerdeutsche Prediger der neuern Zeit. 7. Prediger der Gegenwart. Jeder Band kart. 1 Mk., in Lwd. geb. 1.50 Mk.

Aus der sechsten Abteilung ist nun der vorliegende Band (32) entnommen. In demselbigen bietet uns der Verfasser auf ca. 18 Seiten eine kurze Uebersicht des reichgesegneten und arbeitsreichen Lebenslaufes des Gründers des Methodismus. Wir erfahren da auch, daß Wesley seine mündlich gehaltenen Predigten selten geschrieben hat. „Die meisten seiner gedruckten Predigten sind von Wesley für die Presse geschrieben worden.“ Die erste Serie erschien in vier Bändchen von 1740—1750 und enthält 53 Predigten nebst Anmerkungen zum Neuen Testament. Ferner gibt der Verfasser die Vorrede Wesleys zum ersten Band seiner Predigten vom Jahre 1747, in welcher er die Grundsätze seiner Predigtweise darlegt und um Berichtigung in sanftmütigen Geiste bittet, falls jemand ihn eines Bessern belehren wolle und könne. Die Sammlung selbst bietet nun neun Musterpredigten von Wesley dar, über folgende Texte und Themata:

1. Eph. 2, 8. Die Errettung durch den Glauben.
2. Röm. 8, 32. Freie Gnade.
3. Apg. 4, 31. Schriftgemäßes Christentum.
4. Röm. 4, 5. Die Rechtfertigung durch den Glauben.
5. Marl. 1, 15. Der Weg zum Reich Gottes.
6. Röm. 8, 16. Das Zeugnis des Heiligen Geistes.
7. 2. Kor. 5, 17. Ueber die Sünde im Gläubigen.
8. Phil. 3, 12. Christliche Vollkommenheit.
9. Luk. 16, 9. Vom Gebrauch des Geldes.

Die unter No. 2 genannte Predigt war, wie der Verfasser schreibt, für die innere Geschichte der methodistischen Bewegung von schwereren Folgen begleitet als wohl je sonst eine. Sie rief eine Anzahl Gegenschriften hervor, führte zur Trennung von Whitefield, zur Spaltung einer Anzahl methodistischer Gemeinschaften u. s. w. . . . . . Die Predigt beschäftigt sich eben mit der Lehre von der Gnadenwahl und wendet sich gegen die kalvinistische Erwählungslehre.

Aber auch die andern Predigten sind, wie die Themata andeuten, recht geeignet, uns in den wichtigsten Hauptpunkten christlicher Lehre bekannt zu machen mit der Art und Weise, wie Wesley sich dazu stellte resp. sie vortrug. Für uns, die wir hierzulande vielleicht mehr Gelegenheit haben mit Brü=

dern aus der Methodisten-Kirche in Verkehr zu kommen, ist gerade dieses kleine Musterbuch ein ausgezeichnetes Mittel, uns mit den Grundanschauungen Wesleys, des Gründers des Methodismus, bekannt zu machen.

Vorläufige Anzeige.

Vom Verlag Richard Mühlmann (Max Grosse) in Halle a. S. kamen uns folgende Schriften zu, die jetzt nicht auf einmal eingehend besprochen werden können, da es zu viel Raum von dieser Nummer beanspruchen würde.

1. Martensen, H. „Zur täglichen Erbauung." Hausandachten. Autorisierte Uebersetzung von H. Hansen. Zweite billige Auflage. 1906. 320 Seiten. Preis: 2 Mk., in Geschenkband 3 Mk.

2. Hoffmann, Dr. H., weil. Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Fünfzig Beichtreden. Zweite Auflage. 1906. 234 Seiten. Preis: 3.60 Mk., in Leinwand geb. 4.50 Mk.

3. Förster, Superintendent Dr. Sechzig Geschichten des Alten Testaments für Sonntagschulen (Kindergottesdienste). Zehnte Auflage. 1906. 64 Seiten. Preis: 0.15 Mk., in Partien von 100 Exemplaren und mehr 0.10 Mk.

4. Müller, E., Pastor. Die neuesten Zeugnisse der theologischen Universitätslehrer gegen die radikale Theologie. 1906. 159 Seiten. Preis: 2 Mk.

5. Paulsen, Dr. P. Der moderne Pantheismus und die christliche Weltanschauung. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. M. Kähler. 1906. 72 Seiten. Preis: 1 Mk.

6. Max Vorberg. Geschichten aus alter und neuer Zeit. Erste und zweite Folge. Zweite Auflage. Preis per Band, kart. 2.70 Mk Jeder Band über 200 Seiten. — Erste Folge, Inhalt: Wintersonnenwende. Zweierlei Feuer. Das rote Feld. Das schwere Gebot. Um Gold und Glauben. Die Kölner Dom Legende. — Zweite Folge, Inhalt: Joachim Braun, der Schulmeister von Wiederstädt. Leben im Schatten des Todes. Pompejus. Wahrheit. Späte Ostern.

7. Treu Herr, treu Knecht. Ein evangelisches Festspiel aus der Hugenottenzeit von F. Friedensburg. Zweite Auflage. 39 Seiten. Preis: 40 Pf.

8. Grüß Gott! Gedichte von Paul Kaiser. Zweite vermehrte Auflage. In feinem Leinwandband mit Goldschnitt. Zweite Auflage. 288 Seiten. Preis: 3.60 Mk. Ein preiswürdiges Geschenkbuch. Nachfolgend einige Urteile der Presse:

Der Verfasser ist ein echter Dichter von meisterhafter Formengewandtheit und bringt in einzelnen Gedichten wahre Perlen.

Ev.-kirchl. Anzeiger von Berlin.

Die Gedichte gehören zu dem Besten, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete der religiös gestimmten Lyrik geleistet worden ist.

„Leipziger Zeitung."

..... Wir sind gewiß, daß seine zarten Liederklänge in jedem sinnigen evangelischen Gemüte ein lautes und lebendiges Echo finden werden.

„Pfarrhaus."

9. Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. 27. Jahrgang 1906. Preis 4 Mk., in Geschenkband 5 Mk., mit Goldsch. 5.20 Mk. — Der hier beigefügten Bitte, das Buch vor Weihnachten zu besprechen, konnten wir leider nicht

entsprechen, weil sämtliche Bücher ankamen, als die Novembernummer d. J. schon fertig war. Es blieb uns nur das erste Heft des neuen Jahrgangs für diesen Zweck. Da nun immerhin dieses Heft zu Neujahr 1906 in die Hände der Leser kommen soll, so ist's wohl noch nicht zu spät, auf dieses schöne, allbekannte Jahrbuch hinzuweisen. Dasselbe ist als ein sehr gediegenes Buch in weiten Kreisen bekannt und geschätzt und es dürfte genügen, vom Inhalt des neuen Jahrgangs einiges hervorzuheben:

Fritz Anders (P. Allihn), „Herrn Hankels selige Reste." Erzählung.

Adolf Bartels, Gedichte.

M. v. Bodelschwingh, „Die Christrose." Ein Weihnachtsmärchen.

Gotthold Bötticher, „Schillers Idealismus in seinen Briefen."

E. Dennert, „Die Himmelswanderer."

E. Freiin von le Fort, „In'n Himmel hinein." Eine Diakonissen-Geschichte.

Otto Funcke, „Der furchtbare Blick der Mutter und ein besserer Blick." Erzählung.

von Hase, „Ravenna." Reiseerinnerung.

H. v. Hippel, „Dein Gott — mein Gott." Novelle.

Paul Kaiser, „Wo blieb Gustav Adolf's Herz."

†Rud. Kögel, „Die Verborgenheit mit Christo in Gott."

E. Lorentzen, „Die Stadt des Frauenregiments."

Hermann Oeser, „Zweisimmen." Ein Tagebuch.

Chr. Rogge, „Thomas und Jane Welsh Carlyle." Geschichte einer Ehe.

Ad. Stöcker, „Die Berliner Bewegung, ein Stück deutscher Erweckung."

A. Winkelmann, „Der Ursprung der deutschen Kaisersage."

Weitere Beiträge von Herm. Dalton, R. Eckardt, J. Gutfeld, K. E. Knodt, Prinz von Schönaich-Carolath, Gräfin zu Solms-Rödelheim, D. Vorwerk, V. Nagel u. s. w.

10. Dennert, Dr. E. „Die Wahrheit über Ernst Häckel und seine Welträtsel." Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet. Mit einem Anhang: Offener Brief an Herrn Professor Dr. Ladenburg in Breslau, und mit einem zweiten Anhang: Ueber Häckel's Wahrheitsliebe in Sachen der Entstehung des neutestamentlichen Kanons. Volksausgabe. Neuntes Tausend. Halle a. S. C. Ed. Müller's Verlag. 1906. 164 Seiten. Preis: 0.75 Mk. — Die unehrenhaften Kniffe, welche der im krassen Materialismus bornierte Ernst Häckel anwendet, um das Christentum zu diskreditieren und seine Affen-Abstammungstheorie in das urteilslose Volk einzuschwärzen, werden hier schonungslos aufgedeckt und an den Pranger gestellt. Das Buch ist eine moralische Hinrichtung eines Menschen, der mit Wissen und Willen Lügen verbreitet, um das gemeine Volk um seine höchsten Güter des Glaubens und Gewissens zu bringen.

Im Anschluß an diese Besprechung möchten wir uns erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß auch in Amerika eine materialistische Klique darauf ausgeht, das Volk mit den Häckelschen Lügen zu durchseuchen und ihm weis zu machen, daß die "missing links" zwischen Mensch und Affe gefunden seien. In "Literary Digest" fanden wir eine Anzeige von Charles H. Kerr & Co., Chicago: "The evolution of Man." Das Buch soll eine Uebersetzung eines Buchs von Prof. W. Bölsche in Berlin sein und wird an-

gepriesen als "a clear, strong, simple summary not only of Darwin but of the work of a generation of scientists along the lines Darwin opened up. Boelsche shows that the 'missing links' have been found and he gives pictures of them. University men will find new facts in the book while bright children of fifteen will find it easy reading."

Man staunt über die Frechheit Angesichts der überwältigenden Zeugnisse der tüchtigsten Forscher auf diesem Gebiet, daß diese Apostel des Unglaubens es wagen, ihre Lügen so schamlos im Volk zu verbreiten. Da wäre ein Buch, wie das vorstehend angezeigte von Dr. Dennert, auch in englischer Sprache hochnötig.

Ferner sei hier hingewiesen auf eine neueste Erscheinung aus dem Verlag von Paul Pittius („Die Wacht"), Berlin, SW. 13. Ein neues Buch von Pastor Heinrich Stuhrmann: „Schwert und Kelch." Bunte Bilder für ernste Leute und solche, die es werden wollen. 265 Seiten Oktav. Elegant broschiert 1.50 Mk., elegant gebunden 2 Mk. — Es ist keine „erbauliche" Lektüre in landläufigem Sinne des Wortes, die der Verfasser in seinem Buche bietet, weder Predigt, noch Abhandlung, noch Schriftbetrachtung. Er verläßt das alte ausgefahrene Geleise, um auf neuen Wegen das alte Evangelium dem „modernen Menschen" so gut wie dem „unmodernen Christen" ins Herz und ins Gewissen zu bringen. Was es gibt, sind Skizzen, bunte Bilder, die in großen und kleinen Zügen das Gesamtgemälde eines wahrhaft entschiedenen, seiner Ewigkeitspflicht gegen die eigene Seele, sowie gegen die Seelen der Brüder, gegen das eigene Leben, wie gegen das öffentliche Leben in Volk und Kirche sich ernst bewußten Christentums darstellen wollen — Spiegelbilder aus Zeit und Ewigkeit im Licht des unwandelbaren Wortes Gottes. Den Rahmen zu seinen „bunten Bildern" nimmt der Verfasser aus dem christlichen Kirchenjahr und faßt sie auf diese Weise serienweise zusammen als „Adventsglocken", „Christrosen", „Silvestergeläut und Neujahrsgeleit", „Epiphaniasklänge", welche die erste Gruppierung ausmachen, während die beiden Anfangs und Mitte nächsten Jahres erscheinenden andern Teile „Passionsblumen" und „Osterstimmen", sowie „Pfingstflammen" enthalten werden. Mit einem Motto versehen ist jedes Bild ein in sich abgeschlossenes Ganze, wie auch jeder einzelne Band. Wir heben aus dem Inhaltsverzeichnis heraus: „An der Klagemauer." — „Hoher Besuch." — „Der letzte Tag." — „El Dorado." — „Stille Nacht, heilige Nacht!" — „Dennoch ein König!" — „Der alte Gott." — „Große Paroleausgabe." — „Tatsachen beweisen!" — „Vertauschte Rollen." — „Männer gesucht." — „Seelenräuber."

Wir geben vorstehend die uns zugesandte Anzeige im Wortlaut, um damit den Lesern einen Begriff zu geben, welchen Inhalt das Buch hat. Das Buch redet in ergreifender Sprache zu dem Herzen dessen, der es lesen will. Wo noch nicht alle Wahrheitsliebe zu blasierter Gleichgiltigkeit abgestumpft ist, da kann es gute Wirkung an dem Herzen tun.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlage C. Bertelsmann in Gütersloh:

„Der Beweis des Glaubens." Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1905. Preis

jährlich 8 Mk. — Inhalt des 10. Hefts: Religion und Sozialdemokratie in neuer, entscheidender Beleuchtung. (Schluß.) Von Pfr. em. H. Köhler. — Der Inhalt des Koran verglichen mit dem Evangelium. Von Abr. Amirchanjanz. — Miszellen. — Theolog. Literaturbericht.

„Theologischer Literatur-Bericht." Von Pfr. J. Jordan. 1905. Preis jährlich 3 Mk. — Inhalt des 10. Hefts: Religionsphilosophie (2), Theologie (6), Exeg. Theologie (7), Historische Theologie (7), Praktische Theologie, Homiletik (4), Katechetik und Pädagogik, Schulwesen (12), Kirchenrecht (1), Aeußere Mission (2), Römisches und Antirömisches (2), Unterhaltungsliteratur, Biographisches (12), Poesie und Kunst (4), Vermischtes (3), Dies und Das (6), Eingegangene Schriften (11), Zeitschriften (2).

„Evangelisches Schulblatt," begründet von Fr. W. Dörpfeld. Herausgegeben von Dr. G. von Rohden. 49. Jahrg. 1905. Preis jährl. 6 Mk. — Inhalt des 10. Hefts: Aus Zahns Leben. Vorwort zu den nachgelassenen Schriften von F. L. Zahn. — Frei und Fromm. Eine Literaturbetrachtung von Adolf Bartels. — Rundschau.

„Monatsschrift für Innere Mission," mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohltätigkeit. Herausgegeben von P. D. Th. Schäfer. 25. Band. 1905. Preis jährl. 6 Mk. — Inhalt des 10. Hefts: Geschichte der Innern Mission des 19. Jahrh. in der evang. Kirche Deutschlands. (Forts.) Von Past. Joh. Chr. Reimpell. — Der gegenwärtige Stand des Kampfes gegen die Unsittlichkeit. Vortrag von P. Lic. Bohn. — Instruktionsreisen. — Auch ein Wort über den Mangel an Diakonissen. — Die amtlich geordnete Seelsorge und die Innere Mission. Thesen von Past. Wagner.

„Siona." Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik. Herausgegeben von D. theol. Max Herold, Pfarrer in Neustadt a. d. Aisch. 29. Jahrg. Jährlich 5 Mk., mit dem Korrespondenzblatt 6 M. — Inhalt des 10. Hefts: Vom Kirchengesangfeste in Rothenburg o. T. — Die Beziehungen der Gymnasien und Mittelschulen zur Kirchenmusik. — Bericht des bayrischen Kirchengesangvereins über 20 Jahre. — Ordnung des Festhauptgottesdienstes. — Gedanken und Bemerkungen. — Chronik.

„Das evangelische Deutschland." Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Lic. Dr. G. Mayer. 1. Jahrg. April — Dez. 1905. 3,75 Mk. — Inhalt des 7. Hefts: Die Seligpreisung der Friedfertigen. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Zur Geschichte der landeskirchlichen Einigungsbestrebungen. (Aus Briefen Karl Lechlers). Von Geh. Oberschulrat Dr. v. Bamberg. — Die Gemeinschaftsbewegung in ihrer Bedeutung für den kirchl. Einigungsgedanken. Vom Herausgeber. — Allgemeine Mitteilungen: Stille Vereinigung. — Eisenacher Bund. — Sammlung der protestantenvereinlichen Kreise. — An die „Evangelische Kirchenzeitung." — Landeskirchliche Umschau: Lübeck; Hannover; Provinz Sachsen; Kurhessen; Schlesien; Elsaß-Lothringen. — Büchertisch.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. März 1906.

Das Geheimnis von Gethsemane.

Aus „Reformation" No. 21, 1905.

Ein Entsetzliches, Grauenvolles steht vor Jesus (Mk. 14, 33). Wir wissen jetzt was es war: Der größte Greuel in der Welt; das schauerlichste Faktum der Geschichte. Die Menschheit tat ihren tiefsten Fall, und zwar da, wo sie am höchsten emporgehoben war, in Israel. Das Volk, das die Offenbarung des lebendigen, heiligen Gottes empfangen hatte, verurteilte den Sohn Gottes als Gotteslästerer. Das Volk, unter welchem dieser Sohn Gottes jahrelang lehrend und helfend, stillend und tröstend, segnend und heilend ein Leben heiliger Liebe gelebt, schrie über ihn: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!" Dem Gekreuzigten warf dann dieses Gottesvolk samt seinen Obersten und Hohenpriestern noch seine Frömmigkeit und seine Liebe mit grausamem Spott und Hohn vor. Der aber den Sohn Gottes den Feinden auslieferte, war einer von seinen zwölf nächsten Freunden und auserkorenen Helfern: Judas Ischarioth. So wurde mit aller früheren Offenbarung Gottes auch die bisherige in Jesu Christo beschlossene völlig vereitelt. Sie hatte nur das erreicht, ein Sündenmaß zu füllen, an das kein anderes in der Welt je heranreicht. Die Menschheit ward an dem Gott der Offenbarung und der Gott der Offenbarung ward an der Menschheit zu schanden. Die Sünde zeigte sich stärker als die ewige, heilige Liebe Gottes, nicht bloß, wo diese nur mitteilend, nein, auch, wo sie selbstverleugnend mitten in die Welt der Sünder hereingetreten. „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld! Den Menschen ist nicht zu helfen!" so schrie dieser Frevel von Golgatha zum Himmel.

In Gethsemane stand dies alles nur erst bevor. Dies Vorauswissen zu erklären, bedarf es nicht der Annahme einer wunderbaren Erleuchtung oder gar göttlicher Allwissenheit. Die ganze Situation bezeugte ihm im Licht der Heiligen Schrift Alten Testamentes, was zu erwarten war. Und daß es eintrat, hing nur davon ab, wie er sich verhielt. Entwich er in die Wüste, so blieb dies schwärzeste Blatt der Welt-

geschichte ungeschrieben, blieb der Menschheit das Unverantwortlichste erspart, bekam Gott nicht die frevelhafteste Antwort auf sein Liebeswerben um die Sünder, auch er selbst, Jesus, nicht den Judaskuß und Kreuzestod als den Lohn seiner Treue. Blieb er aber in Gethsemane, bis Judas mit der Schar kam, so mußte sich Schlag auf Schlag dies schauerlichste Ungewitter des ganzen Zeitverlaufs entladen. Sein bloßes Stillhalten, Warten, Wachen und Beten in Gethsemane legt die Zündschnur für die Explosion des grauenvollsten Attentates wider Gott.

Davor schauderte sein Innerstes, seine Liebe zu Gott und zu den Menschen, aufs heftigste zurück. Soll er unschuldig an der furchtbarsten Schuld, mitschuldig — ja, in erster Linie schuldig werden? eben gerade durch sein sündloses, heiliges Wesen und Leben, das ganz Liebe ist, die Menschheit in den schauerlichsten Frevel hineintreiben, also durch sein Beharren auf seinem Wege (objektiv) die größte Lieblosigkeit begehen, die Heillosigkeit der Welt auf den Gipfel steigern? statt Erlöser (objektiv) Versucher, Verführer zum Entsetzlichsten zu werden? die erst völlig herabwürdigen, die er erlösen will? so selbst (objektiv) „zur Sünde gemacht" werden — ja, (objektiv) „ein Fluch werden", der die Menschheit in den tiefsten Abgrund der Gottlosigkeit hinabstürzt??!!

Darüber ringt er im Gebet mit dem Vater. Solches nicht zu wollen, ist kein ungöttlicher Wille. Solches gern zu wollen, wäre wider die heilige Liebe, wäre ungöttlich gewesen. Was ihn zurückhielt, zurückschreckte vor dem „Kelch", war eine eulabeia (Hebräer 5, 7), eine fromme heilige Scheu. Er konnte und durfte nicht ohne weiteres in den Willen Gottes, wie er so vor ihm stand, selbst einwilligen.

Und die Erhörung seines Gebetes? Die innere Befreiung von dieser Scheu und Angst durch Bestärkung in dem Gehorsam, welcher dem Vater alles allein anheimstellt, und in dem Glauben, daß durch dies entsetzliche, aber unvermeidliche Mittel das heilige und selige Ziel sicher erreicht werde, und in der Liebe, die nur in ihrer eigenen Selbstüberwindung sich völlig bis auf den letzten Blutstropfen aufzuopfern bereit wird, um so das zu bewirken, was sie als mitteilende und selbstverleugnende Liebe nicht hätte bewirken können: voller Sieg Gottes über das Sünderherz, die Sünderwelt. Und in alle Ewigkeit ertönt das Lob des Gotteslammes. Baarts-Weißensee.

Die Notwendigkeit der Sühne.

Nachstehenden Artikel entnehmen wir dem Buche eines Naturforschers, Dr. phil. E. Dennert: Bibel und Naturwissenschaft; Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. Fünfte Auflage, Stuttgart, Verlag von Kielmann. An anderem Ort in diesem Heft wird das genannte Buch seine Besprechung finden; hier wollen wir nur abdrucken, was der geehrte Verfasser über obiges Thema zu sagen hat. Etliche Seiten vorher beklagt er mit Recht den heillosen Einfluß des heutigen modernen Denkens, das in Philosophie, Psychologie und Theologie sich

die Vorherrschaft zu erringen strebt, auf die biblische Anschauung in betreff des Heilsweges. Er schreibt da:

Die modernste Philosophie bewegt sich „jenseits von Gut und Böse," sie verwischt den gewaltigen, die ganze Welt des Geistes durchdringenden Dualismus, sie lehrt einen Uebermenschen, der sich selbst erlöst und der die Welt unter seinen Füßen zerstampft. Die moderne Psychologie sieht vielfach im Menschen nur ein vervollkommnetes Tier, seine Seele ist nur gradeweise von der des letzteren verschieden; auch ihr fehlen die Begriffe „Gut" und „Böse", sie werden umgewertet in „Nützlich" und „Schädlich". Die Seele des Menschen hat keine freie Entscheidung und damit keine sittliche Verantwortlichkeit, sie handle nach dem, was ihr nützlich scheint und meide vorsichtig alles Schädliche, so wird sie sich schon selbst erlösen aus den Unbilden des Lebens. „Sünde" gibt es für diese Anschauung nicht mehr. Das ist im Grunde genommen der größte Irrtum unserer Zeit, aus dem so vieles andere entspringt. Kein freier Wille, — keine Sünde — und darum keine sittliche Verantwortlichkeit. Das ist sehr bequem und sehr beruhigend. Die einen leben in dieser Anschauung in den Tag hinein und versinken im krassen Materialismus des praktischen Lebens, die anderen, die auch nicht die Tiefen des Menschenherzens und seine „Sünde" erkennen, die aber doch noch ein Gefühl der Verantwortlichkeit in sich spüren, meinen: tue Recht und scheue niemand und leben angesichts dieses philisterhaften Mottos ihres innern Menschen in der Zuversicht, daß der liebe Gott ein guter Mann sei, der ihnen schon einmal alle ihre guten Taten anrechnen oder aber ihnen schon verzeihen werde.

Wo bleiben bei solcher Philosophie und solcher Psychologie die Realitäten des Lebens? Zerschlagen die letzteren nicht alle Systeme der Menschen und bleiben ihre dunkeln schwarzen Schatten nicht trotz aller schönen Worte und Surrogate bestehen, lassen sie nicht doch das arme Menschenherz in dem Dunkel des eigenen Lebens; hinsiechend in der Krankheit der nun doch einmal bestehenden Sünde, sich verzehrend in der Sehnsucht nach Frieden und verzweifelnd vor dem Pochen des Gewissens?

Einige Seiten weiter unten fährt der Verfasser dann fort:

Wir finden in der Natur keine Tatsachen, welche die (biblische) Versöhnungslehre irgendwie antasten, aber wohl finden wir in ihr Erscheinungen und Tatsachen, welche sie uns verständlich machen und uns zeigen, daß sie nun doch wohl nicht gar so ungereimt und unannehmbar ist, wie es die „Modernen" glauben.

Anknüpfend an den von uns als durchaus zu Recht bestehenden und tagtäglich durch tausendfache Erfahrung im Menschenleben bewahrheiteten Satz von der Sünde und Schuld des Menschen, finden wir als die Kernpunkte der biblischen Auffassung des Werkes Christi, des Versöhnungswerkes*): einmal die Not-

*) Von uns unterstrichen. D. R.

wendigkeit der Sühne und sodann den Gedanken des Opfers von seiten eines andern.

Die Notwendigkeit der Sühne macht heute vielen zu schaffen. Sie betonen immer wieder, daß Christus uns doch Gott, den Vater, und seine Liebe gepredigt und offenbart hat, und meinen, damit sei Gott, der Richter, und seine Gerechtigkeit ein überwundener Gedanke. Aber Christi eigene Worte wenden sich dagegen, wie wir oben schon angedeutet haben. Zur Bestätigung seien noch einige Worte hier eingesetzt: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben." Matth. 12, 36. „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euern Sünden." Joh. 8, 24. „Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet." Joh. 3, 18. Der Gott Christi ist also nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch der Gerechtigkeit. Wer das letztere leugnet, der muß eine große Anzahl von Bibelstellen ganz willkürlich auswischen, wie man das heute nun ja allerdings vielfach tut.

Nun aber will es mir scheinen, als ob die Notwendigkeit der Sühne ein Gesetz ist, das sich aus dem Parallelismus von Natur und Geist ableiten läßt. Zunächst wissen wir, daß keine Ursache ohne Wirkung ist, alles Naturgeschehen ist der Ausgangspunkt einer fortschreitenden Kausalreihe, die wir nicht aufhalten können. Das gewaltige Gesetz von der Erhaltung der Energie ist es, was auch hierbei eine große Rolle spielt. Im Bereich der Energie des Geistes und der Seele kann es nicht anders sein. Bildet der Geist nach unserm Dafürhalten eine Wesenheit für sich, aber doch auch eine Naturkraft, so ist sie auch dem Gesetz der Erhaltung der Energie unterworfen, nicht nur insofern, als sie selbst unsterblich fortleben wird, wie wir oben schon ausführten, sondern auch insofern als ihre Taten sich fortleben und fortzeugen, von Geist zu Geist, von Seele zu Seele, von Generation zu Generation. Es ist ein furchtbarer Gedanke, und doch müssen wir uns in ihn hineinleben, um seine ganze Folgenschwere, seine ganze Macht zu erfassen: Jede Tat lebt weiter in ihren Folgen, ja eine jede Tat, mag sie gut oder böse sein. Jedes Wort, das schlechte wie sittlich reine, zieht seine Wellen in der geistigen Umgebung, wie der ins Wasser geworfene Stein weithin seine Kreise in das leicht bewegliche Element zeichnet. Der Dichter hat diesen Gedanken in die großen Worte gekleidet: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Gerade dann, wenn wir an die unerbittliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehenen glauben, müssen wir auch diesen Gedankengängen folgen und müssen Folgen unserer Sünden ahnen und in der Ferne sehen, an die wir gewöhnlich gar nicht denken. Muß uns diese Schuld nicht drücken wie mit Zentnerlast? Nun ließe sich das ja noch ertragen, wenn unsere Tat die Wirkung einer mit eiserner Notwendigkeit eintretenden Ursache wäre, allein das ist ja gerade nicht der Fall. Wir leben ja mit

unserer Seele im Lande sittlicher Freiheit und darum eben wird die Tat zur persönlichen Schuld und daher bleibt bei allem Geschehenen auf diesem Gebiet stets, auch beim nachträglichen Besserwerden, ein ungesühnter Rest, welcher in unserer freien Entscheidung bei jeder Handlung begründet liegt, und dieser Rest m u ß muß auch nach dem Gesetz, daß jede Ursache ihre Folge hat, — auch noch seine Folge für uns selbst haben, er wird uns aufbehalten nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, und nur der Schöpfer der Seele selbst hat ihn in seiner Hand. Dieser Schöpfer aber ist ein Gott der Ordnung — das ganze Weltall ist deß Zeuge —, diese Ordnung herrscht nicht nur im Stoff und seinen Geschehnissen, sondern sie m u ß auch in der Welt des Geistes herrschen, wenn anders in ihr nicht Anarchie eintreten sollte, und Anarchie ist gleichbedeutend mit Untergang. Unser Gott ist also nicht nur ein Gott der Liebe, der in dieser seiner Liebe f r e i e Menschen geschaffen hat, sondern er ist auch ein Gott der Gesetzmäßigkeit, der Ordnung, der Gerechtigkeit; aber das Gesetz der Gerechtigkeit ist gleichbedeutend mit jenem Gesetz von Ursache und Wirkung, und Gott m u ß nach ihm die Handlungen freier Menschen beurteilen und — sühnen.

So spielt auch hier das gewaltige Naturgesetz in die Geisteswelt hinein und fordert in ihr die Notwendigkeit der Sühne und der Vergeltung sowohl der guten wie der bösen Taten.

Und nun, wie sollen sie gesühnt werden? Bist du, o Mensch, dazu im stande? Kannst du den Felsblock aufhalten, den vielleicht dein sorgloser Tritt oben im Gebirge loslöst und der nun zu Tal stürzt und Tausende von Pflanzen und Tierexistenzen vernichtet, ja, der am Ende unten im Tale einen Menschen trifft und tötet? Ohnmächtiger, der du dies nicht kannst, und wenn du auch selbst deine ganze Habe, ja dein Leben als Sühne hingeben wolltest, wie willst du denn das W o r t ungeschehen machen, das du in unbedachtem Augenblick deinem Nächsten entgegenwarfst und das nun in deiner (soll wohl heißen in s e i n e r D. R.) Seele treibt und treibt und sie vielleicht für immer vergiftet? Wie oft wirken wir so mit Worten und Taten? Ja, wie wollen w i r sie sühnen, die immer weiter wirkenden, immer mehr Seelen in den Bereich ihrer Ursächlichkeit ziehenden, bösen Taten unsers Lebens? Ist es wirklich möglich, irgend ein böses Wort in seinen fortlaufenden Wirkungen dadurch ungeschehen zu machen, daß man um Verzeihung bittet oder daß man hinfort nicht wieder so handelt? Wer ist es, der dies zu bejahen wagt?

Das ist keine Zentnerlast mehr, die sich bei solchen Gedanken auf die Seele senkt, das ist Bergeslast, das ist Erdenschwere, die keine Macht der Welt von uns nehmen kann. Wer versöhnt uns mit unserm Gewissen und mit unserm Gott? — Wenn jemand es kann, dann kann es Gott selbst allein, er, der das Gesetz gab, kann allein seine Wirkung aufheben.

Aber wie? Ein menschlicher Vater, zu dem das Kind kommt, seine Missetat bekennend, der vergibt, aber doch nur deßhalb, weil er hofft, daß aus der Reue Besserung erwächst. Aber wenn diese Hoffnung nun

immer wieder zu schanden wird, wenn das Kind immer wieder gegen seinen Willen handelt, dann ist es ihm doch nicht zu verdenken, daß er der Reue und der Versicherung besser zu werden, nicht mehr glaubt und nun unerbittliche Strenge walten läßt. Und unser himmlischer Vater? Ach, hat er denn nicht an Millionen seiner freien Menschen erfahren, daß Reue und gute Vorsätze schnell wieder verfliegen? Weiß er es nicht also zur Genüge, daß die Menschheit aus sich selber nicht besser werden kann?

Gerade aber, weil Gott die Liebe ist, so suchte und fand er ein Mittel, um die Schuld der Menschheit zu sühnen und seiner Gerechtigkeit und seinem Gesetz genug zu tun, ein Mittel, bei dem doch die freie sittliche Tat des Menschen gewahrt bleibt und bei dem auch wieder freie Aneignung, die ja allein persönlichen Wert besitzt, ausschlaggebend ist. Und weil er ein Gott der Ordnung und des Gesetzes ist, so nahm er ein Gesetz zu Hilfe, das als solches auch die ganze Natur durchdringt und durchweht: Das Gesetz des Opfers und der Hingabe und der Aneignung fremden Verdienstes.

Es sei hier zunächst auf ein Gleichnis hingewiesen, das zwar nicht aus der Natur stammt, das mir aber in Tagen des Werdens und des innern Kampfes von außerordentlichem Wert gewesen ist, so daß es mir damals mit ihm wie Schuppen von den Augen fiel.

In einem Lande herrschte die Sünde des Ehebruchs in ganz erschreckender Weise. Sein König war ein Vater des Volkes, der es in Liebe umfing, aber er war auch ein gerechter Mann, der dem Gesetz Geltung zu verschaffen wußte. Als nun alle Liebe und Geduld nichts gegen die Sünde half, da erließ er ein Gesetz, daß derjenige, der wieder des Ehebruchs überführt würde, beide Augen verlieren sollte. Da wurde ihm mitgeteilt, daß sein eigener Sohn wieder gesündigt habe. Tiefer Schmerz ergriff den Vater, als man den Uebeltäter vor ihn brachte. Was sollte er tun? Die Liebe in ihm stritt mit der Gerechtigkeit. Da kam er auf den richtigen Ausweg: Gerechtigkeit forderte als Sühne zwar zwei Augen, aber die Liebe erfand das Opfer. Er ließ dem Sohne ein Auge ausstechen, dann aber hielt er selbst geduldig das Haupt dem Richter hin und gab eines seiner eigenen Augen für den Sohn hin. — Wir brauchen dieses ergreifende Bild nicht zu erklären. Sein Sinn liegt auf der Hand.*)

---

*) Wir können diesen Vergleich nicht passieren lassen, ohne darauf hinzuweisen, daß eben derartige Bilder zu der irrigen Auffassung verleiten können, daß es sich bei der Versöhnung nur um ein Rechenexempel (zwei Augen müssen es sein!) und um starres unbeugsames Recht (vergl. die Fußnote Seite 6 im Januarheft d. J.) handle, das zu befriedigen sei, einerlei auf welche Weise. In besseres Verständnis leitet die an anderem Ort erscheinende Predigt von Dr. E. Sachsse: „Das Rätsel des Kreuzes" ein. — Baader, in seiner tiefsinnigen Theorie vom Opfer, redet von einer Derivation, oder Ueberleitung des Schlechten und Verderblichen auf einen gesunden Teil im Organismus. In einer Anmerkung zur I. Vorlesung (Ges. Werke, VII., Bd., S. 284) sagt er: „Am bestimmtesten spricht Jesajas dieses Gesetz der Derivation aus, indem er Gott nach einer gesunden Stelle ver-

Gehen wir aber auf die Natur ein. Es ist bisher viel zu wenig erkannt, wie ausnahmslos das Gesetz des Opfers auch die Natur beherrscht. Es tut daher not, daß wir hier einmal mit allem Nachdruck darauf hinweisen. Schon in der unbelebten Natur herrscht dieses Gesetz in seiner besonderen Weise, besonderen sage ich deßhalb, weil ja hier das Substrat seiner Wirksamkeit ein ganz anderes ist als in den höheren Kreisen des Daseins. Die chemischen Elemente vereinigen sich zu neuen Stoffen, sog. chemischen Verbindungen; sie geben ihre eigene Individualität hin und lassen ihre Eigenschaften untergehen um des neuen Stoffs willen; ihre Kraft und ihre Energie arbeiten aber in dem neuen Stoff und geben ihm die Fähigkeit, in seiner besonderen Art zu wirken. (Verfasser nennt hier Chlor und Wasserstoff, die durch Verbrennung in Chlorwasserstoffgas übergehen, das in Wasser zur Salzsäure wird, einem Stoff, der mit hoher Energie gewisse Metalle angreift und auflöst.)

In der Welt des Lebens nimmt aber das Gesetz der Hingabe und Aneignung, wie wir es einmal nennen wollen, schon deutlichere Formen an, es waltet in ihr durch und durch, von den tiefsten Tiefen bis zu den höchsten Höhen in wunderbarer Weise. Jedes Leben baut sich auf anderm Leben, auf anderem Dasein auf. Die Pflanze nimmt Wasser und Kohlensäure auf. Beide verlieren ihr Dasein als solches, aber das Leben der Pflanze wird durch sie gewirkt und erhalten. Die Tiere und Menschen leben alle von andern Existenzen, von Pflanzen oder gar Tieren. Tausende von Lebewesen haben bisher ihr Leben lassen müssen, um das deine aufzubauen und zu erhalten. An jedem Tage deines Daseins eignest du dir die Kräfte an, welche andere in mühsamer Arbeit des Lebens sich erworben haben, sie gehen in dein Dasein über und du denkst fast nie daran, daß es ein Opfer ist, was dich erhält,

---

langen läßt, um die Krankheit in den kranken Gliedern zu schlagen (Kap. 1, 5). Soll nämlich die im Organismus verbreitete übeltätige Aktion bekämpft und zum Weichen gebracht werden, so muß die gute Aktion irgendwo in diesem Organismus Besitz nehmen, was also nur ein noch nicht angegriffener Teil (ein schuldloser) sein, und was nicht geschehen kann, ohne daß dieses Organ an dem Konflikt und also an dem Leiden teil nimmt. Wo also noch gar kein Gesundes als Basis besteht (wie im ganz sündigen Menschen), da muß eine solche erst erweckt (Christus Mensch) werden. Versetzung der Krankheit ins Aeußere, wo sie heilbar. — Es ist notwendig, daß einer leidet für die Störungen und Verbrechen des Volks. Daher jeder Prophet in seinem Vaterlande leiden muß." — Von hier aus lernt man verstehen, warum die Zeugung vom Heiligen Geist und Jungfrauengeburt Christi ein Postulat des Glaubens an Christum ist, dem die Schrift entgegen kommt, um den Glauben an die Erlösermacht des Heilandes dem denkenden Verstand nicht gar zu schwer zu machen. Und hier lernt man verstehen, wie der Geist Gottes in den Schriften Alten und Neuen Testaments Samenkörner tiefster göttlicher Weisheit einstreute, die erst der tief eindringenden Gnosis sich entfalten. Auf Worte, wie Jesaja 53, 4 und 6 fin. fällt hier ein hell erleuchtender Blitzstrahl. V. 6 fin. sollte übersetzt werden: „Ließ unser aller Sünde sich an ihm stoßen," oder auf ihn zusammenstoßen, um so selbst den Todesstoß zu erhalten. Daß die heil. Schreiber der Bücher des Alten und Neuen Testaments selbst schon diese Tiefen durchschaut haben, ist kaum annehmbar. Es ist aber der leitende Gottesgeist, der diese göttlichen Geheimnisse in ihre Worte hineinlegte.

und daß du ohne diese fortwährende Hingabe fremden Lebens längst eine Beute des Todes geworden wärest.

In der Mutterliebe der Tiere (und Menschen) nimmt das Gesetz von der Hingabe wieder ein neues Gesicht an. Unser Leben wird erkauft durch Schmerzen unserer Mutter, ja, wie oft muß die Mutter ihr Leben hingeben um des Kindes willen. Das feigste Tier wird zum Helden, wenn es gilt, seine Jungen zu verteidigen, und oft genug wirft sich die Mutter dem Angreifer entgegen und läßt sich von ihm zerfleischen, während die Jungen Zeit finden, zu entfliehen.

Und nun gar im Menschenleben! Die höchsten Tugenden zeitigen die Tage der Not des Vaterlandes. Süß ist's für's Vaterland zu sterben! Das war schon in vorchristlichen Zeiten die Devise edler Männer, und wie viel Beweise solchen Heldenmutes weist uns die Geschichte der Menschheit auf, wo sich ein edler Mensch hingab und Leiden und Tod erduldete, um die Seinen damit zu retten.

So ist es wahrlich ein Naturgesetz, das sich allenthalben in der Hingabe für andere offenbart und das um so edlere Formen annimmt, je höher das Substrat ist, in dem es wirkt. In dem Lichte des Naturgesetzes werden wir versöhnt mit so manchem Rätsel, das uns Qual, Leiden und Not des Naturlebens aufgibt. Aber im Lichte dieses Gesetzes wird es auch klar, daß es ein ganz natürlicher und gesetzmäßiger Weg war, den Gott in dem Werke Christi mit der Menschheit gegangen ist: um Leben zu bringen und zu erhalten, unterwarf sich Christus jenem Gesetz und gab sich für die Menschheit hin, so wie wir dies tagtäglich in der Natur sich wiederholen sehen, wenn auch nicht in der durchgeistigten Weise, wie es uns beim Opfer Christi überwältigend entgegentritt.

In Christo kam Gottes Geist selbst in die Welt, als eine neue Quelle der Kraft und Energie, aus der die versöhnungsdurstige Menschheit immer wieder neue Kraft schöpfen kann, neues Bewußtsein der Gerechtigkeit vor Gott, die nun ihrerseits wieder zur Quelle neuen Lebens werden kann. Wie aus dem gewaltigen Verbrennungsprozeß der Sonne eine unerschöpfliche Energiequelle geworden ist für alles Leben auf der Erde, so ist aus dem Tode Christi, des Gerechten, auch eine unerschöpfliche Quelle der Energie persönlichen Lebens geworden. Wir eignen uns tagtäglich die uns von der Sonne her auf noch rätselhaftem Wege zukommende Energie an und fragen nicht erst lange, wie solches zugeht. — Warum zögert denn die Menschheit, sich die Energie anzueignen, die ihr von der Sonne der Gerechtigkeit in Christo zuströmt? Warum fragt sie hier, wo es sich um viel kostbarere Güter handelt, erst lange nach dem wie? und wodurch? — Ja, warum?

Also, auch hier wieder ein Naturgesetz in der Geisteswelt! Hat Gott es so eingerichtet, daß er in der Welt des Stoffes sich Energie an Energie, Leben an Leben entzünden läßt, daß er die Hingabe eines Lebens und Daseins zugibt, um daran ein anderes sich entwickeln zu lassen — warum sollte er denn dieses Gesetz nicht auch in der geistigen und

geistlichen Welt zu seinem Recht kommen lassen? Und so weit wir Verständnis für jenes Naturgesetz gewinnen können, soweit können wir es auch für das geistliche Gesetz der Hingabe Christi zum Heil der Menschheit finden, wenn wir es nur ganz und willig auf uns einwirken lassen.

Wir müssen noch besonders hierbei einen Punkt betonen, bei dem wir unserm Verständnis durch das Naturgesetz so gut zu Hilfe kommen können, das ist die Frage der Aneignung des Verdienstes Christi. Es ließen sich dafür verschiedene Bilder aus dem Naturleben gebrauchen. Vielleicht ist folgendes dem Gedanken am klarsten. Wir wissen heute, daß es die Energie des Sonnenlichtes ist, mit deren Hilfe die grünen Pflanzen in ihren Zellen arbeiten (assimilieren) und ihre eigene Lebensenergie immer wieder erneuern; sie eignen sich die wunderbare, ihnen immer wieder neuzufließende Energie der Sonne an. So ist es mit unserm Leben in Christo. Nicht was er uns vorgelebt hat, kann uns nützen, das bleibt uns stets ein unerreichbares Ideal, ein Etwas, das für uns unassimilierbar ist. Was wir nötig haben, ist Kraft, und die können wir aus ihm und seiner durch den Tod besiegelten Kraft der Gerechtigkeit immer wieder neu schöpfen, und aus dieser Kraft erwächst uns dann unser eigenes, neues, persönliches Leben, wie das Leben der Pflanze aus der Kraft der Sonne.

Wie aber, fragt man nun weiter, soll es denn möglich sein, daß aus der Gerechtigkeit und dem Verdienst dieses einen Mannes immer neuen Millionen von Menschen neue Kraft zu neuem Leben zuströmen soll; paßt denn dies noch zusammen mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, dem dann doch auch diese Kraftäußerung unterworfen sein muß? Ich könnte darauf hinweisen, daß wir ja doch auch gerade der Sonne gegenüber vor einem gleichen Rätsel zu stehen scheinen. Seit zahllosen Jahren scheint sie Tag für Tag, und die von ihr der Erde und andern Gestirnen gespendete Energie scheint doch jung wie am ersten Tag zu sein und es hat nach dieser Tatsache offenbar keine Not, daß wir einmal von ihr im Stich gelassen werden sollten. Wie nun die von der Sonne aufgespeicherte Energie, oder sagen wir einmal im Bilde ihr Verdienst, Millionen von Wesen tagtäglich seit Jahrtausenden zur Erweckung neuen Lebens dient, so kann doch auch wohl das Verdienst Christi, oder sagen wir zum Vergleich seine Energie Millionen von Menschen immer wieder zur Versöhnung mit Gott, zur Tilgung ihrer Schuld, zur Erweckung neuen Lebens dienen.

So weit Dr. Dennert.

Wir können von diesem Gegenstand nicht ablassen, ohne wenigstens unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, in welcher umfassenden Weise Dr. W. Geß in seinem „Dogma von Christi Person und Werk“ die Frage von der Stellvertretung des Gerechten für die Ungerechten abgehandelt hat. Es ist in dem herrlichen Paragraph 56, Seite 122—132, geschehen in einer Weise, die für den redlichen Forscher durchaus befriedigend wirken muß. Er weist ähnlich wie Dr. Dennert auf den großartigen, organischen Zusammenhang der ganzen Mensch-

heit hin und zeigt, wie das, was die edlen Glieder der Menschheit an Gutem verarbeiten, allen zu gute kommt, die es sich aneignen wollen. Umgekehrt wirkt auch Sünde und Verderben im Organismus der Menschheit weiter. — Aber nur durch die aneignende Freiheit kann Christi Wohltat dem Sünder zu gut kommen. — Es genügt uns für diesmal auf jene theologische Abhandlung hingewiesen zu haben als Parallele zu vorstehendem Artikel.

Wo ist das Grab Christi zu suchen?*)

Beschreibung der Stätte, die Gordon Pascha nach eingehenden topographischen Untersuchungen als das Grab Christi bezeichnet hat. — Von Georg Stosch.

Am Palmsonntagmorgen vergangenen Jahres sahen wir die Küste Palästinas vor unsern Augen liegen. Unser vierjähriges Töchterlein hatte schon längst sehnsüchtig gefragt: wann sehen wir „das heilige Land Jerusalem?" Noch war es nicht die „hochgebaute Stadt" Jerusalem, an deren Anblick wir uns weideten, sondern die altberühmte Hafenstadt des heiligen Landes, das an Bergabhängen malerisch hingebaute Jaffa mit seinen weißen, in der Morgensonne glänzenden Häusern, das Joppe der Heiligen Schrift. Aber schon der Abend des Palmsonntags fand uns in Ramleh, von wo wir im Schein der sinkenden Sonne das Gebirge Juda liegen sahen, jene wunderbaren Felsenterassen, die, allmählich sich erhebend, hinter ihren Zinnen geborgen die Königin der Städte tragen. Damaskus wetteifert mit Jerusalem im Alter und mit Rom in der Macht der Erinnerungen. Aber was sind die Erinnerungen Roms gegen die Erinnerung der „heiligen Stadt?" Es zieht darum wohl niemand durch den Liebreiz der mit Blumen übersäeten, von duftigen Bergfernen eingerahmten Ebene Saron und dann durch die ernste Schönheit des Gebirges der Stadt entgegen ohne die Empfindung, daß dieser Pilgerweg keinem andern Erdenwege gleiche.

Man hat den ersten Anblick Jerusalems oft beschrieben, und doch ist er unbeschreiblich, die Empfindungen anlangend, die er erweckt — unvergleichlich auch für den, dessen Blick auf mancher Stadt des Occidents und des Orients ruhte.

Tausende von Pilgrimen aus allen christlichen Nationen ziehen alljährlich nach Jerusalem hinauf. Das vornehmste Ziel ihrer Sehensucht ist das heilige Grab. Die Grabesstätte liegt, von einer kleinen Kapelle überbaut, mitten in den weiten Hallen der Grabeskirche. Am Ostersab-

*) Nachfolgender Artikel stand schon genau vor sechs Jahren am Osterfest, dem 15. April 1900, in der Sonntagsnummer der „Germania" von Milwaukee. Er dürfte auch heute noch großes Interesse beanspruchen. Sein Verfasser, Georg Stosch, ist ohne Zweifel derselbe, von dem in dieser Nummer unter Literatur eine Schrift angezeigt ist: „Für heilige Güter," auf die wir hier noch besonders aufmerksam machen wollen. Es sei noch bemerkt, daß der Artikel drei Abbildungen bringt nach Gordons Aufnahmen von den vermuteten Stätten des heil. Grabes und dem Hügel Golgatha, die wir leider nicht reproduzieren können. D. R.

dat flammt „das heilige Feuer" aus der Kapelle. Der Aberglaube der tausendköpfigen Menge hält dies Feuer für den vom Himmel kommenden Heiligen Geist. Die Scenen wahnsinniger, fanatischer Erwartung auf das „feurige Wunder" spotten jeder Beschreibung. Tobend lärmt die Menge durch den weiten Raum. Mühsam halten türkische Soldaten mit gespanntem Gewehr die Ordnung so weit aufrecht, daß die Selbstvergessenheit der fanatisierten Menge nicht in Blut und Mord endet.

Ein Amtsdiener des deutschen Konsuls bahnte mir den Weg durch die in fieberhafter Aufregung befindliche Pilgermenge. Von einer Loge aus hätte ich den Tumult ruhig mit ansehen können. Aber von oben war das Gewoge noch entsetzlicher anzusehen. Mir tat das Herz wehe. Ich mochte diese Entweihung einer vermeintlichen heiligen Stätte, diese Entwürdigung des Christennamens nicht als ein Schauspiel betrachten und bat den Kawassen, mich herauszuführen. Ich atmete frei auf, als ich die Kirche hinter mir hatte. — Der Bischof Gobat von Jerusalem äußerte einst vor dem König Friedrich Wilhelm IV., daß er die traditionellen Stätten Golgathas und des heiligen Grabes nicht für die echten hielt. Dem pietätvollen Könige tat es leid, Zweifel zu hören. Als aber der Bischof von dem Unfug des heiligen Feuers erzählte, und den Gedanken aussprach, daß ihm die Unechtheit so entweihter Stätten etwas Erleichterndes habe, wurde der König sehr erregt und sagte: „Ich erkenne die Macht solcher Gründe an."

Namentlich englische Forscher bestreiten mit großer Entschiedenheit die Echtheit des durch die Kaiserin Helena aufgefundenen Golgatha und der in unmittelbarer Nähe befindlichen vermeintlichen Grabesstätte. Diese Stätten liegen nicht weit vom Tempelplatz zwischen diesem und dem Teich des Hiskia, der zur Versorgung der Stadt mit Wasser für Belagerungszeiten angelegt wurde. Er sowie der Tempel haben innerhalb der Mauern gelegen. So müssen auch die dazwischen liegenden Stätten innerhalb der Mauern gelegen haben. Christus aber hat gelitten „außen vor dem Tor" (Hebr. 13, 12). Bei der Tragweite der Sache für die Empfindung der christlichen Pietät, bei dem Interesse, das päpstliche, französische und russische Politik an der Echtheit der traditionellen Stätten nimmt, fehlt es nicht an Versuchen, mit dem Aufgebot auch archäologischer Hypothesen die Tradition zu retten, ohne daß solche Versuche die Zweifel zu lösen vermöchten.

Am Abend des Ostersonnabends ging ich auf Anregen einer Dame, die mit uns im deutschen Johanniter-Hospiz wohnte, um eine Grabesstätte zu besuchen, die von dem in Chartum umgekommenen Gordon Pascha bei seinen topographischen Untersuchungen in der Umgegend Jerusalems ausgegraben und als das Grab Christi bezeichnet wurde (Betrachtungen in Palästina. London 1884). Mein Weg führte mich durch das uralte Damaskustor an der Nordseite der Stadt. Wenige Minuten hatte ich die Straße nach Sichem, die alte Römerstraße, die einst nach Cäsarea führte, zu verfolgen. Dann nahm mich ein schmaler, eine kurze

Strecke durch Felder führender Pfad auf, der mich östlich von der Straße in einen Garten brachte. Am Fuß eines sich hierhin abdachenden Hügels stehe ich vor einem in Felsen gehauenen Grabe, dessen Eingang offenbar erst vor wenigen Jahren freigelegt ist. Er liegt mehr als drei Fuß tief unter dem jetzigen Niveau. Rote Blumen bedecken den Rasenabhang, der sich zu dem Eingang des Grabes neigt. Hier saßen in der Frühe des Ostermorgens, als ich das Grab aufs neue besuchte, junge Engländerinnen, ihre österliche Andacht mit Lesen und Singen in stiller Feier haltend, ein eigentümlicher Gegensatz zu dem Tumult in der Grabeskirche. Ich trete durch eine Tür in die Vorkammer des Grabes. Was ich da sah, war überraschend, fast wie eine Vision. Denn die Oertlichkeit ist ein beim ersten Anblick überwältigender Kommentar der Ostergeschichte. Zwischen mächtigen Steinblöcken, die wie Sitzbänke zugehauen sind, trete ich in die zweite Felsenkammer. In dem hier an der Nordwand anliegenden, von Felsenplatten eingeschlossenen Grabe mag Christus gelegen haben. Die Höhlung über dem Kopf ist gen Osten, wie die Juden zu begraben pflegten.

In einer christlichen Grabstätte würde das Haupt nach Westen gebettet worden sein, damit das Antlitz des Schlafenden dem hoffnungsvollen Morgen entgegenschaue. So begruben die Christen schon in alter Zeit. Dieses Grab an der Nordseite der Kammer ist völlig ausgebaut, während das an der Südseite gelegene der Höhlung für den Kopf entbehrt. Es ist nicht vollendet. Auch in der Vorkammer ist an der Westseite nur der Ansatz zu einem Grabe zu entdecken. Sollte dies wirklich das „neue“ Grab des Joseph von Arimathia sein, das eben darum unvollendet blieb, weil man nicht daran dachte, in der Grabesstätte des großen Toten einen andern Toten niederzulegen?

In der Mitte der Ostwand wollen Forscher ein fast verwischtes Fresko gesehen haben, das Kreuz, umgeben vom Alpha und Omega und von dem Monogramm Christi. Sollte die vormals jüdische Grabeskammer später eine Stätte christlicher Anbetung gewesen sein? Dann würde es sich erklären, warum der ursprüngliche Zugang zu diesem Felsengrab mit Steinen verschlossen ward und eine offenbar entstandene Türöffnung in die Vorkammer führt. Das ursprüngliche Grabestor hat eine ganz einzigartige Gestalt, denn es ist nach oben rechts bis zur Manneshöhe ausgebogen. Dieser Umstand würde in der einfachsten Weise erklärlich machen, was wir im Evangelium des Johannes 20, 2—10, lesen. Es ist unverständlich, wie Johannes von außen die auf dem Grunde des Grabes liegenden Grabtücher hätte sehen können. Bei einer regelmäßigen und wie sonst überall bei Felsengräbern gebräuchlichen niedrigen Türöffnung hätten ihn die Steinplatten des Grabes am Sehen verhindern müssen. Bei der eigentümlichen Gestaltung des Tores war es möglich, von oben herein bis auf den Grund der Grabstätte zu blicken. Dort lagen die Grabtücher noch in derselben Ordnung, als ob der heilige Tote unter ihnen schliefe. In dieser Meinung blieb Johannes in scheuer Zurückhaltung vor dem Eingang stehen. Er folgte erst

dem ungestümeren Petrus und überzeugte sich mit ihm zugleich, daß die köstliche Leinwand ihren Meister nicht mehr verhüllte, daß aber auch niemand ihn weggetragen haben konnte. Er war durch die Grabestür gegangen, wie später durch verschlossene Türen. Jetzt sahen sie auch, was Johannes von außen nicht sehen konnte, daß das Schweißtuch, wie ein Turban gewickelt, „an einem besonderen Ort" lag, unter der Höhlung, die für das Haupt ausgehauen war. So war diese Oertlichkeit zu einer ungeahnten und unerwarteten Apologie für die Ostergeschichte. Am Osternachmittag besuchte ich das dicht neben diesem Grabe nach Nordwesten zu gelegene Besitztum der Dominikaner. Hier grub man eben die großartigen Trümmer einer uralten christlichen Kirche aus. Mein Blick ruhte auf vielen Gedenkplatten für schlafende Christen. Eine von ihnen, so erzählt man, hat in griechischer Sprache die Inschrift getragen: „Begraben nahe bei seinem Herrn," eine andere die Worte: „Für Nonus und Onesimus, Diakonen der Kirche des Zeugnisses der Auferstehung Christi." Diese Gedenktafeln, die mächtig für die Wahrscheinlichkeit der unmittelbaren Nähe des Grabes Christi reden, werden nicht gezeigt. Aber der dienende Bruder führte mich hinab in ein unterirdisches Labyrinth von Grabkammern. Wurden diese Ruhestätten alle bereitet für solche, die nahe bei dem Grabe ihres Heilandes zu schlafen wünschten?

Die Dämmerung senkte sich herab, als ich mich der Stadt Jerusalem wieder zuwendete. Ich nahm meinen Weg über den Hügel, an dessen letzter Abdachung das beschriebene Felsengrab liegt, etwa einen Steinwurf weit vom Gipfel entfernt. Langsam ansteigend nahe ich mich dem höchsten Punkt, wo der Fels jäh abstürzt. Hier ist das Gestein wohl schon in der ältesten Zeit zum Bau Jerusalems entnommen worden; ist doch auch der Hügel auf dieser Seite von Steinbrüchen unterhöhlt. Von hier aus schaut man auf das Damaskustor und übersieht die Straße, die an der Nordseite entlang gehend, ins Kidrontal hinab und weiterhin nach Jericho führt. Hier sieht man auch ein gutes Stück der nach dem Norden führenden alten Straße. Wenn das Kreuz Christi auf diesem Hügel gestanden hätte, so wäre es erklärlich, daß der Gekreuzigte ein Schauspiel für die „Vorübergehenden" war.

Nach jüdischer Tradition ist dies der Platz der Steinigungen. Dieselbe jüdische Tradition läßt hier auch die Kreuzigungen vollzogen werden. Die Einheimischen tragen Bedenken, nachts an dem Hügel vorüberzugehen. Die Juden aber sollen, wenn ihr Weg sie vorüberführt, den schrecklichen Fluch murmeln: „Verflucht sei, der sich zum König gemacht und dieses Unglück über uns gebracht hat."

Absteigend sehe ich mit Erstaunen die wunderbare Gestalt, die der Hügel Jerusalem zukehrt. Ist er nicht ganz wie ein Schädel geformt? Sehen jene zwei tiefen Steinbrüche nicht aus wie leere Augenhöhlen? Tiefe Felsenspalten finden wohl kaum eine andere Erklärung, als durch ein Erdbeben, das den Berg zerriß. Vom Gesichtspunkte des Malers aus fand Piglhein, der für sein berühmtes Panorama der Kreuzigung Christi

Studien an Ort und Stelle machte, keinen andern Schauplatz geeignet als diesen Hügel.

Wenn der Schreiber dieser Zeilen an jenes stille Grab und an jenen wundersamen Hügel zurückdenkt, so wird Karfreitag und Ostern vor den Augen seiner Seele lebendig.

Auferstehung Jesu und Jungfrauengeburt.

"The Christ of To-day." By G. Campbell Morgan. Cloth 16 mo. Fleming H. Revell Co., Price 50 cts. net.

Vorstehende Anzeige finden wir in „Homiletic Review" mit nachfolgender betrübender Rezension, die wir in deutsch wiedergeben. (Das Buch selbst besitzen wir nicht). Ein Apologete, der den oft versuchten, aber immer gefährlichen Weg zu gehen sucht, den sittlichen und geistlichen Wert Christi und seiner Religion an die Genauigkeit des Berichts und die Geschichtlichkeit gewisser feststehender Ereignisse zu knüpfen. Gewiß, die Logik wird nach rückwärts gekehrt, der Autor schließt, daß, weil Christus unbestreitbar ein Offenbarer von Idealen, ein Erlöser von menschlichen Fehlern (failures), der Regierer der Menschen und der Hersteller der zerstörten Ordnung ist, darum muß er von einer Jungfrau geboren und leibhaftig auferstanden sein von den Toten.

Der Schluß, daß im andern Fall „alle die im Laufe der Jahrhunderte gewonnenen Siege gewonnen wären durch einen Glauben an unwahre Dinge", ist ungefähr gleichbedeutend mit der Versicherung, daß diese Siege nicht dem Christus als „Offenbarer, Erlöser, Regent und Wiederhersteller" zukommen, sondern einzig dem Christus, sofern er von der Jungfrau Maria stammt und sofern er leiblich aus dem Grabe erstanden ist.

Es ist ein bedenklicher Versuch, unfehlbare Wahrheit an historische Berichte zu knüpfen, die fortwährend angegriffen werden können. Wahrscheinlich wird der Zusammenhang zwischen ihnen dem Durchschnittsmenschen lange nicht so hart und fest erscheinen, als es dem Dr. Morgan erscheint.

So weit die Rezension.

Uns scheint, daß der Schreiber dieser Rezension selbst sich nicht über die oberflächlich denkenden Dutzendmenschen erhebt. Wenn uns Jesaja Kap. 40, 26 ff. heißt, die Augen zum Himmel erheben und das Heer des Himmels betrachten, was will er denn damit? Er will offenbar uns zu dem Rückschluß führen, daß eine solche W i r k u n g n u r e i n e r n o c h v i e l g r ö ß e r e n U r s a c h e entsprungen sein kann. Vom Geschöpf sollen wir den Rückschluß auf d i e G r ö ß e des S c h ö p f e r s machen! Es heißt einfach auf das Gesetz von Ursache und Wirkung absolut verzichten, wenn man den allmächtigen Gott und Schöpfer der Welt leugnen will, während man doch die Fakta einer unendlichen Wirkung vor Augen hat. Dann kommt man auf den Unsinn des materialistischen Unglaubens, der uns Dinge will glauben

machen, die viel unsinniger sind als der von ihm verspottete Glaube an die unendliche Schöpfermacht und Weisheit Gottes als Ursache der Welt.

Die Logik wird wahrlich nicht auf den Kopf gestellt, wenn wir von großen, sichtbaren Wirkungen auf uns nicht bekannte Ursachen als auf sichere Tatsachen zurückschließen. Dabei wird kein Mensch zum Glauben an den lebendigen Gott gezwungen. Der leichtsinnige Durchschnittsmensch bewegt sich in seinem Denken zu sehr an der Oberfläche und bekommt keine Eindrücke davon, wie tief die Zusammenhänge zwischen Wirkung und Ursache sind.

Was nun so auf dem natürlichen Gebiet so zu sagen selbstverständlich ist für den wirklichen Denker, sollte das auf dem geistlichen Gebiet, auf dem Dr. Morgans Buch sich bewegt, so widersinnig sein? „Infallible Wahrheiten" nennt der Rezensent die von Morgan beanspruchten Wirkungen Christi, die Rezensent in die vier Worte faßt: "Revealer, Redeemer, Ruler and Restorer."

Rezensent muß wohl diese Begriffe in sehr abgeblaßtem, entleertem Sinn als unfehlbare Wahrheiten zugestehen; oder, wenn er sie im vollen biblischen Sinne erfaßt, so muß er ein sehr oberflächlicher Denker sein, der sich schon vor allem die unendliche Größe dieser zugestandenen Wirkungen Christi gar nicht klar zu machen im stande ist. Wäre das der Fall, so müßte er von der Größe der Wirkungen einen Rückschluß auf die Größe der Ursache machen. Freilich dieser Schluß ist, wir gestehen zu, nicht so einfach und leicht, wie der vorige.

Aber es ist doch nicht allzu schwer, sich zu überzeugen, daß die Apostel und ersten Verkündiger des Evangeliums für sich persönlich fest überzeugt waren, daß Jesus Christus leibhaftig auferstanden ist. Aber nicht diese erlebte Tatsache machte sie zu solchen Zeugen Jesu. Sondern erst das Pfingstfest, die Ausgießung des Heiligen Geistes, machte sie zu solch mutigen Bekennern einer Tatsache, die die Obersten der Juden um jeden Preis unterdrücken wollten. (Apg. 2, 14—32; 3, 15; 4, 10; 5, 30). Man mache sich doch einmal klar, was das heißt, mit Lebensgefahr eine Tatsache behaupten, von der man nicht absolut gewiß überzeugt ist.

Dr. Morgans Schluß ist vollkommen berechtigt, daß unser Christenglaube auf Lügen und Vorspiegelung falscher Tatsachen gegründet wäre, wenn das Zeugnis der Apostel von der Auferstehung Jesu falsch wäre. Der Apostel Paulus hat selbst schon 1. Kor. 15 diesen Schluß gezogen. Wir müssen hier konstatieren: Entweder sämtliche Quellen des Neuen Testaments sind verfälscht, oder wenn sie uns wahre Berichte geben, so steht es unleugbar fest, daß die Apostel Blut und Leben eingesetzt haben für das Zeugnis von Jesu Auferstehung. Dazu kommt die unleugbare Tatsache der Bekehrung des Apostels Paulus, die er selbst auf eine Erscheinung des Auferstandenen zurückführt. (1. Korinther 15, 8).

Wir halten fest an der Tatsache, daß die Apostel die leibliche Auferstehung Jesu verkündigt haben. Nun— hier kommt die Frage: Wo-

her kommt diese Wirkung, (d. h. vor allem die Ankündigung der Apostel), wenn ihr keine Ursache entspricht? Und ferner: Woher schöpften die Apostel Mut und Kraft zu solchem Zeugnis, wenn keine wirkliche Ursache dafür vorlag? Nur oberflächliche Schwätzer können sich einbilden, daß die Apostel von dem betäubenden Schlag, welchen Christi Kreuzigung auf das Innenleben der Apostel ausübte, sich durch eingebildete Geschichten zu solcher Geisteskraft hinaufsteigerten, daß sie solche geistige Krafthelden wurden, daß nun alle die Jahrhunderte von den kraftvollen Geistesprodukten jener ungebildeten Fischer zehren. Für den, der Augen hat zu sehen, ist das Evangelium, wie es die Apostel verkündigten, der Hebel geworden, der die ganze alte Sünderwelt aus den Angeln hebt. Wo ist aber die Ursache dieser kolossalen Wirkung, wenn die Apostel bloß sich einbildeten, sie hätten Jesum leibhaftig auferstanden gesehen? Wahrlich, es gehört eine große geistige Blindheit dazu, wenn man die Wirkungen anerkennen, die Ursache aber leugnen will, die doch die Apostel selbst klar genug bezeugt haben.

Wir müßten hier ungefähr 10 Seiten aus „Geß Dogma von Christi Person und Werk" (Seite 157 bis 166) herausschreiben, um zu zeigen, wie absurd und widersinnig es ist, die Wirkungen Christi anerkennen und die Ursachen leugnen. — Doch was bis jetzt gesagt wurde, gilt zunächst nur von der leiblichen Auferstehung Jesu.

Was die Jungfrauengeburt betrifft, so läßt sich nicht leugnen: die Apostel zeigen zarte Zurückhaltung in Bezug auf diesen Punkt. Doch fehlt es nicht ganz an apostolischem Zeugnis. Mag es fraglich sein, ob das Evangelium Matthäi in der uns vorliegenden Fassung von dem Apostel Matthäus stammt. Der Apostel Paulus macht wenigstens Römer 1, 4 einen merkwürdigen Rückschluß: Welcher erwiesen ist als ein Sohn Gottes in Kraft, nach dem Geist der Heiligkeit, aus Totenauferstehung.

Wäre Jesu Geisteswesen nicht aus dem Heiligkeitsgeist Gottes selbst entsprossen, wie hätte er eine den Tod besiegende Lebenskraft auch nur für sich selbst haben können? Wie könnte er für die verlorene Sünderwelt Lebensfürst sein? Die Auferstehung Jesu erst brachte den Beweis für die Wahrheit, daß Jesus kein natürlicher Sprößling aus dem toten Menschenstamm ist. Des toten Jesus Auferstehung hat erwiesen, daß sein Ich Heiligkeitsgeist war. Alles Fleisch ist Heu. Tote Menschen fallen der Verwesung anheim, weil sie nur Fleisch sind von unter her. Nur der Heiligkeitsgeist trägt das Leben in sich, das unauflösliche Leben. Dieser Heiligkeitsgeist, welcher in Jesu das Innerste ist, das Ich bildet, macht ihn zu Gottes Sohn. — Wäre nicht der Heiligkeitsgeist vom ersten Augenblick seines Werdens im Mutterleibe an das eigentlich bildende Lebensprinzip in Jesu gewesen, wie könnte Jesus sündlos sein? Und wäre er nicht sündlos, wie könnte er Erlöser aus der Sünde und ihrem Verderben sein? Wer selbst in das Schwungrad des Verderbens verflochten ist, wie kann er sich und andere erlösen?

Er könnte dann nur der Harnacksche erste Erlöste sein, aber kein Erlöser.

Kurz gesagt: Wenn der Unglaube nicht an die Einzigartigkeit des Menschen Jesu glauben kann und will, wenn ihm Auferstehung und Jungfrauengeburt zum Stein des Anstoßes werden, so heuchle er doch keinen Glauben an die Wirkungen, die von dem einzigartigen Jungfrauensohn, der von den Toten auferstanden ist und der dem Tode die Macht genommen hat (2. Tim. 1, 10), ausgehen. Will er die Ursache leugnen, so habe er den Mut, auch die Wirkungen zu leugnen; so erkläre er auch alle Wirkungen des Christentums für Schein, Phantasie und Schwärmerei und rekurriere lediglich auf die Darwinische Evolution als Ursache des Fortschritts. Das ist dann wenigstens logischer, als wenn man Wirkungen anerkennt und es als gegen die Logik verstoßend bezeichnet, wenn man diese Wirkungen auf göttliche Taten (denn solche sind Jungfrauengeburt und Auferstehung Jesu) der Neuschöpfung zurückführt, bloß weil man zu stumpfsinnig ist, die Gottestaten zu fassen und zu würdigen in ihrer weltumwälzenden Kraft und Bedeutung. Und wer die Neuschöpfung als zweite Gottestat leugnet, der leugne doch auch die erste Schöpfung, weil sie unserm Denken und unserer Erfahrung nicht weniger widerstrebt als die vorbenannten Tatsachen aus dem Leben Jesu.

Lange nachdem Obiges geschrieben war, kamen uns die zwei Vorträge von Prof. Dr. Erich Schäder zur Hand, die an anderem Ort angezeigt sind. Siehe Seite 148). Im zweiten Vortrag kommt Dr. Schäder auf die Jungfrauengeburt zu reden. Er führt zuvor aus, daß Jesus wesentlich Gottes Sohn sei, nicht aus oder von der Welt entsprossen, sondern aus Gott. Jesus ist der Herr der Welt, der Herr der Geister und der Natur. Das aus den Synoptikern zu erweisen war Zweck seines ersten Vortrags. Daraus folgt in zwingender Schlußfolgerung: Dieser Mensch Jesus kann unmöglich natürlich, d. h. aus Verbindung von Mann und Weib entstanden sein. Er stammt vom Himmel (1. Kor. 15, 47), ist himmlischer Art; er stammt aus Gott oder aus dem Geist. Nun erhebt sich die Frage: Wie ist dieser Mensch Jesus entstanden?

Er war ein Mensch von ganz besonderer nationaler und geschichtlicher Art. Er war ein Jude, und das war ihm angeboren und anerzogen. Also ein jüdischer Faktor hat bei seiner Entstehung mitgewirkt. Dieser Faktor ist, da Jesus nicht das Produkt der ehelichen Verbindung eines jüdischen Mannes und einer Jüdin sein kann (wie vorher gezeigt wurde), die jüdische Mutter, die Jungfrau. „Weil der Gottessohn, der Herr der Welt, ein wirklicher Jude war, ... deshalb halten wir dies Moment seiner natürlichen Entstehung fest und deshalb müssen wir es festhalten. Wir können ja doch nicht annehmen, daß Gott den Menschen Jesus, der Jude war, ohne jedes menschliche Zutun ins Dasein gesetzt

hat. Gott hat hier doch nicht schöpferisch aus dem Nichts einen Juden gewirkt. Dann bleibt aber, da Jesus keiner Ehe entstammt, nur die Geburt aus der Jungfrau übrig."

Wir hoffen über Dr. Schäder noch genauer zu referieren.

Paul Gerhardt.

Von Prof. J. Lüder.

2. Paul Gerhardt als Dichter.

Haben wir bisher Gerhardt als einen standhaften Streiter für das Luthertum kennen gelernt und als einen Mann, der in allen Stürmen und in aller Not sein Vertrauen auf den setzte, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, so wollen wir nunmehr der Hauptsache unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nämlich den Erzeugnissen seines dichterischen Genius. Denn seine Bedeutung für die Nachwelt liegt nicht auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft, wiewohl er auf diesem gut beschlagen gewesen ist, und noch weniger in der Kanzelberedsamkeit, welche bei ihm in keineswegs hervorragender Weise vorhanden gewesen zu sein scheint; sondern was ihn groß und der Kirche lieb und wert, ja dem ganzen deutsch-evangelischen Volke unvergeßlich gemacht hat, das ist sein außergewöhnliches Dichtertalent, dem eine reiche Fülle der schönsten Lieder entströmt ist.

Ein Zeitgenosse von ihm sagt, daß das Schicksal des Mannes ihn eher zum Schreien als zum Singen hätte bewegen sollen. Aber ist es nicht von jeher so gewesen, daß für die geistliche Poesie Zeiten der Not und Trübsal sich ersprießlicher erwiesen haben, als Zeiten behäbigen Glückes und Wohllebens? „Wo kämen Davids Psalmen her, wenn er nicht auch versuchet wär? Und haben nicht während der alttestamentlichen Theokratie gerade da, wo die Sache des Reiches Gottes anscheinend am trübseligsten stand und das Uebrige von der Tochter Zions war wie „ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt", die Prophetenstimmen sich am lautesten vernehmen lassen, und zum Teil in einer so hoch poetischen Sprache, daß, wenn uns dieselbe nicht eben in der Bibel überliefert worden wäre, ihr noch eine ganz andere Würdigung entgegen gebracht würde, als sie jetzt erfährt? Dieselbe Erscheinung tritt uns auch in der Reformationszeit entgegen. Bei dem Wogen und Gären, dem Ringen und Mühen jener großen geschichtlichen Epoche ergriff der Geist von oben die Glaubensmänner und ließ sie Klage und Bitte, Trost und Hoffnung in geistlichen, lieblichen Liedern aushauchen, die eine solche Gotteskraft und zugleich Volkstümlichkeit in sich bergen, daß die Römischen das Zugeständnis machten: Hymni Lutheri animos plures quam scripta et declamationes occiderunt. Da brauchen wir uns demnach nicht zu wundern, wenn in der geschichtlichen Periode, die Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht und vor allem in moralischer Hinsicht der Nation tausend klaffende Wunden geschlagen hat, geistgesalbte Helden erstan-

den, die bei dem Notstand und Jammer in Staat und Kirche ihre Augen zu den Bergen erhoben, von welchen uns Hilfe kommt, und Schmerz und Trauer, sowie Hoffnung und frohe Siegeszuversicht in erhabener **Poesie** zum Ausdruck brachten. Damals war es, als sich unter manchen andern auch Paul Gerhardts Talent entwickelte. An ihm hat sich die Wahrheit des Ausspruchs: Tentatio facit versum, voll und ganz bestätigt. Denn die Drangsal der Zeiten im allgemeinen, sowie die Prüfungen und Schicksalsschläge, die ihn im besondern getroffen haben, trieben ihn immer tiefer in den Gebetsverkehr mit Gott, und die lebendige Heilserfahrung öffnete den Quell seiner dichterischen Muse immer völliger, so daß er als der begabteste und fruchtbarste aller Dichter, die Gott, der Herr, bis dahin unserer Kirche geschenkt hat, betrachtet werden muß. Mehr als in irgend einem andern vereinigt sich in ihm alles, was ihn zu diesem Ruhme berechtigt: innige Herzensfrömmigkeit, die fest gegründet ist in der evangelischen Wahrheit, im Verein mit einem offenen Blick und einer echten Empfindung für alles rein Menschliche; ein tiefgehendes, christliches Gefühl, verbunden mit einem frischen, gesunden Blick in das Leben der Natur nicht minder, als in das Leben des Geistes; dazu eine Schönheit der Form, die ihm so zu Gebote steht, daß er für seine Gedanken stets den natürlichsten und treffendsten Ausdruck findet und bei aller Beobachtung der Gesetze der Kunst doch immer volkstümlich bleibt.

Gehen wir nun auf den Charakter seiner Poesie etwas spezieller ein, so weisen wir zunächst auf den Unterschied desselben von dem der Dichtung des Reformationszeitalters hin. Man sagt nämlich, daß diese letztere das Gepräge der Objektivität an sich trägt. Es bedarf für uns gar keines Beweises, daß alles, was Martin Luther, Paul Speratus, Nikolaus Decius, Philipp Nikolai und andere gesungen haben, der Ausfluß ihrer eigensten und individuellsten Gefühle und Gedanken gewesen ist. Was sie sagen, das haben sie sich in heißem Kampfe mit Gott und Menschen errungen, das haben sie von ganzem Herzen und von ganzem Gemüt geglaubt und in ihrem inneren Leben erfahren, und dafür stehen sie mit ihrer ganzen Person ein. Aber auf der andern Seite war das Bewußtsein der wieder zum Leben erwachten wahren Kirche, das Gemeindebewußtsein, wie wir es nennen können, so stark bei ihnen ausgeprägt, daß sie sich in ihrem Glauben und Wandel unauflöslich verbunden wußten mit der Gesamtheit dieser Kirche und der einzelne sich lebhaft als ein Glied des Ganzen fühlte. Aus diesem Grunde tritt in ihren Dichtungen ihre eigene Person in den Hintergrund und die Kirche als solche ist es, die durch ihren Mund redet. Darum spricht Luther nicht von seinem Gott als der festen Burg, sondern er sagt: Ein' feste Burg ist unser Gott. In gleicher Weise singt P. Speratus: Es ist das Heeil uns kommen heer, und Paul Eber: Wenn wir in höchsten Nöten sein.

Späterhin jedoch entstand das Bedürfnis, den durch die Reformation wiedergewonnenen Glaubensschatz aus der Allgemeinheit des kirchlichen Bekenntnisses in die Besonderheit des individuellen Lebens her=

überzunehmen, für die eigene Person daraus Trost und Kraft in guten und bösen Tagen zu schöpfen und ihn für die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse zu verwerten. Daher kommt es, daß in der kirchlichen Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts Lob und Preis, Dank und Anbetung, Bitte und Gebet mehr in Beziehung gesetzt werden zu der Einzelperson des Dichters. Anstatt des in der vorigen Periode vorwaltenden Plurals „Wir", worunter alle gläubigen Glieder der erneuerten Kirche zu verstehen sind, kommt nun der Singular „Ich" zur häufigen Verwendung. Wie soll i c h dich empfangen, und wie begegn' i c h dir? fragt Paul Gerhardt; M e i n e n Jesum laß i c h nicht, bekennt Chr. Keymann; Jesus, m e i n e Zuversicht und m e i n Heiland, ist im Leben, so tröstet sich Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten. Es ist also das p e r s ö n l i c h e Gefühlsleben, welches hier zur Geltung kommt. Deshals bezeichnet man diese Periode als die der S u b j e k t i v ä t. Im Laufe der Zeit hat sich diese Dichtungsart nach verschiedenen Richtungen verzweigt und ist teils in Mysticismus verfallen, teils in eine rationalistische Strömung geraten. Zunächst aber stand sie noch fest in dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses, und das, was der subjektiven Empfindung entströmt, ist nichts anderes, als was Gemeingut aller Gläubigen in ähnlicher Lebenslage ist. Daher sagen auch zu dem, was s i e aus der Tiefe persönlicher Erfahrung heraus reden als ihre eigenste und innerste Erfahrung, a l l e Gotteskinder aller Zeiten auf Grund i h r e r Glaubenserfahrung Ja und Amen. Zu dieser Gruppe gehört Paul Gerhardt als der edelste Vertreter derselben, eines Hauptes länger denn alles Volk. Bei ihm erweist sich einerseits die objektive Richtung mit ihrem Kirchen- und Gemeindebewußtsein, mit ihrem unerschütterlichen Bekenntnis nach ihrer Vollkraft, während anderseits die Richtung auf die Subjektivität sich noch frei hält von Ueberschwänglichkeit und Tändelei und sich demnach in ihrer edelsten und reinsten Gestalt zeigt.

Es ist aber noch ein anderer Unterschied zwischen den in Rede stehenden Gruppen erkennbar. Die Sänger der Reformation und ihre unmittelbaren Schüler und Nachfolger gehen sozusagen in schwerer Rüstung einher, und wie rechte Kriegsleute führen sie eine kurze und markige Sprache; sie reden, wie einer gesagt hat, „im Lapidarstil des Heiligen Geistes." In heiligem Trotz gegen die Gewalten der Hölle und in kühnem Mut, der keine andere Furcht kennt als die Gottesfurcht, zeugen sie von dem, was der Herr der Kirche den Seinen in dem gewaltigen Streit gegen den Fürsten dieser Welt als Siegesbeute beschert hat. Dabei kam es auf die Glätte des Ausdrucks, auf den richtigen Tonfall der Silben und die Korrektheit des Reims weniger an. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstand jedoch die sogenannte e r s t e s c h l e s i s c h e D i c h t e r s c h u l e, als deren Tonangeber und Haupt M a r t i n O p i t z (1597—1639) zu betrachten ist. Diese legte neben dem Bemühen, die deutsche Sprache nach Möglichkeit fremder Elemente zu entledigen, einen besondern Wert auf die Kunst des Versbaues und

auf die Durchführung streng rhythmischer Prinzipien. Beeinflußt von dieser Richtung, bekundet daher die kirchliche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts eine größere sprachliche Gewandtheit und einen gefälligeren und kunstmäßigeren Aufbau der Strophen; und so weisen auch die Gerhardtschen Lieder eine fließende Sprache und elegante Form auf. Das fällt um so mehr auf, als er in dem, was uns sonst von ihm hinterlassen ist, in Briefen, Eingaben und drgl., keineswegs eine so feine Sprache redet, sondern sich nach der Art seiner Zeit in einer ungelenkigen Ausdrucksweise und ermüdenden Umständlichkeit bewegt und häufig lateinische Brocken untermengt.

Es hieße aber dem Dichter zu große Verehrung gezollt, wenn man nicht zugeben wollte, daß sich auch in seinen poetischen Werken minder gelungene Stellen, je und dann auch ein mißglücktes Bild und sonstige Mängel finden. Zum Beispiel ist in dem Liede: „Trotz dir, du trotzender Tyrann", die Wendung „Trotz dir, du trotzender Kot" nicht gerade ästhetisch zu nennen. Wenn er ferner in dem Ehestandslied: „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ", den Reim bildet: „Sitze, Schwitze," so berührt einen das, besonders beim Singen, etwas unangenehm. Auch wird man den Bußgesang: „Herr, ich will ja gerne bleiben, was ich bin, dein armer Hund", selbstverständlich nicht als klassisch bezeichnen können. Zur Erklärung und Entschuldigung sei aber bemerkt, daß wir hier die Uebersetzung eines von dem lutherischen Theologen Chyträus verfaßten lateinischen Gedichtes (Sum canis indignus) vor uns haben. Ebenso müssen wir etliche übermäßig lange Lieder, wie „O Mensch, beweine deine Sünd", mit 29 Strophen von je 12 Zeilen, auf Rechnung eines Geschmacks setzen, der vergangenen Zeiten angehört. Abgesehen von solchen Mißgriffen aber behält die oben abgegebene Beurteilung ihr volles Recht.

Endlich wenden wir unser Augenmerk noch einer dritten Eigentümlichkeit der Gerhardtschen Dichtung zu, die nicht allein von der früheren lutherischen, sondern auch von der gleichzeitigen und späteren absticht. Man sollte fast meinen, daß ein Mann, der jahrelang im Feuer konfessionellen Haders stand und nicht ohne schmerzliche Wunden daraus hervorging, vorzugsweise geharnischte Bekenntnislieder zustande gebracht habe; doch ist von der Berührung einer Lehre, in der er und seine kirchlichen Gesinnungsgenossen von der Gegenpartei abweichen, in seinen Liedern fast keine Spur zu entdecken. Auch hätte man von einem Gerhardt, der wenig Ansprüche ans Leben machte und fast ein Asket zu nennen ist, Lieder der Weltflucht und Weltverachtung erwarten sollen; auch diese Vermutung trifft gar nicht zu. Im Gegenteil umfaßt sein poetischer Sinn alle rein menschlichen Verhältnisse, und auf verschiedenen Gebieten findet die fromme Stimmung des Christen bei Paul Gerhardt den Ton, der ihr entspricht. Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Gesundheit und Krankheit, Reise und Hochzeit, Geburt und Sterben, Krieg und Frieden, alles dient ihm zum Gegenstand dichterischer Betrachtung. Er redet von der hochbegabten Nachtigall; von den Bienlein, die wohl tra-

gen bei stillen, warmen Tagen; vom schnellen Hirsch, dem leichten Reh; von der Lerche und dem Täublein; von Wiesen und Bächlein; vom hochragenden Weizen und von dem süßen Weinstock, vor allem bleibt er sinnend stehen, alles umfaßt er mit Lust und Liebe. Daher findet das alte Wort des Terenz: Homo sum, humani nihil a me alienum, auch auf ihn seine vollste Anwendung.

Zieht man nun das Gesagte alles in Erwägung, so kann man wohl verstehen, was ein gelehrter Philologe jener Zeit, Thomas Crennius, von den Gedichten Gerhardts sagt. „Seine Gedichte," schreibt derselbe, „führen eine solche Geistesfülle und eine solche Kraft mit sich, daß ich sie selten von den Leuten habe ohne Tränen singen sehen. Sie übten eine solche Macht auf Personen verschiedener Glaubensbekenntnisse, daß mehrere um ihret willen sich zur lutherischen Kirche hielten. Ich selbst bekenne, daß ich so sehr von ihnen ergriffen bin, daß ich täglich meine Erbauung aus ihnen halte; und so fühle ich nicht allein, sondern mit mir bekennen es und werden es bekennen alle, die der deutschen Zunge kundig sind. Denn es ist eine ganz sonderliche Kraft der Rührung in den Gedichten dieses Theologen, die wegen des strengen Anschlusses an die Bibelsprache, an die Sprache des Heiligen Geistes, sowie auch ihres leichten, natürlichen Flusses und Versbaues wegen nicht leicht ihresgleichen finden."

In ähnlichem Ton spricht sich Dr. Feustling, einer der ersten Herausgeber der Gerhardtschen Lieder, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus: „Ich sage es frei: kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhardts Liedern; es fleußt und fällt ihm alles aufs lieblichste und artlichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts Gezwungenes, nichts Geflicktes, nichts Verbrochenes. Die Reime, wie sie sonsten insgemein etwas Himmlisches und Geistliches mit sich führen, also sind sie absonderlich in Gerhardt recht auserwählet, leicht und auserlesen schön. Die Redensarten sind schriftgemäß, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unsers unvergeßlichen Lutheri und anderer alter Meistersänger Töne lieblich und herzlich. In Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet und tröstet. Ich muß selber gestehen, daß dieses Mannes Liederandacht mir schon manchen redlichen Dienst in meinem Amt getan. Ich glaube auch sicherlich, hätte er unsers großen Lutheri glückliche Zeiten erreichet, daß er sein Beistand und Mitarbeiter in dem seligen Reformationswerke gewesen wäre, es würde die evangelische Lehre noch weiter ausgebreitet worden sein."

Man kennt bis jetzt im ganzen 131 deutsche und 5 lateinische Lieder von Paul Gerhardt. Manche sind Umdichtungen von Psalmen oder sonstigen Bibelabschnitten. Zum Beispiel liegt dem Liede: „Ich erhebe, Herr, zu dir", der 121. Psalm zugrunde. Aber diese Bearbeitungen sind meist von geringerem Werte. Zwar hat auch Luther etlichen seiner Lieder Psalmen untergelegt, er nahm dieselben aber frei in sich auf, und aus dieser Befruchtung seines Geistes entstand jedesmal eine ganz neue

poetische Schöpfung. Man vergleiche beispielweise: „Ein' feste Burg ist unser Gott" mit dem 46. Psalm, oder „Ach Gott vom Himmel sieh darein" mit Ps. 12. Gerhardt dagegen nähert sich in etlichen Umdichtungen zu sehr der reformierten Art, welche einfach den Bibeltext in Reime zu bringen sucht, ein Verfahren, welches häufig derartige Härten erzeugt, daß man dem Text nach Luthers Uebersetzung bei weitem den Vorzug gibt. Andern Liedern sind lateinische Originaltexte aus dem Mittelalter zugrunde gelegt. Die allermeisten dagegen sind frei gedichtet und der Tiefe der Empfindungen seiner gläubigen Seele entquollen. Die bei weitem größere Anzahl seiner Gesänge sind Kirchenlieder, welche fast auf alle Hauptmomente des christlichen Kirchenjahrs Bezug nehmen.

Schon auf der Schwelle desselben begegnet uns das allbekannte Adventslied: „Wie soll ich dich empfangen?" und das andere: „Warum willst du draußen stehen, du Gesegneter des Herrn?" Zu Weihnachten lassen wir uns im Geiste nach Bethlehem führen und beten: „Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben," muntern einander auf mit dem: „Kommt und laßt uns Christum ehren", und stimmen dann allzumal an: „Wir singen dir, Immanuel", und: „Fröhlich soll mein Herze springen." Am Silvester gedenkt die Gemeinde der Flucht der Jahre und des menschlichen Lebens und singt: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand"; um dann Neujahr zu beginnen mit dem Liede: „Nun laßt uns gehn und treten," in welchem der Dichter den sinnigen Vergleich der göttlichen Liebe mit der treuen Mutterliebe zur Anwendung bringt. Uebrigens läßt die eine Strophe: „Schleuß zu die Jammerpforten, und laß an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Friedensströme fließen" erkennen, daß die Entstehungszeit dieses Liedes in das Jahr 1648 bald nach dem Westfälischen Frieden zu setzen ist.

Zu den Passionsliedern gehört: „Sei mir tausendmal gegrüßet," sowie das wehmütige: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld", und das feierlich ernste: „O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben", und dann die Krone aller Passionshymnen: „O Haupt voll Blut und Wunden" (lateinisch: Salve caput cruentatum), das siebente aus einem Cyklus, in welchem die Passionspsalmen des Bernhard von Clairvaux zur Verwendung gelangt sind. An dieser Stelle mag auch jener Gesang erwähnt werden, in welchem die sieben Worte Jesu am Kreuz zum Gegenstand andächtiger Betrachtung gemacht sind, beginnend: „Hör an, mein Herz, die sieben Wort'."

Zu Ostern jauchzt der gläubige Christ mit dem Dichter vor dem offenen Grabe: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", und „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden", und fordert alles zur seligen Mitfreude auf, wenn er singt: „Nun freut euch hier und überall," und: „Sei fröhlich, alles weit und breit."

Von den Pfingsthymnen führen wir an: „Zeuch ein zu meinen

Toren“, „O du allersüßte Freude“, und „Gott Vater, sende deinen Geist.“

Auf das Fest der heiligen Dreieinigkeit bezieht sich: „Was alle Weisheit in der Welt bei uns hier kaum kann lallen.“

Von dem Segen der heiligen Taufe redet Gerhardt, wenn er anhebt: „Du Volk, das du getaufet bist,“ und ein Abendmahlslied hat er uns gegeben, welches beginnt: „Herr Jesu, meine Liebe.“

Groß ist die Zahl derjenigen Dichtungen, welche sonstige Empfindungen der gläubigen Seele in den verschiedensten Variationen wiedergeben. Bald ist es der tiefste Schmerz über die Sünde, der sich zum Gefühl der Gottesferne steigert, wie in dem Liede: „Ach Herr, wie lange willst du mein so ganz und gar vergessen?“, bald hebt sich das zerschlagene Herz aus dem Staube glaubensvoll zu seinem Gott und Heiland, so daß es sich selbst ermuntert: „Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele“, um dann, nachdem alle Niedergeschlagenheit überwunden, triumphierend zu jubeln: „Sollt ich meinem Gott nicht singen?“ und allen Feinden zum Trotz in fester Zuversicht in die Worte auszubrechen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.“

Welch kindliches Gottvertrauen äußert sich in dem schon oben erwähnten und berühmten Liede: „Befiehl du deine Wege“ und in ähnlichen Gesängen, z. B.: „Gib dich zufrieden und sei stille“, „Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben“, und Meine Seel ist in der Stille“!

Das Festhalten an Jesu tritt ganz besonders hervor in „O Jesu Christ, mein schönstes Licht“, und „Warum sollt ich mich denn grämen?“ Von Christo dem guten Hirten, handelt: „Der Herr, der aller Enden.“

Eine ganze Reihe von Liedern enthält Lob und Dank für alle Gaben, mit denen Gott unseren Pilgerstand begleitet, z. B.: „Nun danket all und bringet Ehr“, „Du, meine Seele, singe“, „Ich preise dich und singe“, „Ich will erhöhen immerfort“, „Ich will mit Danken kommen.“ Die verborgene Herrlichkeit der Kinder Gottes wird geschildert mit dem Liede: „Ich hab oft bei mir selbst gedacht.“

„Wer unterm Schirm des Höchsten sitzet“, so fängt ein Lied in Krankheit an, und das in ein besseres Heim gelangte Kind läßt Gerhardt sprechen: „Mein Herzensvater, weinst du noch?“

Eine Bitte um getreue Freunde kleidet Gerhardt in das Lied: „Jesu, allerliebster Bruder.“ Er begrüßt die Braut an ihrem Ehrentage mit den Worten: „Voller Wunder, voller Kunst“ u. s. w., singt nach Sprüche Sal. 31 das Lob der christlichen Ehefrau: „Ein Weib, das Gott, den Herren, liebt“, und stimmt den Preis des christlichen Ehestandes an in dem bekannten Liede: „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ.“

Den neuen Morgen bewillkommt er mit dem wunderschönen Liede: „Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne“, dessen Melodie

noch dazu einzig schön ist; und das andere Morgenlied: „Wach auf, mein Herz und singe“, ist gleichfalls allbekannt.

Als Abendlied verdanken wir ihm: „Nun ruhen alle Wälder“, dem schwerlich ein anderes ebenbürtig zur Seite gestellt werden dürfte.

Wer wird müde, seinen „Sommergesang“ immer wieder zu lesen und zu singen? Wie fröhlich klingt gleich der Anfang:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Wie gemütvoll und dabei doch so einfach und natürlich ist die Schilderung des bunten Lebens in der Natur! Und wir glauben es dem Dichter gern, wenn er zum Schlusse versichert:

Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Zieht der Ackersmann und der Schnitter in der Frühe hinaus aufs Feld, so läßt er sie singen von Gottes Erhaltung und Regierung mit dem gedankenreichen: „Ich singe dir mit Herz und Mund“; und kehren sie nach des Tages Last und Hitze heim, so ruft er ihnen zur Aufheiterung zu: „Nun geht frisch drauf, es geht nach Haus.“

Während der Kriegszeit, die schier nicht enden zu wollen schien, gibt er der Sehnsucht nach dem edlen Frieden Ausdruck in dem Liede: „Herr, der du vormals hast dein Land mit Gnaden angeblicket“; und als endlich, endlich die Friedensglocken ertönten, faßt er seine Dankgefühle in den Lobgesang: „Gottlob, es ist erschallet das süße Fried- und Freudenwort!“

Nicht wahr? bei solcher Vielseitigkeit findet fast jede Stimmung der Christengemeinde und des einzelnen Gläubigen in Gerhardts Liedern und Gesängen irgendwie einen Widerhall. Bei ihm war tatsächlich die angeborene, durch Uebung und Kunst veredelte Naturanlage mit seiner christlichen Gesinnung, seinem christlichen Leben und seiner christlichen Erfahrung in eins verwachsen. Wenn von Luthers Bibelübersetzung gesagt wird, daß sie gewissermaßen eine Uebertragung des biblischen Geistes in die deutsche Sprache ist, so gilt fast dasselbe von Paul Gerhardts poetischen Erzeugnissen. Und gerade dieser Geist ist es, der die evangelischen Christen, als Bibelchristen, so mächtig packt und ihnen die Lieder so lieb und wert macht. Würden sie uns, nachdem sie sich im Kultus und in der Familie vollständig eingebürgert haben, mit einemmal entrissen, gewiß würde dann eine ganz empfindliche Lücke entstehen; und es ist nicht zu bezweifeln, daß, solange es ein deutsch-evangelisches Volk geben wird, ihm diese Lieder stets jung und frisch bleiben werden. Und wenn wir Gott preisen für all die Segnungen, welche er ohne Zahl von jeher in seine Gemeinde gelegt hat, und für den Reichtum der Gaben, die er nach seinem Wohlgefallen in wunderbarer Mannigfaltigkeit darin austeilt, dann wollen wir dabei auch dessen gedenken, was er uns in unserm Paul Gerhardt geschenkt hat.

Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten.

Von Pastor A. Mücke.

Der Kolonialperiode erster Abschnitt: Die katholische Kirche in den spanischen Kolonien.

Von Puerto Rico herkommend, auf der Suche nach einer „Quelle ewiger Jugend," hatte der Spanier Juan Ponce de Leon am Ostersonntage des Jahres 1513 die Küste des Landes entdeckt, das seitdem den Namen Florida trägt. Der erste Schritt zur Beschlagnahme eines unbegrenzten Gebietes auch in Nord-Amerika war damit getan. Die Tür war geöffnet und der Weg war gewiesen nicht bloß zu mannigfachen abenteuerlichen Unternehmungen, sondern auch zu ernster Missions- und Kolonialarbeit auf dem Boden unserer jetzigen Ver. Staaten. Am guten Willen und an heldenhafter Aufopferung der spanischen Glaubensboten hat es keineswegs gefehlt; auch Märtyrerblut ist geflossen. Wenn gleichwohl das Ergebnis so langer und weitverzweigter Anstrengungen ein klägliches zu nennen ist, so liegt der Grund dazu nicht lediglich in der spanischen Missionspraxis. Die nordamerikanischen Indianer sind auch für die protestantische Mission das Schmerzenskind gewesen, und der Erfolg ist bekannt genug.

Wir wenden uns zur Betrachtung des einzelnen. Die Halbinsel Florida kam zuerst in Berührung mit dem Christentume; dort traten die ersten Missionare auf, dort ward die erste Kolonie gegründet — St. Augustine — die älteste Stadt unseres Landes. Hatte Ponce de Leon keine Wunderquelle und keine Goldschätze gefunden, so machte er den Versuch, die neue Gegend zu besiedeln und die Urbewohner zu bekehren. Briefe, die er an Kaiser Karl V. (vom 10. Februar 1521) und an den Kardinal von Tortosa, den späteren Papst Hadrian VI., kurz vor seiner Abfahrt schrieb, lassen erkennen, daß nicht bloß Ehrgeiz oder Eroberungs- und Gewinnsucht dabei im Spiele waren, sondern daß er das höhere und edlere Motiv hatte, den Heiden das Christentum zu bringen. Wenn sie sich dem katholischen Glauben unterwarfen und die Autorität des Königs von Spanien anerkannten, sollten sie weder angegriffen noch zu Sklaven gemacht werden. Er gelangte nach Florida mit zwei Schiffen, wohl ausgerüstet mit allem, was zu einer gedeihlichen Ansiedelung notwendig ist. Weltgeistliche für die Spanier und Mönche (wahrscheinlich Dominikaner) für die Indianermission begleiteten ihn. Die Eindringlinge stießen auf heftigen Widerstand der Eingeborenen. Dabei erhielt Ponce de Leon die Todeswunde. In Eile verließ man das ungastliche Gestade; der erste Versuch war gänzlich mißglückt. Kein Name eines Geistlichen oder Mönchs ist auf uns gekommen; selbst der Ort, wo für kurze Zeit der erste katholische Altar gestanden, ist nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich ist er an der Westküste Floridas, unweit Charlotte Harbor, zu suchen. Dieses Unternehmen fällt in das Jahr, da Luther in Worms vor dem Herrscher stand, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging. Der spanische König, der leider auch deutscher Kaiser

war, hätte sich nicht träumen lassen, daß noch einmal ein ganzes großes Volk in Nord-Amerika die von dem alleinstehenden Mönche proklamierten Prinzipien zur Grundlage des gesamten religiösen, sittlichen und staatlichen Lebens machen werde.

Volle vierzig Jahre hindurch sind noch viele Expeditionen und Missionsversuche unternommen worden, ehe spanisches Christentum in den Grenzen der Union festen Fuß fassen konnte. Und wenn es auch verständlich ist, daß sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag, so mögen doch die wichtigsten Bemühungen hier eine Stelle finden, um anzudeuten, wie zahlreiche Hindernisse zu überwinden waren, und wie große Opfer an Menschenleben und an Geld gebracht worden sind, als es sich darum handelte, europäische Zivilisation nach Amerika zu verpflanzen.

Im Jahre 1526 segelte Lucas Vasquez de Ayllon, einer der Richter auf Hayti, mit sechshundert Personen beiderlei Geschlechts bis nach dem heutigen Virginia hinauf und legte am James-Flusse den Grund zu einer Ansiedlung, die er San Miguel de Guandape nannte, ganz nahe der Stelle, wo in der Folge die Engländer ihr Jamestown bauten. Drei Dominikaner: Antonio de Montesinos, Antonio de Cervantes und Pedro de Estrada befanden sich bei den Spaniern. Auch hier vereitelten Hunger, Krankheit und die feindlichen Indianer den ganzen Plan. Ayllon starb daselbst am 18. Oktober 1526; nur einhundertundfünfzig von der ganzen Schar retteten ihr nacktes Leben nach Hayti.

Panfilo de Narvaez (1528) hatte auf seinen fünf Schiffen sechshundert Menschen, unter ihnen Weltgeistliche und fünf Franziskaner, deren Superior Juan Xuarez war. Die Flotte wurde durch einen Sturm in die Apalachee Bay getrieben. Mit der Mehrzahl landete Narvaez, während sich die Schiffe längs der Küste halten sollten. Sie fanden einander niemals wieder. Von der ganzen Expedition entkamen nur vier Männer, die acht Jahre lang von Stamm zu Stamm wanderten, bis sie zuletzt eine spanische Niederlassung am Golf von California erreichten. (1. April 1536).

Das Mißgeschick des Narvaez tat dem Drange nach Abenteuern keinen Abbruch, und Florida, welcher Name damals ganz Nord-Amerika umfaßte, ward von den Spaniern noch immer als das neue gelobte Land betrachtet. Sie glaubten alle, daß in dem weiten Innern Völker und Minen so reich an Schätzen sich befänden, wie in Mexico und Peru. Fernando de Soto, der mit Pizarro in Peru zu Reichtum und militärischen Ehren gelangte, nährte diesen Glauben in hohem Grade. Der König von Spanien gestattete ihm, auf eigene Kosten Florida zu erobern, und ernannte ihn zu diesem Zwecke zum Gouverneur von Cuba und auch Florida. Am 30. Mai 1539 landete er in der Tampa Bay. Diese Expedition war eine der merkwürdigsten, aber der religiöse Einfluß während des so überaus glänzend begonnenen und so jämmerlich geendeten Zuges war ein äußerst geringer, obwohl zwölf Priester die Mühen und

Gefahren teilten. Von Missionstätigkeit ist vollends keine Spur zu finden.

Dominikaner landeten am Himmelfahrtstage 1549 unweit der Tampa Bay. Sie kamen allein, ohne den Schutz der spanischen Waffen. Kaum ans Land getreten, wurden sie auch schon von Indianern erschlagen. Unter den Getöteten befand sich Luis Cancer, der bereits in Central-Amerika eine wohltuende Wirksamkeit entfaltet hatte. Das Mißlingen dieser friedlichen Sendung schreckte eine Zeitlang von weiteren Versuchen ab.

Eine Flotte von dreizehn Schiffen mit fünfzehnhundert Soldaten und einer Anzahl Ansiedler verließ unter dem Kommando des Tristan de Luna am 11. Juni 1559 Vera Cruz in Mexiko. Der Plan ging dahin, drei Niederlassungen zu gründen: an der Golfküste, im Inland und an der Atlantischen Küste. Sechs Dominikaner begleiteten die Expedition, deren traurige Ueberbleibsel nach zwei Jahren, vollständig entmutigt, das Land verließen, in dem nur Tod und Verderben wohnten. Von einer Wirksamkeit unter den Heiden verlautet nichts.

Alle Versuche, in Florida auf irgend eine Art sich festzusetzen, waren mißlungen. Und doch war es je länger je mehr von der größten Wichtigkeit, die südliche Hälfte des nordamerikanischen Festlandes zu behaupten. Die beiden großen Nationen Europas, England und Frankreich, warfen begehrliche Blicke auf Nord-Amerika, und nur die heimatlichen Verhältnisse hatten sie bisher gehindert, in der Neuen Welt kräftig als Rivalen aufzutreten. Bis dahin war nirgends ein spanisches Fort errichtet, keine einzige spanische Niederlassung und keine einzige Missionsstation war vorhanden. Das Land schien so gänzlich ungeeignet für Kolonisation, daß man alle Hoffnung aufgab, daselbst jemals etwas Bleibendes zu gründen. Die einzige zwingende Veranlassung, einen letzten Versuch zu machen, konnte nur darin liegen, daß eine andere Nation sich in spanisches Territorium eindrängen wollte. Eine solche Gefahr schien nicht vorhanden zu sein, als man im Herbst des Jahres 1561 im Rate des spanischen Königs beschloß, von der Kolonisation Floridas Abstand zu nehmen.

Aber in dieser Annahme täuschte man sich. Der Admiral Coligny, der bedeutendste Mann des damaligen Frankreich, die lebendige Personifikation des französischen Calvinismus, nahm gerade damals seinen Lieblingsplan wieder auf, Frankreich in der Neuen Welt Kolonien zu verschaffen. (Vergl. den Versuch an der Küste Brasiliens 1555 bis 1557). Sie sollten den Handel beleben, den Reichtum des Mutterlandes vermehren, zugleich auch den verfolgten Hugenotten eine neue Heimat bieten und den unruhigen Elementen einen Schauplatz ersprießlicher Tätigkeit eröffnen. Coligny ist der erste, der den Gedanken faßte, einen protestantischen Staat in Amerika zu gründen. Im Jahre 1562 erlangte er die königliche Vollmacht zur Anlegung einer Kolonie. Einem tapferen und erfahrenen Seemanne, Jean Ribault aus Dieppe, einem strammen Hugenotten, wurde die Aufgabe, seine Glaubensgenossen

übers Meer zu führen. Am 18. Februar 1562 verließen zwei Schiffe LeHavre de Grace in der Normandie und erreichten am letzten April die Küste von Florida an der Stelle, wo nach drei Jahren St. Augustine angelegt wurde. Sie setzten ihre Fahrt in nördlicher Richtung fort und ließen sich in der Bucht von Port Royal, Süd-Carolina, nieder, wo sich bald ein Fort erhob, das zu Ehren Karls IX. Arx Carolina genannt wurde, sechs Meilen vom heutigen Beaufort. Während Ribault nach Frankreich zurückkehrte, um neue Einwanderer und Vorräte zu holen, blieb die Besatzung im Fort zurück, die ersten Protestanten in Nord-Amerika, vom Nordpol bis nach Mexiko hinunter die einzigen Europäer in einem wildfremden Lande unter Wilden. Vergeblich harrten sie auf Verstärkung und Hilfe aus der Heimat, wo unterdessen, veranlaßt durch das Blutbad in Vassy (1. März 1562) der erste Religionskrieg ausgebrochen war. Nur einige Ueberlebende wurden gerettet; der erste Versuch war gescheitert.

Besseres Glück schien dem Unternehmen zu winken, das zwei Jahre darauf in Szene gesetzt wurde. Unter dem Kommando von René de Laudonnière sandte Coligny eine neue Schar hugenottischer Emigranten. Als Ort der Niederlassung wählten sie eine Stelle am St. Johns-Flusse in Florida, sechs Meilen von seiner Mündung in den Ozean (Ende/Juni 1564). Das Fort, das sie sogleich errichteten, wurde ebenfalls Carolina genannt. So war also Frankreich und nicht allein Frankreich, sondern der verhaßte Protestantismus ins spanische Territorium eingedrungen. Sollte der stolze Philipp II. einen Teil seiner Herrschaft abtreten? Konnte er dulden, daß sein Handelsmonopol durch eine Rival-Kolonie in der Nähe von West-Indien gefährdet werde? Durfte der bigotte Römling ruhig zusehen, daß die Ketzerei Calvins in der Nachbarschaft seiner katholischen Provinzen festen Boden gewann? Die Hugenotten-Niederlassung mußte vom Erdboden vertilgt werden. In Pedro Menendez fand sich dazu der geeignete Mann. Der gemessene Befehl lautete dahin, die Ketzer auszurotten und endlich in Florida eine bleibende spanische Kolonie zu gründen. Die Expedition wurde wie ein heiliger Krieg und ein Kreuzzug betrachtet. Darum fehlte es nicht an Männern und Mitteln für ein von der Kirche gesegnetes Unternehmen. Die Zahl der Spanier, die mit großen Hoffnungen den Weg über den Ozean antraten, betrug 2,646 Seelen, unter ihnen waren 26 Priester. In Frankreich wußte man von den Absichten und Vorbereitungen des Menendez, und Coligny war fest entschlossen, seine amerikanische Niederlassung zu behaupten und seinen Todfeinden Widerstand zu leisten. Zu diesem Zwecke sandte er Jean Ribault mit etwa tausend Menschen (Soldaten, Ansiedlern mit Familien, auch einem Hugenotten-Geistlichen, Maître Robert) und reichen Vorräten auf sieben Schiffen am 26. Mai 1565 von Dieppe in der Normandie ab. Der Spanier verließ am 29. Juni den Hafen von Cadiz; sein Schiff trug den Namen des Vorkämpfers gegen die Ungläubigen, des Erhalters christlich-nationaler Selbständigkeit, San Pelayo. Es war eine Wettfahrt auf Leben und Tod.

Jeder strengte alle Kräfte an, um vor dem andern auf dem Schauplatze zu sein: Menendez wollte den vernichtenden Schlag gegen die Hugenotten tun vor Ribaults Eintreffen, und Ribault gedachte Carolina zu befestigen, um jedem spanischen Angriffe gewachsen zu sein.

Groß war die Freude der Franzosen am St. Johns-Flusse, als Ribault am 27. August wie ein rettender Engel bei ihnen eintraf. Dankpsalmen stiegen zum Himmel empor; aus dem Worte Gottes schöpfte man neue Kraft. Jetzt war begründete Aussicht auf Gedeihen der Ansiedlung. Der Calvinismus hatte eine neue und sichere Heimat in der weiten Fremde gefunden. — Aber schon lauerte der Unhold und mit ihm das Unheil. Am 28. August, dem Festtage des Heiligen Augustin, war auch dem grausamen und blutgierigen Spanier Florida in Sicht gekommen. Nordwärts segelnd traf er am 4. September einige französische Schiffe an der Mündung des St. Johns-Flusses und gab den Franzosen Auskunft über seine Absichten mit diesen Worten: „Ich bin Menendez aus Spanien, abgesandt von einem Könige, alle Protestanten in diesen Gegenden umzubringen. Wer katholisch ist, den will ich schonen. Jeder Ketzer muß sterben." Eine Jagd auf die französischen Schiffe war zunächst erfolglos, und Menendez kehrte an den Ort zurück, wo er Fort und Kolonie errichten wollte. Am 8. September 1565 (Fest der Geburt Mariä) wurde unter feierlichen Zeremonien angesichts der Wälder und Wellen der Grundstein zu der ersten bleibenden Ansiedlung im Gebiete der jetzigen Ver. Staaten gelegt. Mendoza Grajales ist der erste Pfarrer von St. Augustine, das seinen Namen nach dem großen Kirchenvater in Nord-Afrika erhalten hat.

Und nun folgen die blutigen Greuel, unter denen die Hugenotten-Kolonie zugrunde ging. Da Menendez wußte, daß Carolina von Streitkräften entblößt und also in einem verteidigungslosen Zustande war, faßte er den Entschluß, nach dem Fort zu marschieren, es einzunehmen und den Franzosen den Rückhalt an der Küste zu rauben. Er schlich sich mit 500 Mann durch Sümpfe und Wälder und überrumpelte bei Tagesanbruch des 21. September die schutz- und ahnungslose Kolonie, die er erbarmungslos zerstörte. Von den 242 Personen (invalide Soldaten, Handwerker, Frauen und Kinder), die sich damals im Fort befanden, wurden 142 sofort massakriert. Nur wenige entkamen in die Wälder, darunter Laudonnière, der jüngere Ribault und der Geistliche. Von da gelang ihnen auf zwei kleinen Schiffen die Fahrt nach Frankreich. Wer von den Flüchtlingen sich selbst überlieferte oder gefangen genommen wurde, ward aufgeknüpft, „nicht als Franzose, sondern als Ketzer." Am St. Matthäustage hatte die Schlächterei stattgefunden. Menendez nannte das eroberte Fort deshalb San Mateo, ließ eine starke Besatzung daselbst und kehrte mit dem Rest seiner Leute als siegreicher Held nach St. Augustine zurück. Mendoza, der Pfarrer der neuen Stadt, kam dem Heros des Massacre in priesterlichem Gewande entgegen, das Kruzifix in den Händen. Knieend küßten sie das Kreuz, und stimmten in den Gesang des Te Deum ein!

In kurzer Zeit wurden die übrigen Franzosen, die sich aus dem Schiffbruch ans Land gerettet hatten, alle nacheinander dem Tode geweiht; eine kleine Anzahl wurde zu den Galeeren verurteilt. So endet die Geschichte der Hugenotten-Ansiedlung in einem Blutbade und in Sklaverei, härter als der Tod. Die ganze Zahl der Schlachtopfer wird von französischen Quellen auf neunhundert berechnet; die spanischen Berichte vermindern die Zahl der Erschlagenen, aber nicht die Grausamkeit des Vorganges. Das war der erste Kampf auf unserm Boden zwischen Vertretern verschiedener Nationen und Bekennern eines diametral entgegengesetzten Christentums, zwischen Rom und Genf. Er war kurz, blutig und erbarmungslos. Die Indianer, die von Spaniern und Franzosen gleich übel behandelt worden waren, freuten sich darüber, daß sich ihre Feinde gegenseitig vertilgten. Die unchristliche Christenheit gegenüber und inmitten der Heidenwelt bildete auch hier in der Folge das größte Hindernis der Mission. Frankreich ließ die Ansprüche auf Florida fallen, und seitdem behaupteten sich die Spanier zweihundert Jahre lang bis 1763.

Auf Floridas Boden arbeiteten nebeneinander Weltgeistliche und Ordensleute. Die Weltgeistlichen standen unter der Jurisdiktion des Bischofs von Santiago de Cuba, und später des Bischofs von Havana. Von ihrer Arbeit ist nicht viel zu sagen, denn die rein spanische Bevölkerung in den Forts und Niederlassungen war allezeit gering. Für die Indianermission wurden nur Mönche verwendet, zuerst Dominikaner, dann Jesuiten, und nachdem die beiden das Feld geräumt, Franziskaner, die vom Jahre 1577 an ausschließlich die Missionsarbeit taten. Im Jahre 1566 ward der Jesuit Martinez auf Cumberland Island von den Indianern erschlagen, ehe er etwas hatte ausrichten können. Zwei Jahre darauf erschienen zehn Jesuiten, die sich über Florida zerstreuten. Einer von ihnen, Antonio Sedeño, nahm seinen Aufenthalt auf Amelia Island. Eine Grammatik der Indianersprache und ein Katechismus wurde hergestellt. Auf Santa Helena Island ward 1569 eine Mission eröffnet. Noch einmal machte Menendez den Versuch, an der Chesapeake Bay einen Militär- und Missionsposten zu errichten. Neun Jesuiten fuhren den Potomac hinauf und landeten am 10. September 1570 in Virginia, an einer nicht mehr bestimmbaren Stelle. Sie wurden allesamt von den Indianern ermordet. Der Jesuitengeneral Franz von Borgia (1565 bis '72) rief die überlebenden Jesuiten von Florida ab und sandte sie nach Mexiko. Als Menendez 1574 starb, ließ er Florida in einem bejammernswerten Zustande zurück. Glücklicherweise übernahmen Ende 1577 die Franziskaner die von andern Orden aufgegebene Arbeit und behielten sie, bis Spanien das Gebiet an England verlor. Im Jahre 1634 standen 35 Franziskaner auf 44 Missionsstationen; die Zahl der Indianerchristen belief sich auf 30,000. Ueber den religiösen Zustand besitzen wir das unverdächtige Zeugnis des Bischofs von Santiago de Cuba. Als er im Jahre 1674 diesen Teil seiner Diözese acht Monate lang visitierte, fand er eine solche Unwissenheit unter den ge-

tauften Indianern, daß er den Unterricht im Katechismus an Sonn- und Festtagen anordnen und unter Androhung schwerer Strafen allen Herren befehlen mußte, ihre indianischen Sklaven zu den katechetischen Uebungen zu senden. Der noch erhaltene Bericht redet viel von Pflichtvernachlässigung, Ungehorsam und Uneinigkeit der geistlichen Führer.

Und schon kamen die Gefahren von außen, d. h. von Norden her. Das Territorium, das jetzt von Georgia, den beiden Carolinas und Virginia eingenommen wird, war ursprünglich von Spanien als zu Florida gehörig beansprucht worden. Daraus erklären sich die mehrfachen Bemühungen, die Chesapeake Bay zu besetzen und zu halten. Aber nun rückten die Engländer, die Protestanten, immer weiter nach Süden vor. Im Jahre 1679 ließen sich schottische Presbyterianer zu Port Royal (Süd Carolina) nieder, nur zwei Tage Seefahrt von St. Augustine entfernt. Die Spanier griffen 1680 die Niederlassung an und zerstörten sie. Der nächste christliche Nachbar war damit aus dem Wege geräumt. Da aber ging in Erfüllung: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“ Damals begann der Kampf, der nur mit der Vernichtung der spanischen Macht in Florida enden sollte. Diese Kriegszüge ruinierten vollständig die Missionen nördlich und westlich von St. Augustine. Die Kapellen wurden verbrannt, Missionare ermordet, die Indianer kehrten zu ihrem wilden Leben zurück. National- und Religionshaß waren dabei im Spiele. Die wenigen übrigen Indianerchristen im Apalachee-Lande flohen nach Mobile (Alabama) unter den Schutz der Franzosen. Aber von dorther drohte auch Gefahr. Pensacola (1696 von den Spaniern gegründet) wurde 1719 von den Franzosen zerstört. Im Jahre 1739 brach zwischen England und Spanien Krieg aus. Da Oglethorpe einen Angriff der Spanier auf seine 1733 gegründete Kolonie Georgia fürchtete, beschloß er, die Offensive zu ergreifen und belagerte St. Augustine, freilich vergeblich. Zwei Jahre später griffen ihrerseits die Spanier Frederica zu Wasser und zu Lande an, wurden aber vollständig geschlagen (1742). Unter diesen Kriegen ging der Katholizismus in Florida zugrunde. Im Jahre 1753 befanden sich in der unmittelbaren Nachbarschaft St. Augustines bloß noch vier Indianermissionen mit 136 Seelen.

Wir kommen zum Ende. Havanna fiel 1762 in die Hände der Engländer. Der bald darauf (10. Februar 1763) geschlossene Friede kostete einen hohen Preis. Um Havana zurückzuerhalten, sah sich Spanien gezwungen, Florida an England abzutreten. Damit aber hatte für den Katholizismus die Todesstunde geschlagen. Eine allgemeine spanische Auswanderung folgte dem Verschwinden der spanischen Flagge.

Auch in der Geschichte von Neu-Mexiko, zu der wir übergehen, galt es zunächst, eine lange Wartezeit durchzumachen. Zwischen dem erstmaligen Betreten des Landes und der endgültigen Besetzung desselben seitens der Spanier durch Soldaten, Kolonisten und Missionare liegen sechzig Jahre. In dem weiten Gebiete, das gegenwärtig von

Neu-Mexiko, Arizona, dem Südosten von Utah und dem Südwesten von Colorado eingenommen wird, hatten damals die Pueblo-Indianer ihre Wohnsitze. Vier Ueberlebende der unglücklichen Expedition des Panfilo de Narvaez (1528) hatten auf ihren jahrelangen abenteuerlichen Wanderungen quer durch Texas und bis zum Golf von California Wunderdinge über jene Pueblos gehört, und die Kunde davon in märchenhafter Uebertreibung durch Mexiko hin ausgebreitet. Dadurch veranlaßt, entsandte der Vizekönig Mendoza den Franziskaner Marcos de Nizza, um der Wahrheit jener Erzählungen auf den Grund zu kommen. Unbewaffnet, zu Fuß, nur von wenigen begleitet, führte der unerschrockene Mönch den Auftrag aus. Er gelangte während des Jahres 1539 nach Arizona und Neu-Mexiko und erstattete darüber Bericht. Während der Expedition Coronados (1540—'42) versuchten einige Franziskaner unter den Indianern ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Unter den Erschlagenen befand sich Juan de Padilla. In ihm sieht die katholische Kirche den Protomärtyrer unseres Landes (Sommer 1542).

Don Juan de Oñate machte sich 1598 mit vierhundert Ansiedlern, mit spanischen Soldaten und mit indianischen Hilfstruppen auf den Weg, Neu-Mexiko einzunehmen und zu besiedeln. Sieben Franziskaner begleiteten den Zug. An der Grenze der neuen Provinz, an den Ufern des Rio del Norte, fand die feierliche Besitzergreifung im Namen Christi und des spanischen Königs statt. Am 8. September 1598 ward in Real de San Juan, der ersten Niederlassung in Neu-Mexiko, die erste katholische Kirche eingeweiht. Bald verlegte jedoch Oñate sein Hauptquartier an den Rio Chama und nannte den Ort San Gabriel. Verstärkungen durch Priester, Soldaten und Kolonisten trafen von Alt-Mexiko ein; das Werk der Kolonisation und besonders der Evangelisation unter den Indianern schritt rüstig voran. Am Ende der ersten zehn Jahre (1608) belief sich die Zahl der Getauften auf achttausend. Santa Fé wurde gegründet (1605 oder 1607) und zum Mittel- und Ausgangspunkt der spanischen Herrschaft und der Missionen gemacht. Nicht weniger als sechzig Glieder des Franziskaner-Ordens standen zu einer Zeit in voller Arbeit unter den Spaniern und Indianern. Man rechnete bereits die gesamte Bevölkerung zur Kirche. Der Triumph des Christentums und der spanischen Waffen schien vollständig und für alle Zeiten gesichert.

Da brachte das Jahr 1680 eine plötzliche Empörung gegen alles, was spanisch und christlich war. Am 10. August fing die Rebellion an, und in einigen Wochen war kein Spanier in Neu-Mexiko nördlich von El Paso. Christentum und Zivilisation waren mit einem Schlage weggefegt. Kirchen und Klöster wurden dem Erdboden gleich gemacht, die Taufnamen weggeworfen, die Nennung der Namen Jesu, Marias und der Heiligen mit Todesstrafe belegt, die spanische Sprache verboten, die alte Religion und die Freiheit proklamiert.

Die Sache des spanischen Christentums erholte sich niemals ganz

von der vernichtenden Niederlage. Erst um 1700 konnte man die Unterwerfung der Abtrünnigen als vollendet betrachten. Die Indianer waren nur der Gewalt gewichen, und mit innerem Widerstreben ließen sie sich den Dienst der Franziskaner gefallen. Die weitere Geschichte redet von Verfall. Als der Bischof von Durango 1725 eine Visitation abhielt, hatte er schwere Anklagen gegen die Missionare vorzubringen. Sie lernten nicht die Sprache der Eingeborenen; deshalb beichteten die Indianer, die sich nicht eines Dolmetschers bedienen wollten, überhaupt nicht, es sei denn in Todesgefahr. Sie vernachlässigten in grober Weise ihre Pflichten und gaben durch ihren Lebenswandel Anlaß zu Skandalen. Dieselben Beschwerden tauchen immer wieder auf. Padre Juan Augustin Morfi erklärte, nachdem er die Betrügereien und Grausamkeiten der Spanier gegeißelt, daß die Neu-Mexikaner viel übler daran seien, als solche Indianer, die ihre Freiheit und ihre heidnische Religion behauptet hatten. Die weiße Bevölkerung wuchs, die indianische nahm ab. Politische Unordnungen und Revolutionen in Mexiko und im eigenen Lande waren dazu angetan, die Religion vollends zu einer gleichgültigen Sache, ja zu einem Gegenstande des Hasses zu machen. Unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 80,000 Seelen (darunter 20,000 Indianer) waren im Jahre 1845 nur siebzehn Priester zu finden. Drei Jahre später wurde Neu-Mexiko zu den Ver. Staaten geschlagen. Die 250jährige spanische Periode (1598—1848) hatte ihr ruhmloses Ende erreicht. Santa Fé ward 1850 der Sitz eines Bischofs.

Der Teil des gegenwärtigen Territoriums A r i z o n a , der südlich vom Gila-Fluß liegt, gehörte zu Sonora, der nordwestlichen Provinz der jetzigen Republik Mexiko. Der Teil nördlich vom Gila war bekannt unter dem Namen Moqui-Distrikt, gehörte zu Neu-Mexiko und stand unter der bürgerlichen und geistlichen Jurisdiktion von Santa Fé. Nach Oñates Eroberung drang katholisches Christentum auch in jene Gegenden. Das dauerte bis zur Rebellion von 1680, nach welcher Zeit die Moqui-Indianer nicht wieder zur Kirche zurückkehrten.

Der Jesuit Kino (Kühn) aus der Provinz Sonora, wo die Jesuiten blühende Missionen besaßen, war der erste, der im Jahre 1687 zwei Stationen anlegte, zwischen Tombstone und Tucson. Er wird vielfach mit Franz Xavier verglichen. Da er das südliche und westliche Arizona in jeder Richtung durchzog, gab er vielen Plätzen Namen von Heiligen, in der Hoffnung, daß sie später Missionsstationen werden sollten. Er war mehr ein Vorläufer und Entdecker als ein seßhafter Missionar. Erst 1732 wurden zwei Väter an die beiden von Kino gegründeten Stationen gesandt. Das waren die Zentren des Missionswerkes für die Umgegend, und sie blieben unter den Jesuiten bis zur Unterdrückung und Vertreibung der Gesellschaft Jesu durch die spanische Regierung (1767). Die Missionen in Sonora und das nicht unbedeutende Eigentum der Jesuiten wurden dem franziskanischen Missionskollegium in Queretaro, Mexiko, überwiesen.

San Xavier del Bac wurde dem Franziskaner Garces übertragen

(1768). Er fand die Mission verlassen. Die Neophyten waren zerstreut und hatten ihre Religion vergessen. Sie gaben ihre Zustimmung zur Rückkehr, wenn sie nicht zur Arbeit gezwungen würden. Der amtliche Bericht von 1772 gibt eine Bevölkerung von 270 Seelen an. Die gegenwärtige schöne Kirche stammt aus dem Jahre 1797.

Die Mission von Guevavi war unbedeutend. Eine der Außenstationen, San José (Tumacaroni) wurde die Zentralstelle. Nahe bei Tubac kann man noch die Ruinen sehen.

Tucson (jetzt Bischofssitz) war 1763 eine Station, abhängig von der Mission San Xavier del Bac. In den letzten Jahren vor Ausweisung der Jesuiten befanden sich 331 Indianerchristen daselbst. Eine spanische Niederlassung entstand im Jahre 1776.

Oestlich von Neu-Mexiko liegt T e x a s. Eine genaue Grenze zwischen beiden gab es nicht. Ebensowenig war eine Linie gezogen, um das französische Territorium abzugrenzen, das östlich von der spanischen Provinz Neu-Mexiko zwischen Texas und Florida lag. Die Franzosen sahen nicht den Mississippi als Grenzlinie an, und solange als Niederlassungen beider Nationen nicht in nahe Berührung kamen, blieb die Grenze unbestimmt. Die jetzige Grenze zwischen Mexiko und Texas ist der Rio del Norte. Südlich von diesem Flusse liegen die Provinzen Nuevo Leon und Coahuila. Dies letztere bildete die Basis für militärische und missionarische Operationen in dem Lande nördlich vom Rio del Norte. Der Schauplatz dieser Unternehmungen war nicht unser ganzes Texas, sondern nur sein südwestlicher Teil.

Im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, als Spanien noch die einzige europäische Macht war, welche die gegenwärtigen Ver. Staaten beanspruchte und erforschte, ging alles Land südlich vom 40. Breitengrade unter dem „Florida". Es galt Florida zu erforschen, als Narvaez (1528) seinen abenteuerlichen Zug unternahm. Das Wort „Texas" war, nach H. H. Bancroft, der Name eines Stammes; nach Shea war es der ursprüngliche Gruß, mit dem die Spanier in diesem Gebiete begrüßt wurden und bedeutet „Freunde".

Im Jahre 1682 fuhr LaSalle den Mississippi hinunter bis zur Mündung. Zwei Jahre darauf kam er von Frankreich her mit einer Flotte, um dort eine Kolonie anzulegen und so den Golf von Mexiko mit dem St. Lawrence zu verbinden und zwar durch eine Reihe von Militärposten. So sollte Frankreich die Kontrolle über das Innere des Kontinents erhalten. Man gelangte nicht an die Mündung des Mississippi, sondern landete an der Küste von Texas, in der Matagorda Bay (1685). LaSalle wurde von seinen eigenen Leuten ermordet (1687), und der Tod und die Indianer rafften die Ansiedler dahin. Ein Deserteur aus dieser französischen Ansiedelung fand seinen Weg nach Mexiko und erzählte die traurige Geschichte der Niederlassung in einer Gegend, die in Mexiko als spanisches Gebiet betrachtet wurde. Darum erhielt Alonso de Leon, Gouverneur von Coahuila, den Auftrag, Erkundigungen einzuziehen, die Eindringlinge zu vertreiben und Spaniens Anspruch sicher zu stellen.

Mit dieser Expedition (1689) ist der Anfang der spanischen Herrschaft und der spanischen Missionen im heutigen Staate Texas gegeben. In der Begleitung des Gouverneurs befanden sich vier Franziskaner aus dem Missionskollegium zu Queretaro. Damian Mazanet war der Superior der ersten Missionsarbeiter in Texas. Am 24. Mai 1690 wurde die Mission von San Francisco de los Texas gegründet. Indem er seine Gefährten dort zurückließ, kehrte er nach Coahuila zurück und kam 1691 mit neun Franziskanern zurück. Doch mußten bald alle Stationen verlassen werden, weil es an der Mitwirkung und an dem Schutze der Militärbehörden fehlte. Erst 1716 wurde das Werk wieder aufgenommen. Zwischen dem Trinity und Red River wurden vier Missionen und ein Presidio errichtet. Die fünf Franziskaner standen unter Leitung des Antonio Margil, der in Zacatecas ein Missionskollegium errichtet hatte. Ueber ein Jahrhundert arbeiteten die Mönche unter den Indianern, indem sie denselben ein äußerliches Christentum und etwas Zivilisation beibrachten. Der Verfall begann 1758 nach einem grauenvollen Massacre, dem Hirten und Herden, Garnison und Kolonisten in San Saba erlagen. Die Gebäude oder Ruinen der Missionen Concepcion, San Jose de Aguayo, San Juan Capistrano, San Francisco de la Espada und San Fernando stehen noch und erinnern an die mühevolle Arbeit der Söhne des heiligen Franziskus. Die Mission von San Antonio de Valero wurde 1793 eine Garnison und erhielt unter dem Namen „Alamo" eine weltgeschichtliche Berühmtheit.

Nach der Eroberung Mexikos durch Cortez brachten Expeditionen nach dem Norden zu Wasser und zu Lande bald den Golf und die Halbinsel California zur Kenntnis der Spanier. Einige Niederlassungen an der Küste und Missionen unter den Stämmen Unter-Californias wurden errichtet. Viel später erst betraten Soldaten und Missionare das Gebiet, das jetzt den Staat California ausmacht; Ober-California wurde erst 1769 in Besitz genommen. Um das weitere Vordringen Rußlands zu verhindern, sollte San Diego und Monterey besetzt werden. Aber die Expedition hatte auch eine religiöse Seite. Der Franziskaner Juniperro Serra, Superior der Missionen in Unter-California, war der Anführer des geistlichen Feldzuges. Der Enthusiasmus dieses Mönchs, der von 1769 bis zu seinem Tode 1784 an der Spitze der Missionsangelegenheiten in California stand, hat einen wohlverdienten Ruhm erlangt.

Am 11. April segelte das Schiff „San Antonio" in die Bay von San Diego, am 29. April erschien das zweite „San Carlos". Nach Ankunft der Landexpedition wurde am 16. Juli des Jahres die erste Missionskapelle eingeweiht. Damit war die Mission in San Diego errichtet. Sechs Franziskaner waren die ersten Glaubensboten daselbst. Am 14. Juni 1770 wurde San Carlos in der Bay von Monterey gegründet. Ermutigt durch die ersten Erfolge, und bemüht, andere Mittelpunkte für die Mission zu gewinnen, erbat Serra mehr Gehilfen aus Mexiko, und es gelangten dann auch bereits Frühjahr 1771 zehn weitere Franziska-

ner nach Monterey. Dort war der Wohnort des Superiors und das Hauptquartier für alle anderen Missionen. Um die Indianer vom täglichen Verkehr mit den spanischen Soldaten abzuhalten, wurde das Presidio oder die Garnison von der Missionsstation getrennt. Der Wandel der Spanier war nichts weniger als musterhaft, wenn auch andererseits die Nähe eines bewaffneten Schutzes den Missionaren oft willkommen war. In der Folge unterschied man die Garnison, die spanische Niederlassung und die Missionsstation, wo die Neubekehrten unter dem Schutze und unter der strammen Ordnung der Mönche gehalten wurden. Als die Einnahme Californias vollendet war, bestanden daselbst die Militärposten San Diego, Santa Barbara, Monterey und San Francisco; jeder mit 70 Soldaten und einigen Kanonen. Jede Mission hatte außerdem eine Schutzmannschaft von sieben Soldaten unter einem Sergeanten. Serra gründete die Mission von San Antonio in Santa Lucia und die von San Gabriel de Arcangel bei Los Angeles (1771). Im Jahre darauf kam San Luis de Obispo dazu. Während seines Aufenthalts in Mexiko (1773) führte Serra bittere Klage gegen die spanischen Behörden, auch unterbreitete er einer mexikanischen Kommission den ersten offiziellen Bericht über die California-Missionen. Es waren ihrer fünf und zwar von Süden nach Norden: San Diego, San Gabriel, San Luis des Obispo, San Antonio, San Carlos. Sie standen unter der Fürsorge von neunzehn Franziskanern. Das Resultat der Missionsarbeit bestand in 491 getauften und in 62 christlich getrauten Indianern. Diese geringe Zahl hing zusammen mit der Vorsicht der Missionare, nur gut Unterrichtete zu taufen und mit der Unmöglichkeit, eine größere Anzahl von Bekehrten zu ernähren und zu kleiden. Der Erfolg der Reise des Serra beweist, daß er nicht bloß ein eifriger Missionar war, sondern ein kluger Administrator, ein guter Verfechter der Rechte der Kirche und ein genialer Geschäftsmann. In den nächsten Jahren wurden noch gegründet: San Juan Capistrano (1775), San Francisco (1776), Santa Clara (1777). Serra starb am 28. August 1784; in der Missionskirche von San Carlos liegt er begraben. San Rafael (1817) und San Francisco de Solano (1823) waren die letzten Stationen, die gegründet wurden. Nach fünfundsechzig Jahren (1769—1834) zählten die 21 Missionsstationen eine christliche Indianerbevölkerung von dreißigtausend Seelen. Das Besitztum belief sich auf 62,500 Pferde, 321,500 Stück Vieh; der Ertrag der Felder ergab 122,500 Buschel Getreide. Die spanische Bevölkerung war 1840 auf etwa sechstausend angewachsen. Auf den Charakter derselben konnte die Kirche nicht gerade stolz sein. Unter den Erschütterungen und politischen Unruhen jener Jahre wurden die Missionen aufgelöst, die Mönche vertrieben, die enormen Besitztümer fielen dem Staate in die Hände, die meisten Indianerchristen fielen ins Heidentum zurück. Im Jahre 1848 fiel California an die Vereinigten Staaten von Amerika.

Das ist der zusammengedrängte Bericht über das spanische Christentum in den Grenzen der Vereinigten Staaten, sehr kurz, wenn man

die ungeheure Ausdehnung des Raumes und die Länge der Zeit (1513—1853) ins Auge faßt. Es besteht fast kein Zusammenhang mit dem übrigen Christentum in unserm Lande. Wenn wir gerechterweise unterscheiden zwischen dem christlichen Werk und seinen unchristlichen und manchmal satanischen Beimischungen, so können wir wohl einstimmen in das Lob und in die Klage, mit denen ein römisch-katholischer Historiker seine Uebersicht schließt: „Es war ein großartiges Werk, und die Geschichte desselben imponiert uns durch die Ausdehnung und den Erfolg der Arbeit. Aber wenn wir heute um uns blicken, so können wir nichts finden, was geblieben ist. Namen der Heiligen in melodischem Spanisch finden sich auf den Karten in jenen Gegenden, wo einst der spanische Mönch wanderte, arbeitete und starb. Einige Tausend christliche Indianer, Abkömmlinge jener Stämme, die sie bekehrten und zivilisierten, leben noch in Neu-Mexiko und Arizona. Aber das ist auch alles.“

Das Bekenntnis unserer Synode.

Referat, erstattet von Direktor Becker bei der General-Synode in Rochester, New York
Die Thesen des Referenten sind abgedruckt im Protokoll der General-Synode S. 167.

Wenn einer wirklich existierenden und ihr Christentum betätigenden Kirchengemeinschaft der Vorwurf der Bekenntnislosigkeit gemacht wird, so ist ein derartiges Gerede gerade so viel oder so wenig begründet, als wenn man von einem lebenden Menschen behaupten würde, er lebe ohne zu atmen oder ohne zu essen.

Jede wirkliche, lebendige, religiöse Gemeinschaft hat ein Bekenntnis, d. h. Formen des Handelns, Verhaltens oder Redens u. s. w., in denen sich ihr innerer religiöser Zustand ausprägt und darstellt. Sie dienen einerseits als Erkennungszeichen der Gemeinschaft nach außen und innen, anderseits sind sie eben die Formen, welche das innere religiöse Leben sich auf den verschiedenen Gebieten seiner Tätigkeit geschaffen hat.

So hat jedes Bekenntnis seine zwei Seiten, die sich als Schale und Kern bezeichnen lassen; beides wird immer vorhanden sein, und zwar um so unterscheidbarer, je weiter sich eine Bekenntnisformel entwickelt hat. In eben demselben Maße, als die Entwicklung fortschreitet, befestigen sich auch die Formen, in denen sich das Bekenntnis ausgestaltet hat, und der Streit um Bekenntnisse ist — nicht immer, aber oft genug — ein Streit, der sich im grunde genommen um die Frage dreht, ob denn diese oder jene Form des Redens oder des Handelns auch derart sei, daß sie den Inhalt des Christentums ganz in sich fassen könne, oder, wenn das nicht der Fall ist, ob sie wesentlich Christliches aus-, oder Unchristliches miteinschließe.

Sofern nun unser Bekenntnis, wie es in § 2 der Statuten formuliert ist, in Betracht kommt, handelt es sich auch um die Frage, ob es die richtige und zureichende Form sei, in welcher sich die Glaubenserkenntnis unserer Pastoren und Gemeinden darstellen könne.

Es handelt sich ja bei jeder kirchlichen und bei jeder persönlichen Form eines Bekenntnisses nicht um das Christentum im abstrakten, sondern im konkreten Sinn, d. h. um das Christentum derer, welche die entsprechende Bekenntnisform oder Formel ausgestaltet, oder sich zu eigen gemacht haben. Eine Bekenntnisformel, die in Wahrheit den Anspruch machen könnte, alle Teile der christlichen Erkenntnis in so allgemeiner Form dargestellt zu haben, daß niemand ein Christ gewesen sei, oder sein könne, oder sein werde, ohne sein christliches Glaubensbewußtsein gerade in diese und keine andere Form zu fassen, ist für die menschliche Erkenntnis und Darstellung eine Unmöglichkeit, und angesichts der Geschichte des Christentums ein Unding. Die Behauptung, daß man eine solche habe, und daß sie etwas Unentbehrliches sei, ist eine Verleugnung des Glaubens an die lebendige Wahrheit des Christentums, wie er sich in dem dritten Artikel des Apostolikums ausspricht: Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche.

Gerade diese Wahrheit, daß der Glaube mehr ist, als die Lehre, und die wahre Kirche oder der Leib Christi mehr als die Bekenntnisformeln, welche ihm gewissermaßen als Kleidung dienen, kommt in unserm Bekenntnisparagraphen zur Geltung, indem dieser auf Grund der Glaubenserkenntnis seiner Urheber ganz ruhig die Bekenntnisformeln beider Reformationskirchen neben einander stellt, und in seiner ursprünglichen Form dann mit den Worten schließt: „insofern sie miteinander übereinstimmen." Daß die Differenzen der Bekenntnisschriften den Verfassern dieser Form wohl bekannt waren, geht gerade aus dem Ausdruck: „insofern sie miteinander übereinstimmen" hervor. Man bediente sich eben der in der Evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit, ohne daß man es für nötig hielt, dies noch ausdrücklich zu sagen. Das war im Jahr 1841. Sieben Jahre später sah man sich veranlaßt, es noch besonders auszusprechen, daß man sich in den Differenzpunkten der Bekenntnisschriften allein an die darauf bezüglichen Stellen der Heiligen Schrift halte und sich der in der Evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit bediene. Seitdem ist unser Bekenntnisparagraph tatsächlich unverändert geblieben und gesetzlich unveränderlich gemacht worden.

Die Formulierung dieses Paragraphen ist weder aus abstrakten, theologischen Auseinandersetzungen, noch aus kirchenpolitischen Erwägungen hervorgegangen, sondern aus dem tatsächlichen christlichen Glauben und aus der entsprechenden Glaubenserkenntnis der Gründer unserer Synode. Sie waren evangelische Christen und wußten sich als solche, darum war für sie die Heilige Schrift die alleinige Richtschnur des Glaubens und Lebens.

Sie wußten aber auch gut genug, daß das evangelische Christentum sich in zwei Strömungen geteilt hatte, die wesentlich parallel und somit beide evangelisch waren, ebenso wußten sie gut genug, daß die Lehrunterschiede der beiden evangelischen Kirchen weder das Wesen des christlichen Glaubens, noch den Kern des christlichen Lebens betrafen, und daß daher

beide Richtungen im Grunde nur einander ergänzten, und ein wirklicher Grund, der getrennte kirchliche Organisationen nötig gemacht hätte, zu ihrer Zeit und auf ihrem Arbeitsfelde gar nicht vorhanden war. Nicht das Bewußtsein des theologischen Lehrunterschiedes, sondern das der lebendigen Glaubenseinheit ist es gewesen, aus dem der Bekenntnisparagraph hervorgegangen ist.

Es macht unser Bekenntnis in keiner Weise den Anspruch, die abschließende, theoretisch vollkommene, theologische Formel zu sein, die alle früheren und künftigen Aufgaben und Fragen christlicher Erkenntnis gelöst habe; es läßt vielmehr diese Aufgaben auf ihrem Gebiet stehen und überläßt ihre Behandlung der fortwährenden und fortgehenden theologischen Arbeit, für die, so lange die Kirche eine lebendige ist, immer Aufgaben vorhanden sein werden, gerade so wie es den Augen und Ohren eines Menschen, so lange er lebt, niemals an Anlaß zur Tätigkeit fehlen wird.

Unser Bekenntnis stellt uns geradezu die Aufgabe, das Wesen des evangelischen Christentums auf Grund der Heiligen Schrift immer tiefer zu erforschen, immer schärfer von allem Widerchristlichen und Unevangelischen zu scheiden und immer klarer zur Darstellung und immer kräftiger zur Verwirklichung zu bringen. Es vermißt sich nicht, für die Differenzpunkte des lutherischen und des reformierten Bekenntnisses eine Reihe von Formeln zu geben, die den Anspruch machen, daß sie alle hierauf bezüglichen Probleme vollständig und für immer lösen, sondern es verweist eben auf die Heilige Schrift als die Norm des Glaubens.

Nicht aus den Streitigkeiten um Theorien über die Art der Gegenwart Christi bei der Abendmahlsfeier, oder über das Verhältnis der göttlichen zur menschlichen Natur in Christus, oder über die Weise der göttlichen Erwählung ist die evangelische Kirche herausgewachsen, sondern aus der Berufung auf die Heilige Schrift und aus der Erfahrung der freien göttlichen Gnade im Glauben. Jenes hat ihr den festen Halt auf ihrem geschichtlichem Boden, dieses die innere Kraft ihres religiösen Lebens gegeben. Auf demselben Boden stehn heute noch alle wahrhaft evangelischen Christen und Kirchen.

Die theologischen und kirchlichen Streitfragen, seien sie älteren oder neueren Datums sind meist nur die Sandschichten, durch die man erst hindurchgraben muß, um den festen Grund des christlichen Glaubens und Lebens zu finden. Will man aber nicht ganz, oder überhaupt nicht, hindurch graben, dann ist es ziemlich gleichgültig, ob man das Gebäude seiner Glaubenserkenntnis auf der vorletzten Schicht errichtet, oder ob man aus dem Meeresboden der Vergangenheit oder aus den Strömen der heutigen Zeit so viel neuen Sand heraufarbeitet, daß die alten, nicht tragfähigen Schichten völlig überdeckt sind und nun auf dieser Grundlage sein Gebäude aufführt.

Die Verfasser unseres Bekenntnisses haben weder das eine noch das andere getan. Sie waren weder konfessionalistische, noch auch das, was man gegenwärtig „moderne“ Theologen nennt.

Der Gebäudekomplex der reformatorischen Lehrsysteme hat ja in manchen seiner Teile bis auf den heutigen Tag unerschüttert festgestanden. Es zeigen sich daran keine Risse und Sprünge, weil diese Teile eben wirklich auf dem Lebensgrund des Christentums aufgebaut sind und die bleibenden Wahrheiten desselben klar darstellen. Andere Teile haben von Anfang an nur notdürftig zusammen gehalten. Die Risse zeigen sich hier nicht bloß zwischen den beiden Reformationskirchen, sondern auch innerhalb der Lehrsysteme dieser Kirchen selbst. Daß in diesen Teilen die Grundwahrheiten des Christentums verleugnet worden seien, wird wohl niemand (d. h. kein evangelischer Theologe) behaupten; daß aber nur diese und nichts anderes sich darin darstellen und ihre irrtumsfreie, vollkommene und unveränderliche Form darin gefunden haben, kann niemand beweisen.

Wir werden uns daher die Freiheit, ohne welche die evangelische Kirche nicht entstehen konnte und keine Kirche als evangelisch bestehen kann, nicht nehmen oder verkümmern lassen, daß wir nämlich uns in diesen Stücken an die Aussprüche der Heiligen Schrift halten. Gerade das überhebt uns der von unsern Gegnern erdichteten Notwendigkeit, eine neue, angeblich oder vermeintlich vollkommene Formel zu konstruieren, welche dieselbe Unmöglichkeit zu verwirklichen suchen würde, wie die alten, nämlich, die Gegenstände des Glaubens nicht bloß als solche zu erkennen, sondern sie auch in rationelle Wissenesobjekte umzuwandeln, so daß der ganze Inhalt des Glaubens sich in demonstrierbare Formeln fassen ließe, wodurch eben das Irrationale zum Rationalen, das Leben zu einer Lehre, die Kraft zu einer Form der Bewegung, und das ganze Christentum zu einem System theologischer Sätze oder einer Summe von kirchlichem Ceremoniell umgewandelt würde.

Auf der andern Seite sind auch die Verfasser unsers Bekenntnisparagraphen nicht das gewesen, was man heute als moderne Theologen bezeichnet. Das evangelische Christentum war weder ihnen, noch ist es uns selbst ein bloßer gegebener Stoff, der nur dazu da ist, um jedem Zeitalter das Material zu liefern, aus dem es je nach dem Maße seiner Fähigkeit und Fertigkeit ein mehr oder weniger kunstvolles Gebilde gestaltet, wobei es das für seine Zwecke Unverwendbare ausscheidet und nötigenfalls brauchbar Erscheinendes anderswoher einfügt. Die christliche Wahrheit ist für diese Richtung nicht etwa der Baum, auf und aus dessen Wurzeln und Stamm die neuen Aeste und Zweige erstehen, die aber selber nicht bestehen können, wenn die Wurzel ausgegraben und der Stamm umgestürzt wird, sondern nur der Haufe Material, das einem nach Belieben zu Gebote steht, das man sichtet, so daß man daraus etwas den Zeitbedürfnissen entsprechendes und für die Zeitanschauung annehmbares gestalten kann, um einer nachfolgenden Zeit wieder zu überlassen, was sie daraus machen will. Für eine solche Richtung ist die Geschichte des Christentums nur dazu da, daß sie daraus ableitet, wie man es nicht machen soll, oder nicht machen will. Eine solche Richtung hat an unserm Bekenntnisparagraphen weder eine Grundlage, noch eine Rechtfertigung.

Das Christentum ist uns nicht ein bloßer Stoff, der an sich keine Geschichte haben kann, sondern eine Lebensmacht, welche die Richtung und Gestaltung ihrer Geschichte in sich selbst trägt, und nach deren Lebensgesetzen wir uns richten müssen, wenn ihre Wirksamkeit uns zu gute kommen soll. Es handelt sich nicht darum, das Christentum so umzubilden, daß es den Idealen und Zielen der heutigen Welt entspricht, sondern vor allem uns selbst und die Welt, soweit wir auf dieselbe einwirken können, so umzugestalten, daß sich in uns und in der Welt das Wesen des Christentums verwirklicht. Aus der Geschichte des Christentums lernen wir ein Doppeltes: sowohl wie sich das Christentum infolge seiner eigenen Lebenskraft in der Welt ausgestaltet hat, als auch welche Auswüchse und Entartungen sich daran angehängt haben, oder m. a. W. wir suchen mit den Verfassern unsers Bekenntnisses aus der Geschichte unserer evangelischen Kirche sowohl zu lernen, wie wir es machen müssen, als auch wie wir es nicht machen dürfen. Durch ein derartiges Lernen wird man allerdings weder unfehlbar noch allwissend, aber man schreitet fort in der Erkenntnis der Wahrheit. Und das bleibt doch immer die Hauptsache.

Beichtrede.

„Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben."

Beichtpredigt am Karfreitagabend von P. K. Wiegmann.

Text: Joh. 19, 19—22: Pilatus aber schrieb eine Ueberschrift u. s. w.

„Seele, geh nach Golgatha; setz dich unter Jesu Kreuze!" So, liebe Beichtgemeinde, rufen wir einander noch einmal zu, ehe wir die Leidensstationen des Heilands verlassen, um triumphierend am lieben Osterfeste in die leere Gruft des großen Siegeshelden zu schauen. Nach Golgatha! Auf diesem Marterhügel, wo wir in den verflossenen Passionswochen schon so manches Mal im Staube die Macht der Liebe angebetet, wollen wir auch zu guter letzt noch in dieser feierlichen Abendstunde zur Anbetung uns scharen. Und was ist's, das uns diesen Hügel zu einem so lieben Wallfahrtsorte macht, zu dem wir immer und immer wieder pilgern? Das Kreuz des Herrn der Herrlichkeit. Unter diesem Kreuze lernt der Kreuzträger Geduld und findet Kraft, dem Gekreuzigten ohne Murren das Leidenskreuz nachzutragen. Unter dieses Kreuz flüchtet sich die mühselige und beladene Seele, wenn ihr Mosis Donner blitzt, wenn die Sünde sie verklagt, wenn Satan sie verschlingen will. Von diesem Kreuze singt der Sänger:

Sagt mir, wo finde ich Frieden und Ruh?
 Eile zum Kreuz!
Wer, o wer deckt meine Missetat zu?
 Eile zum Kreuz!
Sieh, an dem Kreuze floß dir auch zu gut
Jesu, des Lammes, versöhnendes Blut;
Komme und glaube und fasse nur Mut!
 Eile zum Kreuz!

Liebe Seele, die du Ostern feiern willst am Abendmahlstisch des Herrn, weißt du den Ort, wo du am leichtesten deine Sündenlast abwerfen und das Festgewand anlegen kannst? Kennst du die Stätte, von wo dir die holdselige Stimme so klar zuruft: Meinen Frieden gebe ich dir, meinen Frieden lasse ich dir!? Kennst du den Baum, der für dich Früchte des Lebens trägt, von dem du gesunden kannst? „Seele, geh nach Golgatha; setz dich unter Jesu Kreuze!" Dort ist Ruh für die Müden, dort ist Heilung für die Kranken.

Nach Golgatha! Dorthin weist uns auch der Passionstext, der unserer Beichtbetrachtung zu grunde liegt. Er deutet auf das Kreuz hin, er zeigt dir die Ueberschrift, die Pilatus deinem Könige setzte. Er will dir zeigen, wie du von dem römischen Landpfleger einen Wahlspruch lernen sollst, den du dir nicht darfst rauben lassen von allen Feinden des Kreuzes Christi:

„Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!"

Dies sei unsere Losung im Blick auf den

1. Kreuzesaltar,
2. Abendmahlsaltar und
3. Herzensaltar.

Der Gott alles Segens und aller Gnade heilige uns in seiner Wahrheit; sein Wort ist die Wahrheit! Amen.

1. Nach Golgatha sind wir gewallt. Dort steht der Altar der ewigen Liebe, vor dem wir anbeten. Dort ist das Opfer gebracht, durch welches wir erlöset sind von unserm eiteln Wandel nach väterlicher Weise, das Opfer, das für alle Ewigkeit vollgiltig ist. Es ist der Kreuzesaltar. Um ihn schart sich die Gemeinde Christi. Hebe deine Augen auf und sieh ihn an, Seele: was steht dort geschrieben und wie liesest du? „Jesus von Nazareth, der Juden König."

Jesus, von seinem auserwählten Volk, den Juden, verworfen, Jesus, von seinem neuen Israel, der mit seinem Blut erkauften Gemeinde, im Glauben ergriffen und gepriesen, — was ist dir dieser Jesus von Nazareth, liebe Seele? Was liegt für dich in dieser Ueberschrift? Du sprichst: Jesus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten; Jesus, der, was niemand sonst konnte, meine Strafe getragen und meine Schuld gebüßt mit seinem bittern Leiden und Sterben; Jesus, das Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet, allzeit funden geduldig, wiewohl er ward verachtet; Jesus, mein Heiland, ohne den ich dem ewigen Verderben rettungslos verfallen wäre; Jesus, mein König, der mich zu sich gezogen aus lauter Güte, zu dessen Kreuzesfahne ich geschworen als getreuer Untertan, und dem ich diene, mit dem ich kämpfen und siegen will; Jesus, mein Arzt, der all meine Gebrechen heilet und mein Leben vom Verderben erlöset; Jesus, mein Ein und Alles, dem ich lebend, leidend und sterbend angehöre; Jesus von Nazareth, wahrer Mensch und wahrer Gott! — So sprichst du und tust wohl daran. Das enthält für dich die Ueberschrift am Kreuzesaltar. So schreibst du selbst und

sprichst: *Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!*

„Jesus von Nazareth, der Juden König." So stand am *Kreuzesaltar* in den verschiedenen Weltsprachen der damaligen Zeit geschrieben. Den Feinden des Herrn, den Hohenpriestern der Juden, mißfällt aber diese Ueberschrift im höchsten Grade. Aergerlich gehen sie zu Pilato und sprechen: *Schreibe nicht: „Der Juden König!"*, sondern daß er gesagt habe: „Ich bin der Juden König!" —

Jesus, der Sohn Gottes, wahrer Gott von Ewigkeit! So spricht die gläubige Seele, so schreibt, so lieset sie. Da kommen denn auch heutiges Tages noch wie damals die Juden und Judengenossen, die Feinde des Kreuzes Christi, und sprechen: „Nicht also! *Schreibe nicht: Der Sohn Gottes!* Jesus war nichts als ein Mensch. Er war ein weiser Mann, ein geduldiger Märtyrer, eine barmherzige Seele, ein herrliches, erhabenes Vorbild in allen Lebens- und Leidenstagen u. s. w., aber wahrer Gott, — nein, das war er nicht." Und so wollen diese verneinenden Geister auch nichts von seinem Versöhnungsblute, seiner stellvertretenden Passion, nichts von dem Heil in seinen blutigen Wunden, von dem alleinigen Heil in seinem teuern Jesusnamen wissen. In ihren Augen ist das Kreuz kein Opferaltar, kein Fluchholz, an dem ihre Sünden gebüßt sind. Nein! protestieren sie mit den Juden unterm Kreuz. Nein! hört man's am Markt der Welt, auf den Straßen und Gassen, in Schloß und Hütte und, Gott sei's geklagt, auch auf Kanzeln. Nein, schreibe nicht: Der Sohn Gottes!

Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! antwortet der Landpfleger den protestierenden Feinden des Herrn.

Die Gemeinde des Herrn redet gleich also in gläubigem Trotze: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Ich will *mehr* als einen geduldigen Märtyrer, mehr als ein erhabenes Vorbild, mehr als einen frommen Menschen, mehr als einen weisen Gesetzgeber. Ich will mehr! spricht die Beichtgemeinde. Ich will einen, der meine Sünden trägt, der mir meine Sünden reichlich und täglich vergibt; ich will einen göttlichen Heiland, einen Erlöser, einen Seligmacher, der mir Mühseligem das Wort göttlicher Allmacht und barmherziger Liebe zurufen kann und zuruft: „Sei getrost; deine Sünden sind dir vergeben!" Der am Kreuz ist's! Und so mögen sie dagegen protestieren mag's ihnen eine Torheit, mag's ihnen ein Aergernis sein —, wir stimmen auch auf Golgatha vor dem Kreuzesaltar des Mannes der Schmerzen mit Luther das Hohelied des Glaubens an: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuern Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei

und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden von den Toten, lebet und regiert in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr."

Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Jesus von Nazareth, der Juden König; Jesus, wahrer Gott!

2. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!" So heißt's auch am Abendmahlsaltar.

Herrliche Gnadengaben beut derselbe dar. Christus, der Herr, ist der Wirt und Austeiler. Er selbst lädt zum Empfange derselben ein. „Kommt her zu mir! Ich will euch erquicken. Hier ist mein Leib, für euch gebrochen; Hier ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden!" So ruft er seinen Gästen zu, die seiner Einladung folgen, um aus seiner Fülle Gnade um Gnade zu nehmen.

Das ist der Leib Christi; das ist das Blut Christi. So schreibst du, liebe Seele, an den Abendmahlsaltar. Mühselig und beladen nahst du dem Gnadenmahle deines Herrn und in, mit und unter dem Brod und Wein reicht er dir seinen heiligen Leib, sein heiliges Blut, und begnadigt rufst du: Wo ist ein solcher Gott wie du? . . . . . Du, Herr, vergibst die Sünden! — Herrlichere Gaben, ein köstlicheres Mahl kennst du nicht. Darum hungerst und dürstest du immer wieder nach dieser Himmelskost und betest von Herzen, wenn du dich von derselben willst sättigen lassen: Herr, du wollst mich vorbereiten zu deines Mahles Seligkeiten! Darum flehst du auch mit der Abendmahlsgemeinde, die sich um den Altar sammelt: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarm dich unser, gib uns deinen Frieden! —

„Das ist der Leib Christi; das ist das Blut Christi." So schreibst du im Blick auf die Gnadengaben auf den Abendmahlsaltar. So liesest du.

Doch da gehs wohl auch ähnlich wie unterm Kreuz auf Golgatha. Da ruft man dir wohl auch zu: „Nicht also! Schreibe nicht: das ist der Leib, das ist das Blut Christi!, sondern schreibe: das bedeutet Christi Leib und Blut! Denn Brot und Wein sind bloße Sinnbilder. Christi Leib und Blut sind nur mit dem Brot und Wein gegenwärtig. Während du mit dem heiligen Mahle gespeist wirst, empfängst du Christum geistlich; es erhebt sich dein Glaube über alles Irdische und Sichtbare hinweg und du bekommst Teil an Christi Leib und Blut." — Oder man geht noch einen Schritt weiter und sagt, Brot und Wein seien weiter nichts als Erinnerungszeichen an den geopferten Leib und das geopferte Blut Christi, — man macht also aus dem heiligen Mahle ein bloßes Gedächtnismahl.

Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! So rufen wir. Wir wollen mehr als ein Gedächtnismahl. Des Herrn und seines bittern Leidens und Sterbens sollen wir stets gedenken und nicht bloß, wenn uns die Nacht, da er verraten ward, lebhaft vorgeführt wird. Nicht bloß beim heiligen Mahle sollen wir

seinen Tod verkündigen. Ein Gnadenmahl wollen wir; danach sehnen wir uns. Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, — das ist's, was wir hier erflehen; das ist's, was wir empfahen sollen. Darum bereiten wir uns hier im Hause des Herrn mit dem Worte der Wahrheit und brünstigem Gebete vor, um würdiglich das Unterpfand seiner versöhnenden Gnade zu empfangen, wenn uns zugerufen wird: „Nehmet, esset u. s. w.! Das stärke und bewahre eure Seelen zum ewigen Leben!" Darum bekennen wir auch jetzt in der Andacht Stille unterm Kreuz Christi auf Golgatha gemeinschaftlich unsere Sünden, die den Heiligsten in den Tod getrieben, und rufen bußfertig und nach Gnade verlangend:

All Sünd hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm dich unser, o Jesu!

Das ist der Leib Christi; das ist das Blut Christi! So schreiben wir an den Abendmahlsaltar, und „was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Dabei bleiben wir.

3. Noch auf einen Altar müssen wir schauen. Das ist der Herzensaltar. Wisset ihr nicht, daß euer Herz ein Tempel Gottes, des heiligen Geistes, ist? Im innersten Schrein desselben, liebe Beichtgemeinde, darf nur ein Name geschrieben stehen, und das ist der Name über alle Namen. Das ist der Name des Schmerzensmannes, der am Kreuz auf der Schädelstätte sein Haupt voll Blut und Wunden für uns neigte und verschied. Das ist der heilige Jesusname, auf den wir getauft worden sind. Das ist der Name des großen Sünderfreunds, des großen Königs, der uns aufs neue zu seinem königlichen Mahle geladen hat.

Diesen Namen schreiben wir von neuem auf unsern Herzensaltar. Nur Jesus! ist die Inschrift. Der uns mit seinem teuern Blut erkauft von aller Sünd, der uns sich selbst im Mahl der Gnade zu genießen gibt, ist unser einiger Herr. Er ist die Losung, wenn ein neuer Tag anbricht. Er ist unser Schild und Schirm, wenn die Sonne der Trübsal versengende Strahlen auf uns herabsendet. Er ist unsere Hilfe und Kraft, wenn uns unser Tagewerk zu schwer dünken will. Er ist unser Trost, wenn die Sündenbürde uns daniederdrückt. An seiner Gnadentafel gibt er uns von neuem Frieden, den die Welt nicht kennt, Ruhe, wonach die Seele verlangt, heiligen Mut zum Kampf mit Satan, Welt und Fleisch und Blut, Heil und Seligkeit, die nicht zu ergründen ist. Ihm stimmen wir unsere Loblieder an, ihm zünden wir das Räuchwerk des Gebets an, ihm bringen wir unsre Gelübde treuen Dienstes und treuer Liebe dar. Jesus, der Seelenfreund, — eines andern begehren wir nicht, und wenn wir ihn nur haben, fragen wir nichts nach Himmel und Erde, und wenn uns gleich Leib und Seele verschmachtet, so ist er doch allezeit unsers Herzens Trost und unser Teil. Nur Jesus!

„Diese Ueberschrift lasen viele Juden," berichtet unser Text. — Liebes Herz, liest man sie an dir? Erkennt man sie an deinem ganzen Handel und Wandel, Tun und Lassen? Predigst du

mit der Tat: Er, er allein, er soll es sein, er soll mein Trost auf Erden, mein Glück im Himmel werden!? Merkt die Welt, daß dein Dichten und Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit geht? Merkt sie's an deiner Selbstverleugnung, an deiner Sanftmut und Demut, an deiner ungefärbten Bruderliebe, an deiner Liebe zum Hause Gottes, am Ueben christlicher Kinderzucht? Wohl dir dann!

Dann wird dirs freilich auch oft gehen, wie's unterm Kreuz auf Golgatha gegangen. Die Feinde des Kreuzes Christi, die Feinde des Reichs Gottes werden auch zu dir kommen, wie weiland die Hohenpriester zum römischen Landpfleger, und sprechen: „Schreibe nicht: Nur Jesus!" Bald mit Schmeichelworten, bald mit Spott und Hohn, bald mit Dräuen werden sie so sprechen. Sie sähen lieber, daß auf deinem Herzensaltar stünde: Dem unbekannten Gott! oder: Der Welt! oder: Dem eigenen Ich! Nur schreibe nicht: Nur Jesus! Fort mit dieser Ueberschrift! So rufen sie.

„Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!" So rufen wir voll Glaubens den Versuchern, den Verführern entgegen. „Der heilige Jesusname bleibt stehen. Ich bin des Herrn und bleibe des Herrn. Auf ihn, den ewigen Felsen, habe ich gebaut und ihr sollt mein Haus nicht einreißen. Mag mein Schifflein auf ungestümem Meer dahingetrieben werden, mögen ihm Klippen und Eisberge drohen, — mein Heiland ist mein Steuermann; mit Wind und Meer ist er vertraut und niemals mich verläßt. Und ihn behalte ich im Glaubensschifflein, ihn allein!

Wollt ihr wissen, was mein Preis,
Wollt ihr wissen, was ich weiß?
Wollt ihr wissen, was mein Ruhm?
Wißt ihr, was mein Eigentum?
Jesus, der Gekreuzigte!

Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! — Doch seufzest du: Die Sünde hat die heilige Ueberschrift auf meinem Herzensaltar oft übertünchen wollen, und wer weiß, wie oft war sie kaum leserlich! Satan hat das Kreuz auf Golgatha oft vor meinen Augen weggezaubert. Das eigene Fleisch, — wie oft ist es mir zum Fallstrick geworden! Ich strauchelte, ich fehlte, ich fiel. Das erkenne ich nirgends klarer als unter dem Kreuze des Allheiligen; das erkenne ich nie klarer, als wenn sein Ruf an mich ergeht: „Komm, es ist alles bereit!" O meine Sünden! So seufzest du.

Hebe deine Augen auf zu dem Berge, von wannen dir Hilfe kommt! Blick gen Golgatha! Schau den Gekreuzigten an! Er hat auch an dich gedacht, als er rief: Es ist vollbracht! Lies die Ueberschrift: Jesus, dein Heiland, dein König! Siehe, er lädt dich zu Gaste. Und wenn am lieben Ostermorgen sein Abendmahlsaltar auch für dich gedeckt ist und auch an dich die Einladung ergeht, so komm! Komm nur mühselig und gebückt; komm nur, so gut du weißt zu kommen!

Glaub, er hat alles für dich auch getan
    Dort an dem Kreuz!
O, so sink nieder und bete ihn an,
    Jesum am Kreuz!
Gib dich ihm ewig zum Eigentum hin!
Dies ist, o glaub es, dein größter Gewinn!
Dien ihm und trage mit gläubigem Sinn
    Willig sein Kreuz! Amen.

Das Rätsel des Kreuzes.*)

„Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.“ 1. Kor. 1, 18.

Für jeden Menschen ist der Tod Jesu auf Golgatha ein Anblick von so erschütternder Tragik, daß die Geschichte der Menschheit ihm nichts Aehnliches an die Seite stellen kann. Er ist ergreifender als der Tod des Sokrates, den man wohl verglichen hat. Auch der Tod des Sokrates ist ergreifend, wie ihn seine Schüler schildern. Auch hier ist ein weiser und guter Mann, der sich bemüht hat, seine Zeitgenossen zur Erkenntnis der wahren Begriffe und zum Handeln zu führen. Auch hier wird ein Unschuldiger fälschlich beschuldigt, die Götter verachtet und die Jugend verführt zu haben. Auch ihm werden seine Wohltaten mit Undank gelohnt: von kurzsichtigen, ungerechten Richtern wird er zum Tode durch den Giftbecher verurteilt, obwohl er seine Unschuld in überzeugender und freimütiger Rede nachwies. Und bewundernswert ist sein Benehmen nach dem Urteil: er geht in das Gefängnis und verschmäht die ihm gebotene Gelegenheit zur Flucht, weil man der Obrigkeit untertan sein müsse. Er redet mit seinen Schülern über die Unsterblichkeit der Seele, und daß sie über seinen Tod nicht zu trauern brauchten. Als der Wärter ihm den Schierlingsbecher bringt, erkundigt er sich genau, wie er sich zu verhalten habe; dann leert er den Becher in einem Zuge und geht umher, seine Schüler belehrend. Als ihm die Glieder schwer wurden, legte er sich nieder, und bald umflort sich sein Bewußtsein. Das letzte Wort, welches er in einem lichten Augenblicke sprach, lautete: Vergesset doch nicht, für mich dem Asklepios einen Hahn zu opfern! Dieses Opfer mußte man bringen, wenn man von schwerer Krankheit genesen war. Dann umfangen ihn des Todes Schatten, und ganz Athen trauert, als es die Kunde vernimmt, denn es hatte seinen besten Bürger verloren.

---

*) Nachfolgende Predigt: „Das Rätsel des Kreuzes,“ entnehmen wir einer hübschen kleinen Sammlung von auserwählten Predigten von Dr. Eugen Sachsse, ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger in Bonn, betitelt: „Die ewige Erlösung,“ in zwei kleinen Bändchen erschienen bei C. Bertelsmann in Gütersloh. Das erste Bändchen, erschienen 1885, enthält 17 Predigten, das andere, erschienen 1898, enthält 24 Predigten. Die Predigten sind feine Muster positiv-gläubiger Predigtweise mit Berücksichtigung der Fragen, welche die Gegenwart umtreiben und sie im Glaubensgrund zu erschüttern drohen.

Ergreifend ist der Tod des Sokrates, aber ergreifender ist der Tod Jesu Christi. Hier ist nicht nur mehr als Salomo, sondern auch mehr als Sokrates. Auch hier tötet man einen guten und weisen Mann, aber er war mehr als das: er war der Prophet, vom Vater in die Welt gesandt, um alle Menschen zur Wahrheit und zum Licht zu führen; er war der Heilige Gottes, an dem die Sünde, unser aller Erbteil von Adam her, kein Teil hatte. Er war auch der Wohltäter seines Volks, aber größer waren seine Gaben: er hatte viele Hundert nicht nur von leiblicher Krankheit, sondern von Irrtum und Sünde errettet und sie zu seligen Gotteskindern gemacht. Und größer waren auch seine Leiden; er wurde von der geistlichen, dann von der weltlichen Obrigkeit verurteilt, dort als Gotteslästerer, hier als Hochverräter; er wurde von den Knechten mißhandelt und verhöhnt, wie ein verworfener Verbrecher, er ward von Pilatus bis aufs Blut gegeißelt, so daß selbst der Heide mit diesem Jammerbild Mitleid empfand: Sehet, welch ein Mensch! Er mußte dann sein Kreuz nach Golgatha schleppen und starb dort unter dem Höhnen der Menge den schmerzlichen und schmachvollen Tod des Sklaven. Auch er wußte, was ihm bevorstand, und unterwarf sich diesem Leiden willig, auch er tröstete die erschreckten Jünger und hält mit ihnen am letzten Abend die erhabensten Gespräche; in stiller Seelengröße trägt er die gehäuften Schmerzen, bis er endlich die gequälte Seele in die Hände seines himmlischen Vaters zurückgab mit den Worten: es ist vollbracht! Nicht nur die umstehenden Heiden wurden davon ergriffen und zu dem Bekenntnis genötigt: dieser war ein frommer Mann! Noch heute wird jedes Herz von Trauer und Wehmut bewegt, wenn es sich in diesen Augenblick versenkt. Darum haben die größten Maler hier ihre bedeutendsten Stoffe gefunden, sie haben Jesum dargestellt bei Einsetzung des heiligen Mahles, seinen Kampf in Gethsemane, wie er in der Dornenkrone dem Volk vorgestellt wird, wie er unter dem Kreuze niedersinkt, wie er am Kreuze verscheidet, und wir alle haben solche Bilder als Zierde unserer Wohnungen. Die größten Komponisten haben die Passion in ergreifenden Tönen dargestellt, und nur die Dichter haben sich selten an diesen Stoff gewagt; denn die Sprache scheint dafür zu arm; neben der schlichten und erhabenen Darstellung, welche die Evangelien davon geben, muß die menschliche Dichtung verstummen.

Aber für den Christen ist hier mehr als ein ergreifendes Schauspiel. Hier ist ein geheimnisvolles Rätsel. Wer erkannt hat, daß Jesus der Heiland ist, vom Vater in die Welt gesandt, um alle Menschen zur Wahrheit und zur Heiligung, zum Frieden und zur Seligkeit zu führen, der wird verwirrt, wenn er solches sieht. Als Jesus den Jüngern zum erstenmal sein Leiden ankündigt, da verstanden sie ihn nicht; er redete klare, schlichte Worte, aber das buchstäbliche Verständnis derselben schien ihnen unmöglich, sie vermuteten, daß er wieder in einem dunkeln Gleichnis rede, wie so oft, und darum verstanden sie nicht, was er meinte. Und als das Undenkbare dennoch geschah, da wurde es dunkel vor ihren Au-

gen; ihr Glaube und ihre Hoffnung sank dahin, sie waren wie Wanderer in schwarzer Nacht, denen kein Stern leuchtet. Die göttliche Gerechtigkeit und Weisheit schien aus der Welt verschwunden zu sein. Der Größte, der Heiligste, der Fürst des Lebens, der Heiland der Welt starb den Tod des Verbrechers! Wie konnte Gott das geschehen lassen? Das ist noch heute ein Rätsel, ein Geheimnis. Daß Jesus erhoben wurde zu himmlischer Herrlichkeit, darüber wundern wir uns nicht, das kam ihm als dem Heiland zu; aber daß er starb am Holze des Fluches, das ist eine unglaubliche Nachricht. Und doch ist sie wahr. So wollen wir denn die Lösung dieses Rätsels suchen.

I.

Es war nicht ein Zufall, daß Jesus starb, denn es gibt keinen Zufall. Wenn wir nicht einsehen, zu welchem Zweck etwas geschieht, so nennen wir es Zufall. Aber nichts geschieht, was nicht von Gott geordnet wäre. Die Naturforscher lehren uns, daß alle Veränderungen in der Welt bedingt sind durch natürliche Kräfte, die sich in Bewegung umsetzen, so daß ein unendlicher Geist, der alle diese Kräfte durchschaut, auch die dadurch herbeigeführten Veränderungen im voraus übersieht, und diese Uebersicht hat Gott. Er kennt alle Kräfte, die er geschaffen hat, er übersieht alle ihre Verbindungen und die Wirkungen, die daraus hervorgehen. Aber nicht nur das; er hat diese Kräfte geschaffen und geordnet nach einem bestimmten Plan, so daß sie den von ihm gesetzten Zweck erfüllen, und auch die kleinste Veränderung in dem großen Haushalt der Natur hat ihren Zweck, nur daß wir ihn in den seltensten Fällen erkennen. Da fällt ein Sperling vom Dach, was kann das für einen Zweck haben? Ich weiß es nicht. Da fällt ein Haar von meinem Haupte; auch da weiß ich den Zweck nicht. Dennoch fällt kein Vogel vom Dach und kein Haar von meinem Haupte ohne den zweckvollen Willen Gottes. Also kann auch dem Sohne Gottes solches Leid nur widerfahren, weil es der Wille seines himmlischen Vaters ist. Wir sehen wohl die natürlichen Zusammenhänge, die geschichtlichen Kräfte, durch welche dies Leid herbeigeführt wird. Jesus trat auf und begeisterte das Volk durch seine gewaltige Rede, aber eben dies verdroß die Lehrer des Volks: wie kann dieser Ungelehrte aus Nazareth die Schrift? Sie traten ihm entgegen, sie wollten ihn vor dem Volk gering machen; aber er überwand sie in der Rede, er zeigte ihnen ihre Unwissenheit, zeigte, wie ihre ganze Frömmigkeit nur gleißender Schein sei und daß ihre Herzen voll waren von Hochmut und Lieblosigkeit, von Habgier und Unaufrichtigkeit. Da wurden sie erbittert: sie beurteilten ihn als Verächter der frommen Satzungen, als Volksverführer; sie fürchteten einen Volksaufstand und beschlossen, ihn zu töten, damit sie nicht allen Einfluß, vielleicht gar ihre Herrschaft verlören. Die Evangelien schildern in anschaulicher Weise, wie die fanatischen Priester, das wetterwendische Volk und der schwächliche Landpfleger zusammenwirken, um Jesu Tod herbeizuführen. Die treibenden Kräfte sind uns deutlich; aber das alles gibt keine Erklärung. Sie taten, wozu ihr böses Herz sie trieb, und tragen dafür die Verant-

wortung; aber was sie taten, das war Gottes wohlbedachter Ratschluß. Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht gegeben wäre von oben! so sagt Jesus zu dem Landpfleger. Die Blindheit und Sünde der Menschen führte nur den Willen Gottes aus. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? so fragte Jesus seine Jünger, als sie die Knechte hindern wollten. Jesus erkannte schon früh, daß ihm solcher Ausgang durch den Willen Gottes beschieden war; ganz im Anfang seines Lehramts weissagt er: es wird die Zeit kommen, daß der Bräutigam von den Hochzeitsgästen weggenommen ist, dann werden sie fasten. Diese Erkenntnis erwuchs ihm, weil er die Bosheit der Herzen und die Schriften der Propheten kannte. Der größte Prophet des Alten Bundes hatte geredet von einem Knechte Gottes, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt und unter die Uebeltäter gerechnet werden sollte. Darin erkannte Jesus sich selbst: als er den letzten Gang nach Jerusalem antritt, da sagt er: es muß alles erfüllt werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn, und dem Petrus verwehrt er, sich den Dienern zu widersetzen mit den Worten: wie würde sonst die Schrift erfüllet? Große Ereignisse senden oft ihre Schatten voraus, so schauten die Propheten im Geist den Tod des Messias und verkündeten ihn. Also der Tod Jesu beruht auf einem wohlüberlegten Ratschluß des ewigen Gottes, den er von Ewigkeit her gefaßt und durch die Propheten hat lassen verkündigen. Aber wozu dieser Ratschluß?

II.

Die Schrift sagt einmal (Hebr. 2, 10), die Größe des Heilandes sollte durch Leiden vollkommen werden. Dieser Ausspruch sei unser Wegweiser. Wer ist groß? Groß im vollen Sinne des Wortes ist allein Gott. Er hat allen Reichtum, alle Macht, alle Fülle und Seligkeit in sich; durch ihn allein sind und haben wir etwas, denn seine Liebe will nicht für sich allein haben, sondern Genossen seiner Herrlichkeit um sich sehen. Niemand ist gut, denn allein Gott! sagt der Herr. Darum ist auch niemand groß, denn allein Gott, und gegen ihn ist alles andere klein. Aber er hat den Menschen verschiedene Gaben gegeben; der eine übertrifft den andern an Weisheit, an Tugenden, an neuen Entdeckungen, an heilsamer Einwirkung auf seine Zeitgenossen. Solche, die durch hervorragende Gaben eine besonders weitreichende Einwirkung ausüben, nennen wir vor andern groß: wir reden von großen Staatsmännern, Feldherren Entdeckern, Dichtern und Komponisten. Zwar ist der Unterschied der Gaben, gegen Gottes Reichtum gehalten, nicht groß; ob einer fünf oder zehn Pfennige, oder gar eine Mark besitzt, das macht keinen Unterschied gegen einen Millionär; aber wir haben einmal so kümmerliche Begriffe, daß diese kleinen Unterschiede den Menschen genügen, um jemanden groß zu nennen. In diesem Sinne ist Jesus der Größte unter allen Menschen, denn seine Wirksamkeit erstreckt sich durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage und wird sich mit jedem Jahrhundert weiter verbreiten, bis sie alle Völker umfaßt. Moses, Buddha, Mohammed

und die Weisen dieser Welt werden untergehen, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne höher steigt. Und die Wirkungen, welche Jesus ausübt, sind die umfassendsten: er lehrt uns nicht etwa eine neue Kraft, ein neues Gesetz dieser Welt erkennen, sondern den Urheber der ganzen Welt auf die vollkommenste Art; er erleichtert nicht nur unser irdisches Dasein, sondern gibt uns vollkommenen Frieden und ewige Seligkeit; er verbessert nicht nur die äußern Sitten, sondern führt uns zur vollkommenen Heiligkeit. Diese gewaltige Wirksamkeit entfaltet er, weil er vom Vater die vollkommensten Gaben, die höchste Ausstattung empfangen hatte: eine Weisheit, Heiligkeit und Macht, wie sie nie ein Mensch besessen hat. Darum durfte er sagen: alles, was dein ist, ist mein. Niemand kennet den Sohn, denn der Vater, und niemand den Vater, denn der Sohn. Darum war Jesus der Größte unter den Menschen.

Aber weil alle Vorzüge des Menschen Gottes unverdiente Gabe sind, darum besteht menschliche Größe in Wahrheit nicht in der Größe der Gaben, sondern in der Demut, mit der wir sie aufnehmen, und in der Hingebung, mit der wir sie anwenden. Wer sich über solche Vorzüge aufbläht, über andere erhebt, ist klein; wer sie in Dankbarkeit von Gott hinnimmt, ist groß. Wer sie anwendet, um sich dadurch Wohlleben, Ehre, Macht zu verschaffen, ist klein; wer nichts anderes begehrt, als nach seinen Kräften Gottes Ehre und das Heil der Brüder zu fördern, ist groß. Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer aller Diener! sagt der Herr. Das ist eine Größe, die in der Welt nicht geachtet, aber vor Gott wertvoll ist. Und diese Größe hat Jesus im höchsten Maße bewiesen. Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig! Er suchte nicht seinen Willen, sondern den Willen seines Vaters im Himmel: ich kann nichts von mir selber tun, sondern alles, was mir mein Vater zeigt, das tue ich. Der Fürst dieser Welt bot ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit; aber er zog es vor, seine großen Gaben im Dienste Gottes und seiner armen Brüder zu verzehren, die Sünder und Elenden suchte er auf. Weil er ohne Rast wirkte die Werke des, der ihn gesandt hatte, weil keine selbstsüchtige Trägheit ihn hinderte, darum ist er größer als alle Menschen.

Aber es gibt noch eine letzte Stufe menschlicher Größe: wenn man für alle Liebe und Hingebung nichts erntet als Undank, Hohn, Verfolgung, Leid und dennoch nicht abläßt zu lieben. Groß ist der Sieger, wenn er mit Kränzen geschmückt, mit Orden geziert, unter dem Jubel der Menge einzieht in die Hauptstadt; aber größer ist der Sieger, der einsam auf dunkelm Schlachtfelde liegt, die Todeswunde in der Brust; er hört noch sterbend die Botschaft des Sieges und ist zufrieden, mit seinem Herzblut sein Vaterland gerettet zu haben. Groß ist der Apostel, wenn er mit feuriger Zunge die Wahrheit Gottes verkündet, wenn die begeisterte Menge an seinen Lippen hängt und ihm Beifall jauchzt. Aber größer ist er, wenn die Menge um der Wahrheit willen ihn verspottet, mißhandelt, und er macht sich getrost auf, sein Evangelium in einer andern Stadt zu verkünden, um da dieselbe Mißhandlung zu erfahren.

Unter allen, die in Deutschland leben, verdient der groß zu heißen, der die neue Zeit über unser Vaterland heraufgeführt hat und als letzter Zeuge derselben lebt, ich meine den Fürsten Bismarck. Als im Jahr 1866 die erste Nachricht von den böhmischen Siegen in Berlin eintraf, da wälzte sich die begeisterte Menge nach der Wilhelmsstraße, um ihm ihre Anerkennung und Huldigung darzubringen: mit endlosem Jubel empfingen sie ihn, als er auf dem Balkon seines Palastes erschien, und unter dem Donner eines schweren Gewitters rief er begeisterte Worte in die lautlose Menge. Da war er groß. Aber es gab eine Zeit, da war er größer. Als er allein einstand für seinen König, für Preußens Macht und Deutschlands Zukunft, und von der törichten Menge verhöhnt ward, als man ihn schalt einen tollen Junker, einen unfähigen Diplomaten, einen meineidigen Minister, als die berufenen Vertreter des Volks seine Absetzung forderten und das Schlagwort ausgaben: diesem Ministerium keinen Groschen, als er auf der Straße vor Insulten und Mörderkugeln nicht sicher war, und dennoch hielt er unverrückt das große Ziel im Auge, Preußens und Deutschlands Herrlichkeit — da war er größer. Und solche Größe sollte Jesus im höchsten Maße erwerben. Er war groß, als er in Ewigkeit zur Rechten des Vaters thronte, er war größer, als er, ein armer Lehrer, durch die Lande zog und überall Wahrheit und Segen ausbreitete. Aber er sollte noch größer werden. Er brachte der Welt Leben und Seligkeit, aber er wurde verschmäht, verworfen, mißhandelt; und dennoch bewahrte er der undankbaren Welt seine Liebe. Er verzehrte sich im Dienste seines himmlischen Vaters, und dieser Vater gab ihn dem Tode und dem Untergang hin; wenn einer freudig die Welt verlassen und zum Vater heimkehren durfte, war er es; und er, der nie den Vater verlassen hatte, er wurde von seinem Vater verlassen, daß sich aus seiner gequälten Seele der Angstruf entrang: mein Gott, warum hast du mich verlassen? Der König unter den Tieren ist der Löwe, nichts kann seiner Macht widerstehn; nur zuweilen gelingt es der Riesenschlange, seinen Leib zu umwinden, und wenn sie dann alle Kraft anwendet, ihn zu erdrücken, dann entringt sich dem majestätischen Herrscher ein dumpfes Gebrüll, daß die Tiere entsetzt davor fliehen. So wurde der Löwe aus Juda von der höllischen Schlange umschlungen und überwunden und der ewige Gott errettete seine Seele nicht. Und er gab sein Leben dahin aus Gehorsam gegen den Willen seines Vaters. Dadurch ist er der Größte unter allen Menschen, daß er den größten Gehorsam geleistet hat; die Herrschaft kommt ihm nicht nur zu nach dem Rechte der Geburt, sondern er hat sie erworben durch seine Leistung. Weil er gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz, darum hat ihm Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, sagt sein Apostel. Er wird einst groß sein, wenn er kommt, das Gericht zu halten, und alle Völker vor ihm erscheinen müssen, um aus seinem Munde ihr Urteil zu empfangen; aber größer war er, als er in dem Richthofe des Pilatus sich entkleiden, an den Pfahl binden und blutig geißeln ließ. Er wird groß sein in der Sternenkrone, aber größer war er in der Dornenkrone. Diese

Größe sollte er erwerben, darum hatte des Vaters ewiger Ratschluß diese Leiden über ihn verhängt.

III.

Aber wozu erwarb Jesus diese Größe? Genügte ihm nicht die Herrlichkeit, die er beim Vater hatte von Ewigkeit? Reizte es ihn, auch die Herrschaft über die sündige Menschheit zu erlangen? Wann werden wir doch die Bescheidenheit lernen, zu der wir so viel Veranlassung haben! Alles, was Jesus getan hat, tat er nicht um seinetwillen, sondern um unsertwillen; nicht er, sondern wir haben davon Gewinn. Auch die sittliche Hoheit, welche er durch sein Leiden erworben hat, dient zu unserm Heil. Aber welcher Zusammenhang zwischen seinem Tode und unserm Heil? Und nun treten wir der Frage nahe, die uns beschäftigt.

Wollte er uns etwa das Vorbild der vollkommensten Liebe und Selbstverleugnung geben? Wollte er unsern selbstsüchtigen Sinn beschämen, unser hartes Herz zur Buße und Gegenliebe erweichen? Ganz gewiß. Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde, sagt er zu seinen Jüngern (Joh. 15, 13). Er wollte das neue Gebot der völligen Liebe seinen Jüngern nicht bloß einschärfen, sondern vorleben. Der Anblick dieser Liebe erschüttert und gewinnt unser Herz. Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat (1. Joh. 3, 16). Christus hat gelitten für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen (. Petr. 2, 21). Durch den Anblick der gekreuzigten Liebe wurde Paulus zu dem Vorsatz genötigt: Was ich noch lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben (Gal. 2, 20). Darum bekannte er auch: Durch das Kreuz Christi ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt (Gal. 6, 14). Wenn von jeher manche Theologen diese erneuernde, heiligende Wirkung des Kreuzes Christi hervorgehoben haben, so sind sie darum nicht zu tadeln: sie stehen damit auf dem Boden der apostolischen Lehre: wenn sie aber in dieser sittlichen Wirkung den vornehmsten oder einzigen Zweck des Kreuzes Christi finden, so irren sie. Unser Herr und Meister wenigstens urteilt anders.

Jesus hat selten über seinen Tod und dessen Zweck gesprochen; indes zwei Aussprüche darüber sind uns erhalten und sie bringen Licht in das Dunkel. Mark. 10, 45 sagt er: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben als Lösegeld anstatt vieler. Wir sind also in Schuldhaft, und zwar vor Gott; weil wir gesündigt haben, sind wir vor ihm schuldig und haben Strafe verwirkt. Darum vergleicht er auch (Matth. 5, 25) Gott einem Richter, der den Schuldigen im Kerker behält, bis er den letzten Heller bezahlt. Diese Wahrheit versteht der natürliche Mensch nicht, denn er richtet sich nicht nach dem ewigen Gesetz Gottes. Er ist wohl bereit, Gott einige Ehrerbietung zu erweisen, fordert aber, daß Gott sich an dem genügen lasse, was er aus gutem Willen ihm darbringt, und droht, ihn für grausam zu erklären, wenn er ihn nach einem ernsteren

Gesetz richte. Und doch erhebt Gott diesen Anspruch; er fordert, daß jede vernünftige Kreatur, die er erschaffen hat, sich seinem heiligen Gesetz ganz unterwerfe. Jede Uebertretung desselben ist eine Störung der Ordnung, eine Verletzung der Majestät; wer sich derselben schuldig macht, ist der göttlichen Strafe verfallen. Gott ist ein Gott der Ordnung, jede Sünde muß durch Strafe getilgt werden. Unter den Edelsteinen in der Krone Gottes strahlt auch seine ewige Gerechtigkeit, und Gott kann nicht zugeben, daß ihr Glanz verdunkelt werde. Darum sind wir der Strafe rettungslos verfallen, und keine Macht der Welt kann sie uns abnehmen. Und hier zeigt uns Christus diese Hilfe, welche die göttliche Liebe bereitet hat: anstatt unserer Strafe will er das Lösegeld zahlen, damit wir von Schuld und Strafe frei werden. Gottes Liebe hat von Ewigkeit her beschlossen, die sündigen Menschen aus Schuld und Strafe zu erlösen, aber so zu erlösen, daß ein Lösegeld gezahlt werde. Christi Gehorsam bis zum Tode ist das Lösegeld, das er dem Vater für uns gezahlt hat. Er trat in die Menschheit ein, als ihr Haupt und Vertreter nahm er teil an allen Folgen der Sünde, bis zum Tode, bis zur Gottverlassenheit, ohne selbst den Gehorsam zu verleugnen. Durch diesen Todesgehorsam ist das Lösegeld bezahlt für alle Sünder, ihre Schuld ist getilgt und ihnen Gottes Vergebung erworben. Darum sagt auch der Herr, und das ist der zweite Ausspruch über den Zweck seines Todes: sein Blut sollte vergossen werden zur Vergebung der Sünden. So hat Christi vollkommener Gehorsam gut gemacht, was unsere Sünde verdorben hatte; der Gipfel seines Gehorsams aber ist der Tod am Kreuz, darum wird von seinem Tode, von seinem Blute insonderheit gesagt, was von seinem ganzen Gehorsam gilt. Und seine Jünger bestätigen einmütig, was ihr Meister gelehrt hatte; jeder von ihnen soll wenigstens mit einem Spruch hier zu Worte kommen. Johannes der Täufer sagt: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Petrus sagt: er hat unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holz (1. Petr. 2, 24). Johannes sagt: Er ist die Versöhnung über unsere Sünden, nicht allein aber über die unsern, sondern über die der ganzen Welt. Und Paulus sagt: Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. So ist also der vollkommene Gehorsam Christi bis zum Tode nach der Schrift das Lösegeld, dadurch er die schuldige Menschheit von der Schuld hat befreit, die Sühne, dadurch er ihre Schuld getilgt, das Opfer, dadurch er ihr die Vergebung der Sünden erworben. Das ist die Lösung des Rätsels von Golgatha, wenn wir Jesu und seinen Aposteln glauben.

Aber diese Lösung gibt uns neue Rätsel auf und ist von jeher vielen Fragen und Bedenken ausgesetzt gewesen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Wir haben es hier mit dem höchsten Geheimnis des Evangeliums zu tun, und auch ein redliches Gemüt muß lange suchen, ehe ihm dies Geheimnis deutlich wird. Wenn ich auf diese Zweifel und Bedenken eingehe, so werden die darüber am wenigsten ungeduldig wer-

den, welche zum Verständnis des Kreuzes durchgedrungen sind; haben sie doch selbst sich auch mühsam durchkämpfen müssen.

Die gewöhnliche Einwendung lautet: wenn Gott den Menschen vergeben wollte, wozu war da noch eine Sühne nötig? Ein Beleidigter kann seinem Beleidiger auch ohne empfangene Genugtuung vergeben, ein König den Missetäter ohne Lösegeld begnadigen; und was jeder Mensch, jeder König kann, das sollte Gott nicht können? Darauf ist zu sagen: was Gott kann, das wissen wir nicht, kein Mensch hat eine so zureichende Einsicht in das Wesen Gottes, um danach entscheiden zu können, wie weit sein Vermögen reicht. Sofern aber die Frage voraussetzt, daß Gott vielleicht etwas wolle, was er nicht konnte, daß also sein Vermögen nicht so weit reiche wie sein Wille, ist sie falsch gestellt. Es mag durch erbauliche Schriften verschuldet sein, wenn manche Christen sich die Versöhnung so vorstellen, daß Gott zwar sehr gern vergeben wollte, daß er aber in seiner Natur ein Hindernis fand, diesen Willen auszuführen, welches er erst beseitigen mußte. Der Gegensatz zwischen Wille und Natur, der sich bei uns findet, hat in Gott keinen Raum; er besitzt keine gegebene Natur, sondern sein Wille ist seine Natur. Wenn er nicht ohne Lösegeld vergibt, so geschieht das, weil er es so will, und dieser Wille ist das Hindernis einer Vergebung ohne Sühne. Jesus bat: ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Seine Bitte wurde nicht erhört, also war es unmöglich. Diese Unmöglichkeit hatte ihren Grund nicht in einer Macht, die über Gott herrschte, sondern allein in dem Willen Gottes. Er wollte nicht ohne Sühne vergeben. Und warum? Jedenfalls wollte er seinen Unwillen über die Sünde auf eine deutliche Weise offenbaren und allem Leichtsinn der Menschen den Vorwand nehmen.

Aber hat Gott nicht schon Sünde vergeben, ehe Christus das Lösegeld bezahlt hatte? durch die Opfer ds Alten Bundes? dem David nach seinem Fall? Hat nicht Christus selbst vor seinem Tode dem Gichtbrüchigen, der großen Sünderin vergeben? Im Alten Bunde hatte Gott zur Erziehung des Volkes die Schattenopfer eingerichtet, um die Gewissen zu erleichtern. Aber vergeben hat Gott die Sünden nicht, sondern aus großer Langmut übersehen bis zum Opfer Christi. So beseitigt Paulus diesen Einwand, Röm. 3, 25. Volle Vergebung und Versöhnung mit Gott hat erst Christus durch sein Opfer erworben. Dieses Opfer bestand nicht nur in seinem Tode, sondern in seinem ganzen Leben, und er hätte, während er dies Opfer darbrachte, nicht schon die Frucht dieses Opfers den bekümmerten Herzen zueignen dürfen?

Aber es ist ungerecht, daß Gott den Unschuldigen straft, um den Schuldigen freizulassen. Wie kann Gott ungerecht sein? Wer diesen Einwand erhebt, der hat die Lehre der Schrift gar nicht verstanden. Wo ist denn gesagt, daß Christus an unserer Statt bestraft sei? Hier ist bei vielen Christen ein Mißverständnis, welches durch die ältere Theologie verschuldet ist. Jesaias sagt 53, 5: Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Danach haben viele Theologen die Versöhnungslehre so gefaßt, daß Christus die Strafe getragen habe, welche wir ver-

dient haben, und daß damit die Gerechtigkeit Gottes befriedigt sei. Gleich als wenn es Gott nur darauf ankäme, daß überhaupt die Strafe geleistet werde, gleichviel ob von dem Schuldigen oder Unschuldigen. Diese unwürdige Vorstellung von Gott ist nicht schriftgemäß. Jes. 53, 5 ist nicht genau übersetzt, sie lautet wörtlich: Die Züchtigung zu unserm Frieden lag auf ihm. Das Kreuz, welches Christus trug, war für ihn ein Leiden, aber keine Strafe, denn es fehlte ihm das Bewußtsein der Schuld. Es geschieht in der erbaulichen Sprache oft, daß man Sühne und Strafleistung gleichsetzt; aber die Sühne ist das Gegenteil von Strafe. Die Strafe wird an dem Schuldigen vollzogen, die Sühne wird von dem Unschuldigen geleistet; die Strafe wird aufgenötigt, die Sühne wird freiwillig übernommen. Die Sühne wird vollbracht, damit die Strafe verhindert werde. Durch Liebe trat Jesus in die Gemeinschaft der Sünder und stellte sich auf ihre Seite Gott gegenüber. Er nahm auf sich alle Folgen unserer Sünden bis zum Tode, bis zur Gottverlassenheit; um dieses Gehorsams willen sieht Gott die Menschheit wohlgefällig an, ihre Sünde ist kein Hindernis mehr, Gnade und Frieden walten zu lassen. Ein Beispiel mag das erläutern. Eine Stadt hat sich empört gegen ihren König: der König zieht mit Heeresmacht heran und belagert die Stadt; die Stadt kann sich nicht halten, sie wird schwere Strafe erfahren. Da überlegen die Empörer, wie sie Verzeihung erlangen können. Sie haben einen Bürger in der Stadt, der in ihre Empörung nicht gewilligt hat, sondern dem Könige treu blieb. Sie haben ihn darum gescholten und angefeindet; jetzt kommen sie zu ihm und bitten ihn, sie vor dem Könige zu vertreten. Er übernimmt den Auftrag und geht zum Könige ins Lager. Was wird der König tun? Er weiß, daß jener Bote unschuldig ist, dennoch wird er ihn höchst ungnädig empfangen, weil er jene Empörer vertritt; er wird Sühne fordern und die Bürgschaft, daß die Bürger die Waffen niederlegen, und erst wenn der Vertreter der Stadt dies geleistet hat, wird er Gnade walten lassen. So hat Jesus als Vertreter der sündigen Menschheit vor Gott die Sühne geleistet und die Bürgschaft für sie übernommen, und nun läßt Gott volle Gnade walten um unsers Bürgen willen.

Aber wird nicht die Unsittlichkeit befördert, wenn wir angenommen werden um des Werkes Christi willen? Würde es nicht ein mächtiger Sporn zu sittlicher Anstrengung sein, wenn wir durch eigene Leistung unsere Schuld tilgen müßten? O ja, ein Sporn, der uns zur Selbstgerechtigkeit, zum Glauben an eignes Verdienst, zum Hochmut verführte! Ein Sporn, der die Demut, die Grundtugend vor Gott zerstörte! Das war eben der pharisäische Irrtum, den Jesus tadelte. Vor Gott sind wir nichts, Gottes Gabe ist alles. Er schafft die Vergebung durch seinen Sohn und schenkt sie uns. Dadurch wird aber nicht die sittliche Trägheit befördert. Denn Christi Versöhnung wird nur denen zu teil, welche in seine Gemeinschaft eintreten. welche, von seinem Geiste erfüllt, Glieder an seinem Leibe werden. Dann haben sie teil an der Gerechtigkeit Christi, dann werden sie auch durch seinen Geist erneuert zu seinem Eben-

bild, geführt zur höchsten Sittlichkeit. So empfangen wir durch Christum beides: Gerechtigkeit durch seine Versöhnung und Heiligung durch seinen Geist. Diese beiden Gaben sind untrennbar. Aber was uns Frieden vor Gott gibt, das sind nie unsere sittlichen Leistungen, immer nur die Gnade, die Christus uns durch sein Werk erworben hat. Wenn ein Christ, am Ziele seines Lebens angelangt, auf die Tage seiner Wallfahrt zurücksieht, dann kann er wohl bekennen, daß Gottes Gnade an ihm nicht vergeblich gewesen ist. Er hat durch Christi Geist manche Sünde überwunden, er hat nach seinen Gaben Gott und den Brüdern gedient, er hat gerungen, daß Christus in ihm Gestalt gewinne. Aber das alles war mangelhaftes Werk, viel Schwachheit und Sünde ist untergelaufen, oft genug hat er Gottes Kraft gehindert. Sein Lebenswerk ist nicht so, daß er darauf vor Gott treten könnte. Sondern was ihm Frieden und Vertrauen gibt, das ist Christi Werk, wodurch seine Schuld bedeckt und alle Sünde vergeben ist. So bleibt's bei dem alten Kindersprüchlein:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Wer das sagen kann, der hat das Geheimnis des Kreuzes verstanden.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Das vorgeschlagene konstitutionelle Amendement gegen die Vielweiberei. Vor Schluß der letzten Sitzung des Kongresses brachte Senator Dubois von Idaho eine Resolution im Senat ein, die angenommen wurde, in welcher das Komitee über Gerichtsfragen angewiesen wurde, dem Senat innerhalb dreißig Tage nach Zusammentritt des Kongresses die Form eines konstitutionellen Amendements zur Unterdrückung der Vielweiberei vorzulegen. Diese Maßnahme verschafft der Sache eine günstige Stellung und sichert derselben eine sorgfältige Beachtung. Falls dasselbe durch eine zwei Drittel Stimmenmehrheit in jedem der beiden Häuser des Kongresses und darauf folgend durch drei Viertel der Staatslegislaturen angenommen wird, würde das vorgeschlagene Amendement ein Teil der Konstitution der Vereinigten Staaten werden. Beide, der Kongreß und die Legislaturen, werden sich dem Willen des Volks geneigt zeigen. Falls indessen das Volk gleichgültig ist, dürfte auch nicht einmal der erste Schritt getan werden. Falls sich aber eine intelligente und allgemeine Forderung geltend macht, wird das Amendement unzweifelhaft, wenn eingebracht, auch angenommen werden. Die Frage liegt deshalb in Wirklichkeit der ganzen Nation vor und sollte die ernstlichste Beachtung erwecken.

Zwei Argumente scheinen ganz besonders maßgebend zu Gunsten eines solchen Amendements zu sein. Erstens ist es Zeit, daß der lange Kampf mit der Vielweiberei ein- für allemal entschieden und abgeschlossen wird. Dieser Kampf hat nun nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt. Das Volk der Vereinigten Staaten hat gegen die Mormonen die größte Nachsicht und

Großmut geübt, freilich auf die Bedingung hin, welche stets fest im Auge behalten wurde, daß dieselben die Vielweiberei ein= für allemal im guten Glauben aufgeben sollte.

Das optimistische Volk der Ver. Staaten glaubte, nachdem Utah als Staat in die Union aufgenommen worden war, mit dem positiven Versprechen, die Vielweiberei definitiv aufzugeben, daß der Kampf damit zu Ende gekommen, der Sieg gewonnen und dieser Schandfleck an dem guten Namen unserer Nation ausgewischt sei.

Daß das aber nicht der Fall sei, ist deutlich bewiesen worden durch die im Kongreß beigebrachten Beweise, daß die Mormonen nicht nur in ihren polygamistischen Verhältnissen blieben, die sie vor 1890 eingegangen, sondern daß manche von ihnen neue Eheverbindungen seitdem eingegangen sind und daß die Mormonenkirche noch immer Vielweiberei als religiöse Lehre festhält.

Die Wahrheit der Behauptung, daß Polygamie mit dem Mormonen=System unzertrennbar verwoben ist, ist ersichtlich daraus, daß die Mormonen lehren, daß Gott ein Polygamist sei und Jesus Christus und daß dieselben beständig neue Welten erschaffen und dieselben mit ihren Nachkommen bevölkern. Und es sei denn, daß sie ihre Lehre mit Bezug auf Gott revidieren, kann den Mormonen kein Glauben geschenkt werden, daß sie die Vielweiberei wirklich aufgegeben haben.

Das zweite Argument zu Gunsten der vorgeschlagenen Maßregeln ist, daß eine konstitutionelle Vorkehrung die natürliche, richtige und allein genügende Methode für die schließliche Abmachung der Sache ist. Der Zweck geschriebener Konstitutionen ist den Entscheidungen, welche nach dem Willen der Nation getroffen wurden, einen schließlichen und autorisierten Ausdruck zu verleihen. Auf diese Weise wurde am Schluß einer 75jährigen Kontroverse und eines vierjährigen Krieges die Sklaverei=Frage schließlich beigelegt. Die christliche Form der Familie ist ein wesentlicher Teil unsers nationalen Lebens und Charakters. Dies ist ersichtlich aus der Tatsache, daß alle Staaten Gesetze haben, welche die Bigamie oder Polygamie zu einem Verbrechen machen. Allein obwohl der Wille der Nation mit Bezug auf die Familie so klaren Ausdruck in den Gesetzen der verschiedenen Staaten gefunden hat, gibt es doch keine korrespondierende Bestimmung in unserm Fundamentalgesetz. Das vorgeschlagene Amendement würde Vielweiberei zu einem Verbrechen gegen die Ver. Staaten machen und den Verbrecher den Ver. Staaten Gerichtshöfen überliefern. Die Strafe der Entrechtung und Untüchtigkeit für die Uebernahme eines öffentlichen Amtes, welche in dem vorgeschlagenen Amendement eingeschlossen ist, würde dem politischen Ehrgeiz und der politischen Tätigkeit der Mormonen=Hierarchie einen wirksamen Schlag versetzen. Ohne ein konstitutionelles Amendement, wie vorgeschlagen, gibt es keinerlei Sicherheit gegen den Widerruf der Bedingungen, unter welchen Utah aufgenommen wurde durch diesen Staat und eine Veränderung der Konstitution und Wiedereinführung der Polygamie. Irgend ein anderer Staat, in dem die Mormonen die politische Gewalt in Händen haben, könnte die Vielweiberei gesetzlich machen, ohne dadurch gegen irgend welche Verpflichtungen zu verstoßen.

Zur Charakteristik der Mormonen=Missionare. Mormonen=Missionare waren kürzlich in Springfield, Mass., an der Arbeit. „The Republican", eines der Tagesblätter, bespricht einen Traktat, der von

den Mormonen-Missionaren in der ganzen Stadt heimlich verbreitet wurde, und setzt hinzu: „In der ganzen Geschichte der Torheiten, die sich Menschen haben zu Schulden kommen lassen, hat keine einen so gemeinen Ursprung und ist keine der sittlichen Entwicklung so feindselig als die sogenannte Kirche der Heiligen der letzten Tage, die Kirche von Joe Smith, Brigham Young, John Taylor und Reed Smoot." Mit Bezug auf den Charakter der Missionare hat das Blatt folgendes zu sagen: „Die Missionare der Mormonenkirche sind alle Betrüger und sollten nirgends unter uns geduldet werden. Es fällt ihnen nicht ein, die wesentlichen Tatsachen ihrer politischen Kirche der Oeffentlichkeit preiszugeben. Diese gemeinen Volksverführer hüten sich, den von ihnen Verführten zu sagen, daß die Mormonen heute noch Vielweiberei treiben im Widerspruch mit den Gesetzen des Landes. Sie lügen grundsätzlich. Sie sagen nicht, daß sie der Schulbildung ihres eigenen Volkes opponieren, und sie verheimlichen ihren teuflischen Verrat, ihre Anschläge gegen die Regierung und ihre unermüdlichen Versuche, ihre politische und ecclesiastische Herrschaft zu erweitern. Die Mormonen-Missionare sind fast ohne Ausnahme aller Ehrenhaftigkeit und alles Ehrgefühls bar. Wo immer diese Missionare der Hierarchie in Salt Lake City sich sehen lassen, sollte man ihnen ohne Umstände die Tür weisen.

Die Unitarier und die Nationale Kirchen-Föderation. Daß man die Katholiken und die Juden nicht eingeladen hat, die Konferenz zu beschicken, hat im Grunde genommen keinen Anstoß erregt. Es war das eigentlich selbstverständlich, aber die Unitarier und die Universalisten haben erwartet, daß man sie zur Teilnahme heranziehen würde, und sie erheben ein Zetergeschrei, weil Männer wie Eduard Everett Hale, der Kaplan des Ver. Staaten Senats, und Dr. Chas. E. Elliot, der Präsident einer der größten Universitäten unsers Landes, ignoriert worden sind. Die Kirche, der diese Männer angehören, leugnet die Gottheit Christi und damit die Lehre von der Versöhnung. Nun liegt es auf der Hand, daß die protestantischen Kirchen auf diesen Grundpfeiler der christlichen Lehre aufgebaut worden sind und deshalb sollten die Unitarier nicht erwarten, daß die andern protestantischen Kirchen ihren Glaubensgrund aufgeben, um mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Der Unitarismus hat den Grundpfeiler des christlichen Glaubensbekenntnisses unterminiert, er leugnet die Sünde und den Erlöser und ist nicht willig, die Bibel als die einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens anzuerkennen. Deshalb kann keine Brüderschaft zwischen ihm und den übrigen protestantischen Kirchen bestehen, auch wenn man willig ist, Männern wie Hale und Elliot seine Achtung nicht zu versagen. (Chr. Apol.)

Ein Reformator der Gegenwart. Es scheint, daß wir ein Recht haben, diesen Namen dem katholischen Priester Jeremiah J. Crowley in Chicago beizulegen. Derselbe ist am 20. November 1861 in Irland als Sohn eines wohlhabenden Farmers geboren, der es als seines Lebens Freude ansah, seinen Sohn als Priester der katholischen Kirche zu erziehen. 1886 wurde er ordiniert, war dann 16 Monate als Hilfsrektor in Manchester, N. H. (Neuengland). Dann kehrte er nach Irland zurück, und bekleidete das Amt dort ca. acht Jahre. Aber im August 1896 kam er wieder nach Amerika und übernahm eine Pfarrei an der St. Marys-Kirche in Oregon, Ill. Während der berühmt gewordenen Chicagoer Kontroverse, die in

1900 von 25 gutstehenden Priestern der katholischen Kirche geführt wurde, und woran Vater Crowley sich beteiligte, kam er in Konflikt mit seinen kirchlichen Vorgesetzten und die Folge war, daß man ihn exkommunizierte. Da indessen sein Charakter unantastbar war, und er verlangte, vor ein kirchliches Gericht gestellt zu werden, vor welchem er jegliche Aussage und Anklage, die er gemacht, zu beweisen versprach, sah sich die Kirchenbehörde genötigt, ihn wieder in seine Rechte einzusetzen. Seine kirchlichen Vorgesetzten haben zugleich allen Grund zu wünschen, daß er nicht als Zeuge auftritt, denn sie wissen gut genug, daß er jedes Wort, das er gesagt, beweisen würde. Inzwischen hat nun Crowley ein Buch herausgegeben: "The Parochial School, a Curse to the Church and a Menace to the Nation." Dasselbe ist bereits in zweiter Auflage erschienen und im Vorwort ein Brief beigefügt, den der Autor an den Papst Pius X. richtete, dem er sein Buch zur Prüfung zuschickte.

Der „Christl. Apologete" schreibt darüber: „Wir haben das Buch sorgfältig durchgelesen und wir haben den Mut, die Ueberzeugungstreue und den christlichen Eifer dieses modernen Savonarola im höchsten Grade bewundert. Ohne Zweifel hat der liebe Gott in diesem Manne sich ein Werkzeug erkoren, das dem amerikanischen Volk die Augen öffnen soll bezüglich der Gefahr, die ihm von seiten der römischen Hierarchie droht. . . . Wir gestehen, daß wir seit Jahren kein Buch gelesen haben, das uns so ergriffen und bis ins Innerste erschüttert hat, wie das vorliegende Buch. Es ist in zwölf Kapitel eingeteilt. Das erste handelt von der Art und Weise, wie das Buch entstanden ist, es gibt Aufschluß über den Autor und Einblicke in seinen inneren und äußeren Lebensgang. Das zweite handelt von der katholischen Parochial-Schule und von der Feindschaft der katholischen Priesterschaft gegen die öffentliche Schule. Das dritte Kapitel führt uns die Erziehungsbehörde der Parochial-Schule vor Augen und das Licht, das auf diese Frage geworfen wird, hätte von keinem Protestanten angezündet werden können. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, was hier ein Mann sagt, der in der Lage ist, einen Vorhang zu heben, hinter welchen zu schauen nur wenige Gelegenheit haben. Das vierte Kapitel redet von den Superintendenten der Parochial-Schule und das fünfte von den Prinzipalen und Gehilfsprinzipalen, welche den Parochial-Schulen vorstehen. Im sechsten Kapitel ist die Rede von den Lehrern und Lehrerinnen. Das siebente verbreitet sich über den Geiz und die Habgier der Priesterschaft und führt Beispiele über die tatsächliche Verkommenheit vieler Priester an, die niemand für glaublich halten würde, wenn sie nicht aus einer so zuverlässigen Quelle kämen. Das achte Kapitel redet von den Schülern der Parochial-Schule und das neunte von den schweren Verlusten, die die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten in der Vergangenheit hatte. Der Grund dafür wird ausführlich auseinandergesetzt. Im zehnten Kapitel verbreitet sich der Autor des längeren über die appaistische Bewegung in den Vereinigten Staaten; im elften spricht er über die Emanzipation der katholischen Laienwelt und im zwölften behandelt er das öffentliche Schulsystem der Vereinigten Staaten in einer Weise, die erkennen läßt, daß er gründliche Fachstudien getrieben hat."

Das Buch ist 482 Seiten stark, gut gebunden, hat eine Anzahl Bilder mit dem des Autors. Dasselbe kann für $1 im Verlagshaus der Methodisten in Cincinnati oder vom Autor selbst bezogen werden, dessen Adresse ist: „Father Jer. J. Crowley, Shermann House, Chicago, Ill. Das Buch

ist wohl wert, auch unter Protestanten millionenfach verbreitet zu werden, da es ihnen die Augen öffnen kann über die Gefahren, die unserm Lande von seiten der römischen Klerisei droht, deren ganzes Sinnen und Planen auf Vernichtung unsers öffentlichen Schulsystems gerichtet ist.

Ausland.

Der „Eisenacher Bund" in Bremen. Die Pfingsttagung der Eisenacher Konferenz in Kösen hatte zur Begründung des Eisenacher Bundes geführt, der die Bestrebungen der Konferenz in allen Teilen Deutschlands ständig vertreten soll und dessen geschäftsführenden Ausschuß u. a. Dr. Lepsius-Berlin als Vorsitzender, Pastor Zeller-Berlin als stellvertretender Vorsitzender und Missionsinspektor Wilde-Großlichterfelde als Schriftführer bilden. Der Bund beschloß in Deutschland da und dort kleinere Wanderkonferenzen ins Leben zu rufen. Diesem Plan kam nun eine Vereinigung mit einem Hamburger Verein zu gut, welche den Bund bestimmten eine Wanderkonferenz in den Städten Hamburg, Bremen, Lübeck und Kiel zu begründen und zur ersten Tagung auf den 17. und 18. Oktober (1905) nach Bremen einzuladen. Für die Wahl dieses Ortes waren bestimmend „die dort entbrannten kirchlichen Kämpfe, die im ganzen evangelischen Deutschland und weit darüber hinaus mit Spannung verfolgt werden, weil es sich bei ihnen um Geltung oder Nichtgeltung des Evangeliums handelt." Die Einladung dazu war nicht nur vom Vorstand des Bundes unterschrieben, sondern auch von einer größeren Zahl von Laien und Theologen aus Bremen, Hamburg und Lübeck, und sogar von vielen Geistlichen aus Nachbargebieten Bremens, wie Hannover, Oldenburg, Ostfriesland.

Auf dem gemeinsamen Grund des alten Glaubens und einer aufbauenden positiven Theologie konnten da die Teilnehmer der Konferenz dieser brüderlich-theologischen Gemeinschaft froh werden, indem die kirchlich-konfessionelle Eigenart der verschiedenen Kirchengebiete, aus denen die Teilnehmer kamen, sorgfältig und ehrlich respektiert wurden, sowohl von der Leitung der Konferenz als den Rednern.

Pastor Zauleck's Referat über die kirchliche Lage in Bremen in geschlossener Versammlung gehalten, hat die Konferenzteilnehmer davon überzeugt, daß die Bremer positiven Kreise — Theologen wie Laien — in der Bekämpfung des dortigen kirchlichen Radikalismus getan haben, was ihnen bei der eigentümlichen Lage der kirchlichen Verhältnisse und Rechte irgend möglich war. Bekanntlich ist das auf Grund mangelhafter Berichte hin und wieder bezweifelt worden. So hat man nicht übel die Bremer Tagung als ein „Vertrauensvotum" für die Bremer Positiven bezeichnet.

Der Eisenacher Bund ist keine kirchenpolitische Organisation, Missionsinspektor Wilde betonte das wiederholt. „Er ist überall zu Hause, wo man dem alten Evangelium glaubt," und er will sich darum auch den kirchlichen Eigentümlichkeiten des Gebietes sorgfältig anpassen, wo er gerade Hausgast ist; schon darin liegt eine gewisse Notwendigkeit, auf ein umfassendes kirchenpolitisches Programm zu verzichten. Der Bund will überhaupt, wie Pastor Balke-Bremen in seiner feinen erbaulichen Eröffnungsansprache sagte, keine „Waffenschmiede sein, sondern eine Brunnenstube göttlichen Lebens in Christo," er will nicht „Glaubenssätze darbieten, über die wir disputieren, sondern Glaubensschätze, von denen wir leben sollen." Kein kirchenpolitisches, aber ein evangelisches Programm — unter diesem Gesichtspunkt

stand wirklich die ganze Tagung. Und wenn der Bund sich mehr und mehr die Aufgabe gesetzt hat, gerade die Gebildeten hin und her in Deutschland in engere fruchtbarere Fühlung mit der gegenwärtigen Theologie des alten Glaubens zu bringen, so hat zweifellos die Bremer Tagung im Dienste dieser Aufgabe Tüchtiges geleistet. Der stattliche Saal der Friedens-Gemeinde war in beiden Hauptversammlungen, in der zweiten noch mehr als in der ersten, stark gefüllt von Damen und Herren; dazu brachten die Tageszeitungen, allen voran die bedeutende „Weser-Zeitung", anerkennenswert gründliche und objektive Berichte, so daß die Verhandlungen in den weitesten Kreisen bekannt wurden.

Den Vortrag des ersten Konferenztages hielt Prof. Dr. Müller-Erlangen über „Die Bedeutung der Heilstatsachen für den Glauben an den persönlichen Gott."

In der zweiten Hauptversammlung sprach, nachdem Dr. Funcke in seiner originalen Weise die Morgenandacht über Joh. 15, 4—7 gehalten hatte, Dr. Lepsius über „Die geschichtliche Wirklichkeit des neutestamentlichen Christus." Dr. Lepsius' Vortragskunst ist bekannt. Wer ihn hier gehört hat, mußte dem von Missionsinspektor Schreiber beim Mittagsmahl geäußerten Wunsch zustimmen, Dr. Lepsius möge doch seine ihm von Gott verliehenen ungewöhnlichen Gaben, den Gebildeten den alten Glauben gedankenmäßig näherzubringen, lediglich auf diese Aufgabe konzentrieren; anderseits ist aber doch auch Dr. Lepsius' Gegenfrage berechtigt, ob er denn ohne weiteres seine Hand von dem gewaltigen Missionswerk im Osten abziehen dürfe?

Wir können auf die Skizzierung der beiden Vorträge nicht eingehen, da es den Raum der Rundschau zu sehr beschränken möchte. Hoffentlich werden auch diese Wanderkonferenzen dazu dienen, dem deutschen evangelischen Christenvolk den alten Christenglauben wieder achtungswert, lieb und wert zu machen.

Am 26. November starb in Düsseldorf Kirchenrat Dr. theol. Rudolf Rocholl im Alter von 83 Jahren. Rocholl war der glänzendste Name, den die gegenwärtige lutherische Freikirche in Preußen aufzuweisen hatte. Er besaß eine tiefe theologische und philosophische Kenntnis und war bis ins Alter von erschlossenem Geist für alles Große und Schöne in der Welt. Die Erlanger theologische Fakultät zeichnete ihn durch Verleihung des theologischen Doktorgrades aus. Rocholls Liebe gehörte der lutherischen Kirche und zwar speziell der Freikirche. In ihr sah er die Kirche der Zukunft, ihre Erfolge waren seine Freude und ihre Schwächen waren sein Leid. Der Union hatte er in jeder Form den Krieg erklärt. Am 27. September 1822 zu Rhoden in Waldeck geboren, trat er zuerst 1850 in den Dienst der Waldecker lutherischen Kirche; als die Union hier vordrang, legte er sein Pfarramt in Sachsenberg nieder und trat in die hannoversche Landeskirche ein. Dort verwaltete er zuletzt das Amt eines Superintendenten in Göttingen. Die Einführung der Zivilehe, bezw. die damit verbundene Aenderung des Trauformulars veranlaßte ihn, auch sein Göttinger Amt niederzulegen; er sah in dem Gebrauch dieses Trauformulars eine „Verbeugung der Kirche vor dem Staate," die er nicht mitmachen wollte. Kurze Zeit diente er dann in der hannoverschen Freikirche, um schließlich zur Breslauer Freikirche überzutreten. Dort war er zuerst Pastor in der Gemeinde Radevormwald und später in Breslau, wo er auch Mitglied des Oberkirchenkollegiums wurde;

1881 wurde er in Breslau eingeführt. Bereits nach 11 Jahren, 1892, ließ er sich, im siebzigsten Lebensjahre stehend, emeritieren und zog nach Düsseldorf, wo seine Kinder lebten. Müßig war er auch dort nicht, sondern widmete sich ganz seiner literarischen Arbeit. Unter seinen wissenschaftlichen Werken nennen wir: „Die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands"; „Die Philosophie der Geschichte"; „Ueber den Gottesbegriff"; „Bessarion". Daneben diente er den Amtsbrüdern in der rheinischen Diözese, wenn sie einer Aushilfe bedurften. Auch auf den Festen der Jünglingsvereine, auf Pastoralkonferenzen und Synoden war er ein gern gesehener Gast. Das „Kirchenblatt für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Preußen" rühmt von ihm: „Im Oberkirchenkollegium und auf den Generalsynoden war er der treueste Berater, der glaubenstärkende Mann, der ernste Warner. Durch alle seine Worte zog sich immer eins hindurch: Fest zur Fahne!"

Am 26. November ist im 72. Jahr, aber in voller Manneskraft der bayrische Oberkonsistorialrat Dr. von Burger plötzlich gestorben. Burger war eine der markantesten Gestalten unter den deutschen Kirchenobern; theologisch ausgeprägt „positiv"; Mitherausgeber der neuen kirchlichen Zeitschrift; aber neuen Forderungen nicht unzugänglich und gerecht gegen persönliche und wissenschaftliche Tüchtigkeit auch bei anderm Standpunkt. Seiner protestantischen Ueberzeugung hat er stets unerschrocken Ausdruck gegeben. Er galt nach allgemeiner Ueberzeugung als der starke Bürge für die Festigkeit des Oberkirchenrats gegenüber dem ultramontanen Geist des Kultusministeriums.

Deutschland, Japan und Rußland. Folgendes Item läßt Blicke tun, welche weittragenden Folgen oft die verkehrte Stellung eines einzelnen Mannes für die Entwicklung der Völkergeschichte haben kann. — Der russisch-japanische Krieg ist für alle Kenner der Geschichte die unausbleibliche Folge davon, daß s. Z. Japan durch die Westmächte um die Früchte seines Sieges über China gebracht worden war durch den ihm aufgezwungenen Frieden von Schimonoseki. In jenem für Japan und die Folgezeit so verhängnisvollen Frieden stand damals auch Deutschland mit den Westmächten wider Japan.

Wie das kam, deutete die „A. Ev.-L. K." in folgenden Worten an: „Eine besonders schlimme Erbschaft hatte Bülow in unserm Verhältnis zu Ost-Asien übernommen. Früher war unser damaliger Pekinger Gesandter, Herr v. Brandt, für die Wilhelmsstraße ein Kräutlein Rührmichnichtan; was der sagte, galt als Orakel. Nun waren ihm die Japaner unsympathisch und so hetzte er uns in eine Gefühlspolitik gegen sie, die darin ihren Ausdruck fand, daß wir gemeinsam mit Rußland und Frankreich dem gegen China siegreichen Japan in die Arme fielen und es im Frieden von Schimonoseki zum Verzicht auf Port Arthur und andere Eroberungen nötigten. Das hat uns unendlich geschadet und die „Preußen des Ostens" (die Japaner), die nach ihrer glänzenden jungen Geschichte doch eigentlich uns am nächsten stehen, den Engländern zugetrieben, die Russen aber noch hochmütiger gemacht und zu ihrer Expansionspolitik im fernen Osten ermutigt. Derweil konnten die Engländer überall auf dem Erdenrund uns Steine in den Weg legen. Jetzt endlich hat Deutschlands würdige und ehrlich neutrale Haltung während des Krieges das Mißtrauen gegen uns etwas zerstreut und wir haben erträgliche Beziehungen zu den Söhnen Nippons, ohne uns umgekehrt mit den Russen brouilliert zu haben.

Welche Perspektive öffnet sich hier dem, der die Weltgeschichte im Licht des göttlichen Rats betrachtet! Wie ganz anders hätte die Geschichte von Rußland und Ost-Asien verlaufen können, wenn Deutschland sich damals auf Japans Seite gestellt hätte. Das chinesische Abenteuer, das zwischen jenen Frieden und diesen Krieg fiel, wäre wohl auch unterblieben. Kleine Ursachen, große Wirkungen! — Ob's ohne den famosen Herrn v. Brandt anders gekommen wäre, dafür möchten wir freilich uns nicht verbürgen.

Rußland. Durch Manifest vom 30. Oktober hat der Zar allen seinen Untertanen Unantastbarkeit der Person, Gewissensfreiheit, sowie Freiheit des Wortes, der Versammlungen und der Verbände gewährt und ferner nicht nur das Wahlrecht für die Reichsduma erweitert, sondern auch bestimmt, daß kein Gesetz ohne Zustimmung der Duma in Kraft treten kann; — er hat ferner am 4. November alle neueren Regierungsverordnungen, durch die Finnlands alte Rechte unterdrückt wurden, aufgehoben und diesem Lande die frühere Selbständigkeit zurückgegeben. So kann man bei Berücksichtigung auch der früheren Zugeständnisse sagen, daß der Zar den Wünschen und Forderungen der aufständischen Bevölkerung in weitgehendstem Maße entgegengekommen ist. Wenn trotzdem das unglückliche Volk nicht zur Ruhe kam, so kann man auch dafür nur der büreaukratischen Regierung die Hauptschuld beimessen, die viel zu lang und mit hartnäckigem Widerstreben sich geweigert hat, der entsetzlichen Tyrannei ein Ende zu machen, die auf dem Volke so lange Jahre lastete.

Die größte Entlastung des armen Volkes erfolgte durch die Entlassung Pobedonoszews vom Amte eines Oberprokureurs des „heiligen" Synods und Mitgliedes des Ministerkomitees. Diese Amtsenthebung wird von allen bedeutenderen russischen Zeitungen und sogar vom ultrakonservativen „Graschdanin" mit großer Freude begrüßt. Die „Now." äußern diesbezüglich: „Fünfundzwanzig Jahre hat Pobedonoszew die Freiheit des russischen Volkes in Fesseln geschlagen; 25 Jahre lang hat er Rußland auf der Bahn der Rechtlosigkeit, Unbildung und Armut geführt. Er war stets ein Verteidiger des auf Vergewaltigung, Willkür und Unduldsamkeit gegründeten Regierungssystems. Er hat Rußland bis zur Bettelarmut, zum Hunger, zur Schmach, die es bei Tsuschima erlitten, zu den blutigen Schrecken der letzten Tage geführt" u. s. w. — Aehnliche Vorwürfe werden ihm von den andern russischen Tagesblättern gemacht. Auch die „Pet. Ztg." bringt einen längeren Artikel, der folgendermaßen schließt: „Alles, was nicht russisch und nicht orthodox war oder nicht auf die Autokratie schwur, wurde verfolgt mit Mitteln, wie sie nur ein Torquemada oder ein — Pobedonoszew in der Richtung eines teuflisch anschlägigen Geistes ersinnen konnte. In Summa läßt sich sagen, daß alle Knebelung freien Denkens, alle Entmündigung und alle Bedrückung, welchen Namen sie auch führen mag, auf Pobedonoszew als auf den geistigen Vater zurückzuführen ist. Ein Dämon der Finsternis legte er sich auf das geistige Rußland und folterte es, bis es nun in unerträglichem Schmerze sich aufraffte und die Fesseln sprengte. — Der hochgebildete Mann, der geistvolle Jurist und bestrickende Gesellschafter hat ein ganzes, langes Menschenleben hindurch die ungewöhnlichen Gaben seines Geistes benutzt, um den Geist anderer Menschen mit einer unerhörten Grausamkeit zu knechten. Die Spur seiner Erdentage wird nicht vergehen; Pobedonoszew wird stets neben denen

genannt werden, deren Namen der Geschichte bereits angehören, als die der größten Bedrücker der Menschheit. Das ist die Frucht eines Lebens, das in 78 langen Jahren nichts schuf, sondern unendlich viel zerbrach! Ein furchtbares, ein in jeder Beziehung tragisches Leben!"

Aber freilich darf doch gewiß nicht nur dieser einzelne Mann verantwortlich gemacht werden für das ganze große Unglück des russischen Volks und für die Verwilderung und Verrohung der Massen, die jetzt in solch haarsträubenden Greueln mit elementarer Gewalt durchbricht. Sondern Dr. Rade hat gewiß recht, wenn er im Blick auf die russischen Greuel schreibt:

Die Nachrichten aus Rußland werden die mannigfachsten Empfindungen in unsern Lesern auslösen. Uns beschäftigt immer wieder eine Tatsache, auf die von der Tagespresse weniger geachtet wird: der moralische Bankerott der russischen Kirche. Es ist doch nicht nur das System Probedonoszew, sondern es ist die Kirche selbst, die zusammenbricht. Sie hatte in ihrem ehrwürdigen Alter, in ihrem ruhigen Konservatismus, in ihrer Volkstümlichkeit immer noch etwas Imponierendes. Fragte man die Landeskundigen nach dem sittlichen Halt, den sie habe und biete, so bekam man sehr widersprechende Auskunft. Ihre innere Verwachsenheit mit dem Staat, d. h. mit dieser faulen Beamtenhierarchie, ließ doch immer vermuten, daß die Pessimisten Recht hätten. Nun liegt die Kirche mit dem Beamtenstaat zu Boden. Für sittlich starke Menschen, die der Revolution Festigkeit und Ziel geben könnten, hat sie nicht gesorgt. Dumpf und stumpf wogt eine ungezogene Menge herüber und hinüber: gestern schlug sie für die Freiheit die Polizei, heute für die Polizei die Juden tot. Diese Auskunft der Judenverfolgung als letzter Schluß der Ereignisse ist das Entsetzlichste. Man ist ja geneigt, die Exzesse gegenüber den Juden in Rußland nicht anders zu beurteilen als sonstige Exzesse der russischen Völkerschaften wider einander. Aber zu gräßlich ist, was gemeldet wird, als daß die Menschlichkeit auch des abgebrühtesten Lesers sich nicht regen sollte. Und zu schamvoll ist es für den Christen, daß es noch immer in der Welt Scharen gibt, die den Christennamen tragen und im grausamen Hinschlachten von Juden, Greise, Frauen und Kinder nicht schonend, ein gutes Werk zu tun meinen.

Doch ein Lichtpunkt leuchtet auch durch das Dunkel der russischen Gegenwart hindurch, worüber wir, so Gott will, in nächster Nummer zusammenfassend zu berichten hoffen, da es diesmal am Raum fehlt.

Literatur.

Des Paulus Brief an die Römer für höhere Schulen ausgelegt von Rudolf Niemann. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, 1905. Im Juliheft 1905, Seite 319, angezeigt.

In zwei Heften, von denen das eine, als Schülerheft bezeichnet, einen Abdruck der revidierten Lutherschen Uebersetzung nebst Gliederung des Briefes und einer kurzen Wort- und Sacherklärung enthält, das andere eine ausführlichere zusammenhängende Auslegung gibt, liefert der Verfasser, Gymnasialprofessor in Waren i. M., einen Beitrag zur Literatur über diese für protestantisches Christentum grundlegende Schrift, dessen Bedeutung in der Bestimmung dieser Hefte für den Schulgebrauch liegt. — Irgend welche neue Gesichtspunkte oder eine Bereicherung des exegetischen Bestandes darf man

von einem Buch für den Schulunterricht selbstverständlich nicht erwarten. Daß es aber auf positivem Boden steht, die besten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in allgemein verständlicher Sprache bietet, dabei eine klare Uebersicht über den logischen Aufbau des Briefes gewährt, so daß die Schüler Erkenntnis des göttlichen Offenbarungsgehaltes der Schrift und Einsicht in die gewaltige Geistesarbeit des Apostels gewinnen müssen, das ist von größerer Wichtigkeit, als wenn etwas exegetisch Neues und Ueberraschendes hervorgebracht worden wäre. Ein berechtigtes Bestreben namentlich der neuesten Zeit ist es ja, die christliche Wahrheit zu popularisieren. Daher die vielen apologetischen Abhandlungen. Könnte nun bei der Jugend in gründlicher Weise angefangen werden, so wäre die Vertiefung des christlichen Lebens unserm Volk gesichert. Dem Zweck dient das vorliegende Werk.

Wie sehr ein solches dem Bedürfnis der Zeit entspricht, weiß jeder, der sich noch seiner Schuljahre erinnert. Der Verfasser erwähnt selber die Klage so vieler Männer, „daß sie nicht den mindesten Gewinn aus diesem reifsten Werk Paulinischen Denkens empfangen haben." Ein bekannter Vorkämpfer des Glaubens aber äußert sich noch offener, doch ebenso wahr: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß der Geist der Schule kein christlicher mehr ist, daß die Schulerziehung im großen und ganzen sich den Aufgaben der christlichen Erziehung entfremdet hat, zum Teil sogar entgegengesetzte Früchte nicht bloß bringt, sondern auch bezweckt." Da wäre es ein Anstoß zum Bessern, wenn die Arbeit des Verfassers bei allen Religionslehrern unserer höheren Schulen Beachtung fände; vielleicht daß sie zur Gewissensschärfung in Bezug auf die Pflichten gegen die jugendlichen Seelen beitrüge.

Von Herzen wünschen wir dem Werk eine zweite Auflage, welche dann nur noch eine gewisse Erweiterung, hier und da eine größere Präcision des Ausdrucks und leichtere Uebersichtlichkeit der Perioden anstreben sollte.

So dürften die Vorbemerkungen auch schon dem Primaner etwas mehr Einleitungsmaterial darreichen, da doch von Baur bis Godet und Zahn gerade das Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen und hitzigen Streites gewesen ist und eine Belehrung über Zusammensetzung der Gemeinde und Zweck des Schreibens für die ganze Auffassung des Römerbriefs wesentlich ist. Zehn Zeilen mit ganz bekannten Angaben aus der Kirchengeschichte ist wohl zu wenig.

In der verschiedenen Behandlung der einzelnen Teile erkennt man nicht immer die rechte Billigkeit. Im Schülerheft ist z. B. die Stelle 3, 21—26 gegenüber 6, 1—11; 9, 21—23 u. a. m. recht kurz weggekommen. Die größere Ausgabe versucht die Erlösung zu veranschaulichen. Ob aber der Begriff dadurch auch wirklich erklärt ist?

2, 15. 16 bedürfte einer eingehenderen Behandlung; *συμμαρτυρούσης αὐτῶν τῆς συνειδήσεως* ist mißverständlich wiedergegeben; ist auf das wesentliche Gewissen zu beziehen und nicht allein auf das anklagende. In 2, 13 ist der feine Unterschied zwischen *δίκαιοι* und *δικαιωθήσονται* nicht hervorgehoben.

Das sind einzelne auf Geratewohl herausgegriffene Notizen, die in jedem Fall den Wunsch nach ausführlicherer Darlegung erregen. Von dem Werk und namentlich von einem demselben entsprechenden mündlichen Unterricht kann nur nachhaltiger Segen kommen. A. Grb.

Vom Verlag v. C. Bertelsmann in Gütersloh kamen folgende Schriften:

1. „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie." Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. W. Lütgert. 9. Jahrgang, 1905. — 5. Heft: Schaeder, Professor Dr. Erich, „Die Christologie der Bekenntnisse" und die moderne Theologie." 2 Vorträge. — Schlatter, Prof. Dr. A., „Atheistische Methoden in der Theologie," 1,60 M.

In diesem Heft werden uns zunächst zwei Vorträge von Dr. Erich Schäder, Prof. der Theol. in Kiel dargeboten:

Die Christologie der Bekenntnisse und die moderne Theologie. Ein äußerst wichtiges Thema, das uns mitten in die brennenden Fragen der Gegenwart hineinstellt. Dieselben wurden auf der siebenten theol. Lehrkonferenz in Mölle i. L. gehalten. Der erste Vortrag wendet sich der modernen neugläubigen (d. h. christusleugnerischen) Theologie zu: Die Gottheit Jesu und die moderne neugläubige Theologie. Der zweite Vortrag hat das Thema: Die Gottheit Jesu und die moderne Theologie des alten Glaubens.

Diese beiden Vorträge fassen so haarscharf die christologische Frage nach beiden Richtungen hin und führen zu einem so streng biblischen Christusglauben mit Einschluß der johanneischen Theologie, daß wir unsere helle Freude hatten an dieser Darstellung der Christologie. Wir wünschten allen Ernstes, daß alle unsere Leser im Besitz dieser zwei Vorträge wären, um mit ihrer Hilfe die Christologie zu studieren, die allein dem wahren Christusglauben volle und ganze Befriedigung verleiht. — Wir hoffen später in einem Leitartikel den Gang dieser beiden Vorträge genau und vollständig darlegen zu können. Um der Menge des literarischen Materials willen kann hier nicht ausführlicher darauf eingegangen werden.

Als zweiter Teil ist dem obigen Heft eine Abhandlung von Prof. Dr. A. Schlatter beigegeben: Atheistische Methoden in der Theologie. Paul Jäger hat in der „Christl. Welt" sich der albernen Torheit schuldig gemacht und für die Theologie „die atheistische Methode" verlangt. D. h. der Theologe soll sich zuerst die Augen ausstechen, um mit völliger Gottesblindheit an sein Objekt zu gehen und dann sollen die Phänomene der Religion historisch, ohne zu Hilfenahme des Gottesgedankens, mit Negierung Gottes aus der Welt heraus erklärt werden! Oder mit andern Worten: der Theologe soll die im Herzen vorhandenen Wahrheitstriebe, die ihn treiben wollen, Gott zu suchen und zu erkennen, morden, und soll dann die Religion beschreiben, wie sich dem Blinden etwa die Sonne darstellt und zur Beschreibung darbietet! Das ist „toll gewordene Wissenschaft", die eigentlich kaum einer so ernstlichen Abfertigung wert ist, wie sie Dr. A. Schlatter ihr widerfahren läßt.

2. Die Beziehungen von Röm. 1—3 zur Missionspraxis des Paulus. Von Lic. Emil Weber. 4. Heft. 2.40 M. Was will der Verfasser mit dieser Schrift? Er legt dar, daß wir uns eigentlich kein klares Bild davon machen können, welchen Weg der Apostel Paulus wohl gewöhnlich eingeschlagen hat, um eine Anknüpfung für den Anfang der Missionspredigt zu gewinnen und es Juden und Heiden möglich zu machen, den Gedanken der apostolischen Heilspredigt mit Verständnis folgen zu können. Man meint Acta 17, die Areopagrede sei das Gelegenheits-

erzeugnis einer peinlichen und nicht gewöhnlichen Situation, in die sich der Apostel durch Abgehen von seiner bewährten Praxis der Anknüpfung an die Synagoge gebracht hat, und nicht der gewöhnliche Gang der ersten Verkündigung. Aber eine erste vorbereitende Einwirkung auf den Hörer wird wohl der eigentlichen Heilsbotschaft immer vorangegangen sein je nach dem Zuhörerkreis. Aber welche Grundzüge sind wohl dieser vorbereitenden Predigt zu Grund gelegen, um dann auf den Hauptgegenstand, die Predigt von dem Heil allein durch den Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten als den alleinigen Heilsweg für Juden und Heiden überzugehen? Verfasser versucht es in dieser vorliegenden, ernst wissenschaftlichen, exegetischen Arbeit die propädeutischen Grundzüge herauszufinden an der Hand von Röm. 1—3, die der apostolischen Missionspredigt an den Orten zu Grund lagen, wo er einen neuen Anfang für Gründung einer Christengemeinde machte. Besonders Röm. 1 finden wir die Stücke, die nicht nur nach Analogie von Acta 17, 22 ff., sondern aus allgemeinen Erwägungen heraus für die propädeutische Missionsrede des Apostels postuliert werden müssen.

Damit haben wir unsern Lesern angedeutet, was sie in vorliegender Schrift suchen und erwarten dürfen. Es ist eine gründliche, wohl durchdachte, klar disponierte Arbeit, wie die Inhaltsübersicht schon erkennen läßt.

3. Amirchanjanz, Abr., „Der Koran", eine Apologie des Evangeliums. 1 M. Inhalt: 1. Wie ist der Koran entstanden? 2. Die äußere Gestalt des Koran. 3. Der Inhalt des Koran verglichen mit dem Evangelium.

Diese Schrift ist eigentlich ein Separatabdruck aus „Beweis des Glaubens." Sie verfolgt den Zweck zu zeigen, wie gewaltig der Unterschied zwischen dem Islam und dem Christentum, dem Koran und der Bibel ist. Die drei Hauptlaster Muhammeds und des Islam sind: Weiber, Lüge und Morden! Verfasser gibt in dieser kurzen Schrift 1. die Entstehung des Koran; 2. seine äußere Gestalt und 3. seinen Inhalt, der mit dem Evangelium verglichen wird. Je mehr der Islam auch heute noch seine böse Rolle in der Geschichte der Völker in Asien und Afrika spielt und je weniger wir doch genauer bekannt sind mit seinem Lügenbuch, dem Koran, um so mehr dürfte eine so kurzgefaßte Darstellung von 42 Seiten manchem willkommen sein, um sich mit dieser trostlosen Religion des entarteten Fleisches bekannt zu machen. — Verfasser des Schriftchens ist dem Schreiber dieser Anzeige von alten Zeiten wohlbekannt, und wir freuen uns, auf solche Weise von ihm ein Lebenszeichen bekommen zu haben.

4. Goebel, Prof., Dr., S., „Die Reden unsers Herrn nach Johannes" im Grundtext ausgelegt. Erste Hälfte, Kap. 1—11. 9 M., geb. 10 M.

Verfasser gibt an Stelle einer Vorrede vielmehr einen kurzen Abschnitt: „Das Interesse der Auslegung." Darin stellt er von vorn herein fest, daß dieses Interesse notwendig ein anderes sein muß, je nachdem man das Evang. Johannes als „Logosroman", erzählende Dichtung betrachtet, in welcher uns nur die spekulativen Ideen des Dichters mitgeteilt werden, oder ob man es als das eigene Werk des Jüngers, welchen Jesus lieb hatte, betrachtet. Freilich auch in diesem letztern Fall muß man darauf verzichten, mit geschichtswissenschaftlicher Kritik feststellen zu wollen, welches der ursprüngliche Wortlaut der eigentlichen Worte Jesu war, und wenn es auch von Johannes selbst geschrieben ist. — Die herrschende Modekritik stellt sich freilich so, als ob sie vermöchte mit den Mitteln ihres Spürsinns einen be-

stimmten Kern von sicher „echten" Worten und Taten herauszuschälen aus dem überlieferten Stoff der Synoptiker. Und das beliebt sie dann mit dem Namen: „Der historische Christus" zu benennen. Daß das aber nur Phantasterei ist, kann jeder ernst Denkende wohl einsehen, da jeder sich nach seinem eigenen Geschmack, resp. Glauben oder Unglauben, sich die Worte und Taten zurechtdrechselt und ummodelt, bis sie in sein Modeschema passen!

Echte Bibelauslegung muß dagegen, wie der Verfasser sagt, sich auf den Standpunkt der bibelgläubigen Gemeinde stellen, welcher die Theologen dienen sollen. „Sie hält sich kraft ihres Glaubens an den biblischen Christus, überzeugt, daß das biblische Schriftzeugnis von Christus nicht nur Menschenwerk, oder nur das natürliche Produkt eines literargeschichtlichen Prozesses ist, sondern Gottes Werk, durch das Medium menschlicher Schriftstellertätigkeit von Gott gewirkt, um der Gemeinde Jesu Christi das lebendige Wort Christi und seiner Apostel für alle Zukunft zu ersetzen. Speziell auf die Reden Jesu in dem biblischen Evangelium angewendet, besagt das: die biblische Gestalt dieser Reden ist nicht nur das natürliche Produkt menschlicher Erinnerung, Ueberlieferung, Aufzeichnung und Zusammenstellung, sondern durch das Medium aller dieser menschlichen Tätigkeiten ist sie von Gott gewirkt und von Gott uns gegeben. . . . So bleibt die biblische Gestalt der Reden des Herrn bei aller Unvollkommenheit, die ihr anhaften mag, einschließlich auch der jeweiligen Unsicherheiten des Textes, doch immer diejenige Gestalt, in welcher wir nach Gottes Willen die Reden Jesu haben, und sie als Wort unsers Herrn hören und zu Herzen nehmen sollen. Nur für Modechristen von heute, welchen auch Christus selbst, wie sie sagen, nicht mehr Gegenstand des Glaubens ist, kommt natürlich mit allen andern Glaubenswahrheiten auch diese in Wegfall. Für Christen aber, welche noch an den Christus der Bibel glauben, ist, wie verschieden sie auch sonst über die Bibelinspiration denken mögen, diese Wahrheit ein einfaches unveräußerliches Datum ihres Christusglaubens, so gewiß das Vertrauen in den Christus der Bibel als den Heiland Gottes nicht zu trennen ist von dem Vertrauen in das Zeugnis der Bibel von Christus als Zeugnis Gottes." Mit solchen im Text noch weiter ausgeführten Darlegungen geht der Verfasser an seine Arbeit, die Reden des Herrn im Evangelium Johannes nach dem Grundtext auszulegen, und der bibelgläubige Christ kann mit Vertrauen ihm entgegenkommen in seiner Arbeit.

Der vorliegende Band gibt also die Reden des Herrn bis zum Ende des 11. Kap. Voran steht eine Inhaltsübersicht, welche jedem behandelten Abschnitt eine kurze Ueberschrift gibt, die dann im Buch selbst mit fetter Schrift wiederkehrt. Oben über den Seiten wird stets Kapitel und Vers angegeben, die auf der betreffenden Seite behandelt sind. Diese Merkmale zeichnen das Buch vorteilhaft aus für den Gebrauch vor z. B. den „Reden des Herrn" von Stier, die weder Inhaltsangaben über dem Beginn des Abschnitts haben, noch über den Seiten erkennen lassen, wo man sich befindet. Bezüglich der Behandlung ist zu sagen, daß die hier vorliegende Auslegung an Umfang ungefähr der vorerwähnten von Stier gleichkommt. Jener hat 531 Seiten für Kap. 3, 1 — Kap. 10 fin. Dieses Buch behandelt volle 11 Kapitel auf 573 Seiten. Auch an gediegenem Inhalt dürfte dieses Buch der von Stier gegebenen Auslegung kaum nachstehen. Für den Prediger ist es sicher ein gutes Hilfsmittel zum Studium der betr. Texte.

5. Zöckler, Prof., Dr., D., „Gottes Zeugen im Reich der Natur."

Biographien und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit. 2. verb. Aufl. 6 M., geb. 7 M.

Das Werk erschien zum ersten Mal im Jahre 1881 und zwar zweiteilig. Der erste Teil gab die Uebersicht über die Biographien hervorragender Naturforscher aus dem Altertum bis 1781. Der zweite Teil von 1781—1887. Diese Einteilung ist auch jetzt festgehalten und nur bis zur Gegenwart fortgeführt. Verfasser hat das Buch nicht in bloß apologetischem Interesse geschrieben, sondern er wollte „eine Geschichte der Naturwissenschaft in Biographien“ geben.

Die Biographie nebst der Darstellung ihrer hauptsächlichen Forschungsresultate, das steht ihm bei der Darstellung der ausgewählten hervorragenden Vertreter der Naturwissenschaft im Vordergrund; die religiösen Bekenntnisse, wo solche sich finden, werden dann mit eingefügt. Wahrhaft ehrwürdige religiöse Bekenntnisse werden hier von Astronomen, Physikern, Botanikern, Zoologen, Physiologen und Aerzten u. s. w. und von Autoritäten auf allen Gebieten der Naturwissenschaft mitgeteilt. Es bedarf bei dem Verfasser, dessen unbefangene Objektivität auf diesem Gebiete anerkannt ist, keiner Versicherung, daß die Auswahl, die er getroffen hat, eine durchaus unparteiische ist; auch solche, die indifferent oder selbst negativ zur Religion stehen, werden nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung sorgfältig und objektiv gewürdigt. Wir können das fesselnd geschriebene Werk angelegentlichst empfehlen, es gibt eine kompendiarische Uebersicht über die hauptsächlichsten Autoritäten der Naturwissenschaft und deren Errungenschaften.

6. „Der Beweis des Glaubens.“ Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1906. Preis jährlich 8 M. — Inhalt des 1. Heftes: Wie man den Darwinismus aus der Bibel zu beweisen sucht. Von Dr. G. Samtleben. — Wie werden wir mit Gott versöhnt, geheiligt und erlöst, auf daß wir selig werden? Von P. em. Thomsen. — Zwei deutsche Aerzte als Zeugen für christliche Religiosität. — Miszellen. —.

7. „Das evangelische Deutschland.“ Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahrg. 1906. Monatlich ein Heft von 32—48 S. Preis jährlich 5 M., mit Porto 5,60 M., ins Ausland 6 M.

Inhalt des 1. Heftes: Vorwärts mit Gott. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Die Rücksichtnahme auf konfessionelle Verhältnisse bei der Versorgung deutscher evangelischer Gemeinden im Ausland. — Der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen. Von Pfr. Höhne. — Allgemeine Mitteilungen: Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß. — Der Freie Verband deutscher evangelischer Synodalen. — Die Freie kirchliche Konferenz. — Die Zentralstelle für das Evang. Deutschland. — Die 7. Provinzialsynode der Provinz Westpreußen. — Landeskirchliche Umschau: Rheinland. — Mecklenburg-Schwerin. — Aus Kurhessen. — Literarische Besprechungen: Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus. — Büchertisch.

„Das evangelische Deutschland“ hat als Mitarbeiter Männer des Kirchenregiments, Universitätslehrer, Geistliche von literarischem Ruf u. s. w. und steht in lebendiger Fühlung mit dem Gesamtleben des deutschen Protestantismus, auch abgesehen von seinen kirchlichen Gestaltungen. Es kann

den Anspruch erheben, nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber auf dem besondern Gebiet der kirchlichen Einigungssache, sondern auch ein hervorragendes Organ für die Beurteilung des gesamten deutschen Protestantismus in der Gegenwart zu sein.

Die Zeitschrift hat in der kurzen Zeit ihres Bestandes fast alle evangelischen Kirchenregierungen als Leser gewonnen; sie hat in steigendem Maße in den Kreisen der evangelischen Geistlichkeit aller Landeskirchen Eingang gefunden, und ist endlich als literarischer Mittelpunkt der oben genannten besondern Bestrebungen für die Freunde des kirchlichen Einigungsgedankens von verschiedenen Kirchenregimenten, Synoden und Vereinen als unentbehrlich bezeichnet worden. Der theologisch-kirchliche Standpunkt ist positiv mit einer von allen Konfessionen und Richtungen anerkannten Objektivität und Weitherzigkeit. Alles in allem weckt diese Zeitschrift gute Hoffnungen, daß sie beitragen wird, den Einigungsgedanken kraftvoll zu vertreten und geschickt zu fördern. Auf Wunsch sendet der Verlag gern eine Probenummer.

Vom Verlag von Trowitsch & Sohn, Berlin S. W., Wilhelmstr. 29, kamen uns zwei ausgezeichnet feine Schriften zu, die wir leider bei der großen Fülle der Schriften, die in letzter Zeit kamen, diesmal nicht entsprechend beurteilen können, da es den Raum für Literatur zu sehr überschreiten würde. Wir müssen auf eine vorläufige Anzeige uns beschränken und hoffen wenigstens eine später gründlicher bewerten zu können. Die eine ist

Christentum und Kultur. Ein Beitrag zur christlichen Ethik von D. Dr. E. W. Mayer, Prof. der Theol. in Straßburg. 63 S., gut geheftet 1.40 M.

Die vorliegende Schrift, die die im Oktober 1904 auf dem durch den Zentralausschuß für Innere Mission veranstalteten apologetischen Instruktionskursus zu Berlin gehaltenen Vorlesungen wiedergibt, ist von hervorragender apologetischer Bedeutung. Sie widerlegt in trefflicher Weise den von alters her dem Christentum gemachten Vorwurf, daß es kulturfeindlich sei, die Entwicklung der Kultur hemme oder erschwere. Derartige Anklagen finden sich bereits bei Celsus und Julian Apostata. In neuester Zeit hat sie bekanntlich Häckel in seinen Welträtseln erhoben. Wir können dankbar sein, wenn Männer mit der Gesinnung und der geistigen Ausrüstung des Verfassers auf den Plan treten und Zeugnis dagegen ablegen. Mit dankbarem Herzen empfehlen wir obige Schrift.

Verfasser gibt zunächst eine geschichtliche Uebersicht über die im Laufe der christlichen Aera aufgetretenen verschiedenen Auffassungen vom Verhältnis des Christentums zur Kultur. Er führt zuerst die asketisch-mystische an, die in der griechischen Kirche am meisten Boden gewonnen hat, aber — wie Harnack trefflich nachwies — keine christliche genannt werden kann und darf.

Die nächste bezeichnet Verfasser als die „mittelalterliche", die den Wert der Kultur nur taxiert nach dem, ob sie den Interessen der Kirche dient oder nicht dient. Was man zur Kirche in Beziehung setzt und zu ihrem Besten tut, das wird als sittlich wertvoll taxiert. Daß darunter Kultur, Wissenschaft, Staat, Ehe u. s. w. herabgedrückt und entwertet werden, ist ja freilich klar. Aber daß diese Auffassung dem Geist des Christentums entspräche, ist nicht wahr. Luther hat mit dieser ganzen falschen Auffassung gebrochen. Die weltlichen Stände und Berufsarten kommen zu ihrem vollen Recht und

Anerkennung, gleichviel ob sie für die kirchlichen Zwecke etwas leisten oder nicht. Die Kulturtätigkeit ist etwas Aeußerliches und hat ihr besonderes Reich und Gebiet. Doch ging hier im Lauf der Zeit die Scheidung zwischen Weltlichem und Geistlichem zu weit, die Pflege der christlichen Ethik wurde versäumt. Das rief als Reaktion den Pietismus in die Schranken, der dann wieder den christlichen Sinn zu weit nach anderer Seite hinlenkte und wieder bedenkliche Neigung zur Kulturflucht zeigt. Dabei berief er sich auf die Autorität Jesu und das Neue Testamnt. Dem gegenüber gilt es nun, die Grundgedanken der Ethik Jesu scharf ins Auge zu fassen und festzustellen, was als echt christlich gelten kann und was nicht.

Wir haben damit andeutungsweise gezeigt, was im folgenden Verlauf der Schrift noch zu erwarten ist. Der nächste Abschnitt behandelt „Die christliche Schätzung der Kultur“; der letzte: „Die Forderungen der christlichen Ethik in Bezug auf Kulturarbeit. Ergänzungen und Schluß..“ Es ist in der Tat ein wertvoller und dankenswerter Beitrag zur christlichen Ethik, bedarf aber gründliches Studium.

Die zweite aus gleichem Verlag gekommene fein ausgestattete Schrift ist:

Nösgen, D. K. F., Konsistorialrat und ord. Professor a. d. Universität Rostock, „Der Heilige Geist, sein Wesen und die Art seines Wirkens.“ VIII, 260 Seiten Lex. 8°, M. 5.50.

Der Verfasser tritt in diesem Buche mit Studien über das Wesen und das Wirken des Heiligen Geistes hervor, die ihn seit Jahrzehnten beschäftigt haben. Mehrere seiner früheren Schriften bereiteten auf diese Arbeit vor. Der Verfasser ist der Meinung, daß die evangelische Christenheit und die christliche Kirche gerade in der Gegenwart einer Vertiefung ihrer Erkenntnis in diesem Punkte ihres Glaubens vor allem bedarf. Sein Bestreben ist dabei, den Schriftbeweis für alle Glaubenssätze, die mit dem Glauben an den Heiligen Geist in Zusammenhang stehen, methodischer zu erheben, als es bisher geschehen ist, zugleich aber die Schriftgedanken mit allen Anschauungen, die der Philosophie oder der Naturmystik entlehnt sind, unverworren zu erhalten. Auf Grund der Ergebnisse seiner Schriftforschung bemüht er sich sodann, den genetischen Zusammenhang aller der Glaubenssätze aufzuzeigen, für die die Anschauungen über das Wesen und das Wirken des Heiligen Geistes von Bedeutung sind, und sie demgemäß einheitlich zu gestalten. Die gewichtige Erfahrung der Gläubigen wird bei allen Erörterungen in weitgehendem Maße berücksichtigt und zu Rate gezogen. Die Darstellung ist dabei so gehalten, daß ihr jeder für psychologische und religiöse Fragen Interessierte zu folgen vermag. Der gelehrte Apparat ist in Anmerkungen verwiesen, die den philosophischen und theologischen Fachleuten die notwendige Auskunft und Rechenschaft geben.

Es ist uns diesmal nicht möglich näher auf diese Schrift einzugehen; sie wird aber in einem späteren Heft genauer berücksichtigt werden.

Aus dem Verlag von Max Kielmann, Stuttgart, gingen uns zu: —

Dr. phil. E. Dennert: „Bibel und Naturwissenschaft.“ Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. 321 S. Preis: 4 Mrk., geb. 5 Mrk.

Ein ausgezeichnetes, inhaltreiches Buch, das wert ist, gründlich gelesen und studiert zu werden. Nach Vorwort und Einleitung teilt der Verfasser sein Buch in drei Teile: 1. Die gesicherten Ergebnisse der Naturwissen-

schaften. 2. Die Grundlagen der Bibel und der Naturwissenschaften. 3. Die Heilswahrheiten der Bibel und die Naturwissenschaften.

Verfasser ist durch und durch Naturwissenschaftler und steht auf dem Boden der Deszendenztheorie; ist dabei aber ein gründlicher Gegner des Darwinismus. Hat er doch eine besondere Schrift geschrieben „vom Sterbelager des Darwinismus.“ Wir müssen uns bei der Fülle vorliegender Schriften, die der Besprechung harren, leider versagen ins einzelne des vorliegenden Buches einzugehen. So viel aber können wir sagen, der Verfasser geht sehr gründlich auf alle wichtige religiösen Grundwahrheiten ein. Er behandelt die Frage nach dem Dasein Gottes, seine überweltliche Existenz, die Frage der Weltschöpfung, die Frage der Deszendenz. Besonders eingehend behandelt er die Stellung des Menschen innerhalb der irdischen Schöpfung. Hier dürfte ein Punkt sein, wo er wohl manchen Widerspruch finden wird. Die irdisch-leibliche Form des Menschen, den Leib, läßt er durch Entwicklung aus der Tierwelt zubereitet werden zu der dem Menschen angemessenen Veredlung; leugnet aber, daß es das Affengeschlecht sei, von welchem diese Abstammung komme. „Weder die heutigen Affen noch irgend ein anderes lebendes Tier sei ein Vorfahr des Menschen, vielmehr stamme derselbe von ganz anderen uralten Wesen ab,“ diesen Satz scheint auch D. sich anzueignen.

Doch das gilt nur von der Leibesform, die auf solchem Wege zubereitet worden wäre. Dagegen erklärt er, daß zwischen der Tier- und Menschenwelt in Bezug auf das höhere Geistesleben des Menschen eine gähnende Kluft bestehe, die nur durch einen Sprung überbrückt werden könne. Dieser Sprung ist: Die Mitteilung göttlichen Geistes an das für die Menschwerdung reife belebte Wesen. Er konstatiert einen Sprung bei der Erschaffung des Stoffes, einen Sprung beim Uebergang vom leblosen Stoff zum Auftreten des Lebens, und einen Sprung beim Uebergang aus der Tier- in die Menschenwelt. Diese Partien müssen an Ort und Stelle sorgfältig studiert werden, dann verlieren sie das Anstößige, das bei kurzer Darstellung, wie sie hier gegeben werden kann, damit verbunden ist. Verfasser macht völligen Ernst mit der Allmacht Gottes, der in seiner Schöpfung wirken kann, wie ein Tonkünstler in seinem Instrument. Die Wunder, die Gott wirken kann, sind keine Durchbrechung der Naturgesetze, sondern nur eine andere Dirigierung durch den Finger Gottes, wie der Tonkünstler andere Melodien spielen kann mit seinem Instrument ohne weder seine Mechanik zu zerstören noch die Gesetze der Tonkunst zu durchbrechen. Wunder, Gebetserhörung, Erlösung und Versöhnung durch Christum, die Auferstehung des Herrn, sind ihm feststehende Realitäten, welche die Naturwissenschaft weder beweisen noch widerlegen kann.

Eins war uns befremdlich: Obgleich er, wie gesagt, an verschiedenen Stellen (ähnlich wie Drummond) einen Sprung annimmt in der Entwicklung der Geschöpfe, und obgleich er an der Gottheit Christi mit sehr entschiedenem Ernst festhält (S. 284), so geht er doch mit Stillschweigen hinweg über die Jungfrauengeburt Christi; und auch sehr kurz über die Auferstehung. Wir wollen mit dem geehrten Verfasser nicht rechten darüber, er mag sich selbst nicht recht klar sein in diesen Stücken. Aber daß bei der Geburt Christi ein Sprung nötig war, wenn vom Fleisch ein Geistesmensch sollte geboren werden, das ist dem Denker klar, und es wird Röm. 1, 4 ausdrücklich betont, daß er zwar dem Fleische nach vom Samen David stamme, aber als Sohn Gottes in Kraft, nach dem Geiste der Heiligkeit, sei er er-

wiesen durch Totenauferstehung. (Man vergl. Geß, Bibelstunden zum Römerbrief zu dieser Stelle.)

Das Buch gibt jedem ernsten Bibelforscher viel zu denken und ist eine scharfe Waffe wider den modernen Unglauben, der in Theologie und Weltwissenschaft sich so breit macht. Wir verweisen hier noch auf den an anderer Stelle stehenden Artikel: „Die Notwendigkeit der Sühne." Dr. Dennert ist Herausgeber der Monatsschrift: „Glauben und Wissen."

„Christus und die Naturwissenschaft," von Dr. phil. E. Dennert. 71 S. 1 Mark.

In dieser interessanten Schrift unternimmt es der Verfasser, nachzuweisen, daß die Lehre Christi und das Christentum keineswegs kulturfeindlich, und der Entwicklung der Naturwissenschaft hemmend gegenüber standen. Das gerade Gegenteil ist der Fall, wie Verfasser schlagend nachweist. Die heidnische Naturvergötterung aller alten Kulturvölker hat jedes tiefere Eindringen in die Geheimnisse der Natur unmöglich gemacht. Zuerst mußte der Polytheismus gründlich vernichtet und an seiner Stelle der Monotheismus des Christentums gesetzt sein, ehe der denkende Geist die nötige Freiheit gewann, in die Geheimnisse der Natur forschend einzudringen. Daß Christus keinerlei naturwissenschaftliche Sätze, Weisungen und Hypothesen aufstellte, daß seine Reden rein religiös ethischer Natur waren, das ist gerade das Große an der Lehre Christi. Dieses negative Verhalten Christi zur Naturwissenschaft gibt dieser die vollste Freiheit der Beobachtung: Christus ist der Vater der Freiheit der Wissenschaft. So paradox der Satz klingen mag, so einleuchtend ist er bei ernsterem Nachdenken. Sogar G. DuBois Reymond hat den Satz ausgesprochen: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox es klingt, verdankt ihren Ursprung dem Christentum."

Er bricht dann auch in dieser Schrift eine Lanze für die geschichtliche Wahrheit des ganzen Neuen Testaments, also auch der Wunder Jesu, die er eben als freie Taten Gottes betrachtet wissen will, und erklärt, daß das Wunder der Auferstehung Jesu auch die Glaubhaftigkeit aller anderen Wunder verbürgt.

„Das Evangelium Matthäus." Für Bibelfreunde erklärt von Dr. theol. C. A. Witz-Oberlin, Oberkirchenrat in Wien. Preis: broschiert Mk. 7, in eleg. Glanzleinwandband Mk. 8.20.

Herr Oberkonsistorialrat Stadtdekan Keeser in Stuttgart schreibt darüber: „Die biblischen Bücher richtig zu lesen, ist nicht so einfach. Zu einem verständnisvollen und gesegneten Lesen zunächst des ersten Evangeliums zu verhelfen, ist der Zweck des oben genannten Buches, das einem von den Suchenden und ernster Denkenden oft gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Keine gelehrte, nur für Theologen verständliche Auslegung, aber auch keine bloß erbauliche Umschreibung, sondern eine wirkliche Einführung in den Sinn und Gehalt des Matthäus-Evangeliums in schöner, allgemein verständlicher Sprache; frei und unbefangen, will das Buch nichts anderes vermitteln als den reinen Inhalt des Evangeliums, vorurteilslos nichts anderes zum Ausdruck bringen als die Grundgedanken des Evangelisten. Das Buch von dem auch bei uns wohl bekannten, gelehrten und fein gebildeten Verfasser gewidmet „dem aufrichtigen Bibelfreund und warmherzigen Förderer des Evangelismus unter den katholischen Mitchristen, Peter Rosegger," wird vielen suchenden Seelen unserer Zeit ein Segen sein.

Der geehrte Verfasser gibt keine Erklärung, wie das Buch ihm entstanden ist. Man bekommt aber den Eindruck, als ob er über die einzelnen Abschnitte gepredigt, und seine Einteilung auch hier beibehalten hätte. So z. B. gleich bei Kap. 1: „Das Buch von dem Ursprung Jesu Christi. Wozu soll es dienen? Dazu 1. den Glauben zu stärken; 2. die Liebe zu wecken; 3. die Hoffnung zu beleben.“ Damit beginnt die Erklärung des 1. Kap., V. 1—17, die nicht mehr als zwei Seiten füllt. So dann Kap. 2, 1—11. Wie diese Weisen den Herrn gesucht, gefunden und verehrt haben. Der ganze Matthäus ist in 95 Stücken abgehandelt auf 538 Seiten. In positiv irenischer Weise, ohne Seitenblicke auf ungläubige Ausleger, geht der Verfasser ruhig und fest seinen Gang. Das Buch ist für die Predigt fruchtbar, ist aber auch für einfache Bibelleser zum Zweck der Erbauung recht empfehlenswert.

„Christentum und Zeitgeist, drei Hefte:

4. Heft: Die christliche Religion und die Naturwissenschaft, von Dr. Steude. 52 S. Preis: 1 Mrk.

5. Heft: Die Babylonische Gefangenschaft der Bibel als beendet erwiesen von Dr. Ed. König. 81 S. Preis: 1.20 Mrk. Kritik von Delitzschs Schlußvortrag.

6. Heft: Das religiöse Leben der Hindus, von Ad. Stiegelmann. 41 Seiten. .75 Mrk.

Im 4. Heft schreibt Dr. Steude, der schon so lange Jahre als Mitredakteur der rühmlich bekannten Zeitschrift „Beweis des Glaubens“ bekannt ist, über das Verhältnis der christlichen Religion und Naturwissenschaft. Er legt dar, wie die christliche Religion und wie die Naturwissenschaft zu stande kommt; zeigt, daß ihr eigentliches Wesen sehr verschieden ist und nach verschiedener Richtung geht; die Religion hat es zu tun mit dem Unsichtbaren und Geistlichen, die Naturwissenschaften mit der sichtbaren Außenwelt. Konflikte zwischen beiden entstehen dadurch daß 1. das durch das Naturerkennen erreichte Wissen und Können für das höchste Gut gehalten und ausgegeben wird. Daß das Wissen nicht als das höchste Gut gelten kann, erweist Verfasser in Nachfolgendem. 2. Dadurch daß man gegenseitige Voraussetzungen antastet. Verfasser zeigt, daß die Naturwissenschaft allein nicht alles erklären kann und auch ohne Wunder nicht auskommen kann. (Man vergl. was oben schon bei Dr. Dennerts Buch über die sprungweise Entwicklung gesagt ist, und von der Macht und Freiheit Gottes, der in seiner Welt mit den von ihm gesetzten Kräften auch anders wirken kann als der kleine Menschenverstand ihm vorschreiben will.)

3. Eine dritte Ursache des Konflikts ist, daß man zu wenig weiß und anerkennt, was beide, Religion und Naturwissenschaft, sich gegenseitig zu verdanken haben. Auch das wird entsprechend ausgeführt und angedeutet, wie schon die rechte Naturerkenntnis den Hochmut des Menschen niederbeugt und zur Anerkennung und Anbetung Gottes führt. Zwischen diesem Heft und den zwei von Dr. Dennert angezeigten und besprochenen Schriften finden vielfache Berührungen statt.

In vorstehend genanntem 5. Heft werden wir auf einen andern Kampfplatz gestellt. Haben es Dr. Dennert und Dr. Steude mit den Gegnern der christlichen, resp. biblischen Wahrheit auf dem Gebiet der Naturerkenntnis zu tun, so führt uns Dr. Ed. König mitten hinein in den Kampf, den die Forscher der Geschichtswissenschaft den Verteidigern der Bibel aufgedrängt haben. Frd. Delitzsch hat durch seine Vorträge über Babel — Bi-

bel bekanntlich zu erweisen gesucht, daß Israel kulturell, geistig und religiös von Babel abhängig sei. Und bald erhob sich ein ganzer Chor von Assyriologen, die ihm zustimmten und Israel als ein Dörflein der Großstadt Babel betrachtet wissen wollten.

Wir wollen hier auf unsern kurzen Artikel im Septemberheft vor. Jahres, S. 341, hinweisen, wo unter der Aufschrift „Schlaglichter auf den Babel-Bibelstreit" eine kurze Summa eines gleichnamigen Artikels von dem obigen Verfasser Dr. E. König gegeben wurde. Was in jenem kurzen Artikel nur angedeutet ist, das wird in der Schrift: „Die babylonische Gefangenschaft der Bibel als beendet erwiesen," genauer dargelegt. Man kann also da ausführlich die mythologischen Träume der christlichen (?) Assyriologen lesen, und die Verflachungen und Verallgemeinerungen, bei denen als Resultat sich ergibt, daß kein Unterschied ist zwischen den echten Propheten des lebendigen Gottes und den heidnischen Propheten oder Weisen Babels. „Farbenblindheit" hat vortrefflich Dr. König an anderm Ort es genannt, wenn diese Gelehrten Israel und Babel in einen allgemeinen Kultur- und Religionsbrei zusammenmischen wollen und gerade die Unterschiede nicht erkennen, die Israel hinsichtlich seiner monotheistischen Religion himmelhoch über Babel hinausheben. — Die vorstehend genannte Schrift sollte in extenso von jedem gläubigen Bibelforscher gelesen werden. Wir werden versuchen, später in einem längeren Artikel dieser für Theologen so wichtigen Schrift gerecht zu werden.

„Das religiöse Leben der Hindus" (im 6. Heft), führt uns in die heidnische Welt und Denkweise der Bewohner Indiens ein. Zunächst werden drei Entwicklungsstufen des religiösen Lebens in Indien aufgezählt: 1. Vedismus, 2. Brahmanismus, 3. Hinduismus. 1. Die verhältnismäßig reinste und edelste Stufe stellt sich im Vedismus dar, der dem Monotheismus noch am nächsten stand, aber doch schon in eine Vielheit der Götter auseinander ging.

2. Im Brahmanismus werden vier Stufen unterschieden: der ritualistische (mit peinlichem Opferzermoniell), der philosophische (als Gegenwirkung gegen die Aeußerlichkeit des Opfers). Die Upanischaden bilden die Literatur dieser Richtung. Der mythologische mit den großen Heldengedichten: Mahabharata und Ramayana. Diese fallen in die Zeit der Entstehung des Buddhismus. Krischna und Rama, die besungenen Helden, werden als Inkarnationen Vischnus aufgefaßt und gepriesen. Der nomistische Brahmanismus ist wieder eine Reaktion der Brahmanen, die ihr Ansehen durch die rationalischen Richtungen schwinden sahen. Durch Feststellung des ganzen sozialen und alltäglichen Lebens der Hindus in gesetzlichen Vorschriften, die im Gesetzbuch Manus aufgestellt wurden, wußten sie nun das ganze Volk in eherne Bande zu schmieden, die es so leicht nicht wieder abwerfen konnte.

3. Der Hinduismus, der sich daraus entwickelte, ist die dritte und verwickeltste Stufe des Religionslebens der Inder; er stellt die Unterordnung des rein geistig (abstrakt) gedachten Brahman unter die persönlichen Gottheiten Siva und Vischnu oder irgend einer andern des indischen Götterreiches dar. Der Saivismus (Anbetung Sivas) und Vaischnavismus (Anbetung Vischnus) werden dann weiter beschrieben, die 10 Hauptinkarnationen Vischnus aufgezählt, darunter die im Rama und im Krischna; wir werden ferner mit hervoragenden Lehrern des Vaischnavismus bekannt gemacht.

Eine große und verhängnisvolle Rolle spielt das Geschlechtliche in diesem Götzendienst, indem männliche und weibliche Gottheiten angerufen werden. Der Kult weiblicher Götter ist der Saktismus. — Verfasser schildert dann das Familienleben im alten und modernen Indien mit seinem traurigen Zerfall. Zuletzt wird noch kurz die Entwicklung des modernen indischen Theismus besprochen, dessen erste Anfänge auf Rammohun Roy zurückzuführen sind, der ein bedeutender Reformator indischen Lebens war und 1833 in Bristol starb. Ihm folgten Debendra Nath — Tapores und Keschab-Tschendra — Sen, die Begründer des Brahma-Samadj, der auf Reformation des Hinduismus und Versöhnung, resp. Verschmelzung desselben mit dem Christentum hinstrebt.

Das Studium dieser Schrift zeigt, welche verhängnisvolle Macht das heidnische Denken und Leben auf den Hindu ausübt und wie schwer er aus den Fesseln dieser heidnischen Denk- und Lebensweise sich loszureißen vermag. Wer in Missionsvorträgen das heidnische Wesen Indiens darstellen will, wird in dieser Schrift ein bedeutendes Hilfsmittel finden. Die christliche Mission ist dabei aber ganz mit Stillschweigen übergangen, da von ihr ja nicht berichtet werden sollte.

Georg Stosch: „Für heilige Güter." Aphorismen zur geschichtlichen Rechtfertigung des Alten Testaments. 97 S. 1.60 Mkk., geb. 2.50 Mrk.

Die vorliegende Schrift ist geschrieben unter ausdrücklicher Bezugnahme auf ein in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk: „Die neueren Entdeckungen und die Bibel," von J. Urquhart. 5 Bände, Preis pro Band broch. 4 Mrk., geb. 5 Mrk. Dieses Werk hat eine recht geteilte Aufnahme gefunden bei deutschen Theologen, wie die Kritik zeigte.

Verfasser hat nun in seiner Schrift auch auf neuere Publikationen wie die von Prof. Hilprecht und Prof. Gunkel Rücksicht genommen, die erst später erschienen sind; auch die Herausgabe des Hammurabi Gesetzes ist in Betracht gezogen. In drei Abschnitte zerfällt das Buch: I. Die Anfänge des Seins und des Nichtseins; II. das göttliche Gesetz; III. das prophetische Wort. Am wichtigsten erschien uns, was er im ersten Abschnitt sagt. Er führt in ergreifenden Worten aus: 1. Unser Interesse am „Buch der Anfänge" (Genesis). 2. Enthält die Genesis Sage oder Geschichte. 3. Die Beglaubigung der Genesis als eine Urkunde der Wahrheit durch Resultate der wissenschaftlichen Forschung.

Allerdings St. geht von der bekannten Hypothese aus, daß zwischen V. 1 und 2 in Genesis 1 eine Weltkatastrophe zu setzen sei, veranlaßt durch den Sturz der Engel. Daß die rein auf naturwissenschaftliche Forschungen sich stützende neuere Exegese dieser Hypothese nicht günstig ist, ist begreiflich, aber widerlegen kann sie sie auch nicht. Denn sie ist trotz allem, was dagegen gesagt werden mag, doch immer noch eine das Denken mehr befriedigende Erklärung für die von Anfang in der irdischen Schöpfung waltenden Schrecken des Todes in der Tierwelt, als die Art, wie man heute sich mit dieser unangenehmen Tatsache abzufinden sucht.

Wem bei all dem naturalistischen und „historischen" Gesäusel neuerer Exegesen der Genesis der Boden unter den Füßen wanken will, der greife nach diesem Buch und denen von Urquhart. Man bekommt den Eindruck, als ob vor lauter philologischer und historisch-archäologischer Gelehrsamkeit auch den positiv gerichteten deutschen Theologen der Sinn für die einzigartige

Hoheit und Schönheit der biblischen Berichte abhanden gekommen sei, so daß sie den Unterschied zwischen der schlichten Wahrheit der biblischen Berichterstatter und dem schwülstigen Phrasenwesen der alten Heiden gar nicht mehr fühlen. Es ist wie ein Trunk frischen Wassers in solchem Buch wie das obige zu lesen, nachdem man sich abgequält hat, den Gedankengängen deutscher Gelehrten zu folgen, die die biblischen Berichte dem modernen Denken zurecht stutzen wollen, und dabei immer weiter abkommen von dem, was uns von Alters her ehrwürdig und heilig war und als unantastbare göttliche Wahrheit galt.

Vom Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart kam:

Böhmer, Jul., Lic. Dr., Pfr. Raben: „Das erste Buch Mose ausgelegt für Bibelfreunde." (VIII, 495 S.) 5 M., geb. 6 Mark.

„Der Verfasser hat eine mutige Tat vollbracht. Er hat das erste Buch Mose für Bibelfreunde nach dem Stande der alttestamentlichen Wissenschaft der Gegenwart ausgelegt. Er hat die Unbefangenheit, von drei Quellen des 1. Buches Mose zu reden, einem jahvistischen, elohistischen und priesterlichen Erzähler, und Gott zu danken, daß er das erste Buch Mose nicht inspiriert und auch nicht geoffenbart hat. Erzählungen, die, wie der Verfasser sagt, peinlich empfunden werden, sind einfach volkstümliches Erbgut, das ein Geschlecht dem andern überlieferte. Man fragte dabei nicht nach Recht noch Unrecht, man freute sich wohl noch der Listen der schlauen Urväter. Auch wollen diese Erzählungen nicht warnen noch bessern. Mose ist nicht der Verfasser des Fünfbuches, sondern es handelt von ihm. Das alles und noch manches andere wird mit einer so fröhlichen Selbstverständlichkeit ausgesprochen, als könnte es gar nicht anders sein und als müßten alle Bibelfreunde mit dem Verfasser ohne lange Bedenklichkeit übereinstimmen. Ich glaube nicht, daß das der Fall sein wird. Es ist aber nicht zu leugnen, daß bei der oben geschilderten Auffassung eine große Reihe von Schwierigkeiten und Anstößen schwinden, die bei der Lehre von der Inspiration bestehen blieben und gegen die Bibel und den Gott, der das alles geoffenbart hatte oder haben sollte, sich richten konnten und gerichtet haben. Auch das ist zuzugeben, daß diese Ansichten, die der Verfasser mit so fröhlicher Zuversicht vorträgt, längst in Kommentaren positiver Theologen sich fanden. Aber man nahm doch immer noch Umgang, das von den Dächern zu predigen und diese Speise auch den Bibelfreunden vorzusetzen. Der Verfasser findet die Freudigkeit dazu, sie stammt bei ihm aus dem Glauben, daß das ursprüngliche Textverständnis viel erbaulicher sei als die erbaulichste Auslegung aus dem Glauben, daß die ganze Schrift des Alten Testaments auf Christum hinweist, für uns Christen aber nur das von Wichtigkeit sei, was Christum treibt. Der Verfasser schreibt außerordentlich lebendig, er beschönigt nichts, sucht alles dem Verständnis nahe zu bringen, läßt fallen, was er nicht halten kann und hofft mit dieser fröhlichen Offenheit die Bibelfreunde und neue Freunde der Bibel zu gewinnen. Möge ihm dieser Erfolg beschieden sein! Ausstattung und Druck sind vortrefflich."

Wir geben vorstehend die Rezension, die im „Theolog. Literaturbericht", dem Beiblatt von „Beweis des Glaubens", erschienen ist. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, ob sie nach dieser gegebenen Rezension nach dem Buche greifen wollen, um zu sehen, wie sich die Genesis in diesem Lichte besehen ausnimmt, oder nicht. Der Verfasser ist ein positiv gläubiger Christ nach seinem Bekenntnis und Herausgeber der „Studierstube".

The God of the Patriarchs. **Brief Studies in the Early Scriptures of the Old Testament. By Thomas G. Selby. Jennings & Graham, Cincinnati. Eaton & Mains, New York. 290 pages. Price, bound, $1.25 net.**

Wir haben in diesem Buch eine sehr wertvolle Serie von fünfzehn kritischen Predigten über fundamentale Schriftstellen in dem ältesten Teile des Alten Testaments (dem Pentateuch), wie z. B. die Schöpfungsgeschichte; die Versuchung im Garten Eden; die Sintflut; der Engelsdienst an Lot; die Breite der göttlichen Vorsehung in dem Leben Ismaels; die Aufopferung Isaaks; das Traumgesicht Jakobs; Gottes Führung in dem Leben Josephs; die Berufung Mosis; der Bock des Sühnopfers; die Macht der Minorität (Gideons Sieg über die Midianiter); Josuas Wahl u. s. w. Wir empfehlen diese Predigt-Betrachtungen allen ernsten Forschern der Heiligen Schrift. Der Verfasser hat etwa ein Dutzend sehr populäre Predigtsammlungen und andere erbauliche Schriften herausgegeben, die mehrere Auflagen erlebt haben, wie z. B.: **"The Alienated Crown," "The Imperfect Angel" etc.**

Vorstehende Anzeige fanden wir im „Christl. Apologeten" und wurden dadurch veranlaßt, um Zusendung dieses Buches zu bitten. Da eine ganze Anzahl unserer Brüder im Osten genötigt sind, auch englische Gottesdienste zu halten, so dachten wir, dieses Buch möchte manchem Bruder eine willkommene Anleitung geben, um schwierige Themata auch in englischer Sprache populär zu behandeln. Nachdem wir mehrere der obengenannten Predigten sorgfältig gelesen, können wir vorstehende Empfehlung nur gut heißen. Wir behalten uns vor, eine Uebersetzung einer der Predigten in Deutsch zu geben, um eine Probe des Inhalts dieses Buches mitzuteilen.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Januarheftes: Eine Neujahrsbetrachtung. Von Erwin Gros. — Doktor Germaine. Von Noelle Roger. (Fortsetzung.) — Der Deutsche und seine Schule. Von J. E. Frhr. v. G. — Das Kind. Novelle von Otto Frommel. (Schluß.) — Vom Kampfe um Luther. Von Christ. Rogge. — Marie Antoinette. Von v. Metzen. — Deutsche Geschichte. Von Herman v. Petersdorff. — Die russische Bastille. — Dynastie Wagner. — Ethik und Kapitalismus. — Gefängnisgeburten. — Das Für und Wider in der Fleischnotfrage. Von Th. K. und H. v. Gerlach. — Türmers Tagebuch: Die stillen Sieger. Das neue Rußland und das alte Europa. Mitschuld. Der Fall Poetter und die Volksschullehrer. Recht und Rechtsprechung. Vom grünen Tisch und grüner Weide. — Etwas über das Lesen. Von Fr. Bell. — Hilligenlei. Von J. Höffner. — Zwischenspiel. Von Felix Poppenberg. — Baukünstlerische Zeitfragen. Von H. Walling. — Neue Bücher und Bilder. Von K. St. — Mozart. Von Dr. Karl Storck. — Richard Wagners Briefe an Otto Wesendonk. — Kunstbeilagen: J. F. Millet: Der Winter. Rembrandt: Simeon im Tempel. Josephs Traum. Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Carmontelle: Leopold Mozart mit seinen Kindern Marianne und Wolfgang. — Notenbeilage: Lieder von W. Mozart: Die Zufriedenheit. Das Veilchen. Abendempfindung.

Bei der Fülle des neu eingegangenen Materials war es uns nicht möglich, diesmal zurückzugreifen auf Literatur, die im Januarheft vorläufig angezeigt wurde. Einige der Seite 77 genannten Schriften sind im „Friedensboten", No. 3, zur Besprechung gekommen.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. Mai 1906.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.*)

Es ist zum Erbarmen, wie in unserer Zeit die Rechtfertigungslehre von rechts und links verwischt wird: den einen ist sie nichts weiter als Vergebung der Sünden, und den andern ein „Zurechtbringen". Wir empfangen aber in der Rechtfertigung nicht nur Vergebung der Sünden, sondern auch die Kindschaft. Der Vater macht uns nicht nur zu begnadigten Verbrechern um Jesu Christi willen, sondern nimmt uns auch an als seine lieben Kinder. Sieht man vollends in der Rechtfertigung nur ein „Zurechtbringen", eine gründliche Reform des Menschen, so steht man nicht mehr auf dem Grunde des lautern Evangeliums, man steht nicht mehr auf dem Boden der Reformation, sondern im Sauerteige Roms. Nach der biblisch-lutherischen Rechtfertigungslehre bin ich in mir selber vor Gott ein verlorener und verdammter Sünder, an dem nichts zurechtzubringen ist. Gottes Gerechtigkeit ist am Kreuze seines Sohnes über mir geoffenbart, ich bin in ihm, meinem Mittler, verdammt, zum Tode verurteilt, weil kein guter Faden an mir ist. Mich verlorenen und verdammten Menschen begnadigt Gott, wenn ich mich bußfertig zu ihm nahe, mich völlig unter sein Urteil beuge, und im Glauben Jesum Christum ergreife als meine Gerechtigkeit. Ich bringe nichts als meine Sünden und Gott rechnet mir, weil ich allein auf Christum vertraue, die Gerechtigkeit Jesu Christi zu und behandelt mich als Begnadigten in Christo Jesu, als sein Kind.

Die Rechtfertigung ist nicht ein kalter, gerichtlicher Akt, kein bloßer Rechtsspruch; durch den Glauben tritt der gnadensuchende Sünder in Lebensverbindung mit Christo; als Gerechtfertigter ist er *in Christo Jesu*. Als solchen behandelt ihn Gott von Stund an, nach dem Zeugnis aller apostolischen Briefe. „Nun wir denn sind gerechtfertigt durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben

*) Aus Elias Schrenk: Pilgerleben und Pilgerarbeit. Siehe Anzeige Seite 234. Wir machen auf dieses Buch besonders aufmerksam.

zu dieser Gnade, darinnen wir stehen." (Röm. 5, 1 f.; 3, 25 ff.; Ephes. 1, 6.)

Nach dem Zeugnis der Reformatoren, vor allem Luthers, steht und fällt unsere evangelische Kirche, steht und fällt das Heil der einzelnen Seele mit dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Der moderne Unglaube kämpft bewußt gegen dieses Kleinod unserer Kirche; er kämpft gegen die biblische Lehre von der Sünde, gegen die Versöhnung durch das Blut Jesu Christi, gegen das stellvertretende Leiden und Sterben des Heilandes; darum der Haß gegen den Apostel Paulus. Alle die modernen Geister, die die Gottheit Christi leugnen, sind Todfeinde des Evangeliums und arbeiten bewußt und unbewußt an der Auflösung der evangelischen Kirche. In dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist die Lehre von der Gottessohnschaft Christi, die Lehre von der gänzlichen Verderbnis der menschlichen Natur, die Lehre von der Versöhnung durch das Blut Jesu Christi und die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu eingeschlossen.

Das Gemeinsame in den theologisch-kirchlichen Richtungen der Gegenwart.

Aus „Das Evangelische Deutschland" von Dr. G. Mayer.

Phil. 1, 18: Wenn nur in jeder Weise Christus gepredigt wird! Darüber freue ich mich und werde mich freuen.

Man hat gesagt, daß gerade in unserer Zeit die Einigungsbestrebungen als ein Phantom erscheinen müßten, da die religiösen Anschauungen in der evangelischen Kirche immer mehr auseinandergingen; die Richtungskämpfe der Gegenwart nähmen dem Einigungsgedanken den Wind aus den Segeln. Es könnte so werden, aber es braucht nicht so zu sein. Wir sehen nämlich bei allen Gegensätzen noch ein gemeinsames Moment: Christus soll gepredigt werden, Christus soll als das alleinige Heilspanier unserm Geschlecht zum Bewußtsein kommen. Wer möchte zu bestreiten wagen, daß auch die Vertreter der sogenannten modernen Theologie in ihren populären Schriften diesen alleinigen Zweck verfolgen? Und wer möchte nicht zu hoffen wagen, daß selbst, wenn *ihr* Christus nicht der „*wirkliche Heiland*" wäre, von dem Staupitz zu Luther gesprochen hat, für viele Christen in unsern Tagen, nämlich für die religiös gänzlich indifferenten oder an innerer Unbefriedigung krankenden und suchenden Menschenkinder, jene Schriften eine *Brücke* werden können zum Suchen und Finden des Christus, der im positiven Lager allein als der wahrhaftige Seligmacher gilt? Viele können jene Schriften dazu veranlassen, in die Evangelien als die geschichtlichen Urkunden von Christo zu blicken und daraus ein Christusbild zu schöpfen, das vielleicht noch andere, konkretere und entscheidendere Züge hat als das zuerst betrachtete. Es kommt doch auch viel auf das Menschenherz an, dem Christus gepredigt wird: ist es ein un-

empfängliches Herz, so hilft auch der „orthodoxe“ Christus nicht; ist es ein dürstendes, heilsverlangendes Herz, so kann selbst, nach Gottes gnädiger Herablassung, der moderne Christus ein Mittel zum Finden und Ergreifen des biblischen und gegenwärtigen werden. Und selbst wenn die Christologie eines Christen noch nicht auf der Höhe der biblischen Wahrheit und Erkenntnis stände, die wir Positiven zu vertreten glauben, so kann doch sein Glaube ein gottgefälliger, weil wahrhaftiger und lebendiger sein. Philippus war ein moderner Theologe, als er zu Nathanael sprach: „Wir haben Jesus, Josephs Sohn von Nazareth, gefunden,“ und doch war sein Bekenntnis religiöse Kraft. Calvin bemerkt sehr schön zu diesen Worten: „Philippus spricht hier in wenigen Worten zwei Irrtümer aus, sofern Jesus weder Josephs Sohn noch in Nazareth geboren war.*) Aber indem uns der Evangelist dieses erste Stammeln des Glaubens aus Philippi Mund aufbewahrt hat, gibt er uns damit ein Beispiel, daß der Irrtum, welcher menschlichem Glauben anhängt, die Wirksamkeit des göttlichen Geistes nicht hindern kann, wenn man nur offene Augen hat, um wie Philippus Jesum zu sehen.“ Wer aus der Wahrheit ist, kann auch in jenen Zeugnissen Jesu Stimme hören; und wer nicht aus der Wahrheit ist, wird auch durch ein bekenntnismäßiges Zeugnis nicht lebendig. Wir wollen damit nur sagen: Lasset uns mehr dem Geiste Gottes vertrauen, der die Aufrichtigen in alle Wahrheit leiten will! Wenn nur Christus gepredigt wird! Hat sich Paulus über solche Christuspredigt gefreut, selbst wo sie nachweislich aus bösen Motiven und Absichten erfolgte, wie viel mehr darf man sich darüber freuen, selbst wenn sie von Mängeln und Irrtümern behaftet wäre, wenn sie geschieht allein, um die Menschen zum Heil zu führen. Gott schenke uns den ökumenischen Geist und Sinn eines Paulus, der selbst in schwerer Zeit nicht verzweifelte, weil nämlich noch Christus gepredigt ward.

Wir müssen bekennen, daß vorstehender Artikel doch Bedenken bei uns erregt hat. Wir halten mit Schrenk im vorangehenden Artikel die Leugner der Sünde und der Gottheit Christi für Todfeinde des Evangeliums, die bewußt und unbewußt an der Auflösung der evangelischen Kirche arbeiten. Ob der Apostel Paulus sich gefreut hätte über solche Mitarbeiter? Vielleicht? Vielleicht hat er aber Kap. 3, 2 sogar gerade jene Verkündiger im Auge, von denen er im 1. Kapitel spricht? Wenn aber die im 1. Kapitel gemeinten Arbeiter dieselben sind, die er nachher in 3, 2 nennt oder meint, so hat er doch damit ein so schneidiges und vernichtendes Urteil ausgesprochen, daß es einem durch Mark und Bein fahren muß (cf. Offb. 22, 15).

*) Damals waren solche Irrtümer leicht möglich, unbewußt und verzeihlich. Heutzutage steigern sich die Modernen mutwillig in diese Irrtümer hinein. Sie könnten es anders wissen, wenn sie als demütige und lernbegierige Schüler der Evangelisten und Apostel Jesu Christi das Evangelium hinnehmen würden, statt mit ihrer aufgeblasenen Wissenschaft vornehm die Nase rümpfend sich über die Rückständigkeit der Apostel und derer, die ihr Zeugnis annehmen, zu mockieren. (D. R.)

Allerdings die Stellung der gläubigen Bekenner Jesu Christi zu den Vertretern der modernen Christusleugner, die in ihrer Weise einen selbst zurecht konstruierten Christus predigen, ist doch wohl normiert durch die Worte des Herrn, Mark. 9, 39. 40 und Luk. 9, 50. Mag auch die Textvariante: „Wer nicht wider euch ist, ist für euch," unbegründet sein, so hat doch wohl Gerok recht gedichtet:

Wohl sprach dereinst der große Meister:
„Wer nicht für mich, ist wider mich!"
Er kennt die Seinen, prüft die Geister,
Und nimmer täuscht sein Auge sich.
Doch nicht der Jünger sei's der richtet,
Der Knecht ist nicht dem Herren gleich:
Ihr seid dem mildern Wort verpflichtet:
Für euch ist, wer nicht wider euch!

Dieses Wort mag die Herzensstellung normieren gegenüber dem Tun und Wirken der Modernen. Haben wir aber in unserm Herzen und Gewissen die Ueberzeugung: Jene Modernen sind Ungläubige, sind „Todfeinde" des wahren Evangeliums, so können und müssen wir zwar das Urteil selbst dem Herrn überlassen, aber wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch das scheinbar Gemeinsame zwischen ihnen und uns, und gar mit ihnen gemeinsam arbeiten und Kollegialität pflegen, sondern ich glaube, unser Tun und Wandel in diesem Stück ist normiert durch 2. Kor. 6, 14 f.: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen!" Das wäre auch ein Mißgespann anderer Art als das, von welchem in Literatur (S. Schrenk) die Rede ist.

Die Entwickelung der alttestamentlichen Kritik im Laufe des vorigen Jahrhunderts.

Von P. E. Otto.

Wenn in der Gegenwart von alttestamentlicher Kritik, namentlich von Pentateuchkritik und den damit zusammenhängenden Fragen historischer, archäologischer, biblisch-theologischer Art die Rede ist, so steht der Name von Julius Wellhausen im Vordergrunde, und in der Tat kann dieser nebst Abraham Künen in Leyden als der Bahnbrecher und Führer der modernen kritischen Richtung betrachtet werden. Begreiflicherweise haben die Schriften des ausländischen Gelehrten trotz ihrer vorstechenden Originalität in Deutschland außerhalb des Kreises der eigentlichen Fachgelehrten nicht den gleichen Einfluß ausgeübt, und hier gilt der Erstgenannte als der kühnste und gewandteste Verfechter dieser Kritik, als Führer und Haupt der neuen Schule. Es muß ihm eine bedeutende Stellung in der Geschichte der theologischen Wissenschaft eingeräumt werden, insofern er es vor andern verstanden hat, die zunächst mit dem Niederreißen traditioneller Ansichten sich abmühende Detailkritik zu vorläufigem Abschluß zu bringen und auf der geschaffenen tabula rasa ein neues Gebäude aufzuführen, das beim ersten

Anblick um so mehr den Eindruck des Einfachen, Fertigen und in sich Geschlossenen macht, als sein einfach und konsequent durchgeführter Plan im Einklang mit einer Theorie steht, die auch auf andern Gebieten der wissenschaftlichen Konstruktion sich weitgehenden Beifalls erfreut, mit der Evolutionstheorie. So wenig dem Vorgehen Wellhausens der Charakter kühner Selbständigkeit abgesprochen werden kann, so ist es doch keine unvorbereitet auftretende Erscheinung, und es ist billig, auf die Vorgeschichte derselben einen Blick zu werfen und auf die Haupt-Etappen hinzuweisen, in denen der Vormarsch der Kritik seinen Weg zurückgelegt hat.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Volk Israel zur Zeit Jesu den Quellenbüchern seiner Geschichte den Ursprung zugesprochen hat, den dieselben durch ihre traditionellen Titel beanspruchen, also daß es namentlich die fünf Bücher Mose als ein Schriftwerk Mosis angesehen hat, und es ist kein Anzeichen vorhanden, daß der Herr Jesus selbst zu dieser Anschauung seiner Zeit sich irgendwie kritisch verhalten habe. So hat denn auch die christliche Kirche diese Auffassung des Volkes Israel voll adoptiert. Zu der historischen Glaubwürdigkeit, die den Schriften des Alten Testaments als den Werken berufenster Augenzeugen beigemessen wird, kam vom dogmatischen Gesichtspunkt aus der Charakter der Infallibilität als vom Heiligen Geist eingegebenen Schriften. Diese Anschauung hat Jahrhunderte lang in der christlichen Kirche allen Widerspruch niedergeschlagen und ist durch die Reformation nicht erschüttert, sondern nur verstärkt worden. Für den Rationalismus schrumpfte der Glaube an die Inspiration auf die Anerkennung zusammen, daß in diesen Schriften manche moralisch bessernde Wahrheiten ausgesprochen seien, neben denen sich allerdings auch manches moralisch gleichgültige oder wertlose finde. Diese Stellungnahme gab denn auch Freiheit, der historischen Glaubwürdigkeit kritisch gegenüber zu treten, und schon Semler kam in seinen „kritischen Untersuchungen über den Kanon" zu dem Resultat, daß der Pentateuch seine gegenwärtige Gestalt lange nach Mose erhalten, obwohl mosaische Quellen ihm zu Grunde liegen. Im ganzen aber hatte der vulgäre Rationalismus weniger zu tun mit historisch-kritischen Untersuchungen als mit der Frage, wie sich der Inhalt der heiligen Schriften vor dem Forum der Vernunft behaupten könne.

Die tiefere Auffassung der christlichen Wahrheit, für die vornehmlich durch Schleiermacher die Bahn gebrochen, kam zunächst der Würdigung des Neuen Testamentes zugut, indem die Bedeutung des gottmenschlichen Mittlers den Mittelpunkt seiner Glaubenslehre bildet; seine Stellung zum Alten Testament war eine fremde und relativ gleichgültige, obwohl die Formulierung seines Standpunktes unanfechtbar ist: „Die alttestamentlichen Schriften verdanken ihre Stellung in unsrer Bibel teils den Berufungen der neutestamentlichen auf sie, teils dem geschichtlichen Zusammenhang des christlichen Gottesdienstes mit der jüdischen Synagoge, ohne daß sie deswegen die normative Dignität oder

die Eingebung der neutestamentlichen teilen." Zu der von Schleiermacher ausgehenden Neubelebung der Theologie, durch welche in gewissem Grade der Nachweis geführt war, daß auch bei strengst geschultem wissenschaftlichem Denken der Glaube an Christum, als den Erlöser, im neutestamentlichen Sinne bestehen könne, kam der Einfluß der Hegelschen Philosophie, durch den geraume Zeit der Anschein erweckt ward, als bestehe zwischen Philosophie und Offenbarungsglaube die vollste Harmonie. Dieser Schleier ward allerdings durch das Auftreten der linken Hegelschen Schule, besonders aber durch Strauß' Leben Jesu zerrissen. Ging auch der Widerspruch desselben zunächst gegen die Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments, so war doch selbstverständlich ein eben solcher gegen das Alte Testament involviert. Wohl lehnte Strauß die rohe Bekämpfung des Christentums ab, welche die Entstehung desselben auf schlaue Erfindung und selbstsüchtigen Priesterbetrug zurückführt, und ebenso lehnte er die wohlgemeinten aber z. T. lächerlich flachen „natürlichen Wundererklärungen" des vulgären Rationalismus mit Spott ab, dagegen wollte er das Bild Christi, wie es die Schrift zeichnet, als das Produkt einer absichtslosen Dichtung, einer allein auf Verherrlichung ihres Gegenstandes bedachten Mythenbildung angesehen wissen. Dabei war offenbar als ein philosophisch-dogmatisches Postulat zur Voraussetzung genommen, was nur auf historisch-kritischem Wege festgestellt werden konnte. Nicht nur die inhaltliche Glaubwürdigkeit der Schrift ist hierbei vorausgesetzt, sondern auch die Nichtauthentie der einzelnen Schriften, nicht wegen Mangels an historischer Bezeugung, sondern weil Dinge berichtet worden, die über das gemeingeschichtlich Menschliche hinausgehen. Diese Einseitigkeit mußte notwendig eine Gegenstimmung hervorrufen, die, man kann wohl sagen, bis in die Gegenwart angehalten hat, die vorwiegend historisch-kritische Richtung der Theologie. Dem Verfasser des Lebens Jesu wurde mit Recht der Vorwurf gemacht, daß er eine evangelische Geschichte hatte schreiben wollen, ohne zuvor den Charakter der evangelischen Schriften untersucht zu haben. Es soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß die Wendung der neueren Theologie in die historisch-kritische Bahn allein von der Opposition gegen Strauß' Leben Jesu ausgegangen sei, so wenig wie daß die Leistungen und Bestrebungen der neueren Theologie in Untersuchungen historisch-kritischer Art aufgingen, sondern durch das soll gesagt werden, daß die durch Strauß' Leben Jesu angeregte größere Bewegung in der Theologie als ein Symptom der schon vorher angebahnten und nachher sich fortsetzenden Wendung zu vorwiegend historisch-kritischem Verfahren angesehen werden kann. Es entsteht jetzt erst recht eigentlich als selbständiger Zweig der Theologie die Einleitungswissenschaft, Untersuchungen über Entstehung und Charakter der einzelnen biblischen Schriften. Bewegte sich auch die Haupttätigkeit auf dem Gebiete des Neuen Testaments, wo die Arbeiten der Tübinger kritischen Schule einen mächtigen Anstoß gaben, so wurde doch auch das Gebiet des Alten Testaments von dieser Strömung berührt. Auf alttestament-

lichem Gebiet waren die Hauptprobleme die Untersuchungen über Entstehung und Zusammensetzung des Pentateuchs, resp. Hexateuchs, über die Psalmen, über den zweiten Teil des Jesajas; das erstgenannte Gebiet kommt hier für uns insonderheit in Betracht.

Es traten auf die Vertreter der kirchlichen Reaktion, die Verteidiger der alttraditionellen Ansicht von der Abfassung der gesamten fünf Bücher durch Mose. Im Vordergrund steht der Rufer im Streit, Hengstenberg, dessen Werk über die Authentie des Pentateuchs vieles noch heute Beachtenswertes enthält, an ihn schlossen sich Hävernick, Keil, Kurz u. a. an, auch Franz Delitzsch, der gelehrteste Kenner des Alten Testaments von dem, nach Hupfelds Ausdruck, etwas Besseres zu erwarten gewesen wäre, gehörte zur Zunft. Es ist bei aller Anerkennung der Verdienste dieser Verteidiger der Tradition doch nicht in Abrede zu stellen, daß ihre Tendenz sie beherrscht, daß der Wunsch mehrfach Vater des Glaubens ist, und daß sie mehr die Rolle des verteidigenden Advokaten spielen als die des unparteiischen Richters. Ein derber Inspirationsbegriff, von dem man so viel als möglich zu retten sucht, wird immer die Vorstellung von der Abfassung eines Buches der Heiligen Schrift durch einen einheitlichen originalen Verfasser begünstigen; indes wird ein verfeinerter Inspirationsbegriff, der auch Nüchternheit und Wahrheitssinn zu den Einflüssen des Heiligen Geistes rechnet, keine Beeinträchtigung der Inspiration darin erblicken, daß ein Schriftsteller für seine Darstellung sich nach Quellen umgesehen und Mitteilungen aus demselben zusammengetragen hat. Im ganzen, kann man sagen, ist die Position dieser Apologeten der Tradition heute auch von den konservativsten Forschern aufgegeben. Es ist ja zuzugestehen, daß die Apologeten ihre eigentliche Aufgabe, die sie sich gestellt, die Glaubwürdigkeit der pentateuchischen Schriften zu erweisen, sich unnötigerweise erschwert haben, indem sie zu beweisen unternahmen, was eigentlich in der Schrift selber nirgends behauptet ist, daß die fünf Bücher von A bis Z das Originalwerk des einen Verfassers, Mosis, seien, als ob davon der religiöse und historische Wert dieser Bücher abhinge. Es ist doch eigentlich nur die Ueberschrift „Fünf Bücher Mosis“, und im Grundtext nicht einmal diese, auf welche sich die Annahme von der Abfassung des Gesamtwerks durch Mose stützen kann, und es handelt sich um die Auffassung dieser Ueberschrift: ist dieselbe in gleichem Sinne zu fassen wie etwa beim Buche Nehemia oder in dem Sinne wie beim Buche der Richter, ist in der Namensangabe eine Benennung des Verfassers oder des Gegenstands der Darstellung zu sehen? Hierüber gibt der Pentateuch selber keine Auskunft, sondern die Tradition hat darüber entschieden. Im Gegenteil, wenn bei einzelnen Veranlassungen angegeben ist: „Mose schrieb das und das in ein Buch,“ so ist wenigstens die Präsumtion vorhanden, daß diese Stücke als Originalstücke von andern abgegrenzt werden sollen.

Am meisten produktiv, für die zukünftige wissenschaftliche Bewegung auf diesem Gebiete Anstoß gebend und fördernd sind die Ar-

beiten von Hupfeld in Halle und Blank in Berlin gewesen. Beide stimmen in der Grundanschauung überein, daß der Pentateuch echt mosaische Bestandteile enthalte, daß aber Mose weder der erste noch der letzte Schreiber der nach ihm benannten Bücher sein könne. Das letztere geht aus Angaben hervor wie z. B. Gen. 13, 7: „Es wohnten zu der Zeit die Kananiter und Pherisiter im Lande," was schwerlich aus der Feder Mosis stammen kann, da ja zu seiner Zeit die Kananiter noch dasselbe bewohnten, oder etwa Gen. 36, 31: „Die Könige, die in Edom regiert haben, ehe denn die Kinder Israel Könige hatten, sind diese," eine Notiz, deren Verfasser notwendigerweise ein Zeitgenosse wenigstens eines der ersten Könige Israels gewesen sein muß. Was das erstere betrifft, so wurde zunächst für die Genesis von Hupfeld nachgewiesen, respektive eine schon ältere im 18. Jahrhundert vom französischen Arzt Astruc vorgetragene Ansicht erneuert, daß dem Verfasser Quellenschriften, wie sie durch inhaltliche Verschiedenheiten ihre Unabhängigkeit voneinander bekunden, so auch durch sprachliche Eigentümlichkeiten und besonders durch den Gebrauch verschiedener Gottesnamen sich unterscheiden, indem die eine Quelle konstant den Namen Elohim, die andere den Namen Jehova anwendet. Die Behauptung Hengstenbergs, daß die beiden verschiedenen Namen vom einheitlichen Verfasser, Mose, mit großer Planmäßigkeit je nach Zusammenhang und Inhalt gewählt worden seien, in dem, kurz gesagt, Elohim allemal den Weltherrn, Jehova den Bundesgott bezeichnen solle, ließ sich doch nur durch Künstelei rechtfertigen und konnte die Hupfeld-Blanksche Auffassung nicht widerlegen, daß hier eine rein stilistische Eigentümlichkeit verschiedener Schriftsteller vorliege.

Die beiden Forscher waren ferner darin einig, daß sie für die Hauptmasse der Genesis und nachher auch der drei nächsten Bücher des Pentateuchs eine sogenannte Grundschrift benutzt fanden, die sich des Gottesnamens Elohim bediente, und die man deswegen den älteren Elohisten nannte. Im weiteren gingen Hupfelds und Blanks Auffassungen auseinander, indem der letztere neben der Grundschrift nur noch einen zweiten Schriftsteller, den sog. Ergänzer, den Jehovisten, als Quellenschriftsteller finden wollte, Hupfeld dagegen einen dritten Schriftsteller, den sog. jüngeren Elohisten, aufwies. Die Hupfeldsche Ansicht hat im ganzen bei den alttestamentlichen Forschern den Sieg davon getragen, nur daß man jetzt noch eine Anzahl weiterer Mitarbeiter am Gesamtwerke des Pentateuchs unterscheidet. Die ursprüngliche Ansicht der beiden führenden Forscher über den Verfasser von Gen. Kap. 1, Kap. 5 u. s. w., Ex. Kap. 25 ff. des größten Teils von Levit. und Numeri, den man den älteren Elohisten und dessen Werk man die Grundschrift nannte, ist, wie wir weiter sehen werden, von der neueren Schule aufgegeben, das Werk desselben wird jetzt „der Priesterkodex" genannt und als jüngster Bestandteil des Pentateuchs betrachtet. Der Kürze wegen bezeichnet man die verschiedenen Verfasser, deren Schriften den Pentateuch ausmachen, mit Buchstaben. Als ältesten Bestandteil sieht man des Werk des Jehovisten an, benannt J, dann kommt der früher

sogenannte jüngere Elohist E, beide Schriften zu einem Werke verbunden J E, dann ist hinzugetreten das Deuteronomium, D, und zuletzt der Priesterkodex, früher Grundschrift genannt, P oder P C. Feinere Spürnasen entdecken aber noch weitere Mitarbeiter, und man redet von einem J[1] J[2] J[3], E[1] E[2] u. s. w., und endlich von einem Redaktor R oder auch R[1] R[2], vermutlich ad libitum. Im ganzen aber darf die Zerfällung des Pentateuchs in Einzelschriften gegenwärtig als allgemein anerkanntes Resultat der Forschung angesehen werden, und insofern bildet die Periode von den dreißiger Jahren an bis zu Blanks Tode (1861) die Vorstufe für die Entstehung der sogenannten modernen alttestamentlichen Kritik, welche ohne diese Vorarbeiten nicht möglich gewesen wäre.

So lange man versuchte, die Pentateuchfrage bloß vom literarischen Gesichtspunkt aus zu lösen, mit lexikalischen und stilistischen Beweismitteln nicht nur die Scheidung der Quellenschriften zu vollziehen, sondern auch das Verhältnis, in welchem diese zu einander ständen, und ihre Zeitfolge zu bestimmen, blieb die Frage mehr eine interne, das Interesse daran mehr auf den Kreis der eigentlichen Fachgelehrten beschränkt. Anders wurde es, als das Hauptgewicht mehr auf die sachlichen, antiquarischen und historischen Argumente verlegt, als die Frage gestellt wurde: wie verhalten sich die Gesetze des Pentateuchs ihrem Inhalte nach zu einander, und wie verhält sich zu diesem Inhalte das Zeugnis der übrigen historischen und der prophetischen Bücher? — Es ist jedenfalls zuzugestehen, daß die sogenannte moderne Kritik des Alten Testaments in der von ihr eingeschlagenen Richtung veranlaßt ist durch das Vorhandensein eines immer noch ungelösten Rätsels oder Problems: Wie ist es zu erklären, daß beim Vorhandensein des mosaischen Gesetzes, und zwar in der Form eines allgemeine Anerkennung fordernden und auch unbestritten findenden Gesetzbuches, nicht nur auf seiten der Masse des Volks eine kontiniuirliche Neigung zur Mißachtung dieses Gesetzes sich findet, sondern daß auch Männer, die im vollsten Sinne als Vertreter der Theokratie angesehen werden müssen, teils gerade bei solchen Akten, in welchen sie recht eigentlich als Stellvertreter Gottes dem Volke gegenüber handeln, sich nicht an die Vorschriften dieses Gesetzes halten, teils in ihren Reden das Vorhandensein eines schriftlichen Gesetzes von solcher Autorität, wie sie der Pentateuch besessen haben müßte, so gut wie ignorieren? Dies Problem sucht die Wellhausensche Kritik auf eine Weise zu lösen, der man eine Verwickelung in noch größere Schwierigkeiten und ein Sichstützen auf bodenlose Machtsprüche nicht mit Unrecht zum Vorwurfe machen kann, während auf der andern Seite zuzugestehen ist, daß es auch den Bestreitern der Wellhausenschen Willkürlichkeiten nicht gelungen ist und gelingen kann, die von den Gegnern aufgedeckten Schwierigkeiten zu lösen und ein klares Gegenbild dem W.schen Zerrbild von der Geschichte Israels gegenüber zu stellen, so daß man sich wird bescheiden müssen, es in vielen Beziehungen bei einem non liquet zu belassen. Jedenfalls ist durch jene Verlegung des Hauptge-

wichtes vom Boden der literarischen Detailarbeit auf das Gebiet der sachlich historischen Untersuchungen das Interesse an den vorliegenden Streitfragen ein viel allgemeineres geworden; es handelt sich um die Beurteilung eines Bildes von der Geschichte Israels, und jeder, der überhaupt Interesse an *geschichtlicher* Wahrheit hat, kann an einem Geschichtsbilde, das im Bildersaal der Weltgeschichte eine solch zentrale Stellung einnimmt wie die Geschichte Israels, unmöglich ohne Interesse vorübergehen.

Ein eigentlicher Vorläufer der Wellhausenschen Kritik war W. Vatke in Jena, dessen „Biblische Theologie", vom Jahre 1835, schon die Grundzüge der W.schen Geschichtskonstruktion enthält. Von dem Hegelschen Grundgedanken ausgehend, daß die Welt die Entwickelung des Begriffes ist, daß also das Aeußere die Darstellung des Inneren sein muß, kam er zu dem Schluß, daß eine Kultusgesetzgebung wie die mosaische gar nicht das Produkt einer Zeit sein könne, wo das theokratische Bewußtsein des Volks sich erst so schwer und spät vom Naturdienst und vom bloßen Nationalismus losriß. Der Prophet Ezechiel ist es erst, der das Vorbild für das durchgebildete System der Kultusgesetzgebung aufgestellt; er hat für seine ideale Konstruktion des Kultus in seinen letzten acht Kapiteln nicht an einer früheren Norm ein Vorbild gehabt, sondern er hat umgekehrt das Muster für die erst nach dem Exil verfaßte priesterliche Gesetzgebung abgegeben, obgleich man seinen Vorzeichnungen nicht in allen Stücken gefolgt ist; also kurz gesagt: Ez. Kap. 40—48 ist älter als die Gesetzgebung des Pentateuchs. Vatke stand damals unter den alttestamentlichen Kritikern als ein Sonderling allein da, hat auch selbst später die von ihm eingenommene Position aufgegeben, und kaum wurde wohl erwartet, daß seine hyperphilosophischen Sonderbarkeiten aus der Vergessenheit wieder hervorgeholt werden würden.

Ein anderer ernster genommener Vorgänger der W.schen Kritik war Ed. Reuß in Straßburg, lange Zeit der Altmeister alttestamentlicher Wissenschaft, der ebenfalls schon 1833 die Behauptung aufstellte, daß die Propheten des achten Jahrhunderts noch nichts von einem Gesetzes*kodex* gewußt haben, und daß unter dem zuerst von Jeremias (8, 8) erwähnten Gesetz*buche* nicht die levitische Gesetzgebung, sondern das Deuteronomium zu verstehen sei. Er betont es, daß er von Anfang an sein Augenmerk zunächst nicht auf die äußeren geschichtlichen Daten in den historischen Schriften gerichtet habe, sondern auf die gesetzlichen, und daß er im Studium derselben den Ariadnefaden zu finden gehofft habe, der aus dem Labyrinth des Hypothesenkrams über die Entstehung der alttestamentlichen Schriften an das Tageslicht eines auch psychologisch begreifbaren Entwicklungsganges des israelitischen Volkes zu führen vermöge. Seine in vielen verstreuten Aufsätzen vorgetragene und anfänglich weniger beachtete Auffassung von der Entstehung des Pentateuchs hat er dann erst spät in einem großen Gesamtwerke, „Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testaments," zusammengefaßt. Das Resultat seiner Forschungen ist in kurzem fol-

gendes: er teilt die Geschichte Israels in vier Perioden: 1. die Zeit der Helden (bis zu Saul), 2. die Zeit der Propheten, 3. die Zeit der Priester, 4. die Zeit der Schriftgelehrten. Also der vorwiegende Einfluß des Prophetentums auf die Gesetzesbildung geht dem des Priestertums voran. Die Zeit des beginnenden Exils ist nach R. nicht, wie man sich sonst überwiegend gewohnt hat, sie anzusehen, die geistig ärmste und erstarrende, sondern die wichtigste und bildungskräftigste, in ihr ist das Volk Israel erst recht eigentlich das geworden, was es nachher Jahrtausende lang geblieben ist. Das Erzeugnis dieses freilich historisch wenig beleuchteten Zeitraums ist die von den Priestern vollzogene Ausbildung, Redaktion und Einführung des Gesetzes. Die erste Gesetzsammlung der Art war der mit Ezech. verwandte aber nicht von ihm verfaßte Kodex, Lev. Kap. 17—26, das sog. Heiligkeitsgesetz, dem dann der von Esra gesammelte und mit einem geschichtlichen, freilich zumeist fingierten und tendenziös bearbeiteten Rahmen umgebene und 444 v. Chr. publizierte Priesterkodex folgte. Ein endlicher Abschluß der legislatorischen Arbeit war aber auch hiermit noch nicht gegeben, neue Gesetze, wie u. a. die Einsetzung des großen Versöhnungsfestes, Lev. 16, kamen noch hinzu. Die Zusammenarbeitung des Priesterkodex mit dem früher verfaßten Deuteronomium und dem Buche des Jehovisten blieb erst den Esra folgenden Geschlechtern vorbehalten.

Aus Reuß' Schule gingen zwei Gelehrte hervor, die als unmittelbare Vorgänger Wellhausens zu betrachten sind, Graf und Kayser. Einer, Graf, ging in seinen „kritischen Untersuchungen über die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments" den Weisungen Reuß' folgend, darauf aus, das Hauptaugenmerk nicht auf die geschichtlichen, sondern auf die gesetzlichen Daten zu richten. Der feste Punkt, von dem er ausgeht, ist die Annahme, daß das Gesetzbuch, welches unter Josia im Jahre 621 v. Chr. aus der Verborgenheit gezogen und zur Norm für eine neu einzuführende Reform gemacht worden, das Deuteronomium sei. Also hier ein fester Punkt: das Deuteronomium, mag es nun schon früher geschrieben oder eben erst zu Josias Zeit behufs einer zu erstrebenden Reform verfertigt worden sein, ist jedenfalls erst seit 621 in öffentlicher Geltung. Graf fragte nun: Welche Gesetze werden vom Deuteronomium schon als bestehend vorausgesetzt? und nach seinen Untersuchungen fand er als solche Voraussetzung für das Deuteronomium das sogenannte Bundesbuch, Exod. Kap. 20—23 und Kap. 34. Dagegen aus der Tatsache, daß weder das Deuteronomium noch die älteren Geschichtsbücher, noch die älteren Propheten auf die mit Exod. Kap. 25 beginnende und durch die ganzen zwei folgenden Bücher, Lev. und Num., sich fortsetzende Kultusgesetzgebung Bezug nahmen, zog er den Schluß, daß diese habe vor dem Exil gar nicht bestehen können, sondern daß, nachdem Ezech. mit Aufzeichnung genauerer Bestimmungen über die Ordnungen des Gottesdienstes begonnen, solche Niederschriften von andern für den wiedergebauten Tempel und den wiederhergestellten Staat fortgesetzt, erweitert und den wirklichen Verhält-

nissen angepaßt worden seien, bis Esra diese Gesetze sammelte, mit den älteren Sammlungen vereinigte und als bindendes Gesetz in die Gemeinde einführte. — Der andere Schüler von Reuß, Kayser, bediente sich mehr literarischer Argumente und suchte aus den Zitaten und Anspielungen in den übrigen Büchern des Alten Testaments den „Umfang des vorexilischen Geschichtsbuchs Israels“ zu erkennen. Er kam zu dem Schluß: der Deuteronomiker kennt das jehovistische Buch als ein auf Grund von älteren Quellen ausgearbeitetes geschichtliches Werk. Wo er in Widerspruch mit den vorangehenden Büchern steht, trifft dieser Widerspruch den Elohisten (Grundschrift), und wo in unsern Bibeltexten die beiden Urkunden ineinander gearbeitet sind (wie in der Geschichte der Sintflut, der Kundschafter u. a.), kennt er nur den jehovistischen Bericht; sein Stil trägt nur jehovistische Merkmale und berührt sich nicht mit dem des Elohisten. Der Deuteronomiker kann also nicht der letzte Redaktor des Pentateuchs gewesen sein, denn zu seiner Zeit waren die jehovistische und die elohistische Schrift noch nicht miteinander verbunden, die Verbindung kann erst in nachexilischer Zeit stattgefunden haben.

Auf Grund dieser Vorarbeiten, wenngleich von seinen Vorgängern mehrfach abweichend, hat Wellhausen mit unbestreitbar großer Selbständigkeit, großer Schärfe und Kühnheit des Denkens sein System aufgebaut, wie es namentlich in seinen „Prolegommena zur Geschichte Israels, 1886“ dargestellt ist, bahnbrechend, Aufsehen und Widerspruch erregend. Er macht die von seinem Lehrer, Graf, begangene und als solche zugegebene Inkonsequenz in vollem Maße gut und verfährt konsequent und überkonsequent, übers Ziel hinausschießend und radikal mit allen traditionellen Auffassungen tabula rasa machend, den Boden für eine neue Geschichtskonstruktion ebnend. Graf hatte die Konsequenzen seiner Untersuchungen bloß auf die gesetzlichen Bestandteile der „Grundschrift“ ausgedehnt, dieselben in die exilische Zeit verlegend, dagegen hatte er dem mit den Gesetzen vielfach untrennbar verwobenen geschichtlichen Bestandteil immer noch den Charakter einer Grundschrift, also eines möglichst zeitgenössischen Zeugnisses, gelassen, und man konnte ihm entgegen halten: die geschichtlichen Erzählungen des Numeribuches sind so altertümlich, daß die mit ihnen verbundenen Gesetze gleichfalls in mosaisches Alter zurückweichen müssen.

Dem gegenüber erklärten nun Wellhausen und Künen: sind vom mosaischen Erbe die Gesetze abzustreichen, so fallen auch die geschichtlichen Erzählungen; dieselbe sind Spätlinge, d. h. sie sind Erdichtungen, fingiert im priesterlichen Interesse, um den Gesetzesbestimmungen, an deren Durchführung der Priesterschaft gelegen ist, eine ihnen Autorität verleihende Basis unterzubauen. Das ganze Verhältnis zwischen dem Volke Israel und seinem Gott beruht nach der Auffassung der Priesterkaste auf seiner Offenbarung an Mose, auf der Verrichtung des ihm wohlgefälligen Dienstes durch Aaron und seine legitimen Nachfolger, auf der Gründung eines einzigen von Gott anerkannten Heilig-

tums, dessen Vorbild schon in der Wüste als Wanderzelt existiert haben muß. Alle diese priesterlichen tendenziösen Anschauungen sollen beglaubigt werden durch geschichtliche Angaben, die meist den Anschein großer Genauigkeit an sich tragen (z. B. die Volkszählungen), die aber rein fingiert, geschichtlich wertlos sind. Man darf also, wenn man eine Geschichte Israels schreiben will, sich zunächst an die Angaben des Priesterkodex gar nicht binden, kann höchstens aus ihnen ersehen, wie die Sachen nicht zugegangen sind. Aber auch das jehovistische Buch kann nicht als zuverlässige historische Quelle anerkannt werden. Es ist vergleichsweise naiver, einfältiger und infolgedessen wahrhaftiger, aber es ist eben auch im Laufe der Zeit verschiedenlichsten Bearbeitungen, gewissermaßen Retouchierungen in tendenziös theokratischen Interessen unterworfen gewesen. Je mehr es gelingt, gewissermaßen die aufgetragene Schminke abzureiben und auf die ursprüngliche Gestalt seiner Erzählungen zu kommen, von J^3 und J^2 auf J^1 zu gelangen, desto mehr zeigt der Erzähler sein naturalistisches, naturwüchsiges Wesen, er ist ein Erzähler wie andere Erzähler des Altertums auch, d. h. er ist meist Dichter, weiß zwischen Dichtung und Wahrheit keine Grenze zu ziehen, ein Bürge für geschichtliche Wahrheit ist er keineswegs, aber immerhin läßt sich doch der Uebergang vom Lesen einer Geschichte des Priesterkodex zur Lektüre einer jehovistischen vergleichen mit dem Heraustreten aus einer Judenschule in die freie Natur. So zeigt sich u. a. Wellhausens Begünstigung des Jehovisten vor dem Elohisten in seiner Beurteilung der beiden ersten Kapitel der Genesis. „Der Verfasser des ersten ist ein Pedant, der andere ein Poet."

Auf Grund solcher sicherlich durch keine traditionelle Autorität gebundener Anschauungen hat die moderne Kritik nun Freiheit, etwa folgendes Bild von der alten Geschichte Israels zu entwerfen: Eine Anzahl nomadisierender hebräischer Stämme kam aus der Wüste und ließ sich in Kanaan nieder. Wie die Völkerschaften ringsum hatten auch sie ihren Nationalgott, Jahve, der für sie so ziemlich dasselbe war, wie Kemosch für Moab und Milkom für Ammon. Sie besaßen gewisse unter sich variierende Ueberlieferungen von ihrem Ursprung und von der Weise, wie er ihr Volksgott geworden; aber ihr Glaube und ihre religiösen Gebräuche waren so ziemlich derselben Art, wie die der umwohnenden Völker. Besonders von den Kanaanitern, unter welchen sie sich niederließen, und welche allmählich von ihnen aufgesogen wurden, nahmen sie viele religiöse Gebräuche und Anschauungen an, sie übernahmen deren heilige Orte, machten Pilgerfahrten nach deren heiligen Gräbern und schrieben ihren eigenen Vorfahren die Ehre zu, welche die Kanaaniter ihren verstorbenen Lokalhelden zollten. Die Gewohnheit wurde zum Gesetz, die Legende zur Geschichte — und zu der Zeit, da wir die ersten authentischen Berichte von ihnen haben, üben sie die Riten eines Gottesdienstes aus, welcher sich in der angegebenen Weise gestaltet hat mit Anschauungen von ihrem Nationalgott, die den Auffassungen der andern Götter bei den Nachbarvölkern ähnlich sind.

In diesem Zustand fanden die Propheten die Religion ihres Volkes vor; sie schufen zuerst reinere religiöse Begriffe, sie schufen den ethischen Monotheismus, dessen Geist nun überwiegend die Heilige Schrift durchdringt und sie vor den Literaturen anderer Völker auszeichnet, sie schufen dem Volke ein neues Ideal; bisher war das Ideal des Volkes die eigene Nation selbst, für sie zu leben und zu streben war das Höchste; die Propheten zeigten der Nation ein Ideal, das über ihr eigenes Wesen hinauslag. Es war natürlich, daß aus dem Prophetismus das Verlangen hervorging, die zwischen dem vorgehaltenen Ideal und dem empirischen Wesen des Volkes immer bestehende Kluft möglichst zu überbrücken, und demselben dies Ideal einzuprägen. Dies konnte nur geschehen, indem das Ideal die Form eines mit Autorität ausgestatteten Gesetzes annahm. So entstand das Deuteronomium, das um höhere Heiligkeit und eindringlichere Kraft zu erhalten, auf die Urheberschaft Mosis zurückgeführt wird. In Wirklichkeit war es ein Versuch, eine Norm zu schaffen für die Einführung Israels in die von den Propheten verkündete Wahrheit, das Deuteronomium ist ein prophetisches Werk. Aber es hatte allmählich eine andere als die von den Urhebern beabsichtigte Wirkung. An Stelle der persönlich vermittelten sich frei bewegenden, an die jedesmaligen Verhältnisse sich anpassenden erweckenden und belebenden Rede der Propheten trat die Stimme eines in Buchstaben gebundenen Gesetzes, das der Veräußerlichung des Gottesdienstes in Formenwesen nicht ausschließend entgegenwirken konnte, und so wurden die Propheten, ohne es zu wollen, die geistlichen Zerstörer des alten Israel.

Ueber Ehe, Ehescheidung und Trauung Geschiedener.

Referat, erstattet von P. F. Büßer bei der General-Konferenz der Evang. Synode von N.-A. in Rochester, N. Y., und auf deren Beschluß veröffentlicht.

Einem in glücklicher Ehe lebenden Christen erscheint es undenkbar, daß seine Ehe anders als durch den Tod gelöst werden könne. Er steht fest auf dem Boden des Schriftworts: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden." Der Gedanke: „Es wird vielleicht einmal für dich die Zeit kommen, daß du deinen Weg durchs Leben allein fortsetzen mußt," wird er nicht, wenn er in stiller Stunde vor unserm Geist auftaucht, sogleich niedergekämpft? Ist es nicht ein edler, freilich fast niemals erfüllbarer Wunsch glücklicher Ehegatten: „Möchte Gott es so fügen, daß wir zwei zusammen aus diesem Leben scheiden könnten?"

Für Jesu Jünger und Jüngerinnen im wahren Sinne des Wortes gibt es keine Ehescheidungsfrage. Auch Leid und Trübsal, selbst die schwersten Heimsuchungen, können christliche Ehegatten nicht trennen, im Gegenteil, sie festigen nur das Gemeinschaftsband. Der Hausfreund hilft über alles hinweg. „Wenn fromme Ehegatten des Leidens auch viel haben, so werden sie doch reichlich getröstet durch Christum." — Wären alle Menschen Christen, nicht nur dem Namen nach, sondern in der Tat und Wahrheit, so wäre es nicht notwendig, uns hier mit einer

Frage zu beschäftigen, welche in den meisten Kulturländern, und insbesondere auch in unserm Lande, zu einer brennenden geworden ist, mit der

Ehescheidungsfrage.

Wir wollen versuchen, darüber klar zu werden: „Wie sollen wir uns als evangelische Christen und insbesondere als Prediger des Evangeliums zu dieser Frage stellen? Wie sollen wir uns verhalten, wenn wir derselben gegenüber positive, amtliche Stellung zu nehmen haben?"

Sache und Frage selbst sind nicht neu. Raum und Zeit verbieten uns, über Ehe und Ehescheidungsrecht bei den heidnischen Kulturvölkern zu reden. Wir haben aber einen Blick auf die Verhältnisse des Volkes Israel zu werfen. Die Ehescheidungsfrage mußte schon, als Gott dem Volke sein Gesetz gab, in Betracht gezogen werden. Wir kennen das klar und bestimmt lautende Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen!" Es schließt dies für den wahren Israeliten ohne Falsch in sich, daß das Band der Ehe unter keinen Umständen gelöst, gebrochen, zerrissen werden soll. Hier galt: „Nur der Tod soll uns von einander scheiden!" Gott aber gibt sein Gesetz nicht nur für ein Israel, wie es sein sollte, für ein ideales Israel, sondern auch für ein Volk, wie es damals geartet war, er nahm auf die Zeitverhältnisse Rücksicht. Deut. 24, von Vers 1 an, lesen wir (ich zitiere nach Stier): „Wenn jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie, und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen, daß er an ihr etwas Schändliches findet, und er schreibt ihr einen Scheidebrief und gibt ihn in ihre Hand, und entläßt sie aus seinem Hause, wenn sie dann aus seinem Hause gegangen ist, und hingehet und wird eines andern Weib, und derselbe andere Mann ihr gram wird, und schreibt ihr einen Scheidebrief und gibt ihn in ihre Hand, und sie aus seinem Hause entlässet, oder so derselbe andere Mann, der sie zum Weibe genommen hatte, stirbt, so kann sie ihr erster Mann, der sie entließ, nicht wiederum nehmen, daß sie sein Weib sei, nachdem sie unrein worden ist, denn ein solches ist ein Greuel vor dem Herrn, auf daß du das Land nicht zu Sünden machest, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbe gegeben hat." Nach dieser Stelle konnte der Mann sein Weib, wenn er irgend etwas Schandbares, Häßliches, Mißfälliges an ihr entdeckte, physisches oder moralisches, jederzeit entlassen, es sei denn, er habe sie heiraten müssen (Deut. 22, 19), weil er sie früher entehrt hatte, oder er habe einst ihre Ehe verleumderisch angegriffen, in welchen beiden Fällen später die Scheidung nicht gestattet war.

Gott trägt hier den Verhältnissen Rechnung. Diese Verordnung über den Scheidebrief war ein Zeugnis von der Lindigkeit Gottes, die sich zu der sündlichen Schwachheit herabläßt. Gott, der die Gesinnung Israels nicht mit einem Schlag gewaltsam ändern wollte, duldete nicht allein um der Herzenshärtigkeit willen Dinge, die nach dem strengsten Recht seiner Heiligkeit nicht sein sollten, sondern leitete sie auch durch besondere Gebote und Beschränkungen, damit die Unordnung nicht ärger würde (siehe, Lisco, S. 188). Das Ziel sollte selbstverständlich sein,

daß die Uebelstände nach und nach überwunden würden und immer mehr eine gottgefällige Auffassung des Ehegebots zum Durchbruch käme. Manche Ausleger des Gesetzes verflachten freilich die Worte, so daß z. B. einer (Rabbi Akiba) die Entlassung gestattete, wenn der Mann eine schönere fand.

Die Zeit erfüllte sich. Jesus Christus erschien im Fleisch und trat in seine Wirksamkeit ein. In seiner Bergpredigt gibt er uns die magna charta seines Reichs. Er legt uns auch das Gesetz aus. So wie er in dieser Predigt redet, soll es in seinem Reiche sein, wenn es in seiner Vollendung dasteht. Jesu Vorschriften gelten auch für jeden seiner Jünger, der mit Leib und Seele in seine Nachfolge getreten ist, als Norm. Ihm braucht kein hartes, gesetzliches Joch auf die Schultern gelegt zu werden, er weiß, was er seinem Herrn und sich schuldig ist. Da gilt auch: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen. Und wer eine Abgeschiedene freiet, bricht auch die Ehe." Für Jesu Jünger gibt es in Bezug auf sein Leben, welches dem Herrn geweiht ist, keine Ehescheidung hienieden. Für ihn braucht ein weltlicher Staat keine Ehegesetze zu geben. Auf diesem Grunde steht unser Herr und Meister. Sein Standpunkt wird uns vollständig klar, wenn wir uns vor Augen stellen, was Matthäus am 19. geschrieben steht. Pharisäer treten mit der Versuchungsfrage an den Herrn heran: „Ist es einem Manne erlaubt, sein Weib zu verlassen, um irgend einer Ursache willen?" Und Jesus antwortet: „Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang schuf, sie Mann und Weib geschaffen hat. Und hat gesprochen: 'Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und werden die zwei ein Fleisch sein?' So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Der Herr geht auf den Uranfang zurück. Mann und Weib waren für einander geschaffen. Keine Trennung kann, wo Gott sein Paradies im Herzen aufgerichtet hat, stattfinden. Nicht überall aber ist dieses der Fall. Die Sünde ist in die Welt gekommen und hat den glückseligen Zuständen ein Ende gemacht. — Als die Pharisäer dem Herrn einwenden: „Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben, und sich von ihr zu scheiden?" antwortet er: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euern Weibern um euers Herzens Härtigkeit willen, von Anfang an aber ist's nicht also gewesen. Ich sage euch aber: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Hurerei willen, und freit eine andere, der bricht die Ehe. Und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe." Was einem sündigen Geschlecht um seiner Herzenshärtigkeit willen zugestanden wird, kann nicht auf Jesu Jünger Anwendung finden. Für diesen heißt es: „Rühr kein Unreines an." Jesus weiß aber sehr wohl, daß seine Lehre nicht überall Verständnis, Anerkennung und Befolgung finden wird, darum schließt er: „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist." Der Herr gibt seine Regeln für ein Reich, welches zwar in, aber nicht von

dieser Welt ist. Göttliche Erleuchtung gehört dazu, Jesu Wort zu verstehen und zu befolgen. Unser Meister stellt hier das ideale Eheprinzip auf, dem wir nachzustreben haben, er stellt uns die Normen für die mustergültige Ehe vor Augen.

Jesu Reich wird gegründet, es tritt in die Erscheinung, die erste Gemeinde entsteht. Auch sie wird in allen Dingen und somit auch in Betreff des Eherechts auf den Boden des Wortes Gottes gestellt. Im 7. Kapitel des 1. Korintherbriefes stellt Paulus die Regeln auf, nach denen die Glieder der Gemeinde in Bezug auf eheliches Leben zu handeln haben. Für die ersten Christen war die Frage gewiß eine äußerst schwierige. Kann ein eheliches Leben, wenn ein Teil Christ und der andere Heide ist, fortgesetzt werden? Muß nicht eine Trennung stattfinden? Paulus nimmt eine klare Stellung ein, indem er schreibt: „Den Ehelichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne, so sie sich aber scheidet, so soll sie ohne Ehe bleiben, oder sich mit dem Manne versöhnen, und daß der Mann das Weib nicht von sich lasse. Den übrigen aber sage ich, nicht der Herr: So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat und dieselbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es ihm gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib, und das ungläubige Weib ist geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein, nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Der Christ führt die Scheidung nicht herbei, aber er erleidet sie. Auch Petrus ermahnt in seinem ersten Brief die Weiber, ihren Männern untertan zu sein, auf daß auch die, welche an das Wort nicht glauben, durch den Wandel der Weiber gewonnen werden (1. Petri 3, 1). Von einer willkürlichen Ehescheidung ist nicht die Rede.

Und wie schwer war der Stand einer Christin in einem heidnischen Hause. Als Hausfrau konnte sie, so zu sagen, keinen Schritt tun, ohne auf Gegenstände ihres religiösen Abscheus zu stoßen. Trat sie an den Herd des Hauses, so fand sie die Bildnisse der Hausgötter aufgestellt. Verehren konnte sie dieselben nicht, und doch durfte sie ihre Verachtung vor denselben nicht allzu grell an den Tag legen, wenn sie arge Auftritte vermeiden wollte. Wie konnte sie über Tisch teilnehmen an den Libationen, die den Göttern gebracht wurden? Welche schiefe Stellung nahm sie zu den heidnischen Sklavinnen ein, die ihre Schritte und Tritte beobachteten und ihr als einer Feindin der Götter den Gehorsam verweigerten. Gleichwohl wurden nicht nur die mit den Heiden vor dem Uebertritt eingegangenen Ehen fortgesetzt, sondern es wurden auch Ehen zwischen Christen und Heiden geschlossen und zwar, wie es scheint, öfters. Die Kirche billigte dies zwar nicht, aber sie konnte es auch nicht

hindern, denn nach der bürgerlichen Seite waren auch die Ehen der Christen an das heidnische Eherecht gewiesen. Nirgends finden wir, daß ein Glied der Kirche in dieser ersten Zeit wegen Eingehung einer Ehe mit einem Heiden in Kirchenzucht genommen wäre. Nach und nach bildete sich dann die Praxis heraus, daß das Vorhaben einer Verehelichung der versammelten Gemeinde anzuzeigen war. Die Verlobten wurden nach dem Genusse des Abendmahls vom Priester eingesegnet. Als die Kirche erstarkte und Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gewann, begann der Kampf der jüdischen Eheauffassung mit der heidnischen. Ehescheidung wurde schon sehr frühe von der Kirche nur bei Ehebruch anerkannt. Noch im sechsten Jahrhundert wurden die Ansprüche einer kirchlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen von der weltlichen Gerichtsbarkeit zurückgewiesen. Doch wurden die mosaischen Ehehindernisse vom Staatsgesetz anerkannt. Ehescheidung wurde von dem bischöflichen Gericht selten, Wiederverheiratung eines Geschiedenen noch seltener zugestanden. Im Laufe der Zeit bildete sich in der Kirche das Dogma aus, daß die Ehe unter Christen ein Sakrament sei und ebenso die Anschauung, daß der Kirche ausschließlich das Recht der Gesetzgebung über die christliche Ehe zukomme, so weit es sich dabei um das Band derselben handle. Das tridentinische Konzil bestimmt: „Wer lehrt, daß Ehesachen nicht vor den kirchlichen Richter gehören, sei verflucht." Schon lange vor der Reformation hatte sich ein vollständiges, durch päpstliche Gesetzgebung abgeschlossenes, kirchliches Eherecht ausgebildet, das als Bestandteil des kanonischen Rechtes im Abendland und namentlich in Deutschland zur ausschließlichen Geltung als gemeines Eherecht gelangt war. Die Ehe galt also als Sakrament, sie war eine kirchliche Einrichtung, den Geboten der Kirche unterworfen. Es gehört mit zu den seltsamen Widersprüchen in der mittelalterlichen katholischen Weltansicht, daß, während auf der einen Seite das ehelose Leben unter die sittlichen Vorzüge gerechnet wird, dennoch die Ehe auf der andern Seite zu einem Sakrament erhoben wurde. In der Tat bedurfte es eines eigenen Scharfsinns, die Merkmale eines Sakraments, wie sie die Kirche selbst in abstracto aufstellte, in der Ehe in concreto nachzuweisen. Ueber die Ehe erklärt sich die römisch-katholische Kirche in ihren Hauptbestimmungen (gemäß den Erklärungen der 24. Session des Tridentiner Konzils in Vergleichung mit andern Symbolstellen) folgendermaßen: „Zuvörderst ist die Ehe ebenfalls ein Sakrament, denn sie ist von Christo angeordnet, mit besonderer Gnadenverheißung ausgestattet und wird auch vom Apostel Paulus Sakrament genannt (Eph. 5, 32). Die besonderen Gnadengaben sind: Kindererziehung, gegenseitiges inniges Vertrauen und unauflösliche Verbindung der Ehegatten. Die alttestamentlichen Eheverbote gelten auch noch gegenwärtig mit dem kirchlichen Rechte, noch weitere Verordnungen über diesen Punkt zu geben, welches Recht die Kirche insbesondere durch Feststellung auch geistlicher Verwandtschaften geübt hat. Jede eigentliche Ehescheidung, wobei dem schuldlosen Teil, selbst im Fall des Ehebruchs, die Wieder-

verheiratung zustehe, erklärt die Kirche für unzulässig, nur eine separatio der Eheleute wird gestattet. Im übrigen weiß sich auch hier die katholische Kirche durch Erteilen von Dispensen trefflich zu helfen.

Zu dieser Auffassung der Ehe mußte die Reformation Stellung nehmen. Luther nennt in der Vorrede zu seinem Traubüchlein Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft, darinnen den Kirchendienern nichts zu reden gebühre, und in seiner Schrift von „Ehesachen" vom Jahre 1530 schreibt er: „Mir graut vor den Exempeln des Papstes, welcher auch sich am ersten in dies Spiel gemenget und solche weltliche Sachen zu sich gerissen hat, bis so lange, daß er ein lauter Weltherr ist über Kaiser und Könige worden. Also besorge ich mich hie auch, der Hund möchte an den Läpplein lernen Leder fressen und mit guter Meinung verführet werden, bis wir zuletzt auch wiederum aus dem Evangelio fallen in eitel weltliche Händel. Denn wo wir beginnen Richter in Ehesachen zu werden, so hat uns das Kamprad bei dem Aermel ergriffen und wird uns fortreißen, daß wir müssen über die Strafe richten. Sollen wir über die Strafe richten, so müssen wir auch über Leib und Leben richten, da sind wir denn hinunter unter das Rad und ersoffen im Wasser des weltlichen Handels." Die Bekenntnisschriften stimmen Luther bei. Ich führe nur eine Stelle aus dem Anhang zu den schmalkaldischen Artikeln an. Sie lautet: „Danach ist eine Jurisdictio in den Sachen, welche nach päpstlichem Recht in das Forum Ecclesiasticum oder Kirchenrecht gehört, wie sonderlich die Ehesachen sind. Solche Jurisdictio haben die Bischöfe auch nur aus menschlicher Ordnung an sich gebracht, die demnach nicht sehr alt ist, wie man ex Codice und Novellis Justiniani sieht, daß die Ehesachen dazumal gar von weltlicher Obrigkeit behandelt sind, und ist weltlich Oberkeit schuldig, die Ehesachen zu richten, besonders wo Bischöfe unrecht richten, oder nachlässig sind, wie auch die Canones zeigen."

Keineswegs wurde damit aber verneint, sondern vielmehr dabei aufs entschiedenste bejaht, daß die Ehe göttlichen Befehl und göttliche Verheißung habe, und daß die christliche Obrigkeit schuldig sei, von den Aussprüchen der göttlichen Offenbarung bei ihrer Ehegesetzgebung und deren Handhabung sich leiten zu lassen. In der Augustana, Artikel XXVII, heißt es: Erstlich lehren sie bei uns von denen, die zur Ehe greifen, also, daß alle die, so zum ledigen Stand nicht geschickt sind, Macht, Fug und Recht haben, sich zu verehelichen. Denn die Gelübde vermögen nicht Gottes Ordnung und Gebot aufzuheben. Nun lautet Gottes Gebot also, 1. Kor. 7: „Um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib und eine jegliche habe ihren eigenen Mann. Dazu bringet, zwinget und treibt nicht allein Gottes Gebot, sondern auch Gottes Geschöpf und Ordnung alle die zum Ehestand, die ohne sonder Gottes Wort mit der Gabe der Jungfrauschaft nicht begnadigt sind, laut dieses Spruches selbst. Gen. 2: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, wir wollen ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. In der Apologie wird dann auch noch betont, daß die Ehe auf Gottes Ord=

nung beruhe. Die kirchliche Einsegnung wird von jeher in der Kirche hochgehalten. Luther schreibt in seinem Traubüchlein, nachdem er Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft genannt hat: So man von uns begehret für der Kirche oder in der Kirchen, sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbe zu tun."

Wie stellt sich aber nun die Kirche der Reformation zur Ehescheidungsfrage? Wir finden in den Bekenntnisschriften nur eine allgemeine Bemerkung in den schmalkaldischen Artikeln, wo es heißt: „Denn wo das Verbot von der Ehe zwischen Gevattern unrecht ist, so ist dies auch unrecht, daß, wo zwei geschieden werden, der unschuldige Teil nicht wiederum heiraten solle." Von diesem Satz ging das evangelische Scheidungsrecht aus. Die Obrigkeit sollte unter Beirat der Kirche (nicht die Kirche durch selbständige Rechtssatzung) Gesetze schaffen, denen positive Bestimmungen über eigentliche Ehescheidung mittelst gewissenhafter, nicht in kirchlicher Tradition befangener Auslegung zu Grund gelegt werden, wobei vor allem fest zu halten ist, daß man des Gesetzes vom Scheiden nicht mißbrauche. Ich führe an, was wir in Herzog, Realenc., 2. Auflage, über diese Materie finden. „Es ist dann nicht nach schriftmäßigen Ehescheidungsgründen in dem Sinne zu fragen, als ob die Heilige Schrift irgend welche Gründe bezeichne, welche einem Eheteil ein gesetzliches Recht gewähren sollen, sich vom andern zu scheiden, um die Freiheit anderweitiger Verheiratung zu gewinnen, denn in diesem Sinne ist selbst der Ehebruch des andern Teils nicht schriftgemäßer Ehescheidungsgrund, sondern es ist nur danach zu fragen, welche Arten tatsächlicher Scheidung einer Ehe, durch einseitig verschuldete Aufhebung der ehelichen Lebenseinigung in Gemäßheit der Schriftlehre Gründe für die Obrigkeit sein sollen, dem unschuldigen Eheteile durch Lösung des Rechtsverbandes der Ehe zu Hilfe kommen, wie dieses Prinzip des schriftmäßigen Ehescheidungsrechtes am deutlichsten die Pommersche K. O. vom Jahre 1535 so ausspricht: „Wenn einer mit eigenem Willen oder durch Ehebruch sich scheidet, so scheiden wir sie nicht, sondern der Teufel hat sie geschieden, und ist dann recht, daß man dem unschuldigen Teil helfe." Geht man von diesem Gesichtspunkt aus und nennt man Scheidungsgründe Gründe, aus welchen die Obrigkeit zur Aufrechterhaltung der Heiligkeit der Ehe und zur Erfüllung ihres Berufes die Frommen zu schützen wider die Bösen dem Antrag auf richterliche Ehescheidung stattgeben soll, so sind allerdings die am unzweifelhaftesten schriftmäßigen Scheidungsgründe Ehebruch und böswillige Verlassung, welche auch die evangelischen Kirchenordnungen der Reformationszeit meist als solche ausdrücklich und ausschließlich anerkennen. Aber es ist nicht schriftwidrig zu nennen, wenn das neueste gemeine protestantische Ehescheidungsrecht, wie es sich noch mit kirchlicher Billigung entwickelt hat, die richterliche Ehescheidung auch aus andern Gründen zuläßt, die in ähnlicher Weise, wie Ehebruch und böswillige Verlassung eine einseitige dolosa fidei conjugalis violatio in sich schließen."

Auf dem Boden eines so ausgestatteten und formulierten protestan-

tischen Eherechts stehend, können auch wir zur Klarheit über die Stellung, die wir als evang. Christen und insbesondere als Prediger des Evangeliums der Ehescheidungs- und Wiederverheiratungsfrage Geschiedener gegenüber einnehmen sollen, gelangen. Die Ehescheidungsfrage ist in fast allen christlichen Kulturländern und insbesondere in unserm Lande zu einer brennenden, dem öffentlichen Leben gefahrdrohenden geworden. In rapider, besorgniserregender Weise wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Ehescheidungen. Wir blicken in einen Abgrund sittlicher Verwahrlosung, wir sehen die Grundlage, auf welcher sich Staat, Gesellschaft und Kirche aufbauen, erschüttert. Erlauben Sie mir zur Klarstellung der Lage einige statistische Zahlen anzuführen.

Im Jahre 1881 wurden in den Vereinigten Staaten 20,762 Ehen gerichtlich getrennt, im Jahre 1902 stellte sich die Zahl auf 35,846. Verweilen wir hier nur einen Augenblick. Was für eine Menge von Elend stellt uns diese Zahl vor Augen! Ueber 35,000 Familien wurden durch Richterspruch aufgelöst, tausende von Kindern wurden um eine recht geordnete Erziehung gebracht. All diese tausende von Kindern gehen ins Leben hinein, ohne zu wissen, was es für ein Kind, einen Menschen, bedeutet, in seiner Jugend im Schoße einer einwandsfreien Familie erzogen zu sein. Und diese Zahlen gelten nur für ein Jahr. Im Staate Ohio wurden im Jahre 1902 4276 Paare gerichtlich geschieden, viermal so viel als im Jahre 1870. In einigen Großstädten unsers Landes stellte sich das Verhältnis der Eheschließungen zu dem der Ehescheidungen im Jahre 1901 also: In Kansas City kam auf vier Trauungen eine Ehescheidung; in San Francisco kam ebenfalls auf vier Trauungen eine Scheidung; in St. Louis auf 10 Trauungen eine Scheidung; in Philadelphia auf 20 Trauungen eine Scheidung. Im Jahre 1872 rechnete man im Staate Massachusetts eine Scheidung auf 47 Eheschließungen, im Jahre 1882 war das Verhältnis auf eins zu 34 gesunken und im Jahre 1902 stand das Verhältnis eins zu 16. In Ohio kam im Jahre 1902 auf acht Eheschließungen eine Scheidung, im Staate Maine sogar auf sechs Eheschließungen eine Scheidung. Dies sind trockene Zahlen, aber sie reden eine deutliche und eindringliche Sprache. Wer es mit seinem Staate, mit der gesellschaftlichen Ordnung und auch mit seiner Kirche gut meint, muß sich sagen: „So kann es nicht weiter gehen, soll unsere gesellschaftliche Ordnung, unser Staatswesen nicht im Sumpf der Unsittlichkeit und des Verderbens untergehen; soll die Kirche nicht schweren Schaden leiden." Man sinnt auch auf Mittel zur Abhilfe und meint, insbesondere durch Schaffung eines einheitlichen, für die ganzen Vereinigten Staaten geltenden Ehescheidungsgesetzes Wandel schaffen zu können. Wir haben dazu Stellung zu nehmen. Die Ehe ist auch in unserm Lande eine staatliche, auf Gottes Ordnung beruhende Einrichtung, deshalb hat auch der Staat die Pflicht, durch eine weise Gesetzgebung dafür zu sorgen, daß keine leichtsinnige, nur mangelhaft begründete Ehescheidungsgesuche gewährt werden können. Alle neueren bürgerlichen Gesetzgebungen sind dem Grund-

satz gefolgt, daß eine Ehe eigentlich ipso jure nur durch den Tod des einen Teils gelöst werde. Der Staat straft einen Ehemann, der seine Familie vernachlässigt oder sich Mißhandlungen der Familienglieder zu Schulden kommen läßt, aber selbst die unglücklichste Ehe kann der Staat aus eigener Machtvollkommenheit nicht trennen, er kann und soll nur dem unschuldig leidenden Teil auf dessen Antrag zu Hilfe kommen. Unsere Pflicht als evangelische Christen, die wir uns als das Salz der Erde, erweisen sollen, ist es denn, den Staat in allen Bestrebungen, die auf Abstellung der Laxheit in der Ehegesetzgebung hinzielen, zu unterstützen. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „Ehegesetzgebung". Noch viel notwendiger als strengere Scheidungsgesetze sind für uns zweckentsprechende Eheschließungsgesetze. Was hilft es uns, daß wir den Giebel des Hauses reparieren, wenn das Fundament schadhaft ist? Tausende von Ehen, die nachher gerichtlich getrennt werden müssen, hätten nie geschlossen werden sollen, die staatliche Gesetzgebung hätte ihre Schließung verhindern sollen. Ich erinnere nur an den Fall Hoch. Wäre, wenn wir die rechten Ehegesetze hätten, es diesem Manne möglich gewesen, sein schandbares Werk so lange fortzusetzen? Die große Anzahl von Bigamiefällen, welche vorkommen, müssen sie nicht zum allergrößten Teil einer mangelhaften Ehegesetzgebung aufs Konto geschrieben werden?

Man läßt heiraten, was heiraten will. Ich besprach einmal mit einem Advokaten dieses Thema. Er meinte, man soll niemand hindern, eine Ehe einzugehen, wollen sie nachher nicht beieinander bleiben, nun, so trenne man die Ehe, wir Advokaten bekommen dann doch auch etwas zu verdienen. — Spricht dieser Geist nicht vielfach aus den Ehegesetzen dieses Landes und aus der Handhabung derselben? Unser Bestreben muß deshalb zunächst darauf gerichtet sein, daß Staatsgesetze zur Geltung kommen, welche die Erlaubnis, eine Ehe einzugehen, an schärfere Bedingungen als es jetzt geschieht, knüpfen. Wie das zu geschehen hat, ob durch Festsetzung einer längeren Zeitfrist, die zwischen der Ausstellung der Lizens und der Trauung liegen muß; ob durch Anordnung eines mehrmaligen Aufgebots, ob auf andere Weise, dies kann hier nicht erörtert werden.

Haben wir aber erst bessere Eheschließungsgesetze, dann müssen auch selbstverständlich die Scheidungsgesetze verschärft werden. In Theorie und Praxis muß es immer mehr zum Ausdruck kommen, daß der Staat nur einem wirklich unschuldig leidenden Teil Hilfe leistet. Die nichtigen Scheidungsgründe, die oft vorgebracht und gehört werden, dürfen keine Berücksichtigung finden. Wir sind gewiß alle bereit, den Staat in allen gesunden Bestrebungen, die auf Abstellung des Uebels hinzielen, zu unterstützen.

Wenn wir aber nun meinen, es sei möglich, auf gesetzlichem Wege dem Uebelstand gründlich abzuhelfen, so sind wir im Irrtum. Das Uebel sitzt viel zu tief. Die tausende, welche alljährlich vor den Richter hintreten, um ihre Ehe trennen zu lassen, sind vielfach nur die armen

Opfer unserer krankhaften und verderbten gesellschaftlichen Verhältnisse. Woran fehlt's? So ziemlich an allem. Das Familienleben, auf dem sich gesundes staatliches und kirchliches Wesen aufbauen muß, verfällt mehr und mehr. Der Vater, am Tag im aufreibenden geschäftlichen Leben tätig, geht am Abend seinen Vergnügungen und den Vereinspflichten nach; die Mutter erfüllt ihre Tagesaufgabe, der Abend gehört ihr, der Gesellschaft, dem Konzert, dem Theater, dem Ball u. s. w. Wo bleiben die Kinder? Sind sie klein, so stehen sie unter der Obhut von Dienstboten, sind sie größer, so gehen sie ihren eigenen Gelegenheiten nach. Trifft dies nicht auf tausende von Familien zu? Die Kinder sind den Eltern, beiden, Vater und Mutter, von Gott anvertraut, sie sollen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen, für das Leben ausgerüstet, für die Ewigkeit zugerüstet werden. Wie kommt man vielfach seiner Aufgabe nach? Die Kinder werden nicht nur nicht erzogen, sondern sie wachsen ohne Führung, wie Wildlinge, auf; sie werden nicht angehalten, die Pflichten, welche das Leben mit sich bringt, auf sich zu nehmen, sondern sie tun, was sie wollen; sie werden nicht vertraut gemacht mit den Aufgaben, die ihrer später im Leben harren, sie lernen nicht, was es heißt, ein Leben zum Nutzen der Gemeinschaft und zur Ehre Gottes führen; sondern sie essen, sie trinken, sie kleiden sich nach der Mode, sie spielen. Und spielend treten sie ins Leben hinaus und in die Ehe hinein. Es fehlt an sittlicher Kraft, den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens aufzunehmen, es fehlt am Glauben und Vertrauen auf den, der uns heben und tragen will bis ins Alter. Können wir uns wundern, wenn das Lebensschifflein scheitert?

Woran fehlt's ferner? Unser öffentliches Schulsystem, dem die Kinder bis auf einen geringen Bruchteil anvertraut werden, ist mangelhaft. Man darf das ja jetzt wohl sagen, ohne als Feind unserer staatlichen Einrichtungen verschrien zu werden. Bedeutende Schulmänner unsers Landes erkennen bereits den Mangel an. Die Kinder werden mit einer Menge von Kenntnissen überladen, überfüttert, wenn ich mich so ausdrücken darf, aber von einer Erziehung für das Leben, von einer Aneignung von sittlichen Grundsätzen (von einem Unterricht in christlicher Wahrheit will ich ganz schweigen, denn, wenn es ein Lehrer nur wagt, in seiner Klasse ein Vaterunser beten zu lassen, so schlägt Israel Lärm) ist nicht die Rede. Aus der Schule treten, wenn nicht im christlichen Elternhaus vorgebaut ist, die Kinder ins Leben, allzuklug in Dingen, die sie nicht zu wissen brauchen, unerfahren in der Weisheit, die sie für das Leben gebrauchen. — Woran fehlt's weiter?

Auch der Staat versäumt der Jugend gegenüber seine Pflicht. Des Staates Pflicht ist, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Auf manchen Gebieten kommt der Staat auch seiner Pflicht nach. Er hält u. a. darauf, daß einem Minderjährigen nicht in einer Wirtschaft Getränke verabreicht werden. Wir billigen dies voll und ganz. Daß aber die Minderjährigen, oft fast noch Kinder, sich die ganze Nacht hindurch ohne Aufsicht in den Tanzlokalen, die oft Brutstätten des Lasters sind, be-

wegen, dagegen hat der Staat nichts einzuwenden. Und gerade hier finden sich viele zusammen, die Ehen schließen, die wie der Kürbis des Jonas nicht einen Tag überdauern. Hat nicht der Staat die Pflicht, hier einzugreifen?

Auch die Kirche kann nicht ganz und gar von der Schuld freigesprochen werden, sie ist mit verantwortlich für viele Schäden, die unserer Zeit anhaften. Das unselige Anpassungssystem, welches unserer Zeit eigen ist, hat auch Eingang in die Kirche gefunden. Man meint, dem oberflächlichen Wesen, welches insbesondere unter der heranwachsenden Jugend Eingang gefunden hat, entgegenkommen zu müssen, um ihrer viele für die Kirche zu gewinnen, vergißt aber darüber, daß Christus nicht mit der Welt übereinstimmt. Der Kirche ist die Aufgabe gestellt, zu erziehen, anzuhalten mit Mahnen und Strafen zur Zeit und Unzeit. Kommt die Kirche immer ihrer Aufgabe nach? Gott sei Dank, es fehlt auch in unserer Zeit nicht an treuen Wahrheitszeugen, die nicht nur den Schaden Josephs erkennen, sondern auch darauf bedacht sind, die bessernde Hand anzulegen. Leider Gottes sind aber gerade denen, die es ernst meinen, in der freien Kirche, im freien Staat sehr oft die Hände gebunden. — Es ist aber nicht genug damit, daß wir uns vor Augen stellen, wer seine Pflicht in der Gemeinschaft versäumt hat und mit die Schuld daran trägt, daß uns so viele klaffende Schäden im öffentlichen Leben entgegentreten, wir sollen dafür an unserm Teil mitsorgen, daß es anders werde. Stützen und fördern wir deshalb alle Bestrebungen, die auf Schaffung und Erhaltung eines im sittlichen und christlichen Geiste geführten Familien- und Gemeinschaftsleben hinwirken. Bauen wir Familie und Gemeinschaft, so werden auch die Gefahren, welche durch die vielen Ehescheidungen für unser Volksleben entstehen, gemindert.

Ich habe mir eine Abschweifung erlaubt und über Dinge geredet, die nur in indirektem Zusammenhang mit dem mir gestellten Thema stehen. Kehren wir zu dem letzteren zurück. Wir kommen auf die Tatsache zurück, daß in unserm Lande im Jahre 1902 35,846 Ehen gerichtlich getrennt wurden. Dies würde, wenn keine Verschiebung der Verhältnisse eintritt, und dies kann sehr wohl nach der negativen Seite hin geschehen, in zehn Jahren die runde Summe von 385,000 Scheidungsfällen ergeben. Dieser Zahl sehen wir uns gegenübergestellt. Als Glieder von evangelischen Gemeinden, als Vorsteher und Aelteste, als Prediger des Evangeliums sind wir hier zusammengekommen. Gerade uns sind hinsichtlich der in Betracht kommenden Sache ernste Verpflichtungen auferlegt. Wir arbeiten an und in den Gemeinden, die Schäden des öffentlichen Lebens machen sich auch in unsern Gemeinden geltend. Es tut's nicht, daß wir sagen: „Was gehen uns die draußen an?“ Nein! wir sind mitbeteiligt. Von den tausenden, die ihre Ehe gerichtlich trennen lassen, gehört ein, hoffentlich geringer, Bruchteil zu uns, ist unserer Pflege und seelsorgerlichen Fürsorge zugewiesen. Was für eine Stellung sollen wir nun dem Ehescheidungsübel, der Seuche, die

im Mittag verderbet, gegenüber einnehmen? Was wir zu tun haben, ist uns vorgezeichnet. Wir müssen uns auf den Boden der Heiligen Schrift und der Rechtsordnungen unserer evang. Kirche stellen und von da aus die Frage behandeln. Unter keinen Umständen dürfen wir uns von dem leichtfertigen Zeitgeist beeinflussen lassen und Konzessionen machen, die mit unserm christlichen Standpunkt nicht vereinbar sind. Für Jesu Jünger gibt es in Bezug auf seine eigene Person keine Ehescheidungsfrage, er kann eine Scheidung erdulden, aber er wird keine herbeiführen. Darum kann er auch andern nicht zu einer Scheidung raten. Seine Ehe ist für das ganze Leben geschlossen. Mag für Jesu Jünger im ehelichen Leben vorkommen, was da will, für ihn heißt es: „Treu bis zum Tod! Nur der Tod soll uns voneinander scheiden!" Jesu Jünger kann, selbst ein tiefgefallenes Gemahl, welches Buße tut, wieder aufnehmen, und was Jesu Jünger kann, gilt selbstverständlich auch von der Jüngerin. Die Ehe des Christen soll sich immer herrlicher ausgestalten. Lies Psalm 127 und 128, und es wird dir klar, was ein Hausstand, in dem der Herr wohnt, ist und werden soll. Auch hier gilt: „Wo Jesus Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher." Frommen Eheleuten gelten die Psalmworte: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Gott, und ist kein Unrecht an ihm," Ps. 92, 16. 17. Dies ist das Ideal einer christlichen Ehe. — Darum können wir auch von unserm Standpunkt aus, als evang. Christen und Seelsorger, zu keiner Ehescheidung raten. Unser Wunsch muß ja sein, daß alle Ehen sich als christliche ausgestalten.

Du, lieber Hörer, willst Einwendungen erheben. Ich weiß es. Verworrene eheliche Verhältnisse treten uns im täglichen Leben entgegen. Unser Verstand mag uns manchmal sagen: „Sollte hier nicht zu einer Scheidung zu raten sein, um unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen?" Sollte man einem unschuldig leidenden Teil nicht beispringen?"

Hören wir des Herrn Wort. Unser Herr spricht: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Haben wir es mit unchristlichen Leuten zu tun, so sollen wir zur Buße mahnen, und darauf hinweisen, was Eheleute einander schuldig sind; sucht jemand, der unter unerträglichem Ehejoch seufzend, christlichem Trost zugänglich ist, unsern Rat, so können wir zum Ausharren auch in den schwierigsten Verhältnissen ermuntern. Auch für leidende und duldende Eheleute steht geschrieben: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen"; und: „Wir wissen, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die dereinst an uns geoffenbart wird."

Du stellst mir die Frage: „Soll nun ein unschuldig leidender Teil für sein ganzes Leben an ein Hauskreuz gebunden sein? Soll für ihn das ganze Leben nur Elend bieten?" Ich antworte: „Wir sind nicht Handhaber des Gesetzes, dessen Schutz ein unschuldig leidender Teil in Anspruch nehmen kann, wir können nur den Trost bieten, den das

Wort Gottes duldenden und angefochtenen Seelen bietet, im übrigen ist ein angenehmes Leben der Güter höchstes nicht.

Meine Stellung zur Scheidungsfrage habe ich klar gestellt. Nun tritt die andere Frage an uns heran: „Wie verhält es sich mit der Wiederverheiratung Geschiedener?“ Diese Frage geht uns Pastoren insbesondere an. Soll, wie man das auch aus unsern Kreisen empfohlen hat, dahin gewirkt werden, daß, wo Ehebruch und Ungültigkeitserklärung einer Ehe vorliegen, nur dem unschuldigen Teil eine Wiederverheiratung gestattet werde? Abgesehen davon, daß im modernen Staat es nie und nimmer zum Erlaß eines so formulierten Scheidungsgesetzes kommen wird, da der Staat, wie es im Gottesstaat in Israel geschah, mit der Herzenshärtigkeit der Menschen rechnen muß, gehen wir mit dieser Forderung über die Schrift, über die Lehre der Reformation, über das positive protestantische Ehescheidungsrecht hinaus.

Ich erinnere hier noch einmal daran, daß das neuste protestantische Ehescheidungsrecht, wie es sich noch mit kirchlicher Billigung entwickelt hat, die richterliche Ehescheidung auch aus andern Gründen zuläßt, die in ähnlicher Weise wie Ehebruch und böswillige Verlassung eine einseitige dolosa fidei conjugalis violatio in sich schließen. Wenn man bei Ehescheidung infolge böswilliger Verlassung dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung nicht gestatten will, so beruht dies nicht auf evangelischer, sondern auf katholischer Auffassung und Auslegung des biblischen Eherechts. So hat man auf dem Tridentiner Konzil geurteilt, dies ist heute Roms Anschauung. Nur in einem Stück weicht die obige Ansicht von der römisch-lutherischen Auffassung ab, man will wenigstens bei Ehebruch dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung gestatten. Wir sollen aber in keinem Stück uns zu Roms Schleppenträgern machen lassen. Hören wir, was ein Mann, den wir sicherlich nicht negativer Ansichten bezichtigen werden, über diese Sache sagt. Prof. C. F. W. Walther, weiland Professor der Theologie am Concordia-Seminar in St. Louis, schreibt in seiner Pastoraltheologie unter § 26: „Obgleich es nach Gottes Wort nur e i n e n rechtmäßigen Grund zu einer zu vollziehenden Ehescheidung gibt, nämlich Hurerei (Matth. 19, 9), so gibt es doch nach deutlicher apostolischer Erklärung, 1. Kor. 7, 15: ‘So der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gehalten in solchem Falle,’ einen andern Fall, in welchem der unschuldige Teil die Scheidung seiner Ehe nicht zwar vollziehen darf, aber erleidet, wenn nämlich ein unchristliches Gemahl das andere böslich verläßt (malitiosa desertio), das heißt, mit der erwiesenen Absicht verläßt, zu dem verlassenen Gemahl nicht wieder zurückzukehren, und zwar also, daß es durch alle angewandten Mittel zur Rückkehr nicht bewogen werden kann. In diesem Fall ist dem unschuldigen Teil (natürlich erst dann, wenn derselbe die gesetzliche Scheidung erlangt hat, nach des heiligen Apostels Erklärung, 1. Kor. 7, 15, als dem nicht mehr gefangenen, d. i. an sein voriges Gemahl nicht mehr gebundenen (vergl. Römer 7, 13) die Wiederverheiratung seiner Zeit nicht zu verwehren.“

Luther legt 1. Kor. 7, 15 also aus: „Hie spricht der Apostel das christliche Gemahl los und frei, wo sein unchristlich Gemahl sich von ihm scheidet, oder nicht vergönnen will, daß es christlich lebe, und gibt ihm Macht und Recht, wiederum zu freien ein ander Gemahl. Was aber von einem heidnischen Gemahl hie St. Paulus redet, ist auch zu verstehen von einem falschen Christen, daß, wo derselbe sein Gemahl zu unchristlichem Wesen wollt halten und nicht lassen christlich leben, oder scheidet sich von ihm, daß dasselbe christliche Gemahl los und frei sei, sich einem andern zu vertrauen. Denn wo das nicht recht sein sollte, so müßte das christliche Gemahl seinem unchristlichen Gemahl nachlaufen oder ohne seinen Willen und Vermögen keusch (ehelos) leben und also um eines andern Frevel willen gefangen sein und in seiner Seele Fahr leben. Das verneint hier St. Paulus und spricht, daß in solchen Fällen der Bruder oder die Schwester nicht gefangen, noch eigen sei, als sollt er sagen: in andern Sachen, wo Eheleute bei einander bleiben, als in der ehelichen Pflicht und dergleichen, ist wohl eins dem andern verbunden und sein eigen, daß sich keines darf verändern vor dem andern, aber in diesen Sachen, da ein Gemahl das andere unchristlich zu leben hält, oder sich von ihm scheidet, da ist's nicht gefangen oder verbunden, an ihm zu hangen. Ist's aber nicht gefangen, so ist's frei und los, ist's frei und los, so mag's sich verändern, gleich als wäre sein Gemahl gestorben. Wie? sollte denn nicht das christliche Harren, bis sein unchristlich Gemahl wiederkäme oder sterbe, wie bisher geistlich Recht gewesen? Antwort: Will es auf ihn harren, das stehe in seinem guten Willen, denn weil es der Apostel hie frei und los spricht, ist's nicht schuldig, auf ihr zu harren, sondern mag sich verändern im Namen Gottes. Und wollte Gott, man hätte diese Lehre St. Pauli bisher gebraucht oder brächte sie noch in den Brauch, wo Mann und Weib, so von einander laufen und eins das andere sitzen läßt, daraus dann viel Hurerei und Sünde gefolget sind. Dazu haben geholfen die leidigen Gesetze des Papstes, der stracks wider diesen Text St. Pauli das eine Gemahl hat gedrungen und gezwungen, sich nicht zu verändern, sondern des entlaufenen Gemahls warten oder seines Todes erharren, und hat also den Bruder oder die Schwester in solchem Fall schlecht gefangen gelegt um eines andern Frevel willen, und ohn Ursach in die Fahr der Unkeuschheit getrieben.“ (Auslegung des 7. Kapitels der 1. Epistel an die Korinther, 1522, VIII, 1114.)

Auch Verweigerung der ehelichen Pflicht gibt Luther als einen Grund zur Scheidung an und gestattete dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung. Er schreibt: „Die dritte Sache ist, wenn sich eins dem andern selbst beraubet und entzeucht, daß es die eheliche Pflicht nicht zahlen, noch bei ihm sein will. Als man wohl findet, so ein halsstarrig Weib, das seinen Kopf aufsetzet, und sollte der Mann zehnmal in Unkeuschheit fallen, so fragt sie nicht danach. . . . Hie sollt du dich gründen auf Pauli Wort, 1. Kor. 7, 4. 5. Siehe, da verbeut St. Paulus, sich untereinander berauben, denn im Verlöbnis gibt eins dem andern

seinen Leib zum ehelichen Dienst. Wo nun eins sich sperrt und nicht will, da nimmt und raubt es seinen Leib, den es gegeben hat, dem andern. Das ist dann eigentlich wider die Ehe und die Ehe zerrissen. Darum muß hie weltlich Obrigkeit das Weib zwingen oder umbringen. Wo sie das nicht tut, muß der Mann denken, sein Weib sei ihm genommen von Räubern und umbracht, und nach einer andern trachten."

Luther führt also neben Ehebruch auch böswillige Verlassung und Versagung der ehelichen Pflicht als Gründe an, die eine Ehescheidung rechtfertigen und eine Wiederverheiratung des unschuldigen Teils gestatten. Wenn jemand fest auf dem Boden des Wortes Gottes steht, dann ist es Luther, aber der Gottesmann weiß auch mit den Verhältnissen zu rechnen.

Dasselbe ist auch uns gestattet. Die vielen Ehescheidungen, welche in unserer Zeit vorkommen, sind nur die Folge ungesunder, krankhafter Verhältnisse. In einem gesunden Gemeinwesen würde die Ehe heilig gehalten werden. Auf unsere Verhältnisse läßt sich das Prophetenwort anwenden: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt.." Hat nun Gott im Alten Bunde den Verhältnissen Rechnung getragen, sollten wir dies nicht auch tun?

Ich stelle mich auf den Boden des positiven, protestantischen Eherechts, welches auch in andern Fällen als Ehebruch, böswillige Verlassung und Versagung ehelicher Pflicht, die aber diesen Fällen gleichzustellen sind, eine Scheidung und dem unschuldigen Teil im Wiederverheiratungsfall eine kirchliche Trauung gestatten. Als Prediger des Evangeliums können wir ja allerdings zu keiner Scheidung raten (ich wiederhole dies, damit man mir aus meinen Worten keinen Strick dreht), aber wir dürfen eine von der Obrigkeit vorgenommene Scheidung als vollendete Tatsache hinnehmen. Wir können es vom menschlichen Standpunkt aus begreifen, daß manchmal zur Scheidung als ultima ratio gegriffen wird. — Ich führe zur Erläuterung zwei Beispiele aus dem Leben an, wie sie sich in derselben und ähnlicher Weise immer wiederholen. In einem Hause ist der Mann ein Trunkenbold, ein Wüterich, ein Faulenzer, nicht nur ernährt er Weib und Kinder nicht, sondern er mißhandelt noch die Seinen und verbringt den kärglichen Lohn, den sein Weib sauer verdient hat, um sich und ihre Kindlein zu ernähren. Die Obrigkeit hat ihres Amtes gewaltet, und der Mann ist um seines Wandels willen mit Gefängnis bestraft worden. Die Zucht hat ihn um nichts gebessert. Können wir nun die arme geplagte Frau verurteilen, wenn sie zum letzten Mittel, das ihr zu Gebote steht, greift, um unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen und ihre Ehe gerichtlich trennen läßt? — Ein zweiter Fall: Ein Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichts Tag um Tag. Er bringt den Lohn heim und stellt ihn der Frau zur Verfügung. Diese aber kommt ihren Pflichten als Hausfrau nicht nach, sondern macht dem Manne das Leben zur Hölle auf Erden, die Kinder verwahrlosen, ungewaschen, ungekämmt, von Schmutz starrend, treiben sie sich umher, die Humane

Society muß eingreifen und der Mann wird schließlich noch zur Verantwortung gezogen. Kannst du es dem Manne übel nehmen, wenn er seine Ehe gerichtlich trennen läßt? Dies sind zwei Fälle. Treten uns solche nicht immer wieder entgegen? Du müßtest mit verbundenen Augen durchs Leben gehen, wenn du solche nicht gewahrtest.

Doch du wendest ein: „Es handelt sich nicht um die Scheidung, diese mag in manchen Fällen notwendig sein, sondern um die Wiederverheiratung." Wer A gesagt hat, muß auch B sagen lernen. Können wir es einer Frau, deren Ehe gerichtlich geschieden werden mußte, weil der Mann ein Unhold war, die nun mit ihren Kindern allein dasteht, übel deuten, wenn sie eine passende Gelegenheit findet, daß sie zu einer zweiten Ehe schreitet? Sollen wir da nicht unsers Amtes walten? — Oder wenn der Mann, dessen Kinder auf der Straße umherirren, während er selbst dem Erwerb nachgehen muß, eine für ihn geeignete Lebensgefährtin findet, sollte er nicht eine neue Ehe schließen? — Du erhebst den Einwand: „Er mag sich von staatlichen Beamten trauen lassen, den Segen der Kirche können wir ihm nicht erteilen." Um den Segen der Kirche handelt es sich, wenn wir eine Trauung vollziehen, in erster Linie nicht. Das Recht, Trauungen anzunehmen, kann uns die Kirche nicht geben. Wir müßten es uns gefallen lassen, wenn uns der Staat das Recht, zu trauen, entzöge und von ihm ernannten oder erwählten Beamten übertrüge.

Die Brautleute, welche um die kirchliche Trauung nachsuchen, verlangen nun (absichtlich oder unabsichtlich) allerdings etwas höheres als die staatliche Trauung zu bieten vermag, sie suchen den Segen der Kirche. Wir trauen als Staatsbeamte, wir ermahnen und segnen an Christus statt. Wollen wir nur das letztere, so müssen wir die Konsequenz ziehen und dem Staat zurückgeben, was des Staates ist. Wir können dann alle Brautpaare an den staatlichen Beamten zur Eheschließung verweisen und es bleibt uns nachher unbenommen, daß wir mit denen, die wir für des würdig erachten, eine kirchliche Einsegnung vornehmen.

Bestritten soll mit dem Vorhergehenden aber nicht werden, daß Fälle vorkommen können, in denen ein gewissenhafter Prediger des Evangeliums eine Honorierung der staatlichen Lizens zu einer Eheschließung mit dem besten Willen nicht vornehmen kann, sondern seinen Dienst verweigern muß. Dabei braucht es sich aber nicht lediglich um die Trauung Geschiedener zu handeln, sondern es sollte auch bei einer ersten Trauung gewissenhafter verfahren werden, als es manchmal geschieht.

Ich bin aber nicht dafür, daß nur denen, die um Ehebruchs willen geschieden sind (d. h. dem unschuldigen Teil) die kirchliche Trauung gewährt werde, sondern wir sollen auch böswillig Verlassenen und solchen, die um unerträglicher Mißstände willen ihre Ehe trennen ließen, unsern Dienst nicht versagen. Gerade wenn eine Trauung eines früher Geschiedenen vorgenommen wird, kann der Prediger des Evangeliums auf die Wichtigkeit der Stunde hinweisen und denen, die vor ihm ste-

hen, ernst ins Gewissen reden, während er, wenn er Heimgesuchten gegenüber sich ablehnend verhält, alles weitere Wirken unmöglich macht.

Wie aber kommen wir an dem oft angeführten Schriftwort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden," vorüber? Können wir dieses Wort beiseite schieben? Wir denken nicht daran. Jesus stellt das ideale Eheprinzip auf und es fällt uns nicht ein, daran zu rütteln. Möchten nur immer mehr Ehen im Herrn geschlossen werden. Was Gott wirklich zusammengefügt hat, das soll auch heute der Mensch nicht scheiden. Wir, als Prediger des Evangeliums, scheiden ja auch nicht, raten zu keiner Scheidung, sondern es treten solche, die von der Obrigkeit geschieden sind, vor uns hin. Wir haben es nicht mit idealen Eheleuten, sondern mit solchen, die unter dem Einfluß der Herzenshärtigkeit der Menschen gelitten haben, zu tun. Können wir da sagen: „Gott hat das, was die Menschen geschieden haben, zusammengefügt?" Schließlich geschieht ja alles unter der Zulassung Gottes. Auch die Wirksamkeit des Teufels läßt Gott zu. Nie und nimmermehr aber kann ich glauben, daß unter unsern heutigen Verhältnissen alle Ehen im Aufblick auf Gott geschlossen werden. Ein Sprichwort sagt zwar: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen!" Dies trifft aber nur in den allerwenigsten Fällen zu. Kann, wie jene alte pommersche Kirchenordnung mit Recht sagt, der Teufel eine Ehe scheiden, so kann er auch Leute zusammenbringen. Wie viele Verlöbnisse werden in unserer Zeit an den Orten geschlossen, an welchen nicht Gott, sondern der Teufel das Regiment führt. Von den Luststätten der Welt führt der Weg häufig in die Ehe. Bei der unserer Zeit anhaftenden leichtfertigen Gesinnung werden leider auch manchmal bessere, christlich-angeregte, junge Leute mit ins Verderben gezogen. Wollten wir nun solchen, die sich durch eine Scheidung aus unsagbarem Elend retteten, die kirchliche Trauung versagen? Sie können solche allerdings von rechts wegen nicht fordern, bieten wir ihnen aus Erbarmen und Liebe die Hand.

Feststehende Regeln, wenn eine kirchliche Trauung zu gewähren, wenn sie zu versagen ist, lassen sich überhaupt keine aufstellen, man kann es einem gewissenhaften evangelischen Prediger überlassen, auch hier seines Amtes zu walten und wird er wissen, was er seinem Gott, seiner Kirche, sich selbst und armen heimgesuchten Seelen schuldig ist.

Ich ziehe die Summa. Wir haben versucht über eine schwierige, tief in unser Volksleben einschneidende Frage zur Klarheit zu kommen. Der Schade ist verzweifelt böse, aber wir verzagen nicht. Laßt uns an unserm Teile als evangelische Christen und Prediger des Evangeliums tun, was in unsern Kräften steht, dem Uebel zu wehren, welches unser Gemeinschaftsleben schädigt. Unsere Aufgabe ist nicht nur, die Folgen des Uebels zu bekämpfen, sondern dem Sündenverderben vorzubeugen. Immer aber wollen wir bedenken, daß lieblose, aus starrem gesetzlichem Handeln hervorgehende Maßregeln den Schaden nur vertiefen. Des Apostels Wort, gerichtet an seinen Schüler Timotheus, stehe uns vor Augen: „Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur

Unzeit, strafe, drohe, ermahne, mit aller Geduld und Lehre." Die Irrenden zu suchen, zu belehren, auf den rechten Weg zu führen, ist auch in dieser Sache unsere Aufgabe. Ich schließe mit einem Ausspruch Luthers: „Ob man in solchen dunkeln Sachen nicht allerdings gerade die Spitze des Rechts trifft, so schadet solcher geringer Fehl nicht; und ist besser, mit Nachteil und weniger Recht endlich Friede und Ruhe haben, denn mit unendlichem Unfrieden und Unruhe das Urteil nach dem spitzigsten und schärfsten Recht immer suchen, man wird's doch nimmer finden."

Thesen.

1. Die in den meisten Kulturländern, insbesondere aber auch in unserm Lande in so rapider Weise wachsende Zahl der Ehescheidungen macht es jedem Staatsbürger und besonders jedem evangelischen Christen zur Pflicht, zur Ehescheidungsfrage Stellung zu nehmen.

2. Um dazu im stande zu sein, haben wir uns vor allem über den Begriff „Ehe" klar zu werden.

3. Wir halten dafür, daß die Ehe nicht, wie die katholische Kirche lehrt, ein Sakrament ist, sondern eine staatliche, auf Gottes Ordnung beruhende Einrichtung, wie solches die Heilige Schrift und die Bekenntnisschriften unserer Kirche lehren.

4. Da die Ehe eine staatliche Einrichtung ist, hat der Staat durch eine weise und zweckentsprechende Gesetzgebung dafür zu sorgen, daß die Ehe nicht ihres Charakters entkleidet werde.

5. Unsere Pflicht als Staatsbürger ist es, den Staat in seinen Bestrebungen, so lange dieselben den im Worte Gottes getroffenen Bestimmungen über die Ehe nicht widerstreiten, zu unterstützen.

6. Die in so unverhältnismäßig großer Anzahl vorkommenden Ehescheidungen zeigen es deutlich, daß die heutige moderne Ehegesetzgebung nicht ihrem Zweck entspricht, sondern reformbedürftig ist.

7. Um die Zahl der Ehescheidungen zu vermindern sind nicht so sehr schärfere Scheidungsgesetze notwendig, als vielmehr schärfere gesetzliche Bestimmungen über Eheschließung.

8. Die große Zahl von Ehescheidungen muß zum größten Teil unsern leichtfertigen und mangelhaften gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnissen zugeschrieben werden.

9. Als solche unserm modernen Volksleben anhaftende Mängel bezeichnen wir:

a. das häufige Fehlen eines geordneten, auf christlicher Grundlage beruhenden Familienlebens;

b. das religionslose Schulsystem, durch welches dem Kinde nur Kenntnisse, aber nicht sittliche Eigenschaften mit ins Leben gegeben werden;

c. den fehlenden Einfluß der Kirche, auf deren Lehren allein ein wahrhaft sittliches Leben aufgebaut werden kann;

d. die all zu große Freiheit, welche den Kindern im öffentlichen Leben gestattet wird.

10. Jeder evang. Christ hat die Pflicht, so viel in seinen Kräften steht, auf Abstellung dieser Mängel hinzuwirken und mit zu helfen, daß die christliche Wahrheit immer mehr eine Macht im öffentlichen Leben werde.

11. Die besondern Pflichten, welche dem Prediger des Evangeliums gerade der Ehescheidungsfrage gegenüber obliegen, sind:

a. in Predigt, Unterricht und Seelsorge immer mehr darauf hinzuweisen, daß die Ehe auf göttlicher Ordnung beruht und darum heilig gehalten werden muß;

b. die unserer geistlichen Pflege unterstellten Eltern immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß es ihre Pflicht ist, ihre Kinder für das Leben zu erziehen und sie so auszurüsten, daß sie die Kraft haben, auch Trübsale und Heimsuchungen, wie sie im ehelichen Leben vorkommen, zu ertragen;

c. unter keinen Umständen, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, zur Trennung einer Ehe zu raten, sondern zum Ausharren in Geduld zu ermahnen.

12. Wo aber der unschuldige Teil, durch unerträgliche Verhältnisse gezwungen, zur Ehescheidung schreitet, haben wir solches als eine ohne unser Zutun zu stande gekommene öffentliche Tatsache anzuerkennen.

13. Bei einer Wiederverheiratung Geschiedener haben wir uns auf den Boden der Heiligen Schrift, der Bekenntnisschriften und des positiven, protestantischen Kirchenrechts zu stellen und erkennen mit diesen drei Faktoren an, daß Ehebruch, böswillige Verlassung, Verweigerung der ehelichen Pflichten und sonstige Vorkommnisse, die diesen Dingen gleichzustellen sind, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, als Scheidungsgründe anzusehen sind, und sollten wir in einem solchen Fall einem unschuldigen Teil unsere Hilfe (resp. die Trauung) nicht versagen.

14. Kirchliche Bestimmungen über Trauung Geschiedener müssen, wenn sie nicht ein toter Buchstabe bleiben sollen, in der Heiligen Schrift, in den Bekenntnisschriften unserer Kirche und im positiven protestantischen Kirchenrecht ihre Begründung finden.

Pater Jeremias J. Crowley und der Streit in den katholischen Kirchen Chicago's.

Dr. F. Mayer, Detroit, Mich.

Im November 1901 war in der Tagespresse unsers Landes ein Telegramm aus Chicago abgedruckt, welches folgenden Inhalt hatte: „Pater J. J. Crowley, unlängst Pastor der katholischen Gemeinde in Oregon, Ill., war am Sonntag, dem 3. November 1901, Mittelpunkt des größten sensationellen Ereignisses in der Geschichte der katholischen Kirche des Westens. Einer über ihn von Kardinal Martinelli von Washington, D. C., verhängten Exkommunikation zum Trotze, erschien der Priester in der Kathedrale des hl. Namens in Chicago, während

gerade eine feierliche Hochmesse abgehalten wurde und setzte sich direkt unter den Altar. Kanzler F. J. Barry von der Erzdiözöse las die Messe, und im Einklang mit dem Gesetz der Kirche, daß kein exkommunizierter Priester dem Hochamt beiwohnen dürfe, forderte er den Pater Crowley auf, die Kirche zu verlassen. Dieser weigerte sich. Auf ein Zeichen von Kanzler Barry, verstummte die Musik, der Chor verließ die Kirche und die Priester zogen sich zurück. — Das ganze Ereignis wurde dadurch veranlaßt, daß im letzten Juli Pater Crowley in Verbindung mit 25 andern Priestern gegen die Ernennung des Pater J. Muldoon zum Bischof von Chicago protestierte."

Obgleich diese Mitteilung bedeutendes Aufsehen erregte, so hatte man außerhalb Chicagos doch kaum Näheres über die Vorgänge in Erfahrung bringen können. Die katholische Kirche versteht es, über ihre inneren Streitigkeiten den Mantel des Schweigens zu breiten. — Aber der Pater Crowley hat zuletzt doch nicht mehr geschwiegen, sondern in einem Buch, betitelt: "The Parochial School." (A Curse of the Church, a Menace to the Nation. An Appalling Account of Priestly Graft, Immorality and Sacrilege, the loss of Thirty Million Catholics in the United States), ein Bild sittlicher Verkommenheit und Bestialität römischer Priester entworfen, das wohl seit den Tagen Ulrich v. Huttens seinesgleichen sucht.

Bereits in der Märznummer des Magazins, Seite 140 und 141, ist über den Umfang und die Einteilung des Buches das Nötige gesagt, darum sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß die katholische Kirche alle Hebel in Bewegung setzt gegen die Verbreitung des Werkes; hier in Detroit konnte ich dasselbe in keiner Buchhandlung erhalten. Man schreibe also direkt an: Rev. Jer. J. Crowley, 1113 Schiller Building, 103—109 E. Randolph Str., Chicago, Ill., oder an das Eden Publ. House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., und lege einen Dollar bei.

Der Autor selber stellt sich im Eingangskapitel dem Leser vor; ebenso sind eine große Menge Zeugnisse bedeutender Männer in der katholischen Kirche abgedruckt, welche sämtlich dem Pater Crowley das Zeugnis sittlicher Reinheit und der Wahrheitsliebe geben; auf dem Titelblatt steht ein Wort von dem seither verstorbenen Erzbischof Katzer von Milwaukee, welches lautet: „Ich bin überzeugt, daß der allmächtige Gott den Pater Crowley nach Amerika gebracht hat, mit der Absicht, die katholische Kirche zu retten, und, daß der gegenwärtige Skandal in Chicago von der Vorsehung zugelassen worden ist, to bring to a climax the reign of rottenness, damit dieselbe entwurzelt und ausgerottet werde." — Crowley ist am 20. November 1861 in Irland geboren und schon bei seiner Geburt von seinen frommen und wohlhabenden Eltern zum Priester bestimmt worden; im Jahre 1896 übernahm er die Pfarrei an der St. Marys-Kirche in Oregon, Ill. Von dort aus wurde er in die Chicagoer Kontroverse hineingezogen, und da er den Inhalt des Protestes, welchen 25 gutstehende Priester mit ihm unterzeichnet hatten,

nicht widerrufen wollte, so wurde er durch Kardinal Martinelli exkommuniziert. Er bestand jedoch auf seinem Recht, wonach ein Priester zuerst verhört werden muß, ehe man ihn verurteilt. Er erbot sich, für alle Anschuldigung gegen die Unsittlichkeit der Priester die Beweise zu erbringen, und da seine kirchlichen Vorgesetzten wünschen müssen, daß er nicht als Zeuge auftritt, so wurde die Exkommunikation gegen ihn wieder aufgehoben, er erhielt das „Celebret" und das Versprechen von Erzbischof Falconio, dem Nachfolger von Kardinal Martinelli, als päpstlicher Ablegat, einer sofortigen Anstellung; ebenfalls werde man ihm das Priestergehalt bis zu seiner Anstellung ausbezahlen. Mit echter römischer Perfidie hat man die letzten beiden Versprechungen aber bis jetzt nicht gehalten. Crowley ist jedoch kein Protestant, durch das ganze Buch hindurch wiederholt er immer wieder, was er auf der ersten Seite desselben in gesperrter Schrift schreibt als sein Glaubensbekenntnis: „Ich glaube, daß die Kirche ein göttliches Institut ist, die Braut Christi. In der katholischen Kirche bin ich geboren, in der katholischen Kirche habe ich gelebt und in der katholischen Kirche will ich sterben."

Er tritt vielmehr auf als ein Reformator innerhalb seiner Kirche, einen zweiten Savonarola hat man ihn genannt; er ist ein Mann, der die Schäden seiner Kirche aufdeckt und furchtlos den Kampf mit dem Riesen Romanismus führt. Unter den Stimmen, welche sich für den mutigen Priester erklären, sind besonders bemerkenswert die beiden Schwestern Marquise des Monstiers-Meronville und Baronin von Zedtwitz. Es sind das nämlich die früheren Fräulein Caldwell, welche als gute Katholikinen eine halbe Million Dollars schenkten zur Gründung der katholischen Universität in Washington, D. C. Beide Damen haben nach ihrer Verheiratung Italien und Rom besucht und es erging ihnen dabei, wie es seinerzeit dem frommen Augustinermönch Luther ergangen ist. Die beiden Schwestern traten im November 1904 aus der katholischen Kirche aus. Die Marquisin schreibt: „Seitdem ich in Europa lebe, wurden mir die Augen geöffnet; ich weiß jetzt was die Kirche ist. Ich werfe das römische Joch für immer von mir."

Die Baronin v. Zedtwitz schreibt unter dem 13. Dezember 1905 von New York aus an Pater Crowley: „Die katholische Priesterschaft als ein Ganzes ist der Feind der sozialen Ordnung, ihr Geist ist der Vaterlandsliebe feindlich. Alle sittlichen Grundsätze werden erstickt von dem Geist des Geizes und der Fleischeslust, welcher das ganze System beherrscht. Eine Besserung ist nicht zu hoffen, denn die Krankheit sitzt im Herzen. Die ganze Organisation ist unsittlich und trotz Ihrer und anderer braven Männer Bemühungen, eine Reform herbeizuführen, existiert und blüht dieselbe weiter." Nachdem die Baronin die Bekanntschaft Crowleys gemacht hat, schickt sie unter dem 15. Dezember 1905 an denselben eine Geldanweisung, welche er verwenden solle, „in dem Kreuzzug im Namen der Gerechtigkeit und des unbescholtenen Lebenswandels, die katholische Kirche zu reinigen von ihren unwürdigen und unmoralischen Prälaten. Zu dieser Arbeit wünsche ich Ihnen allen Erfolg."

Doch kommen wir endlich auf das Buch selber. Es ist schwer, dasselbe in einem theologischen Magazin zu besprechen. Das Buch führt freilich den Titel: „Die Parochialschule“; es handelt aber nur zum kleinsten Teil davon. Dagegen enthält Seite um Seite die schonungsloste Aufdeckung priesterlicher Scham- und Ehrlosigkeit, immer wieder kehrt die Behauptung: „Sie dienen den beiden Göttern Bachus und Venus.“ Auch in die Kirchengeschichte läßt er den Leser einen Blick tun. Unter der Ueberschrift: “Board of Education,” entrollt er die Geschichte päpstlicher Mißwirtschaft, Pornokratie und Greuel, von denen ich hier nicht zitieren darf; ich könnte sonst in den Verruf kommen, daß ich Freude an diesen Sachen hätte. Ich habe vor Jahren einmal einem erfahrenen Gemeindegliede Ranke's „Geschichte der Päpste“ geliehen. Nach etlichen Tagen brachte er das Werk enttäuscht zurück; er hatte gemeint, es sei dieses den Katholiken verbotene Werk eine sensationelle Aufzählung päpstlicher Schmach, und nun stand davon kaum etwas in dem Buche. „Dem Manne kann geholfen werden.“ Er kaufe Crowleys Werk. Was dieses Kapitel aber auch für andere wertvoll macht, ist der Umstand, daß alle diese Excerpte nicht protestantischen Werken entnommen sind, sondern aus den vom Papste und den höchsten Würdeträgern der Kirche anerkannten Werken katholischer Kirchengeschichte stammen, nämlich der mehrere Bände umfassenden „Allgemeinen Kirchengeschichte“ des gut katholischen Dr. Alzog und „Der Geschichte der Päpste“ von Dr. Pastor; beide sind Koryphäen katholischer Geschichtsschreibung. Man lese einmal was diese Männer über die Päpste, z. B. Leo X. und dann über Luther und Eck sagen.

Aus diesem 80 Seiten umfassenden Kapitel sei folgender Passus aus der neueren Geschichte angeführt. Er betrifft Kardinal Antonelli, den Gegner Bismarcks im Kulturkampf: „Pius IX. 1846—1878. Ein ungläubiger Staatssekretär. Kardinal Antonelli war Staatssekretär unter Pius IX. Als er im Sterben lag wies er das hl. Sakrament zurück mit der Behauptung, er habe noch nie an dessen Wirksamkeit (Efficacy) geglaubt. Er sagte, er habe dem Papste treu gedient, er glaube aber nicht an die geistlichen Kräfte, welche die Kirche beansprucht.

Nach seinem Tode erschien sein Weib und seine Kinder und beanspruchten das hinterlassene Vermögen und erhielten dasselbe auch.“

Dient es zum Wohle unsers Volkes, frägt Crowley zum Schluß dieses Kapitels, daß etwa eine Million unserer Kinder ihre Erziehung erhalten in Schulen, welche von solchen unsittlichen Menschen geleitet werden, die außerdem ihren Wohnsitz in Europa haben, nie nach Amerika kommen und nicht nur unbekannt sind mit unserer Sprache, unsern Sitten und Gebräuchen, sondern auch die ausgesprochenen Feinde sind der Freiheit des Glaubens und der Trennung von Staat und Kirche, wie dieselbe die Konstitution unsers Landes seinen Bürgern gewährt? Doch darüber später!

Wir dürfen das fünfte Kapitel nicht übergehen. Es trägt die Ueberschrift: “Principals”, gemeint sind die Vorsteher der Schule, also

die katholischen Priester. Hier spricht der Pater aus Erfahrung. Es sind furchtbare Anklagen, welche er gegen seine Kollegen erhebt, Anklagen, welche er alle bereits bei dem päpstlichen Ablegaten in Washington eingereicht hat, und, weil dieser sich weigerte, die Klagen zu untersuchen, so sind dieselben nebst den beschworenen Zeugenaussagen nach Rom geschickt worden. Dort hofft der Pater endlich zu seinem Recht zu kommen!

Der Priester, so führt Crowley aus, hat volle Kontrolle über die Schule, ganz besonders über alles eingegangene Geld, sein Wort ist Gesetz. Er nimmt und gibt wie er will. Es wird zwar erwartet, daß derselbe jedes Jahr einen Bericht an seinen Bischof einsendet, ebenso soll er auch der Gemeinde über das Finanzwesen Auskunft geben. Gewöhnlich geschieht beides nicht; wo aber ein Priester berichtet, dann ist dieser Bericht einfach Fiktion. Auch wenn Laien als Schulvorsteher ernannt worden sind, so haben dieselben doch nichts zu sagen. Von ihnen hat der päpstliche Ablegat Falconio gesagt, sie seien einfach dazu da: "to put up and shut up." Nicht einmal zwei Prozent dieser Priester seien imstande, ein Examen zu bestehen als Vorsteher der öffentlichen Schulen. Was sie gelernt hätten, das sei bei ihrem lasterhaften Lebenswandel schon längst in Vergessenheit geraten. — Schon bei der Auswahl zum Priesteramt versäumen die Kirchenfürsten die nötige Vorsicht. Zotenreißer und unsittliche Charaktere erhalten das Amt, zu dem sie keinerlei Befähigung besitzen, sie seien Räuber und Seelenmörder, statt Seelenhirten.

Mit Vorliebe übernehmen diese Priester Gemeinden, auf deren Eigentum viele Schulden lasten. Dann wird Sonntag für Sonntag kollektiert, aber das eingegangene Geld behalten die Priester für sich. Was tun sie mit demselben? „Fragt den Priester, nicht seine Gemeinde, diese weiß es nicht. Aus zuverlässigen Berichten weiß ich, daß mehr als 50% des katholischen Klerus diese Gelder in den sogenannten "get rich quick" Schwindeleien anlegen!" Den Rest aber? Man frage die Droschkenkutscher in Chicago und St. Louis, ob sie nicht von den katholischen Priestern, welche die Weltausstellung besucht haben, mehr Geld verdient hätten, als von irgend einer andern Klasse Menschen; frage sie auch, welche Häuser diese Priester am meisten besuchten. Crowley führt die Kutscher redend vor, der Inhalt des Gesprächs verbietet jede Wiedergabe. Das Cölibat, diese Schande des katholischen Klerus, wird genügend an den Pranger gestellt. Was treiben die Priester auf ihrer Europareise, und wenn sie den Papst besuchen? Wenn ein protestantisches Blatt Crowleys Anschuldigung zuerst erhoben hätte, dann möchten wir den Lärm der Katholiken hören. Aber es ist ein katholischer Priester mit dem „Celebret" in der Tasche, der hier redet, ein Priester, der in Wort und Schrift sich anbietet, den Beweis für seine Anklagen zu erbringen — und die Pfaffen zittern und schweigen.

Crowley erzählt der Reihe nach die Schandtaten von 28 Priestern. Er verschweigt ihre Namen und numeriert sie. Er halte es für unstatthaft, die Namen dieser Schandbuben preiszugeben, ehe der Papst, dem

die Klagen vorliegen, das letzte Wort gesprochen habe, und zum andern hätten seine Freunde ihn darum gebeten, weil sie mit Recht befürchten, das betrogene katholische Volk würde andernfalls die Priester töten und die Kirchen verbrennen. Als Probe sei hier angeführt, was von No. 1 gesagt wird; es ist zahm im Vergleich mit den andern, z. B. mit den Negern in No. 27.

„Rev. No. 1. Ein Fälscher. Im Herbst 1903 verschwand ein Priester von internationalem Ruf. Er hatte seine Gemeinde und die Erzdiozöse um $750,000 betrogen, größtenteils dadurch, daß er den Namen des Erzbischofs fälschte. Warum wird er nicht dem weltlichen Gericht überwiesen? Warum handelte man nicht wenigstens nach dem Kanon der Kirche mit ihm? Ist es möglich, daß er unangenehme Dinge über den Erzbischof weiß, welche er am Ende enthüllen könnte? Ist es wahr, daß er sogar jetzt Schweigegeld zieht von seinem Erzbischof?

Am 16. Oktober 1903 offerierte er mir $50,000, wenn ich in meinem Buch sein Lasterleben nicht bloßstellen würde. Ich sagte zu ihm: „Unterstehe dich, mir noch einmal ein solches Anerbieten zu machen und ich packe dich am Kragen und führe dich nach der Polizeistation!“ Damals lebte er im Ehebruch mit einem verheirateten Weibe, welches er ihrem Manne abwendig gemacht hatte und für die er ein palastartiges Haus eingerichtet hat.

Seit er „Flüchtling“ geworden ist, erhielt er zuerst eine Lehrerstelle in einem katholischen College, und gegenwärtig hat er einen sogenannten Missionsposten inne; er soll unter einem angenommenen Namen nämlich die Protestanten bekehren.“

So geht es weiter in dem Buche. Aber nicht bloß Pater Crowley beschuldigt seine „lieben Brüder;“ auf Seite 188 und ff. wird sogar ein Brief abgedruckt, der das Datum trägt: Chicago, 4. Januar 1902, an Seine Eminenz Kardinal Martinelli gerichtet ist, und die „Catholic Laymen Association“ von Chicago zum Verfasser hat. Die Laien wußten, daß sie bei den direkten Vorgesetzten der Priester kein Gehör finden, und wandten sich also an den päpstlichen Statthalter in Washington. Bescheiden wollen sie in dem Briefe nicht das ganze Sündenregister der Priester aufzählen, sondern nur, was in Chicago in den zwei Monaten November und Dezember 1901 von ihrem Priester begangen worden ist. Wir können das hier nicht wiedergeben!! Es ist abscheulich!

Neulich hörte ich den Jesuitenpater Sherman, den kleinen Sohn eines großen Vaters, in Detroit Vorträge halten, um dadurch, gleich No. 1, die Protestanten zu bekehren. Auf die Frage, ob Maria in ihrer Ehe mit Joseph auch Kinder geboren habe, sagte er, gebe es nur eine Antwort, die heiße: „Bestie!“ Nein, Jesuit, die Frage ist durchaus natürlich, wer so frägt, ist darum noch keine Bestie, aber die Priester deiner Kirche, welche dein katholischer Kollege Crowley schildert, sind Bestien. Sie bekehren, das ist ein verdienstlicheres Werk, als einige räudige, protestantische Schäflein in den Beichtstuhl deiner dicken, unflätigen Priester zu führen! Luthers Schriften, schreibt derselbe unlautere Jesuit Sher=

man, seien so schmutzig, daß sie nirgends mehr gelesen werden. Er hat wohl noch nie gehört, daß sie sogar in St. Louis, in Shermans Heimatstadt, in Luthers eigener Sprache im Drucke erscheinen. Man vergleiche Luthers Schriften mit Shakespeares und frage: Wo ist der Schmutz? Solange die Pfaffen unsers Landes die Anklagen Crowleys auf sich sitzen lassen, sollte man meinen, selbst die Jesuiten hätten anderes zu tun, als in Luthers Werken nach Schmutz zu suchen. Hier sind einfach alle denkbaren und undenkbaren, sowie auch unnennbaren Laster den Priestern zugeschrieben! Kein Wunder, daß Bischof McFaud von New Jersey anläßlich einer Katholikenversammlung im August 1904 in Detroit klagt: „Statt zwölf Millionen, sollten wir vierzig Millionen Katholiken zählen! Denkt an die Millionen katholischer Einwanderer! Wo fehlt es? An der rechten Organisation!" Der Bischof sollte Crowleys Buch lesen, dann wüßte er, wo es fehlt. In Kapitel 11 zählt der Pater selber die Gründe auf, welche Millionen Katholiken zum Abfall von ihrer Kirche veranlaßt. Leider seien die meisten dieser Abgefallenen nicht zum Glauben an das Evangelium durchgedrungen, sondern sie seien rettungslos dem Atheismus verfallen. — Hier in Detroit hat ein Individium im letzten Winter dem Teufel ein Denkmal errichtet, selbstverständlich ist der Mann ein früherer Katholik. Es gehört viel Gnade dazu, daß ein Katholik, nachdem ihm die Augen geöffnet wurden und er die Bachus- und Venusdiener seiner Kirche erkannt hat, nicht irre werden muß an allem, was Gott und Gottesdienst heißt. Die Schandtaten, welche in den Priesterhäusern und den Klöstern, sowie in den Beichtstühlen begangen werden, sind geradezu zu einem Krebsschaden unsers Volkes geworden. „Katholische Frauen, von großer Frömmigkeit und unantastbarem Charakter," heißt es auf Seite 390, „haben bei mir bitter geklagt, daß lasterhafte Priester sie mit schändlichen und gottlosen Ideen zu vergiften versucht hätten im Beichtstuhl. Katholische Eltern, beachtet dieses! Ein liederlicher Priester verwendet viel mehr Zeit, die Beichte einer Frau zu hören, als die eines Mannes!" — „Welches ist die äußerliche Erscheinung eines katholischen Priesters und Prälaten? Es ist die eines Trunkenbolds, eines Gluttons, eines Wüstlings!" „Katholische Eltern erlauben ihren Töchtern zur Beichte zu gehen bei einem Wüstling, während sie vor Entsetzen beben würden bei dem Gedanken, daß ihre Tochter nur auch die Bekanntschaft eines solchen Lüstlings gemacht hätte, wenn derselbe irgend einen andern, als den Beruf eines Priesters inne hätte." Das sind etliche Zitaten. So geht es fort Seite um Seite.

Furchtbar sind die Anklagen gegen den Geiz der Priester im Kapitel 7. Dasselbe ist überschrieben: "Graft! Graft!! Graft!!!" Das Kapitel zerfällt in 64 Unterabteilungen, welche Ueberschriften tragen wie die folgenden: Letzte Oelung Graft, Armenbecken Graft, Falsches Zeugnis vor Gericht Graft, Gründonnerstag, Karfreitag, Ostern, Leichenbestatter, Anzeigen, Politischer Einfluß, Bürgerpapiere, Kirchendiener, Hochzeiten — Graft. Unter dem Zauberstab des Priesters verwandelt sich jede kirchliche Handlung, das Heiligste, was es für den Christen

gibt, sowie auch die Bedeutung der Kirche in der Welt in lauter Geld. Es gibt Priester, welche nie predigen, nie die Gemeinde anreden, es sei denn, daß sie eine Kollekte anzeigen. Alle Gesetze des Staates und der katholischen Kirche werden gleichermaßen von den habsüchtigen Priestern in der Jagd nach Geld mit Füßen getreten. Auf Seite 259 heißt es: „Ein Priester zeigte mir $500.00, die er eben erhalten hatte als Bestechungssumme, um eine geschiedene Frau, deren Mann noch am Leben ist, zu trauen (im Gegensatz zum Kirchengesetz). Diese letzte Trauung fand statt in einer katholischen Kirche und es wurde dabei ein feierliches Hochamt gehalten."

Seite 260 erzählt, wie eine Sterbende die letzte Oelung verlangte. „Der Priester: Ich will die Beichte hören und das letzte Sakrament dir geben, wenn du mir $28.00 gibst. Die sterbende Frau antwortete: Mein Mann war seit langer Zeit arbeitslos, dazu hatten zwei Aerzte mich behandelt, wir haben keinen Cent im Hause. Der Priester zog ein Formular eines Schuldscheins aus der Tasche und verlangte, daß sie den Schuldschein für diese Summe unterschreibe. Sie antwortete: Nein, Pater, ich will nicht vor den Thron Gottes gehen mit solch einem Versprechen auf der Seele, welches vielleicht nie kann eingelöst werden. Der Priester nahm seinen Hut und sprach: Dann stirb, wie du bist, und verließ das Haus." Die Familie gehörte gliedlich zu seiner Gemeinde. Besonders aber gibt der Allerheiligentag eine reiche Ernte. Hier werden in vielen Kirchen große Plakate angeschlagen (Seite 265 eine Probe), welche mit einem Notschrei der Seele im Fegfeuer versehen sind, der lautet: „Habt Erbarmen mit mir, habt Erbarmen mit mir, ihr doch wenigstens, meine Freunde." Dann fährt das Plakat weiter fort: „Bitte, denket bei der monatlichen Hochmesse der Seele von u. s. w.". Unten steht der Name und in gesperrtem Druck $2.00. Es handelt sich also um die zwei Dollars, welche der Pater für sich haben will. Das ist nicht ein Stück mittelalterlicher Geschichte, es geschieht heutigen Tages in Chicago und überall in unserm Lande. Daher die dicken Bäuche und die versoffenen Gesichter vieler Priester. Schändliches wird von den Bazaars berichtet, welche nominell zum Besten der Gemeinden abgehalten werden. Vielfach holt der Priester seine weiblichen Bekannten aus den verrufenen Häusern, damit sie als Schnitterinnen in dieser Ernte mitwirken. Wohlverstanden erhebt ein Kenner der Verhältnisse, der gutstehende Pater Crowley, diese Anklage und die katholischen Würdenträger schweigen wohlweislich dazu. Spaßiges berichtet er über die Verwaltung des Peterspfennigs. „Ich schicke bloß vierzig Prozent des eingegangenen Geldes nach Rom," bekennt der eine Priester, worauf der andere antwortet: „Und ich rechne dem heiligen Vater 75 Prozent an für meine Mühe beim Kollektieren, die übrigen 25 Prozent sende ich ihm dann." Der Reliquienhandel ist eine große Einnahmequelle, besonders berauben die Priester die dem heiligen Antonius von Padua geweihten Armenbecken; auch mit dem heiligen Wasser der Jungfrau von Lourdes wird ein schwungvoller Handel getrieben. Man erfährt, daß faktisch

ein Priester etliche Fässer dieses Wassers importiert habe und seither davon verkaufe: „es geht wie bei dem Oelkrug zu Elias Zeit, das Wasser vertrocknet nicht," erzählt Crowley.

So wird das arme Volk bestohlen. „Ich habe," erzählt Crowley, „arme Bauersleute in Irland gesehen, welche vor dem Frühstück barfuß nach der Kirche gingen, um den sauer verdienten Peterspfennig abzugeben." Wir übergehen das Uebrige.

Die Einnahmen eines katholischen Priesters in einer Stadtgemeinde belaufen sich nach der Berechnung von Pater Crowley auf Hundertausend Dollars jährlich. Selbst in einer kleinen Landgemeinde fallen dieselben nicht unter $10,000. Was tun sie mit diesem Geld? Das Buch gibt darüber Aufschluß.

Was geschieht dann mit diesen Missetätern? Auch Pater Crowley gibt zu, daß in den protestantischen Kirchen ein Pastor, welcher eines groben Aergernisses schuldig ist, seines Amtes sofort entsetzt werde, und daß ferner einem solchen Mann, wenn er ernstlich Buße tue, zwar seine Sünde vergeben werde, er aber nie wieder in das Predigtamt eintreten könne. Was tut der katholische Bischof mit dem verklagten Priester? Er erteilt ihnen bessere Parochien; jede Schandtat gilt scheints in der römischen Kirche als Qualifikation für einen größeren Wirkungskreis. An mehreren Beispielen wird dargetan, daß ein Priester, welcher des unmoralischen Lebenswandels angeklagt worden ist, von dem Bischof an eine größere Parochie versetzt wurde, mit welcher auch zugleich ein College für junge Damen verbunden ist, in welcher vorzüglich P r o t e st a n t e n i h r e T ö ch t e r u n t e r b r i n g e n, damit sie unter den Augen der Nonnen und der h e i l i g e n Patres vor dem Bösen bewahrt werden. (S. 193.)

Wie ist das aber möglich? Man wird es begreiflich finden, nachdem man das Kapitel über den Aemterschacher der Prälaten und Bischöfe gelesen hat. „Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle erlangen sehr oft ihre Aemter per pecuniam, und nicht durch Verdienst oder gar durch den Heiligen Geist. Sobald ein Bischofssitz vakant wird und oft schon vorher beginnt eine wahre Hetzjagd nach der Stelle. Kaukuse sind im Gange Tag und Nacht, es wird gehandelt und geschachert, und an Geld ist kein Mangel. Ein demütiger, frommer und gelehrter Mann hat so gut wie keine Aussicht als Bischof ernannt zu werden."

An einer andern Stelle heißt es: „Bischof Spaulding von Peoria, Ill., kann nie eine höhere Stellung erhalten. Er ist ein amerikanischer Bürger, hochgeachtet von allen Klassen und unter allen Denominationen der Bevölkerung. Wird er je Kardinal, oder nur auch Erzbischof werden? Nein! Männer, welche nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, erhalten die Aemter." Die bessere Klasse des Klerus sandte eine Petition nach der andern nach Rom, damit Spaulding ernannt würde an Stelle des verstorbenen Erzbischofs Feehan von Chicago. „Doch Verdienst wurde nicht beachtet und der Heilige Geist nicht gefragt."

Die Priester sorgen dafür, daß kein Mann von sittlichem Charakter die Bischofswürde erlangt, kein Savonarola wird ernannt. „Solch ein Mann möchte in seinem Eifer als Reformator auftreten und es für nötig halten, vor der Welt die Verkommenheit (rottenness) der Priester und Prälaten bloßzustellen, und, wenn Rom versuchen wollte, ihm Einhalt zu befehlen, möchte er unangenehme Geschichten erzählen aus alter und neuer Zeit über den Klerus in Rom. Ein solches Risiko nimmt Rom nicht auf sich.“ Es werden Beispiele erzählt, wie unmoralische Menschen zu Bischöfen ernannt wurden, obgleich ihre Schandtaten dem heiligen Vater nicht unbekannt waren. Meine Feder sträubt sich, auf die einzelnen Fälle einzugehen. Der Klerus weiß um die Sünden seiner Vorgesetzten, darum übertreten sie alle Gebote der Sittlichkeit und des Anstandes, ohne Furcht, zur Rechenschaft gezogen zu werden. „Einer der prominentesten Erzbischöfe Amerikas verrentet Kircheneigentum in einer großen Stadt an Leute, welche mit seinem Wissen dasselbe zu unsittlichen Zwecken gebrauchen, Saloon, Tanzhallen und Bordells. Er bezieht eine enorm hohe Rente, weil die Bewohner wissen, daß sie von der Polizei nicht belästigt werden, denn die Stadtverwaltung fürchtet sich vor dem politischen Einfluß des Erzbischofs.“ (Seite 194.) Vor diesem Erzbischof muß sich Tammany sogar schämen.

Wie behandeln die kirchlichen Würdenträger denn die Klagen, welche einlaufen gegen die Priester? Ich habe oben bereits zitiert aus einem Briefe, welchen die „Catholic Laymen Association“ von Chicago (Vertreter aus fast allen katholischen Parochien jener Stadt) an Kardinal Martinelli geschickt hat. Der Schluß des Briefes lautet:

„Wir tun dieses (nämlich Beschwerde führen bei Seiner Eminenz) in der Hoffnung und mit dem Gebet, daß Sie bewahren mögen unsere Kirche, unser Heim, unsere Weiber, unsere Kinder und uns selber, vor Folgen, welche kein Mensch vorhersehen kann, im Falle unsere Bitten abgewiesen werden.

„Wir unterschreiben unsere Namen, als loyale Söhne der katholischen Kirche, und demütige und devote Knechte Christi und pflichtgetreue Untertanen Eurer Eminenz, des Vertreters des heiligen Vaters.“

Kardinal Martinelli weigerte sich, irgend welche Notiz zu nehmen von den katholischen Laien. Er sagte: „Die Laien haben kein Recht sich einzumischen in die Angelegenheit des Klerus. Erlaubten wir ihnen dieses, dann würden sie in Amerika tun, was sie in Frankreich getan haben, nämlich die Priester töten. In diesem freien Lande wäre es unweise, den Laien irgendwelche Rechte einzuräumen in kirchlichen Angelegenheiten.“

Worauf Pater Crowley einwandte: Das einzige Recht, das Sie den Laien einräumen, heißt: “to put up and to shut up?” “Just so,” antwortete der Kardinal, „und das ist es gerade, was wir gegen Sie haben, Pater Crowley, daß Sie der Laienwelt in diesem Lande Aufschluß geben über ihre Rechte. Die Laien haben kein Recht, die Schande der Priester bloßzustellen, mögen letztere verüben, was sie wollen. Irgend

eine Anklage der Laien gegen ihre Priester oder Prälaten muß ignoriert werden, und jede Spur von Unabhängigkeit der Laien in der kirchlichen Verwaltung muß ausgestampft werden."

Am 27. Juni 1903 erschien Pater Crowley in Milwaukee vor dem Erzbischof Falconio, dem Nachfolger von Kardinal Martinelli als päpstlichem Ablegaten in der katholischen Kirche Amerikas.

Falconio frug ihn: „Wirst du die Abbitte unterschreiben!"

Crowley: „Nein, Eure Exzellenz, ich muß das respektvoll ablehnen!"

Falconio: „Warum?"

Crowley: „Weil ich eine Lüge unterschreiben würde. Unsere Anklagen sind nicht ordentlich untersucht und von der zuständigen kirchlichen Behörde erledigt worden?"

Falconio: „Ja, sie sind!"

Crowley: „Wie? Wollen Eure Exzellenz mir sagen, daß unsere (es haben 25 Priester mit Crowley unterschrieben) Anklagen ordnungsmäßig untersucht worden seien?"

Falconio: „Sie wurden nicht untersucht (investigated), aber sie wurden in Erwägung gezogen (considered) und beseitigt."

Crowley: „Wie wurden sie ordnungsmäßig erwogen und beseitigt?"

Falconio: „Nun, Ihre Vorgesetzten nahmen die Anklageschrift, schauten dieselbe an und *warfen sie in den Papierkorb.*" (Von Crowley unterstrichen.)

Crowley: „Ich erkläre, daß dieses keine Untersuchung ist nach dem kanonischen Recht!"

So behandelt man in der katholischen Kirche Anklagen, welche die Priester aller Laster, die man im Wörterbuch findet, beschuldigen. Ich habe hier nur die Beispiele der obersten Prälaten des Landes angeführt. Was die kleineren Lichter zu sagen haben, möge man in dem Buche nachlesen. Crowley hat seine Klageschrift nach Rom geschickt; er ist überzeugt, daß der heilige Vater die Chicago Kontroverse schlichten werde und zwar nach dem Grundsatz: "Fiat justia ruat coelum" — die Gerechtigkeit walte, ob auch der Himmel einfalle! Er wird lange warten müssen, der Pater Crowley!

Er verwundert sich darum auch nicht über die appaische (A. P. A.) Bewegung im Lande. Die katholischen Würdenträger bewerfen bei jeder Gelegenheit die öffentlichen Schulen mit Kot, sie verlangen Teilung des Schulgeldes. Der Erzbischof von Chicago hat auf die schändlichste Weise die sogenannten Training Schools für Staatsschullehrer angegriffen. Sollte das alles nicht auf Opposition stoßen? Die Großen der Kirche suchen eine politische Partei zu gründen, nach Art des Zentrums im deutschen Reichstag; sie mischen sich in die internationale Politik, indem sie einen Angriff auf Italien und die Herstellung des Kirchenstaates befürworten.

In der katholischen Parochialschule wird Feindschaft gelehrt gegen

die Konstitution der Vereinigten Staaten, welche Trennung der Kirche und des Staates fordert. Crowley bringt aus den päpstlichen Bullen Beweise dafür, daß unsere ganze freiheitliche Einrichtung dem heiligen Stuhl ein Greuel ist. Zunächst wird darauf hingearbeitet, daß unsere Regierung einen päpstlichen Nuntius empfängt und der Papst dann offiziell als ein Souverän anerkannt werde. Darum wurde Satolli herübergeschickt; als verschlagener Italiener suchte er mit süßen Worten die öffentliche Meinung zu ködern. Auf Seite 360 wird gespottet: „Hat Seine Eminenz nicht die Katholiken Amerikas aufgefordert, voran zu gehen mit der Bibel in der einen Hand und mit der Konstitution der Vereinigten Staaten in der andern? Schade, daß Seine Eminenz nicht sagte, mit welcher Hand sie die Konstitution halten sollen — fatale Vergessenheit—denn Priester, Prälaten und päpstliche Ablegaten haben drei Hände, nämlich eine rechte, eine linke und dann noch eine hintere Hand. Doch wir wollen die Vergeßlichkeit übersehen und sind zufrieden, damit, daß Eminenz der Konstitution geboten hat, voran zu gehen."

„Untersucht den Konflikt, der gegenwärtig herrscht zwischen Frankreich und dem Vatikan, und ihr werdet finden, daß die wahre Ursache desselben folgende Grundlage hat: Französische Staatsmänner sind der Korruption des katholischen Klerus müde, und versuchen dieselbe auszurotten." Seite 364.

Crowley empfiehlt das Verlassen der mittelalterlichen Lehren von der weltlichen Macht der Kirche, auf geistlichem Gebiet sei ihre Gewalt und Macht.

Er drückt sich vorsichtiger hier aus als sonst, denn er weiß, daß er mit dieser Ansicht in Widerspruch steht mit dem Papst.

Was ist denn die Hauptlehre in der Parochialschule? Die Heiligkeit des Priesters; darüber wird tag aus, tag ein gesprochen. Wehe der Nonne, welche es wagen sollte, gegen einen unflätigen Priester Klage zu führen; der Priester hat sie in seinen Händen und er ist grausamer als ein Sklavenhändler.

Wir haben das Buch gelesen und immer gewartet, bis sein Verfasser mit den Vorschlägen zur Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern hervortrete. Einige dieser Vorschläge sind bereits erwähnt. In der Emanzipation des katholischen Laienstandes erblickt er aber das hauptsächlichste Heilmittel. Es sollte niemals dem Bischof gestattet werden, den „Deed" zum Kircheneigentum zu besitzen. Crowley verlangt genau, wie es in der Evangelischen Kirche der Fall ist: Die Verwaltung der zeitlichen Güter muß einer Behörde von Laien übergeben werden; sie haben die Gelder zu verwalten und Rechnung abzulegen. Dann werde Besserung eintreten. Weiter sagt er: „Ich beschwöre euch, schickt eure Kinder nicht nach der Schule, deren Pastor ein Trunkenbold oder ein unmoralischer und diebischer Prinzipal ist! Weigert euch, von einem solchen das Sakrament zu empfangen! Seid wachsam, ihr Eltern, über eure Knaben, welche mit dem Priester am Altare dienen. Viele sind abgefallen wegen des unpriesterlichen Treibens der Priester und seines Ge-

hilfen. Böse Gesellschafter verderben gute Sitten! Männer, erlaubt einem unmoralischen Priester oder Prälaten nicht, daß er euer Haus besucht zu irgend einer Zeit!"

Der Schlußsatz des Buches lautet: „Es ist eine Arbeit voll Trauer und bittern Wehs, welche ich hier getan habe; ich hätte dieselbe gerne unterlassen, wenn nicht die Ueberzeugung mich dazu getrieben hätte, sie muß unternommen werden, wenn ich nicht will untreu werden meinem Lande, meiner Kirche, meinem Gott."

Die Begründerin der katholischen Universität in Washington, Baronin v. Zedtwitz resp. Frl. Caldwell, faßt ihr Urteil über die katholische Kirche zusammen in die Worte: „Es gibt nicht und wird niemals geben einen „modernen Katholizismus." Sollte einmal die politische Notwendigkeit eintreten, welche alle religiösen Gesellschaften einer Reinigung unterzieht, dann und durch dieselbe würde der Katholizismus vom Erdboden hinweggefegt werden."

Es ist ein Riesenkampf, welchen der Pater Crowley kämpft, ein tapferer Mann von unbescholtenem Leumund, ein Mann voll Liebe zu seiner Kirche, der hofft, wo nichts mehr zu hoffen ist. Es tut einem weh, so viel Begabung, Eifer und Opferwilligkeit für eine große Sache zwar, aber doch auf falsche Weise verwendet zu sehen. Crowley steht auf dem Standpunkt der 95 Sätze Luthers, wie der Augustiner am Vorabend zu Allerheiligen, meint er: Wenn es doch der heilige Vater wüßte, dann würde sich alles, alles wenden. Wird Crowley endlich dahin kommen, daß er, wie Luther, nicht mehr dem Papst, noch den Konzilien glaubt, sondern allein dem Worte Gottes? Zwar sieht der Priester den Schaden seiner Kirche, aber noch spricht er von ihr als einer Braut. Dieses Wort paßt denn doch nicht mehr, wird er das rechte Wort finden, das Johannes gebraucht in der Offenbarung? Großes hat einst Pascal geleistet in Frankreich; aber auch er unterlag; es muß vollständig gebrochen werden mit dem Lügensystem, das Wort allein hilft zum Sieg. Darum ist auch in Pascals Leben etwas unlogisches.

Wir wollen und können die Zukunft nicht vorhersagen. Aber wenn der Priester Crowley von Rom Hilfe erwartet, wird's ihm ergehen, wie den Baalspriestern. Sie schrien zu toten Götzen, aber „da war keine Stimme noch Antwort." In einem Brief, welchen er mir sandte, heißt es: „Verlange ich zu viel von den Liebhabern der Wahrheit? Wären dieses die Tage Savanarolas, wie gerne würden Sie ihn unterstützen. Bin ich auch nur ein kleines Licht, so habe ich doch mein Leben in die Hand genommen, und meine Sache ist so wichtig, wie die jenes Mönchs. Wollen Sie mich nicht unterstützen?" — Er hat ein Recht auf die Unterstützung der Protestanten. Sein Buch sollte, um mit dem Methodisten-Bischof McCabe zu reden, „Auflage um Auflage erlangen. Protestanten und Katholiken sollten gemeinsam für die Verbreitung desselben sorgen." Eine Krisis ist für den Romanismus angebrochen in Amerika, es liegt in unserer Hand, daß auch durch dieses Buch vielen die Augen geöffnet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Konfirmanden-Reunion.

Von P. C. W. Locher.

Text: Ps. 73, 23. 24.

Wir sind hier vereint „in Jesu heilgem Namen" als solche, die in früheren Jahren in unserer Kirche eingesegnet worden sind. Vereinigungen, Verbindungen aller Art sind ein Gepräge unserer Zeit. Sich mit andern eins zu wissen macht stark und entschlossen, es ermuntert und regt zu ernstem Streben an. Ein einzelner Wassertropfen ist kraftlos, viele zu einem Strom vereinigt tragen mächtige Schiffe oder treiben die Maschinen einer Großstadt. Ein einzelner Wanderer fällt leicht einem lauernden Feind zur Beute, eine Karawane aber kann mit Sicherheit durch einsame Gegenden reisen. Sechs Personen, die eine Sache besprechen, werden bald mehr Klarheit darüber haben und zielbewußter handeln, als wenn ein jeder in seiner Stube allein darüber nachgedacht hätte. Und Christen, die sich mit andern zu einer Gemeinde zusammenschließen, werden eher Gottes Werk treiben und das Gute anstreben, als solche, die vorgeben, ohne Kirchengemeinschaft Gott dienen zu können.

Nun sind wir zwar nur auf eine Stunde heute hier vereint als solche, die denselben Glauben vor demselben Altar bekannt haben, aber auch diese kurze Reunion kann und soll uns stärken und ermuntern, als ein einig Volk von Brüdern und Schwestern auch künftig christlich zu leben, zu leiden und zu sterben.

„Bei dir, Jesu, will ich bleiben,"

das sei unser gemeinsamer Entschluß.

1. Was könnte uns hiervon abhalten?
2. Was muß uns hierzu ermuntern?

1.

Unser Text beginnt mit einem „dennoch". Das weist darauf hin, daß etwas Entgegengesetztes bedacht und erwogen worden ist. Und solches ist auch in der Tat geschehen. Wer diesen 73. Psalm aufmerksam liest, der wird bemerken, daß der fromme Sänger Asaph hier durch einen innerlichen, religiösen Kampf sich hindurchringt. Er gesteht, V. 2: „Ich hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen, mein Tritt hätte beinahe geglitten." Es hat ihn verdrossen „daß es den Gottlosen so wohl ging; daß sie glückselig sind in der Welt, und werden reich," während er selbst „von Herzen unsträflich lebt," und dabei doch „täglich geplaget" ist. Aber er erinnert sich selbst daran, daß diese Gottlosen „so plötzlich zu nichte werden; daß sie untergehen und nehmen ein Ende mit Schrecken"; daß Gott „sie auf das Schlüpfrige setzet und sie zu Boden stürzet." Und so ringt er sich denn zu dem Entschluß durch: „Dennoch bleibe ich stets an dir, mein Gott."

Es ist durchaus nicht unmöglich oder unwahrscheinlich, daß auch wir solche Anfechtungen gehabt haben, oder in diesem Moment haben. Etliche Jahre, in manchen Fällen schon viele Jahre, sind vergangen seit unserer Konfirmation. Wir haben des Lebens Freud und Leid, Süßig-

keit und Bitterkeit, Lust und Last erfahren. Vielleicht haben auch wir uns daran gestoßen, daß es solchen, die sich von Gott losgemacht hatten, äußerlich wohl ging, während wir, die Herz und Hände rein zu halten suchten von aller Ungerechtigkeit, einen harten Kampf ums Dasein hatten. Diese Beobachtung mag uns hie und da vorgekommen sein als etwas, das uns abhalten könnte, beim Herrn zu bleiben, und uns veranlassen könnte, es weniger ernst zu nehmen mit unserm Christenleben. Alsdann gilt es für uns, nicht zu sehen nur auf das, was vor Augen ist; zu bedenken, daß nur das richtige Resultat einer Rechenaufgabe die Richtigkeit der ganzen Arbeit beweist, daß auch, wie Luther sagt, „je höher das Gras emporwächst, desto eher fällt es der Sense zum Opfer.“ Und dann heißt es mit Asaph ins Heiligtum Gottes gehen, ins Heiligtum des Gebets und des kindlichen Gottvertrauens, und bald wird sich auch bei uns das Ringen enden mit einem freudigen: „Dennoch!“ Trotz aller für mich unverständlichen Probleme dieses Lebens bleibe ich stets beim Herrn!

Andere unter uns hatten vielleicht religiöse Zweifel anderer Art. In unserer Konfirmationszeit waren wir gewöhnt, in kindlichem Glauben unsers Seelsorgers Worte als Gottes Wort hin- und anzunehmen. Seither sind wir mit dem Unglauben mehr oder weniger in Berührung gekommen. Wir haben etliche Freunde, die keine Christen sind, und die sich über unsern Glauben lustig machen. Wir haben gefunden, daß in der menschlichen Gesellschaft die ernsten Christen die Minderheit bilden, und es gehört Mut dazu, zur Minderheit zu gehören und seinen Ueberzeugungen allezeit treu zu bleiben. Kommen uns Zweifel an der Wahrheit und Haltbarkeit unsers Glaubens, so laßt uns der Sache auf den Grund gehen und an des Herrn Wort denken: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Laßt uns diesen ungläubigen Freunden und uns selbst die Tatsachen entgegenhalten, daß die Früchte des Glaubens die des Unglaubens weit übertreffen an Qualität; daß wir auf Felsengrund bauen, während die großen, glaubenslosen Massen auf Sand ihre zweifelhaften, haltlosen, täglich in sich selbst zusammenstürzenden Bauten errichten. Und im Hinblick darauf wird es uns wiederum leicht auszurufen: „Dennoch!“ Wenn auch der Unglaube mich verspottet und anficht, bleibe ich ein Gotteskind!

Oder wollte die Gleichgültigkeit so vieler unserer Mitchristen euch versuchlich werden und euer Herz lau machen? Sind doch derer, die lau und träge im Christenleben wurden, gar viele! Man sehe nur die Konfirmandenliste im Kirchenbuch aufmerksam durch und frage sich, wo ist der und die und jener? Sind sie ungläubig und schlecht geworden? Nein, nicht gerade das. Sie sind nur gleichgültig im Beten und Kirchenbesuch und Bibellesen und Abendmahlsgenuß. Und ihre Lauheit ist wie ein langsam schleichendes Fieber und wirkt ansteckend auf Freunde und Hausgenossen. Wie aber urteilt unser verklärter Heiland über solche Halbheit der Christen in Laodicea? „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich

dich ausspeien aus meinem Munde!“ Und der Gedanke an solches Mißfallen seitens unsers Herrn und an die Möglichkeit, daß er uns möchte verlassen und verstoßen, veranlaßt uns, selbst ganze Christen zu sein und zu bleiben, ja auch die Gleichgültigen um uns her zu nötigen, mit uns den schmalen Weg zu wandeln, der zum Leben führt.

2.

Um noch mehr hierzu ermuntert zu werden, überlegen wir uns weiter unsere Textesworte.

Hier ist eine Ermunterung zum Bleiben bei Jesu: „Denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.“ Ist's nicht so? Hielt er uns nicht, der treue Vater, der barmherzige Heiland? Schaut zurück auf die hinter euch liegenden Lebensjahre, auf die sonnigen und dunkeln Tage. Was fällt uns dabei allezeit auf? Ist es nicht die Hand des Herrn, die uns hielt und leitete? An jenem trüben, traurigen Tag — wir wähnten uns einsam und ganz verlassen. Aber es war nicht so. Gatt war bei uns, helfend und tröstend. An jenem Tag, an dem ich so gedankenlos und leichtsinnig an den Rand des Abgrunds mich wagte, an dem ich Gottes vergaß und dem Gelüste meines Herzens folgte — ich kam plötzlich zur Besinnung durch eine Berührung der väterlichen Hand des Herrn. Er errettete mich vom Verderben. Jene unglückliche Zeit, da das Schäflein zeitweilig verirrt war und im Dorngestrüpp gefangen — des guten Hirten Hand griff ein zu rechter Zeit und trug das Verlorene heim. Seine Hand bewahrte uns vor Uebel; sie gab uns unser täglich Brot; sie heilte unsere Gebrechen. Wie undankbar von uns, wenn wir anders heute sprechen wollten als: „Deshalb bleibe ich stets beim Herrn!“

Und „du leitest mich nach deinem Rat“ — welch eine Ermunterung auch darin! Eine gnädige Verheißung für künftige Tage! Wir brauchen Gottes weisen Rat. Sind wir auch schon den Kinderschuhen entwachsen, oder schon im Mannes- und Frauenalter, oder gar schon über die Hälfte des durchschnittlichen Menschenalters hinaus, wir brauchen den Rat dessen, der uns gemacht ist zur Weisheit, dessen Name heißt „Wunderbar, Rat, Kraftheld.“ Vor uns liegen unbekannte Straßen und Täler und Berge, Wälder, die dunkel und pfadlos sind, Wüsten, die sandig und wasserlos und scheinbar endlos sind. Ein Führer für dich, o Wanderer! Ein Kompaß für dich, der nimmer irre weist, o Seefahrer auf dem Lebensmeer! Der allmächtige Gott, sein Wort, sein Geist wollen uns begleiten, wenn wir's wünschen, uns am Tag den Weg klar zeigend, ihn hell erleuchtend bei der Nacht. Freu dich dessen, und schließe dich desto fester ihm an!

„Und nimmst mich endlich zu Ehren an!“ Ende gut, alles gut. Des Lebens Schwierigkeiten, Kämpfe und Sorgen werden uns nicht erspart bleiben. Nirgends verheißt uns Gott, daß seiner Kinder Leben ohne Leiden und Trübsale sein soll. Im Gegenteil. Wir müssen durch viel Leiden ins Reich Gottes eingehen. Aber blicke darüber hinaus. „Schaue auf das Ziel, da ist Freude!“ Wer durch einen rauschenden Strom schreitet, wird nicht vor sich hinabschauen in die reißende Strö-

mung und zögernd stillestehen und sich sorgen; sondern er wird seinen Blick hingerichtet halten aufs nicht allzu ferne jenseitige Ufer. So wollen wir himmelwärts blicken. Einst **wird** der Herr uns zu Ehren annehmen; er **wird** uns die Fülle seiner Liebe schmecken lassen; er **wird** uns, die ihm bis in den Tod getreu sind, vereinigen vor seinem Thron, wo wir in ihm bleiben, und er in uns, immer und ewiglich.

Reunionsfeier Palmsonntag-Abend, Salems-Gemeinde, Chicago.

Von P. J. Lebart.

Text: 1. Kor. 12, 31.

Im Herrn geliebte Eltern und Freunde und insonderheit du, liebe, konfirmierte Jugend!

Vereinigungen finden heutzutage statt auf sozialem, politischem und kirchlichem Gebiet. Die Zerrissenheit und Zersplitterung auf der ganzen Linie drängt immer energischer nach Verwirklichung der Parole: Einigkeit macht stark! Wenn dies irgendwo not tut, so ist es sicherlich innerhalb der Mauern der christlichen Kirche selbst, einer jeden christlichen Gemeinde und ihren Gliedern. Dieses Einigkeits- und Einigungsprinzip schon in der Jugend zu wecken, immer wieder aufs neue zu fördern, dazu sollen insbesondere die Reunionen unserer konfirmierten Jugend dienen, der jugendlichen Streiterschar, die in weihevoller Stunde heiliger Begeisterung einst im Herzen vorm Altar des Herrn gelobte:

Ja, Herr Jesu! bei dir bleib ich,
So in Freude, wie in Leid,
Bei dir bleib ich, dir verschreib ich
Mich für Zeit und Ewigkeit!

So soll aufs neue der Mittelpunkt unserer Vereinigung sein und bleiben: „Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in alle Ewigkeit," und das Band, das uns wieder inniger verbinden soll, das teure Wort Gottes, wie es uns der Apostel Paulus entgegenruft: „Strebet aber nach den besten Gaben und ich will euch einen noch köstlicheren Weg zeigen."

Strebet! — Der und der ist ein Streber, so hört man wohl oft mit verächtlichem Achselzucken solche Leute reden, denen schon längst aller Strebesinn abhanden gekommen ist, die sich tief in den Mantel stoischer Gleichgültigkeit eingehüllt haben. Traurig und armselig der Jüngling, die Jungfrau, traurig die Jugend, wenn sie nicht mehr zu streben vermag. — Dank sei Gott, daß er der Jugend als köstliches Sondergut einen fröhlichen Strebesinn beschert hat. Darum ermuntert der Apostel: Strebet nach den besten Gaben!

Es lebt in uns der Zug nach Ewigunvergänglichem, ein göttliches Streben, das hoch erhaben ist über allem Gemeinen, Niedrigen und Gewöhnlichen. Aber neben diesem idealen Zug finden wir auch auf der andern Seite einen Zug nach unten, nach dem Niedern, einen Zug, lieber der Lust zu folgen als der Pflicht. So sehen wir uns auf einmal auf den Kampfplatz gestellt. O wie häufig erlahmt in solchem Rin-

gen und Streben der elastische Flug, unerbittlich fühlen wir uns festgehalten mit Ketten oder Fädchen, die uns binden an niedere Sphären. Kühn nehmen wir einen Anlauf, wir sinken zurück, wir wollen und können doch nicht, wir fassen aufs neue allerlei gute Vorsätze, denen schlechte Ausführungen folgen. Sollten wir darum den Kampf aufgeben, den Mut verlieren, die Hände lässig in den Schoß legen? Nimmermehr! Die Jugend ist stolz auf ihre Kraft, sie will sie gebrauchen mit Verzichtleistung auf fremde Hilfe. Die Jugendzeit ist ja die Morgenstunde des Lebens, und die Privilegien der Jugend: frische Kraft, froher, ungebeugter Mut, ein fröhliches Gemüt, klare Augen, vor ihr eine offene Welt, in die das Lebensschifflein mit tausend Segeln kühner Erwartungen hineinsegelt. Wohlan denn! Strebet, kämpft und ringt, überwindet und siegt! Setzt eure edelste Kraft daran, achtet nicht des Schweißes und der Mühe. Und habt ihr in solchem Kämpfen einen, den zweiten und dritten Sieg errungen, laßt es nicht dabei bewenden, das eigene Ich muß immer völliger und entschiedener besiegt werden. Habt ihr grobe Verirrungen und Fehler abgetan, begnügt euch nicht damit, auch die kleinen und feinen müssen vermieden werden. Haltet euch nicht nur äußerlich fern von allem Unreinen und Gemeinen, auch euer inneres Gedanken- und Seelenleben muß immer gereinigter und geheiligter werden. Strebt so nach den besten Gaben, nach Freiheit und Reinheit, Sittlichkeit und Tugend, Liebe und Treue!

Und nun ihr, die ihr schon länger in solchem Kampf steht, ihr alle, die ihr es schon damit ernstlich versucht habt, sagt, welche Erfolge habt ihr aufzuweisen, könnt ihr es bezeugen, daß ihr euch fort und fort nur in den Höhen reiner Himmelssphären bewegt habt, frei von allen Banden niederer Gesinnungen? Ach, es wird auch euch bei aller Redlichkeit euers Versuchs die Erfahrung nicht erspart bleiben, wie sie lang vor euch eben derselbe Apostel gemacht, der uns zum Streben auffordert, wie er sie so tiefergreifend in den Worten zum Ausdruck bringt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. Ich sehe ein Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und hält mich gefangen in der Sünde Gesetz. Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Das war die Erfahrung des Saulus, der in eigener Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit meinte, Gott mit seinem Tugendleben nach dem Gesetz einen Dienst zu erweisen, der aber nach seiner Erfahrung und Erlebnis vor Damaskus und im Hause Judas zum demütigen Rüstzeug der Gnade Gottes wurde mit dem Bekenntnis: „Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir!" Er war nun sein höchstes Strebeziel geworden, und so ruft der Apostel allen redlichen Strebern zu: „Ich will euch einen köstlicheren Weg zeigen," ja er zeigt ihn uns im folgenden 13. Kapitel, in dem unvergleichlichen Lobpreis der Liebe. Paulus zeigt, wie ohne die Liebe Got-

tes in Jesu Christo selbst unser bestes Streben und Ringen, unser bestgemeintes Tun und edelstes Werk wert- und zwecklos bleibt. Durchdrungen aber von der Liebe Christi, da erstrahlen alle unsere Wege und Werke im reinsten Licht, das seinen Glanz und Klarheit hernimmt vom Urlicht der ewiggöttlichen Liebe. Teure Jugend! Dies und kein anderes Ideal ist unsers Strebens wert — Jesus, die gekreuzigte Liebe! Das ist der köstliche Weg, mit Christi Blut gezeichnet! Wir stehen am Anfang der Leidenswoche unsers Herrn. Wir sehen das heilige, unschuldige Lamm Gottes in Gethsemane, bereit, den Fluch der Sündenschuld aller Menschen auf sich zu nehmen. Wir schauen hinein in den geheimnisvollen Abgrund der ewigen Liebe, sehen den Heiland mit blutigem Schweiß bedeckt zitternd und bebend in heißem Gebetsringen mit seinem Vater. Ist's möglich, und es ist dir alles möglich, o Vater, so laß den Leidenskelch vorübergehen! Aber nur einen Augenblick verweilt er bei diesem Gedanken, die ewige Liebe bricht zum Sieg hindurch, es kann, es darf ja nicht sein, die arme Menschheit auf ewig verloren! Darum: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Seht den göttlichen Meister verraten und verleugnet, gehöhnt und verspottet, geschmäht und verachtet auf seinem Leidensweg von Hannas zu Pilatus und Herodes, Schmach über Schmach, verlassen von seinen Jüngern, ein Schauspiel der gottlosen Welt! Golgatha, o Wunder alles Erbarmens und Gnade. Trotz Leibes- und Seelenpein — Vergebung für seine Feinde, Paradies für den Schächer, treusorgende Liebe für die Zurückbleibenden, und selbst im dunkeln Todestal, im Gefühl des Verlassenseins vom himmlischen Vater, der Hölle Grauen siegreich überwindend!

Diese Liebe des Heilands ist dir, teure konfirmierte Jugend, von deinem Seelsorger oft vor Augen geführt und heut haben viel Tausende ihr Konfirmationsgelübde abgelegt mit dem Bekenntnis: „Ich schwöre zu der Kreuzesfahn, Als Streiter und als Untertan," und haben Leib und Seele ihrem Heiland aufs neue übergeben mit dem aufrichtigen Gebet:

Ich will dich immer treuer lieben,
Mein Heiland, gib mir Kraft dazu,
Und mich in deinen Wegen üben,
Denn nur bei dir ist wahre Ruh.

Sagt, ist der Preis der ewigen Liebe, mit Blut und Leben versiegelt, es nicht wert, volle Gegenliebe zu beanspruchen? Und nun, im Licht dieser Liebe gilt es noch einmal: Strebet nach den besten Gaben, opfert dem König, der sein Blut und Leben, dem Leben seiner Völker weiht, eure besten Kräfte, die edelsten Gaben, opfert ihm die Morgenstunde frischer, fröhlicher, geheiligter Jugendzeit. Unsere Gaben und Talente, Güter und Kräfte sind nur insofern wertvoll, als wir sie hineinstellen in den Dienst der Liebe Jesu Christi. Es ist ein bedauernswertes, tief zu beklagendes Zeichen der Zeit, daß die Ansicht oft vorzuherrschen scheint, als wäre mit der Konfirmation jegliche Verpflichtung gegenüber der Kirche aufgehoben, als

sei Konfirmation gleichbedeutend mit Abschluß, die Zeit nach derselben aber der Anfang des Lebens in Geselligkeit und Frohsinn der Welt. Der Jüngling, die Jungfrau, die also denken, haben ihren Konfirmationstag schlecht verstanden. Wem es in der Weihestunde der Einsegnung durchs Herz gedrungen ist, das tiefe Bewußtsein: Mein Heiland liebt mich, er vergibt mir alle meine Sünden, der jubiliert weiter: „Lobe den Herrn, meine Seele! Dieses Lob bleibt nicht nur auf den Lippen, sondern wird einen lebendigen Wiederhall finden im Wandel und Handeln eines Menschen, im Streben nach den besten Gaben. Christi Liebe erhält uns in seiner Liebesgemeinschaft, denn wohin sollen wir gehen, sie hat alles, was eine dürstende und hungernde Seele bleibend zu sättigen vermag; sie zeigt uns den Wert des Erdenlebens im Licht der Ewigkeit, sie bildet uns je länger je mehr zu Charakteren, zu Ewigkeitsmenschen, die Ewigkeitswerke verrichten.

Du aber, liebe konfirmierte Jugend, strebe nach den besten Gaben, strebe nach der immer völligeren Ausgestaltung der Liebe Christi in deinem Herzen und Leben. Gaben und Güter, Kräfte und Vermögen, Können und Wollen lege Christo zu Füßen, stelle in den Dienst deiner Kirche, der du zur Wiedervergeltung aller in ihr empfangenen Segnungen verpflichtet bist.

Wir alle wollen uns aufs neue verbinden zur Kreuzesreunion und heut es unserm Könige geloben:

Ich bin dein, sprich du darauf dein Amen,
Treuster Jesu, du bist mein,
Drücke deinen teuren Jesusnamen
Brennend in mein Herz hinein.
Mit dir alles tun und alles lassen,
In dir leben und in dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund
Unser Wandel, unser Bund. Amen.

Das Christusbild in der Predigt.

Von P. Th. Merbach, Naperville, Ill.

„Ein tiefer Graben," wie der sel. Franz Delitzsch sagte, „tut sich auf zwischen alter und moderner Theologie." Und auf diese trennende Kluft wird nicht bloß von denen hingewiesen, welche als Verteidiger der Mauern Zions die Angriffe jener Wissenschaft abwehren, welche die alten Grundlagen und Normen der kirchlichen Verkündigung, überliefertes Schriftverständnis, kirchliches Bekenntnis und auf beiden sich aufbauende Theologie teils ignoriert, teils bekämpft; sondern auch die Stimmführer eben dieser neuen Richtung behaupten und beklagen das Vorhandensein dieser Kluft mit demselben Nachdruck. Sie weisen hin auf die weite Entfernung, in welcher die Anschauungen und die Lehre des praktischen, kirchlichen Amtes zu der wissenschaftlichen Arbeit der theologischen Fakultäten sich befinde. Predigt, ja überhaupt Kultus der Kirche und theologische Wissenschaft, zwischen beiden ein tiefer Graben, über den es keine Brücke des Verständnisses zu geben, den kein noch

so lebhaft gefühltes Friedensbedürfnis ausfüllen zu können scheint! Das ist eine Tatsache, die wir nicht leugnen, sondern höchstens dahin richtig stellen können, daß zu dem Lager der alten Theologie wahrlich nicht bloß praktische, von der theologischen Bewegung der letzten Jahrzehnte unberührt gebliebene Geistliche, sondern auch Vorkämpfer und Bannerträger der Wissenschaft gehören, die zwar in den Augen der Neuen nur Verteidiger einer unhaltbaren Stellung sind, aber sich dessen getrösten, daß sie in den Spuren der Apostel und Reformatoren wandeln.

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn man weiter von einer ungeheuern, fast allgemeinen Entfremdung unsers Volkes von der Kirche spricht und für dieselbe die Kirche insofern verantwortlich macht, als man behauptet, daß das gegenwärtige Geschlecht über das überlieferte Lehrsystem der Kirche geistig hinausgewachsen sei, so daß diese mit ihrem Beharren auf dem Boden der Ueberlieferung für ihre offizielle Lehre und Predigt keinen Anklang im Geistesleben des Volkes mehr finde? Diese Entfremdung können wir nicht in Abrede stellen; ja wir müssen gestehen, daß dieselbe nicht bloß der Kirche, ihrem Kultus und ihren Ordnungen gilt, sondern Abfall vom Christentum, von der Religion überhaupt, Abfall von dem lebendigen Gott ist. Aber die Verantwortung hierfür haben wir wahrlich auf ganz andere Kräfte und Erscheinungen zu legen, als auf das altkirchliche Dogma, den transzendenten, metaphysischen Hintergrund der biblischen und kirchlichen Erlösungslehre und ähnliches. Harnack behauptet, daß die kirchliche Lehre von der Erlösung und Versöhnung zu den heute am wenigsten verstandenen und daher am meisten bezweifelten Stücken gehöre. Und Herrmann in seinem „Verkehr des Christen mit Gott," nachdem er die Stellung der positiven lutherischen Theologie zu Schrift und Bekenntnis als katholische Stellung zur Heiligen Schrift, als einem unfehlbaren Lehrgesetz und zu dem altkirchlichen Dogma bezeichnet hat, stellt es als eine unwiderlegbare Erfahrung hin, daß „niemand den Menschen unserer Zeit das Evangelium als eine frohe Botschaft, als ein überzeugendes Gotteswort bringen kann, wenn er zu ihnen von jenem Standpunkte aus redet. Und darum sind auch die Jünger der neuen Schule, des modernen Rationalismus, so scharf sich auch zum Teil ihre Individualitäten von einander abheben, doch darin einig, daß nicht bloß die Technik der kirchlichen Verkündigung, sondern diese selbst von Grund aus neu gestaltet und insonderheit von allem dogmatischen Beiwerk gesäubert werden müsse, das für die Heilsstellung des Christen keine unmittelbare Bedeutung habe. Ueberhaupt müsse die evangelische Kirche den alten, scholastischen Rock der Systeme ausziehen. Nicht systematische Lehrdarstellung, sondern Veranschaulichung des Lebensbildes Jesu, nicht Glaube auf Lehre, sondern Lebensberührung mit der einzigartigen Persönlichkeit Jesu allein müsse Grund, Inhalt und Ziel der kirchlichen Verkündigung in Predigt und Unterricht sein. Daher nicht mehr abstrakte Lehre, sondern geschichtliche Forschung und Anschauung.

Das Bild Jesu, nicht wie es die Lehre der Kirche konstruiert hat,

sondern das Bild des geschichtlichen Christus, in welchem der Christ die Macht und Gnade Gottes selbst schaut und erfährt, dieses Persönlichkeitsbild, welches dem Glauben als die Fülle und den Quell des ewigen Lebens sich offenbart, auch wenn er es nicht auf dem abgedunkelten Goldgrunde der altkirchlichen Christologie schaut, dieses Bild in seiner Reinheit und Wahrheit zu gewinnen, vor seine überwältigende Herrlichkeit die Gemeinde zu stellen, dies allein könne die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung und der praktischen Arbeit des geistlichen Amtes sein. — Solche Stimmen können wir nicht ohne Weiteres überhören. Dazu sind sie zu gewichtig und bedeutsam. Man lese nicht bloß, man versenke sich in Schriften wie Herrmanns Verkehr des Christen mit Gott," oder Joh. Weiß „Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart," und man wird, so klar man auch das Irrige ihrer Ausgangspunkte und das Bedenkliche ihrer Endpunkte, zu denen sie führen, erkennt, doch nicht verkennen, daß nicht allein ein lauterer, energischer Wahrheitstrieb, sondern auch eine warme Heilandsliebe aus ihnen spricht. Und wir wollen uns auch nicht täuschen über die Wirkung unserer Predigt auf das gegenwärtige Geschlecht. Wohl steht unsere Zuversicht auf dem Worte der Verheißung: „Es soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." Aber die Menge derer, die das gepredigte Wort gar nicht berührt, weil sie es nicht mehr suchen, und in der Versammlung der Hörenden doch auch wieder die große Menge derer, die das Wort, das durch unsern Mund gehet, nicht aus ihrem Seelenschlafe aufweckt, nicht in ihrer Selbstgerechtigkeit und Weltseligkeit erschüttert, nicht aus ihrer Sicherheit aufstört! Können wir der Frage aus dem Wege gehen, ob nicht in der Tat die Predigt der Kirche selbst einer Erneuerung bedürfe, damit sie einem todhaften Geschlecht neue Lebenskräfte zuführen könne? Und können wir die Reformvorschläge, die von jener Seite gemacht werden, ungeprüft abweisen, eben nur weil sie von jener Seite kommen? Nein, das dürfen und wollen wir nicht. Handelt es sich doch um eine Forderung, deren Berechtigung wir ohne weiteres zuzugestehen haben, ja die uns nicht einmal als eine neue, wenn auch nicht der Formulierung, so doch dem Wesen und der tatsächlichen Befolgung nach längst anerkannte entgegentritt. Christozentrisch soll die Predigt sein; Christus soll das Zentrum, ihr Kern und Stern sein. Nicht lehrhafte Abstraktion, kein Dogmatisieren, aber auch kein Moralisieren und Politisieren, sondern Christusverkündigung ist die Aufgabe der Predigt. Ihr höchstes Ziel, daß sie die Gemeinde auf die Höhe der Verklärung erhebe, wo sie bekennt: „Wir sehen niemand, denn Jesum allein."

So verstanden hat die Forderung unsere unbedingte Zustimmung, sowie die höchsten Autoritäten der Kirche für sich; obenan die Apostel des Herrn, deren Wissen und Predigt Jesus der Gekreuzigte allein war, 1. Kor. 2, 2: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter

euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten," und 1, 23: „Wir aber predigen den gekreuzigten Christ, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit; denen aber, die berufen sind, göttliche Kraft und göttliche Weisheit." Und daß die Reformation Christum wieder in das Zentrum der Heilserkenntnis, der Heilsverkündigung, der Heilserfahrung gestellt hat, dies braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Aber der Christus, den jene meinen, ist das Christus der Gekreuzigte, d. h. nicht der Gestorbene, dessen Bild mit seiner letzten Gehorsamstat, dem Tod auf Golgatha, vollendet ist, sondern der Christus, der durch diesen Tod das Leben der Seele erworben hat, der für uns gestorben ist, ja vielmehr der auch auferstanden ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns? Ist es dieser Christus, wie ihn die Schrift verkündigt, das Bekenntnis der Kirche bestätigt, der Glaube seiner Kreuzgemeinde erfährt, ist er es, den die moderne Theologie meint? Erhöhter Christus, oder geschichtlicher Christus, das ist die heißumstrittene Frage. Welchen haben wir zu predigen?

Der Erhöhte, das ist das Thema der urapostolischen Predigt, wie sie im ersten Teil der Apostelgeschichte uns überliefert ist. „Den die Juden gekreuzigt haben, den hat Gott zu einem Herrn und Christ gemacht." Tritt die heilvermittelnde Bedeutung dieses Todes hier noch zurück, wird er vielmehr zunächst nur als die Sünde Israels an seinem Messias, dem heiligen Knecht Gottes dargestellt, so tritt um so mächtiger die Bezeugung seiner Auferstehung, seiner Erhöhung, seiner lebendigen Gegenwart und Hilfe im apostolischen Wort und Werk hervor. Im Namen Jesu, dieses erhöhten, lebendigen Jesus wandelt der Lahmgeborene. „Er selbst hat durch den Glauben an seinen Namen, an diesem, den ihr sehet und kennet, bestätiget seinen Namen, und der Glaube durch ihn hat diesem gegeben die Gesundheit vor euern Augen," Apostelgesch. 3, 16.

Es ist also nicht der nachwirkende, überwältigende Eindruck eines abgeschlossenen Geschichtsbildes, eines vollendeten Personenlebens, des geschichtlichen Christus, der in diesem Apostelzeugnis hervorbricht, sondern die unmittelbare Erfahrung von der Macht und Gnade des fortdauernden, ja durch Auferstehung und Himmelfahrt erst entfalteten Lebens des Lebensfürsten. Wir geben Weiß völlig Recht, wenn er sagt: „Eine Religion konnte nur entstehen, indem die alte Gemeinde sich bewußt wurde, daß in der Auferstehung und Erhöhung des Herrn Gott sich geoffenbart habe. Sporn und Impuls, Trost und Kraft hat auch die alte Gemeinde aus dem Lebensbilde Jesu geschöpft; aber ihr Glaube und ihre Hoffnung beruhte im letzten Grunde nicht darauf, sondern auf den transzendenten Erfahrungen des Geistesempfanges und den Machtbezeugungen des Erhöhten." — Zu jener urapostolischen Predigt tritt die des Paulus als die gewaltigste Wirkung und das mächtigste Zeugnis des erhöhten Christus hinzu. In seinem Leben fehlen die Eindrücke und Erfahrungen jenes geschichtlichen Bildes Christi. Nach dem Fleische hat er den Herrn nicht gekannt. Sein Glaube, sein Leben, seine Predigt ist einzig und allein das Wunderwerk des Erhöhten. Von dem

Gesichtspunkt der Erhöhung aus erschließt er die stellvertretende und genugtuende Kraft des Opfertodes von Golgatha. In Christi Tod die gesamte Menschheit gerichtet und getötet, in seiner Auferstehung die neue Schöpfung der Gotteskindschaft der gereinigten, heiligen Gemeinde.

Wir wollen uns nun nicht mit der Meinung derjenigen auseinanderzusetzen versuchen, nach welchen diese Paulinische Theologie um deswillen nicht als vollwertige, normative Erkenntnisquelle neben jenen urapostolischen Zeugnissen und neben der evangelischen Ueberlieferung der ersten Jüngerkreise gelten dürfe, weil sie bereits eine abgeleitete, durch das Medium der Reflexion und individuellen Geistesbildung hindurchgezogene Stufe der Christuserkenntnis bilde. Wem die Bekehrung des Saulus nicht ein visionärer, psychologisch genügend vorbereiteter Vorgang, sondern nach dem Selbstzeugnis des Bekehrten die unmittelbarste Macht- und Gnadenwirkung des lebendigen Gottessohnes ist, wird über den Wert jener Ansichten nicht im Zweifel sein und mit ihrer wissenschaftlichen Begründung wohl fertig werden. Hier genüge uns, daß wir uns dessen bewußt sind: es ist der erhöhte Christus, nicht bloß der sogenannte geschichtliche Christus, dessen Lebensbild mit seinem Leibestod auf Golgatha abschließt, sondern der lebendige, zur Rechten Gottes Erhöhte, nicht der Christus von gestern, der nur in geistigen Wirkungen fortlebt, sondern der Christus von heute und in alle Ewigkeit, der in und durch seine Gemeinde wirkende, der Christus der Gegenwart und Zukunft, der wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Er ist es, den das einmütige Zeugnis der Apostel verkündigt. Der erhöhte Christus ist der Christus der Bibel.

Und wir verstehen nicht, wie man mit der evangelischen Ueberlieferung und der Apostel Lehre sich abfinden will, wenn man entweder wie Ritschl, die satisfaktorische und expiatorische Bedeutung des Todes Christi und die unmittelbaren Wirkungen des erhöhten Mittlers abschwächt, ja aufhebt durch solche Fundamentalsätze, wie diese: „Der einzelne kann die von Christus ausgehende eigentümliche Wirkung nun erfahren, weil er zu der Gemeinde gehört, welche als die Gemeinde der Versöhnung mit Gott durch Christum gegründet ist“; oder wenn R.s Schüler, Herrmann, eine Wirkung des Erhöhten auf die Seele und einen Verkehr der Seele mit dem Erhöhten für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt und den durch Christus allein vermittelten Verkehr Gottes mit uns ausschließlich in die Wirkung der geschichtlichen Erscheinung Jesu setzt; oder wenn J. Weiß in scharfem Gegensatz zu Herrmann zwar die Lebensbeziehungen der Seele mit Gott als Gliedschaft an dem Leibe des erhöhten Christus auffaßt, aber die metaphysische Erklärung des Offenbarungscharakters Christi, d. h. die evangelische Ueberlieferung von seiner Präexistenz, sündlosen Geburt, seiner wesentlichen Gottessohnschaft teils als zu dunkel, teils als nicht überzeugend, teils von fremden Gesichtspunkten diktiert, ablehnt? Ja, bei aller Verschiedenheit der individuellen Schattierungen, sind sie doch darin einig, daß sie alles, was

Schrift, Lehre und Bekenntnisse der Kirche von den transzendenten Wesensqualitäten des Mittlers, wie von allem Uebernatürlichem in seinem irdischen Lebensbild aussagen, entweder als irrationell leugnen, oder als irrelevant für die Heilsstellung des Christen dahingestellt sein lassen. So aber ist der Christus, den sie in das Zentrum der Theologie und der Predigt gestellt wissen wollen, ein anderer, denn der, von dem Moses und alle Propheten, Evangelisten und Apostel und die Lehrer der Kirche in einer durch die mittelalterliche Scholastik wohl verdeckten, aber nicht aufgehobenen Kontinuität bis auf diese Stunde zeugen.

Liegt denn nun eine innere Nötigung vor, das Christusbild, das unsere Predigt in die Herzen prägen und in lebensvollen Zügen in ihnen beständig erneuern soll, also umzugestalten und wird dann diese unsere Predigt Aussicht auf besseren Erfolg haben? Die Ritschlianer, insbesondere Herrmann, werfen uns vor, daß wir für das Christusbild des kirchlichen Dogmas einen Glauben fordern, der kein Glaube, sondern nur eine Zustimmung zu äußerlichen Autoritäten sei, während doch alle Ueberlieferung im besten Falle nur von der Wahrscheinlichkeit, aber nicht von der Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung in Christo überführen können. „Jegliche Lehre kann uns nur sagen, wie wir uns Gott vorstellen sollen. Daß sich aber überhaupt der Gedanke, es sei ein Gott für uns vorhanden, mit voller Gewißheit in uns erhebt, kann kein Lehrer bewirken, sondern nur eine Tatsache, die uns den Mut zu solcher Zuversicht gibt. Wir Christen meinen nun, in der ganzen Welt nur eine Tatsache zu kennen, von der eine solche Kraft ausgeht, die im Neuen Testament uns überlieferte geschichtliche Erscheinung Jesu." — Also doch Ueberlieferung! Natürlich, wie ist ein Geschichtsbild möglich ohne Geschichtsquellen? Und wenn Herrmann nachdrücklich betont, daß unter diesem geschichtlichen Lebensbild eben nicht der Gang der äußeren Ereignisse, sondern das persönliche Innenleben Christi zu verstehen sei, welches wir in williger Hingabe und Unterordnung auf uns wirken lassen müssen, so wird doch auch die Erfahrung dieses Innenlebens Jesu nur aus dem Neuen Testament als dem Glaubenszeugnis seiner Jünger gewonnen. So kann also dieses Innenleben für uns selbst keine Bedeutung haben, wenn nicht die Heilige Schrift uns als historische Autorität gilt.

Daß aber der Predigt, wenn sie wesentlich nur Charakterzeichnung Jesu sein soll, eine falsche Beschränkung ihres Inhaltes auferlegt und sie auf falsche Mittel der Wirkung angewiesen wird, hat Weiß gegen Herrmann dargetan. Was fangen wir dann mit dem Tode Jesu an? Als Zeugentod, als höchster Erweis von Jesu vollendetem Liebesgehorsam geschildert, wird er kraft einer ästhetisch wirkenden Darstellung die Empfindung erregen; aber in solcher Wirkung wird die Predigt immer weit hinter der Wirkung der Musik, oder der Malerei zurückbleiben. Einen Trost für das Gewissen, eine sieghafte Zuversicht zu dem versöhnten Gott wird das nicht gewähren. Solches Verständnis und solche Deutung des Bildes Jesu läßt den Tod als ungelöstes Rätsel stehen.

Ist es nicht der Tod für uns im Sinne der Schrift und des reformatorischen Bekenntnisses, so ist und bleibt unser Glaube eitel. Wir geben ja ohne weiteres zu, daß eine Predigt von Christo, die die Bedeutung dieses Todes an den dogmatischen Sätzen der Satisfaktionslehre in lehrhafter Weise darstellen wollte, nicht in die Herzen dringen, sondern die Gemeinde aus der Kirche hinaustreiben würde. Wir wissen auch wohl, daß die Behandlung des Lebens und Leidens Jesu im Katechismus- und Konfirmandenunterricht, wenn sie, wie leider so häufig, lediglich nach dem Schema der Dogmatik erfolgt, ohne daß diese Darstellung an der vollen Größe und überwältigenden Herrlichkeit des ganzen Christusbildes sich entzündet, kein religiöses Leben, keinen, über die Schrecken des Todes und Gerichtes siegenden Heilandsglauben schaffen kann. Aber ob durch diese Art von Christozentrizität wirklich mehr Evangelium in das Volk gebracht, die Christusfeindschaft in Sehnsucht nach dem Heil verwandelt werde, müssen wir bezweifeln. Wir wollen und dürfen nicht Dogmatik, abstrakte Lehre predigen. Unser Zeugnis muß Leben, Tatsache, Persönlichkeitsleben sein. Aber ein Christusbild ohne das „Christus für uns" ist uns unannehmbar. Auch die Neutheologen wissen das.

Ritschl sagt, daß das Ergriffensein von der Person Jesu, in seinem Sinn, nur Sache des gereiftesten Christenlebens sein könne. Und Herrmann denkt nicht gering „von der Frömmigkeit des gemeinen Mannes, der im Leben und Sterben des Blutes Christi sich getröstet."*) Wir aber wollen nicht lassen von der Kreuztheologie. Unsere Predigt sei und bleibe eine Bezeugung des Gekreuzigten und Auferstandenen, des erhöhten Christus! Ist sie in diesem Sinne *christozentrisch*, so erfüllt sie alle andern Forderungen, die an sie gestellt werden.

Die Predigt soll ja auch „*zeitgemäß*" sein. Die Nöte, die Fragen der Zeit soll sie stillen und beantworten. Nun alle Not der Zeit gipfelt in dem *einen*, daß dies Geschlecht den Frieden mit Gott verloren hat. Einer aber ist unser Friede, Christus! Wohl haben wir damit zu rechnen, daß der Subjektivismus und Kritizismus nicht mehr bloß in der Welt der Wissenschaft zu Hause ist, sondern die Massen des Volkes durchdringend die überlieferten Anschauungen und Formen des religiösen Erkennens untergräbt. Darum dürfen wir selbst uns nicht mit dem Wandeln in gewohnten Geleisen uns beruhigen. Was wir predigen, muß erlebt, erbetet, erlitten und erkämpft sein. Christus muß uns niedergeworfen und wieder aufgehoben haben. Aus dem Leben müssen wir das Leben bezeugen. Und wahrlich, unser Christusbild, das Bild der Schrift und des zweiten Artikels, es ist kein Wolkenbild, keine für eine fortgeschrittene Menschheit nicht mehr verständliche Anti-

---

*) Auf die Frage, die Verfasser einst an einen der namhaftesten Führer des Protestantenvereins richtete: „Wie halten sie es denn mit ihrer rationalistischen Christologie in der Seelsorge, an den Kranken- und Sterbebetten?" ward ihm zur Antwort: „Ja, da müssen wir positiv sein; so verlangen's die Leute." Dies sagt genug.

quität, sondern das wahrhaftigste, lebendigste Geschichtsbild. Weil der moderne Mensch dies Bild nicht mehr sieht, darum ist er selbst zum Zerrbild geworden. Aber auch dieses, scheinbar so kräftige, im Grunde aber greisenhafte, welke Menschentum der Modernen, es kann zur „neuen Kreatur" werden, durch, aber auch allein durch den, der da spricht: „Siehe, ich mache alles neu!" Es ist in keinem andern Heil und ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesus Christus!"

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Vereinigungsbestrebungen. Wir haben in der letzten Zeit öfters berichten können von allerlei Bestrebungen, die gemacht wrden, um getrennte und doch innerlich verwandte Denominationen sich innerlich näher zu bringen und eine Vereinigung herbeizuführen.

Die bischöfliche Methodistenkirche machte denn auch neuerdings einen Versuch in dieser Richtung mit der Evangelischen Gemeinschaft. Eine informelle Konferenz wurde gehalten im Buchverlag der Evang. Gemeinschaft in Cleveland zwischen Vertretern der beiden genannten Kirchen. Die Methodisten handelten auf Grund einer von ihrer Generalsynode gegebenen Vollmacht mit anderen Kirchengemeinschaften zusammenzutreten und die Frage der Föderation zu erörtern. Anders die Vertreter der Evangelischen Gemeinschaft, die hierzu weder Auftrag noch Vollmacht hatten und daher erklärten, daß sie ihrerseits keine Autorität besäßen, irgend welche Schritte in dieser Richtung zu tun.

Wesentliche Resultate wurden also bis jetzt nicht erzielt, ob noch welche zu hoffen sind, bleibt abzuwarten.

Der Fall Dowies. In den letzten Wochen haben seit Anfangs April die Zeitungen täglich sensationelle Artikel über die Vorgänge in Zion City gebracht. Der von Hochmutswahnsinn befallene Prophet Dr. Alex. Dowie, der sich als Elias II. resp. der III. seiner blödsinnigen Schar von Verehrern proklamiert hatte, und der tausende derselben veranlaßt hatte, ihm in blindgläubigem Vertrauen ihr ganzes Vermögen anzuvertrauen, weilte schon seit längerer Zeit in Mexiko, angeblich Gesundheits halber; aber auch zugleich zu dem Zweck, dort eine neue, ähnliche Gründung anzulegen, wie in Zion City.

Während seiner Abwesenheit von Zion City lag die oberste Gewalt der Verwaltung in den Händen des Aufsehers W. G. Voliva. Dieser war auf Verlangen Dowies von Australien hergekommen, um die finanziellen Schlingen zu entwirren, die sich schon seit langer Zeit um Dowie zu legen begonnen. Vor seiner Abreise hatte Dowie ihm die Vollmacht eines „Attorney" verliehen, der in seinem Namen die Leitung von Zion City haben sollte.

Wie es nun kam, daß auf einmal ein allgemeiner Abfall von dem falschen Propheten in Szene gesetzt werden konnte, ist zur Zeit noch nicht ersichtlich aus den uns zugänglichen Papieren. Eine Nachricht besagt, daß Voliva in der Nacht vom 31. März bis 1. April ein Telegram von Dowie empfing, enthaltend 800 Wörter, in welchem dieser von Dowie aufgefordert

wurde, den Diakonen Granger, dessen Händen die Finanzen von Zion City anvertraut waren, abzusetzen und aus der Kirche auszustoßen. Andere hervorragende Männer der Kirche, Diakonen und Aelteste bekamen den Befehl, Zion sofort zu verlassen. Auch dem Voliva wurde gesagt, daß seine Vollmacht nur zeitweilig sei.

Darauf wurde eine Versammlung der Aufseher und Direktoren zusammenberufen und beschlossen, sich von Dowie loszusagen und die Kirche und Finanzen von Zion im besten Interesse des Volkes fortzuführen. Die Frau des falschen Propheten wurde gerufen und von diesen Beschlüssen benachrichtigt, die sich damit einverstanden erklärte. Dann wurde die gläubige Menge in der Stadt versammelt und von all diesen Vorgängen benachrichtigt. Befragt, ob sie diese Schritte gut heißen, gaben sie mit lautem Zuruf ihre Zustimmung.

Es folgten dann sofort gesetzliche Schritte im Kreisgericht von Lake County, zu Waukegon, Ill., um eine Uebertragung sämtlichen Eigentums, das auf den Namen Dowies und seiner Frau eingetragen ist, auf Grangers Namen zum Besten von Zion City und der Nachfolger Dowies zu bewerkstelligen.

Das neue Regiment von Zion City setzte natürlich den falschen Propheten in Kenntnis von dem, was geschehen war. Schwere Anklagen wurden ihm entgegengeschleudert, darunter die Anklage riesiger Verschwendung, die ja längst vor aller Welt offen vorlag. Millionen hat der falsche Prophet durchgebracht und seine blinden Verehrer in Armut, Not und Knechtschaft gestürzt. Jetzt gehen den Betörten endlich die Augen auf. Dem Betrüger wurde jedoch zugesichert, daß wenn er sich ruhig in diese neue Lage ergebe, keine Kriminalklage gegen ihn anhängig gemacht werden sollte. Andernfalls aber, falls er dennoch es wage zu kommen und der neuen Verwaltung Schwierigkeiten zu machen, so werden — wie gesagt wurde—von seinem eigenen Sohn, Gladstone Dowie, Enthüllungen gemacht werden, die die Welt in Aufregung bringen werden.

Zu diesen Enthüllungen mögen wohl die schon gemachten Aussagen gehören, daß Dowie im Sinn hatte, in der „Paradies Colonie“ in Mexiko einen Harem mit sieben Weibern zu errichten, fünfen habe er schon den Antrag dazu gestellt.

Es war nicht zu erwarten, daß der von Hochmut geschwollene falsche Prophet sich gutwillig in seine Absetzung fügte und in die Beraubung des Riesenvermögens, das der Schwindler in so kurzer Zeit zusammengeschnorrt und auf seinen und seines Weibes Namen eingetragen hatte.

Wir haben in der Rundschau im Januarheft1904 eine Mitteilung von über fünf Seiten Länge gebracht, welche den Schwindel bloßlegte. Nach seiner eigenen Angabe sollte damals s e i n B e s i tz in Zion City 23 Millionen betragen, davon habe er nur fünf Prozent seiner Familie vermacht!

Daß er sich aufs Aeußerste wehren wird, um diese Millionen, die er von seinen Gläubigen ergaunert hat, nicht zu verlieren, das kann man erwarten. Wuthschnaubend kam denn auch der falsche Prophet von Mexiko zugereist und ließ sich, sobald er im Lande war, überall von Zeitungsberichterstattern befragen, die natürlich nicht verfehlten, der erstaunten Welt mitzuteilen, welche Töne dem Zahngehege des wutentbrannten falschen Propheten entströmten. Sein Weib nannte er einen Teufel. Er versprach, wie es heißt, „ein Wunder zu tun“, wenn er nach Zion City zurückkomme, und sei-

nen Getreuen zehn Millionen in Gold und einige alte Pergamentstücke mitzubringen, auf denen die Bücher Mosis geschrieben seien.

Nach seiner Ankunft in Chicago hielt er es aber zunächst doch für besser, nicht sofort in die treulose Stadt Zion einzuziehen, sondern erst in Chicago Quartier zu nehmen und gerichtliche Schritte einzuleiten gegen die Empörer von Zion City. Es scheint seine Absicht zu sein, mit Hilfe des Bundesgerichts gegen die angeblichen Verschwörer vorzugehen, um sich die ergaunerten Millionen zurückzuerobern. Kommt's wirklich zu Gerichtsverhandlungen, so wird man sich auf Enthüllungen riesiger Betrügereien des falschen Propheten gefaßt halten müssen.

Daß er übrigens schon lange in Zion City sich nicht mehr sicher fühlte und sich vor einem Ueberfall von seiten eines mächtigen Feindes fürchtete, zeigt die Tatsache, daß er in seiner Amtswohnung im Silo-Haus zu Zion eine geheime Kammer hatte, von deren Existenz sogar sein eigenes Weib und sein Sohn nichts wußten. Diese ganz neulich erst entdeckte Kammer war eine regelrechte Festung, die Konkretmauern zwei Fuß dick, die Decke eineinhalb Fuß; drei Türen führten durch den geheimen Eingang, zwei stählerne und eine hölzerne. Das geheime Gemach ist 14 Fuß lang und 8 Fuß weit; nach Art einer camera obscura konstruiert, so daß er die Außenwelt beobachten konnte, ohne von ihr gesehen zu werden. Ein Bett, Kleider- und Vorratsraum, Telephon und elektrisches Licht war da vorgesehen, um so dem falschen Propheten ein Versteck zu bieten, wo er hoffen konnte, einem mächtigen Feind Trotz zu bieten und doch auf geheime Weise mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben. Das böse Gewissen mußte schon lange ihm sagen, daß wenn seinen betrogenen Nachfolgern erst die Augen aufgehen, Schreckensszenen in Zion City kommen konnten, in welchen man ihm das Haus über dem Kopf anzünden könnte. Und gegen solche Eventualitäten mochte er wohl sein teures Leben möglichst zu schützen suchen hinter feuerfesten Konkretmauern und stählernen Türen, so daß er wie ein Phönix lebendig aus dem Feuer hervorgehen und der erstaunten Welt durch ein Wunder den Beweis seiner göttlichen Sendung vor Augen demonstrieren konnte.

Nach neuesten Nachrichten scheint ein Kompromis im Werk zu sein, wonach dem falschen Propheten eine anständige Pension gezahlt werden soll, falls er in seine Absetzung willigt und in die Verbannung geht. Wobei noch die stille Hoffnung besteht, daß Dowie als ein schwer kranker, alter Mann nicht mehr lange der Pension bedürfen wird.

Sic transit gloria pseudoprophetae!

Mormonismus. Dr. J. M. Buckley, Editor vom „Christian Advokate", hat eine Reihenfolge von 53 editoriellen Artikeln über den Mormonismus kürzlich zum Abschluß gebracht. Abgesehen von dem außerordentlichen Wert dieser Artikel, ist die Arbeit, welche dieselben repräsentieren, eine wahrhaft bewundernswürdige. Unsers Wissens ist nie in irgend einem unserer Blätter ein solch umfassendes editorielles Programm durchgeführt worden. Das Studium und die Nachforschungen, welche diese Artikel notwendig machten, läßt sich nicht genügend würdigen. Diese Artikel haben sehr viel dazu beigetragen, daß unsere Kirche mit Bezug auf den wahren Charakter des Mormonismus aus dem Schlaf erwacht ist, und die öffentliche Meinung wurde durch dieselben in nicht geringem Grade beeinflußt. Sie stellen diesen sozialen Auswuchs und religiöse Verirrung vor aller Augen an den Pran-

ger. Dr. Buckley behandelte den ganzen Gegenstand mit einer Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Osten unseres Landes hat nie einen richtigen Begriff von der Macht und dem Einfluß des Mormonismus im Westen gehabt. Die Versammlungen im Tabernakel in Salt Lake City waren nichts als ein schlaues und wirksames Mittel, um der öffentlichen Meinung Sand in die Augen zu streuen. Vorgeblich repräsentieren diese Versammlungen, mit der gewaltigen Orgel, dem großen Gesangchor und den Auslassungen der Apostel und Aeltesten, den Mormonismus, in Wirklichkeit indessen sind dieselben nichts als eine geschliffene Heuchelei, wie die Welt dieselbe nur selten gesehen hat. Prediger, eingenommen durch diese Versammlungen, haben sich herbeigelassen, offen zu erklären, daß der Mormonismus doch viele gute Punkte habe. Die Versammlungen im Tabernakel in Salt Lake City sind nichts anderes als ein Teil eines durchdachten Programms, durch welches die wahre Gestalt des Mormonismus verdeckt werden soll. Dr. Buckley hat sich verdient gemacht dadurch, daß er denselben ins rechte Licht gestellt hat. (Der Chr. Apol.)

Es wäre zu wünschen, daß die vorgenannten Artikel in Buchform gebracht und etwa auch in Deutsch einem größeren Publikum zugänglich gemacht würden.

Eine Indierin über "Christian Science". Die Christin gewordene indische Philosophin Pundita Ramabai, die jetzt ein solch großes Werk tut in Indien zur Verbesserung der Lage der indischen Witwen und Frauen, erklärte bei einem Besuch in Amerika, daß das System der "Christian Science" („Christliche Heilwissenschaft"), von dem sich so viele betören lassen, nichts anderes als alte heidnische, indische Philosophie sei. Sie sagte: „Ich bin verwundert und erstaunt, daß bei allem Fortschritt des 19. Jahrhunderts alte Philosophien im Gewande christlicher Namen in den Vereinigten Staaten auftreten. Es ist ein trauriger Anblick für einen, der mit den Folgen heidnischer Philosophie und heidnischen Aberglaubens bekannt ist, zu sehen, wie gebildete Leute, die alle Vorrechte christlicher Zivilisation genießen, durch den Glanz eines neuen Namens betrogen werden. Als ich in New York landete, hörte ich, daß in Amerika eine neue Philosophie gelehrt würde und schon viele Anhänger habe. Man nannte sie "Christian Science", und als ich mich nach ihren Lehren erkundigte, fand ich, daß es dieselbe Philosophie war, die unter meinem Volke schon 4000 Jahre gelehrt wird. Da ich darin geboren und unterrichtet bin, bin ich mit ihren Schriften und ihrem Einfluß auf das Volk bekannt und möchte ihre Verderbtheit bezeugen." Pundita Ramabai gab dann als Inhalt dieser Philosophie dies an: „Du sollst das ganze Weltall für nichts als Betrug ansehen. Du mußt glauben, es sei gar nicht vorhanden. Du selbst existierst nicht. Wenn du das erfaßt hast, hast du die Weisheit." Von den Amerikanern sagte sie: „Ihr seid ein Volk, das Mitgefühl hat. Alles ist wirklich. Ihr fühlt, daß ihr, wenn andere verhungern wollen, ihnen zu essen geben müßt. In Indien ist das ganz anders. Da hat niemand Mitleid mit dem andern, da ist kein Mitgefühl für die Verhungernden oder Verwundeten. In unserer letzten Hungersnot hatten unsere Philosophen kein Erbarmen mit den Leidenden und halfen niemand. Warum sollten sie ihnen auch helfen, wenn sie lehren, alles Leiden sei Einbildung? Die erste Folge dieser falschen Weisheit ist also die verwerflichste Grausamkeit: kein Mitleid mit den Leidenden und höchste Selbstsucht."

Ausland.

Der Fall Römer. Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben wird in der preußischen Landeskirche immer schärfer und treibt einer entgiltigen Entscheidung zu. Das zeigt besonders der Fall Römer. Dessen Geschichte ist kurz folgende:

In der Gemeinde Remscheid ist eine Pfarrstelle zu besetzen. Lic. Römer, zuvor Hilfsprediger in der rheinischen Provinzialkirche, jetzt Lehrer am Pädagogium zu Godesberg, wird zu einer Gastpredigt aufgefordert, für die als Text vorgeschrieben ist Joh. 6, 68. 69 mit dem Petrusbekenntnis: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Der Text war nicht von liberaler Seite gewählt — wie irrtümlich auch von uns berichtet —, sondern von positiver. Jedenfalls forderte er ein klares Bekenntnis der persönlichen Stellung zu Christus. Lic. Römer hat es daran ehrlicher Weise nicht fehlen lassen. Die übernatürliche Geburt Jesu hat er rundweg abgelehnt, die Aussagen der Schrift darüber für eingedrungenes Heidentum erklärt, das Verlesen des apostolischen Glaubensbekenntnisses als lästigen Zwang bezeichnet — danach aber von seiner persönlichen Verehrung für den Idealmenschen Jesus warmes Zeugnis abgelegt.

Von der erdrückenden Majorität der Gemeindekörperschaften wurde Lic. Römer auf Grund dieser Predigt zum Pfarrer gewählt. Eine kleine Minorität erhob beim rheinischen Konsistorium Einspruch gegen die Wahl wegen der mit Bibel und Bekenntnis in schroffem Widerspruch stehenden theologischen und religiösen Anschauungen des Gewählten. Gegen diesen Einspruch erhoben die kirchlichen Körperschaften mit großer Mehrheit Protest. Von beiden Seiten fanden große Versammlungen in Remscheid statt, die sich für und wider erklärten. Das rheinische Konsistorium hielt in Gemeinschaft mit dem Provinzialsynodalvorstand—zu dem bekanntlich auch D. Hackenberg als Vorsitzer der rheinischen Provinzialsynode gehört — die entscheidende Sitzung. Das Ergebnis war der einstimmige Beschluß, die Wahl Lic. Römers nicht zu bestätigen, da auch bei der größten Weitherzigkeit die in der Predigt vorgetragenen Anschauungen nicht als verträglich mit der Heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis angesehen werden konnten. Gegen diese Entscheidung ist von seiten der Gemeinde Berufung beim Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin eingelegt worden. Doch vermag ich, bei Anwendung von Logik, keine Möglichkeit zu entdecken, daß die Oberkirchenbehörde anders entscheiden könnte, als das erweiterte rheinische Konsistorium getan hat. Denn dieses hat sich genau an die Richtlinien gehalten, die der Oberkirchenrat in seinem Bescheide zum Fall Fischer gezogen hat.

Für den, der die rheinisch-westfälische Kirchenordnung mit ihrem Bekenntnisparagraphen nicht für Makulatur ansieht, liegt der Fall völlig durchsichtig da. Vor der Ehrlichkeit des Predigers muß man alle Hochachtung haben. Die schwierige Lage der jungen Theologen, die sich dadurch amtsunfähig machen, daß sie die Anschauungen ihrer amtlich bestellten Universitätslehrer vortragen, erweckt innige Teilnahme. Aber die Sache Gottes steht über den persönlichen Rücksichten. Die Wirklichkeit ist hart. Eine Behörde muß ihre Pflicht tun, ob es ihr selbst und den Betroffenen weh tut oder nicht.

Was macht diesen Fall nun so bedeutungsvoll? Einmal dies, daß die Unverträglichkeit der radikalen Richtung in der Theologie mit den Grundlagen der Kirche in die grellste Beleuchtung gesetzt ist. Es ist ja nicht unbekannt, daß angehende Geistliche die Anschauung Römers vielfach teilen. Sind

sie trotzdem in den Dienst der Kirche getreten, so haben sie unaufrichtig gegen die Kirchenbehörde und die Gemeinde gehandelt und ihre Ueberzeugung verschleiert, oder sie sind gegen sich selbst unwahrhaftig gewesen und haben sich über die Verbindlichkeit des evangelischen Bekenntnisses hinweggetäuscht. Sobald einer ganz ehrlich ist wie Römer — so ist seine Anstellungsfähigkeit für den Dienst am Wort dahin. Welche Verantwortung laden die Männer auf sich, die auf die Lehrstühle der Theologie solche Dozenten berufen, die mit dem allgemein-christlichen Bekenntnis gebrochen haben! Warum errichtet der Staat nicht religionswissenschaftliche Lehrstühle für die Gelehrten, die an Jesus Christus nicht mehr glauben? Dann wüßten die Studenten der Theologie doch, woran sie mit jenen sind. („Reform.")

Auf Seiten der radikalen Theologen trägt man schon sich mit dem verblümt angedeuteten Gedanken, falls der Evangelische Oberkirchenrat die Entscheidung des rheinischen Konsistoriums aufrecht erhält, mit Hilfe der Staatsmacht, ev. des Kaisers, den Widerstand der Positiven zu brechen und dem Unglauben Gleichberechtigung auf der Kanzel zu erkämpfen. Das ist der Liberalismus wie er leibt und lebt. Kann er in der Kirche keine Erfolge erringen, so muß der Staat mit seinem Zwang ihm zu Hilfe kommen.

Aus dem Herzogtum Braunschweig wird gemeldet: Das wichtigste und durchgreifendste Ereignis der letzten Zeit in unserer evang.-luth. Kirche ist die Einführung des neuen Gesangbuchs. Ein vom Konsistorium vorgelegter Entwurf wurde zuerst abgelehnt wegen einer ganz geringen Anzahl von Liedern. Bald aber tat es den betreffenden Abgeordneten der Landessynode leid; nach vorher in der Stille gepflogenen Verhandlungen wurde eine außerordentliche Tagung der Synode einberufen, bei welcher der erneute und revidierte Entwurf schnell und glatt zur Annahme gelangte. Als Endtermin für die alleinige Ingebrauchnahme des neuen Gesangbuchs ist jetzt vom Konsistorium der 1. Advent 1908 festgesetzt, doch ist es den einzelnen Kirchenvorständen erlaubt, schon jetzt die Einführung des neuen Gesangbuchs zu beschließen. In den kirchlichen Gemeinden des Landes ist es schon jetzt fast allein im Gebrauch; in den andern sucht man durch die Schüler und Konfirmanden es zu verbreiten. „Wo erst das neue Gesangbuch einigermaßen bekannt ist, da ist man immer mehr darüber erfreut; die Gemeindeglieder fühlen es bald, wie viel schöner und kerniger unsere jetzigen Kirchenlieder sind als die früheren verwässerten aus der Zeit des Rationalismus. Viel tragen dazu bei auch die neuen Melodien. So manche der schönsten Melodien waren früher in unserm Lande überhaupt nicht bekannt, auch hat man jetzt den ausgeglichenen Melodien vollständig den Laufpaß gegeben und es erklingen hinfort in unsern Gottesdiensten nur rhythmische Choräle."

Frankreich.

Gesetz über Trennung von Kirche und Staat. Der 6. Dezember 1905 wird für Frankreich ein Datum von weltgeschichtlicher Bedeutung bleiben, denn an diesem Tage hat der französische Senat die Trennungsvorlage in ihrer Gesamtheit mit 179 gegen 103 Stimmen angenommen. Acht Senatoren, darunter vier Radikale enthielten sich der Abstimmung.

Das fundamentale Prinzip des neuen Gesetzes ist absolute Religions- und Gewissensfreiheit. Die Regierung behält sich jedoch behufs Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung eine gewisse Kontrolle über die Ausübung

der Religion vor. Die Vorlage ist schon vor mehreren Monaten von der Kammer mit 341 gegen 233 Stimmen angenommen worden. Durch die Annahme von seiten des Senats ist die Frage nun endgültig entschieden. Es ist damit nun ein System beseitigt worden, das vom Jahre 1801 herrührt, als das berühmte Konkordat zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII. vereinbart wurde. Die katholische Kirche war dadurch Staatskirche geworden, die Kirchen waren Eigentum der Regierung und die katholische Geistlichkeit wurde vom Staat bezahlt. Wir wollen etliche der Hauptpunkte des neuen Gesetzes hier folgen lassen.

Artikel 2. Die Republik erkennt weder an noch besoldet und unterstützt sie irgend einen Kult. Infolgedessen werden vom 1. Januar an, der auf die Verkündigung dieses Gesetzes folgt, Staats-, Departements- und Gemeindebudgets, die sich auf die Unterhaltung der Kulte beziehen, unterdrückt.

Artikel 3. Die Etablissements, deren Aufhebung im Artikel 2 ausgesprochen ist, setzen ihre Funktion in Gemäßheit ihrer bisherigen Befugnisse fort, bis ihre Güter an die im vierten Teil vorgesehenen Vereine übergegangen sind, spätestens aber bis zum Ablauf der im folgenden angegebenen Frist.

Artikel 4. Innerhalb eines Jahres von der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes an werden die beweglichen und unbeweglichen Güter der bischöflichen Mensen, der Kirchenfabriken, Presbyterialräte, Konsistorien und andern öffentlichen Kultusanstalten mit allen auf ihnen haftenden Lasten und Verpflichtungen und mit ihrem besondern Bestimmungszweck von den gesetzlichen Vertretern dieser Anstalten den Gemeinschaften übertragen, die sich unter Anpassung an die Regeln der allgemeinen Organisationen des Kultus in den ehemaligen Bezirken der genannten Anstalten gesetzmäßig gebildet haben werden.

Artikel 10. Die aus der Zeit vor dem Konkordat stammenden Gebäude, die der Ausübung des Kultus oder der Unterbringung der Kultusbeamten dienen, also Kathedralen, Kirchen, Kapellen, Tempel, Synagogen, erzbischöfliche Paläste, Pfarrhäuser, Seminarien, ferner die dazu gehörigen Grundstücke, sowie die Mobiliareinrichtung, die sich in den Gebäuden befand zu der Zeit, als sie zur Verfügung des Kultus gestellt wurden, sind und bleiben Eigentum des Staates, der Departements oder der Gemeinden; sie müssen aber zwei Jahre lang, von der Verkündigung des Gesetzes an, den kirchlichen Anstalten oder Vereinen, die sich zur Ausübung des Kultus in den Bezirken der aufgehobenen kirchlichen Etablissements gebildet haben, unentgeltlich zur Benutzung überlassen werden.

Staat, Departements und Gemeinden haben die gleiche Verpflichtung bezüglich derjenigen Gebäude, die aus der Zeit nach dem Abschluß des Konkordates stammen und deren Eigentümer sie sind, einschließlich der protestantisch-theologischen Fakultäten.

Es wird jetzt an die Protestanten in Frankreich die schwere Aufgabe herantreten, wie sie die Zukunft ihrer Kirche gestalten sollen. Die Römlinge werden die Krisis leichter überstehen als die Protestanten. Denn Rom hat gelernt sich zu drücken und durchzuwinden in schwierigen Lagen. Die Römlinge haben einen leitenden Obergeneral in ihrem „heiligen Vater“, und sie sind gewöhnt, in striktem Gehorsam gegen ihre kirchlichen Oberen sich der obersten Leitung unterzuordnen. Zwar mag die vatikanische Politik vielleicht eine Zeit lang sich unklar sein, welcher Weg für sie der beste ist. Aber sie

wird einen Weg zu finden wissen und dann unabhängiger dastehen und rücksichtsloser handeln können als da sie durch das Konkordat gebunden war. Die erste Wirkung des französischen Senatsbeschlusses im Vatikan wird wie folgt angegeben:

„Der Beschluß des französischen Senats betreffend die Trennung der Kirche vom Staat kam zwar dem Vatikan nicht unerwartet, rief aber dennoch tiefen Eindruck hervor, ist doch damit das letzte Band zwischen der Kirche und ihrer „erstgeborenen Tochter" Frankreich zerschnitten! Der Papst soll, als er die Nachricht erhielt, sich in seine Privatkapelle zurückgezogen und lange gebetet haben. In der vatikanischen Welt ringen nunmehr zwei Strömungen um die Vorherrschaft. Die eine will, daß der Vatikan den Widerstand bis zum äußersten treibe, die Taktik der deutschen Katholiken gegenüber den Maigesetzen nachahme und die Vorteile, die das neue Gesetz den Katholiken biete, aufs entschiedenste ablehne. So sollen die Katholiken den Gottesdienst nicht mehr in den Kirchen, sondern an privaten Orten abhalten und die Zustände der alten Christenverfolgungen markieren. Die andere, ruhigere Strömung weist dagegen auf die ungeheuern Kosten hin, die sich aus einem Widerstand à outrance ergeben müßten, und rät, zwar zu protestieren, aber sich dem Gesetz zu unterwerfen. Die definitive Entscheidung wird wohl erst erfolgen, wenn das das Gesetz begleitende Reglement erschienen sein wird, von dem man neue Beschränkungen, namentlich betreffs der Ernennung der Bischöfe, fürchtet. Mittlerweile wird der Vatikan voraussichtlich folgende Aktionen einleiten: einen Protest im nächsten Konsistorium, eine Enzyklika an die französischen Katholiken, die Herausgabe eines Weißbuchs mit der vatikanisch-französischen Korrespondenz, welche die Unschuld der Kurie an dem Bruch dartun soll, und schließlich Instruktionen an die Bischöfe über die neue Haltung, die die Katholiken beobachten sollen."

Wirkungen dieses Gesetzes. Die reformierte Kirche in Frankreich hat, seit obiges geschrieben wurde, bereits Schritte getan, um sich dem neuen Gesetz gemäß in Kultgemeinden zu organisieren.

Auf dem 8.—16. Januar d. J. war die zweite Session der Reimser offiziösen Generalsynode nach Orleans einberufen worden. Als Moderator fungierte der Präsident des Konsistoriums in Orleans, Pastor Dupin de Saint Andre von Nimes; als Berichterstatter Pastor E. Lacheret von Paris. Die Berichterstattung hatte mit allem Fleiß vorgearbeitet für alle Eventualitäten, die aus dem neuen Gesetz hervorgehen konnten.

Daran schloß sich eine sehr lebhafte Debatte über die Glaubensdeklaration von 1872, die schon früher den liberalen Elementen in der Kirche anstößig war.

Sie lautet wörtlich:

„Glaubensdeklaration, votiert von der 30. Generalsynode der Reformierten Kirche Frankreichs in ihrer Sitzung vom 20. Juni 1872: Im Augenblick, wo sie die Folge der seit so vielen Jahren unterbrochenen Generalsynoden wieder aufnimmt, empfindet die Reformierte Kirche Frankreichs vor allen Dingen das Bedürfnis, Gott Dank zu sagen, und Jesu Christo, ihrem göttlichen Haupt, welcher sie im Lauf ihrer Prüfungen erhalten und getröstet hat, ihre Liebe zu bezeugen. Sie erklärt durch das Organ ihrer

Vertreter, daß sie den Grundsätzen des Glaubens und der Freiheit, auf welche sie gegründet ist, treu bleibt. Mit ihren Vätern und ihren Märtyrern im Bekenntnis von La Rochelle, mit allen Kirchen der Reformation in ihren verschiedenen Symbolen verkündet sie: Die höchste Autorität der heiligen Schrift in Glaubenssachen, und das Heil durch den Glauben an Jesum Christum, den einigen Sohn Gottes, der um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist. Sie bewahrt also und hält aufrecht, auf dem Grund ihrer Lehre, ihres Gottesdienstes und ihrer Disziplin, die großen christlichen Tatsachen, welche in ihren Sakramenten dargestellt, in ihren kirchlichen Festen gefeiert und in ihren Liturgien, hauptsächlich im Sündenbekenntnis, im Symbolum der Apostel und in der Liturgie des heiligen Abendmahls, ausgedrückt sind."

Die Generalsynode widerstand mannhaft der Versuchung, diese Glaubensdeklaration abzuschwächen, um dadurch liberale Elemente anzulocken, sondern die Rechte der Versammlung sah sich verpflichtet, ausdrücklich den unentwegt positiven Charakter der Glaubensdeklaration von 1872 in einer Eingabe an die Synode hervorzuheben und die Bekenntnisverpflichtung der an den neu zu bildenden synodalen Kultgemeinden amtierenden Geistlichen zu fordern.

In Folge der Aufrechterhaltung des streng positiven Charakters der Glaubensdeklaration sahen einige freier gerichtete Mitglieder der zu den Positiven haltenden Mittelpartei sich veranlaßt, ihren Austritt aus der Generalsynode zu erklären.

Gegenstand ernster Beratung war sodann der Entwurf für die Neuorganisation der Kultgemeinden. Die Statuten dafür bestehen aus 28 Artikeln. Wir geben davon kurz die wichtigsten Bestimmungen.

„Die Kultgemeinden, deren Titel ‚Evangelisch-reformierte Kirche' sein wird, werden gebildet, um die Feier des evang.-reformierten Gottesdienstes zu sichern, um die Unkosten dieses Kultes und der christlichen Liebeswerke zu bestreiten und um das geistige Leben und die religiöse Tätigkeit zu entwickeln. Jedes eingeschriebene Gemeindeglied muß 21 Jahre alt sein, einen jährlichen Beitrag zahlen, seit einem Jahre Glied der evangelischen Kirche sein, und im Fall der Verheiratung die Ehe in der evangelischen Kirche einsegnen und die Kinder im evangelischen Glauben erziehen lassen. Wer diese letzten Bedingungen nicht erfüllt, kann aus der Kultgemeinde ausgeschlossen werden. Die Kultgemeinde erkennt alle solche als Glieder an, welche einen freiwilligen Beitrag zahlen. Die Presbyterialgemeinde wird von einem Komitee verwaltet, welches den Namen Presbyterialrat führt, und aus dem oder den Geistlichen der Gemeinde und einer Anzahl Laien besteht. Jedes eingeschriebene Gemeindeglied, welches 30 Jahre zählt, ist wahlberechtigt. Der Presbyterialrat wird durch geheime Abstimmung gewählt und alle drei Jahre zur Hälfte erneuert. Nach jeder Neuwahl erwählt der Presbyterialrat seinen Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden, seinen Sekretär und seinen Schatzmeister. Das Gemeindebudget wird vom Presbyterialrat verwaltet. — Pflicht des Kultgeistlichen ist, den Gottesdienst zu leiten, getreu das Evangelium zu predigen und es der Jugend zu lehren, die Sorgfalt seines Amtes allen zur Kultgemeinde gehörenden Familien zuteil werden zu lassen. Der zu ernennende Geistliche muß 25 Jahre alt sein, seine Examina bestanden haben, den von der Nationalsynode angenommenen Vorschriften gemäß ordiniert sein und sich zur Glaubensdeklaration bekennen. Der Pfarrer wird

vom Presbyterialrat ernannt und von der Nationalsynode bestätigt; sein Gehalt wird von der Nationalsynode bestimmt und monatlich von der Zentralkasse ausgezahlt. Generalversammlungen der Kultvereinsmitglieder finden statt vor Beginn der Auszahlungen und nach Rechnungsabschluß. Der Kultverein entsendet alle seine Geistlichen nebst einer gleichen, vom Presbyterialrat ernannten Anzahl Laien zur Regionalsynode, welch letztere die zur Nationalsynode abzuordnenden Delegierten erwählt."

Die Arbeit der Generalsynode fand bald in den Gemeinden der reformierten Kirche ein gutes Echo. Bis Mitte Februar dieses Jahres hatten sich schon über 70 Gemeinden nach den in Orleans festgesetzten Statuten zur Neuorganisation der reformierten Kirche als kultuelle Assoziation konstituiert, zahlreiche andere sind in der Bildung begriffen, und in vielen Gemeinden sind die freiwillig gezeichneten Beiträge für den Fond zur Bestreitung der Kultkosten schon überzeichnet.

Der Ueberschuß darf ärmeren Gemeinden zu gut kommen. Die evangelischen Gemeinden der bedeutendsten Städte Frankreichs schließen sich der synodalen positiven Kultorganisation an, welche an der oben genannten Glaubensdeklaration festhält.

Die reinliche Scheidung der Geister wird schließlich dem Frieden auf beiden Seiten dienen.

Auch das Konsistorium der lutherischen Kirche zu Paris hatte für seinen Bezirk Versammlungen einberufen, um mit der Bildung der neuen Kultgemeinden voranzugehen. Der vom Konsistorium für die neue Organisation verlangte Fonds von 84,000 Franken wurde fast sofort von den Gemeindegliedern gezeichnet und bewilligt, so daß die Kultgemeinden des Pariser lutherischen Konsistorialbezirks sichergestellt sind.

Auch die verschiedenen auf positivem Glaubensgrund stehenden Gemeinden der Freikirchen und der Methodisten sind im Begriff, sich als kultuelle Gesellschaften zu organisieren.

Die Liberalen im protestantischen Lager versuchen ihrerseits ein Gleiches zu tun.

Die mit der römisch-katholischen Kirche zerfallenen Katholiken hoffen auf Gründung einer national-katholischen Kirche, haben wenigstens den Anfang damit gemacht und eine solche Kultgemeinde zu Culey (nahe Metz) gegründet.

Höhere Geistliche der römisch-katholischen Kirche haben sich der Inventaraufnahme nicht widersetzt, einsichtsvolle Männer unter ihnen suchen von dem neuen Gesetz den weitgehendsten Gebrauch zu machen.

So sehen wir, welche weitgehende Wirkung das Gesetz auch im Volke hat und haben wird. Ohne Zweifel werden viele bisher Gleichgiltige aufgerüttelt und zur Entscheidung getrieben.

Seelenmessen für Spielgewinn. Welch köstliche Blüten der Romanismus zu zeitigen vermag, zeigt das letzthin unter dem Titel „Andenken an die Toten" erschienene, mit dem erzbischöflichen „Approbatur" wohlversehene Buch des Abtes Chevoyon, Pfarrers an St. Ambroise zu Paris, in welchem wörtlich zu lesen ist:

„Wer ist der Mensch, der nicht hin und wieder spielte, und der nicht zuweilen etwas gewönne im Spiele? . . . Nun gut, verwendet euern ganzen Spielgewinn — nein, das wäre zu viel — verwendet einen Teil desselben dazu, Messen für die Seelen eurer Toten lesen zu lassen, und ihr werdet

die rühmenswerteste Tat vollbringen. . . . Der Sohn Gottes hat sein Blut vergossen, um das Feuer zu löschen, in welchem die Seelen der Verstorbenen brennen. Um ihre Schmerzen zu lindern, hat er selbst gelitten; er hat seinen unschuldigen Leib den Geißelhieben, den Dornen, den Nägeln, ja allen Foltern dargeboten und ist endlich am Kreuze eines schmachvollen und grausamen Todes gestorben, um ihnen — den armen Seelen — eine selige Unsterblichkeit zu verschaffen. Und alle diese Wunder könnt ihr vollbringen, indem ihr euch . . . amüsiert. Und wäret ihr die größten Verbrecher, die am weitesten von Gott entfernten Sünder und seiner Gnade nicht im geringsten wert — ihr könnt von seiner Barmherzigkeit die Freiheit (d. h. die Befreiung) der Seelen (d. i. aus dem Fegefeuer) erlangen, für welche ihr das heilige Opfer (d. h. das Meßopfer) verrichten laßt. . . . Ich verlange jetzt nicht von euch, daß ihr euch selbst kasteiet — dazu habt ihr nicht die Kourage; ich verlange nicht, daß ihr lange Gebete sprecht — dessen seid ihr nicht fähig; ich verlange nicht, daß ihr große Almosen spendet — das würde euch zu drückend erscheinen: ich verlange nur euern Spielgewinn. Und ist das nicht wunderbar, daß ihr damit die Seelen erlösen könnt, die der Sohn Gottes nur durch Leiden und Sterben erlösen konnte? . . . O menschliches Mitgefühl! O christliche Barmherzigkeit! Könntest du es über dich bringen, deinen Spielgewinn nicht herzugeben zur Rettung deiner Verwandten und Freunde aus dem Fegefeuer? . . . Göttlicher Heiland! Wie genial sind deine Erfindungen! Du hast dein Blut am Kreuz vergossen und hast es uns so leicht gemacht, dasselbe zu gebrauchen — hast uns die Möglichkeit gegeben, mit Hilfe des Amüsements und des Ertrags unsers Zeitvertreibs es wirksam zu machen. O unendliche Liebe! O unbegreifliche Barmherzigkeit!" . . .

Wir meinen, hier sei jeder Kommentar überflüssig.

Literatur.

Im Januarheft sind Seite 77 eine Anzahl Schriften zur vorläufigen Anzeige gekommen, die bisher wegen Raummangel nicht konnten besprochen werden.

Vom Verlag von Richard Mühlmann kam:

1. Martensen, H. Zur täglichen Erbauung, Hausandachten.

Man sehe im Januarheft S. 77, No. 1.

Diese Hausandachten sind aus Predigten des verstorbenen dänischen Bischofs Martensen zusammengestellt. Derselbe ist ja rühmlich bekannt durch seine Dogmatik und Ethik und verschiedene andere Schriften, die ins Deutsche übersetzt wurden. Als Homilet zeichnete sich Martensen durch Faßlichkeit, Gediegenheit und harmonische Ruhe aus. Die vorliegenden Andachten haben nur kurze Texte und nehmen selten mehr als eine Druckseite in Anspruch. Zuweilen wird derselbe Text auf zwei Andachten ausgedehnt, um ihn besser zu seinem Rechte kommen zu lassen. Mit tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens verbindet der Verfasser eine tiefe Einsicht in die göttlichen Heilswege und kann in kurzen, markanten Gedanken den Text auf das tägliche Leben anwenden.

So können diese Andachten vielen zum Segen werden.

2. Fünfzig Beichtreden von Dr. H. Hoffmann. Der Ertrag ist zu wohltätigen Zwecken bestimmt. Die Predigten Hoffmanns haben in

der homiletischen Literatur sich einen Platz erobert. Hoffmann war ein Kenner der Schrift und des Menschenherzens, als Prediger und Seelsorger begehrt. Die vorliegende Sammlung gibt allein 19 Beichtreden auf Aschermittwoch, vom Jahre 1861 bis 1896 laufend.

Obgleich das Buch kein eigentliches Kommunionbuch ist, so meint doch Dr. M. Kähler im Vorwort, es wäre auch zur einsamen häuslichen Vorbereitung auf das heilige Abendmahl sehr geeignet, besonders da es auf die verschiedenen Festzeiten des Jahres Rücksicht nimmt. Die Hälfte der Beichtreden sind für die Trinitatiszeit berechnet.

3. Förster, Superintendent, Dr., Sechzig Geschichten u. s. w. . . . für Sonnagschulen und Kindergottesdienste.

Die Geschichten sind in Abschnitte geteilt und ganz in biblischer Sprache gehalten, ohne irgend ein Wort der Erklärung. Es kann also nur gebraucht werden, wo Lehrer oder Superintendent die ganzeSonntagschule leiten.

4. Müller, E., P. Die neuesten Zeugnisse der theologischen Universitätslehrer gegen die radikale Theologie. In dieser 159 Seiten umfassenden Schrift werden die Zeugnisse der bedeutenderen Vertreter altchristlichen Glaubens gegen die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit der Bibel zusammengestellt und das Gewicht der Stimmen in sachlicher und gemeinverständlicher Weise untersucht. Voran stellt der Verfasser eine mehr als vier Seiten umfassende Liste der Schriften, auf welche er in seiner Schrift Rücksicht genommen mit Angabe der Jahreszahl ihrer Veröffentlichung. Der Geistliche im Amt — so urteilt unser Rezensent im „Friedensboten" — empfängt so durch dieses Werk Uebersicht über den Stand der Kritik und beträchtliche Personalkenntnis unter den Theologen der Gegenwart. Auch Gemeindekreise können sich überzeugen, daß gegen die neuesten Strömungen, welche sich in „Babel und Bibel" und im „Wesen des Christentums" breit gemacht haben, die Grundlage unseres Glaubens gesichert ist.

In sieben Kapiteln wendet sich der Verfasser:

1. Gegen die hyperkritische Behandlung des Alten Testaments.
2. Gegen den Babylonismus.
3. Gegen den Naturalismus in der Prophetie.
4. Gegen die hyperkritische Behandlung des Neuen Testaments.
5. Gegen das sogenannte geschichtliche Jesusbild.
6. Gegen die religionsgeschichtliche Methode.
7. Gegen den Subjektivismus.

Freilich — die besten Beweisgründe können nicht zum Glauben zwingen. Nur wo das Herz willig ist, sich lehren zu lassen vom Geist des Herrn, da werden auch menschliche Zeugnisse Nutzen schaffen. Dagegen: „Wo das Aug' nicht sehen will, helfen weder Licht noch Brill."

5. Der moderne Pantheismus und die christliche Weltanschauung von Dr. P. Paulsen. Vorwort von D. M. Kähler.

An dieser Schrift sind zunächst die Namen etwas irreführend. Verfaßt ist sie von Dr. P. Paulsen. Sie befaßt sich aber mit dem Pantheismus, der von Fechner, Wundt und Professor Fried.Paulsen vertreten wird. Eine scharfe Kritik wird an Paulsens Pantheismus geübt, ohne daß der Vorname Friedrich genannt wird, so daß man im Zweifel ist, ob der Name des Verfassers Paulsen ist oder nicht. Erst sorgfältiges Lesen kann die Ungewißheit aufklären.

Verfasser weist nach, wie sehr der moderne Pantheismus mit der heutigen Zeitströmung in der Naturwissenschaft und Theologie zusammenstimmt und die Diesseitigkeitsstimmung des heutigen Geschlechts beeinflußt und befriedigt. Er sieht in diesem vornehm sein wollenden Pantheismus eine schlimmere Gefahr als im Materialismus und Atheismus, die bis aufs Messer zu bekämpfen sei. Indem dieser Pantheismus den natürlichen Neigungen des Menschen schmeichelt, Sünde, Gnade, Wiedergeburt leugnet, ist er der entschiedenste Feind der christlichen Weltanschauung, die die Welträtsel besser zu lösen vermag, als der widerspruchsvolle Pantheismus.

Die Schrift ist leicht faßlich, nicht in hochgelehrter Sprache geschrieben und kann Gebildeten aller Stände empfohlen werden.

Max Vorberg. Geschichten aus alter und neuer Zeit. Wir haben den Inhalt der beiden Bände im Januar-Heft Seite 77 angegeben. — Der verstorbene Verfasser war s. Z. Gefängnisprediger. Seine Erzählungen sind z. T. schon in der Christoterpe, so viel wir wissen, erschienen. Verfasser greift zurück in altdeutsche Zeiten, als die Deutschen zum Christentum bekehrt wurden und noch in den Kämpfen mit den Römern lagen. Dann ins Mittelalter, wo die Ketzer- und Hexenverbrennungen im Gang waren, und führt so allmählig zurück bis in die neuere Zeit. „Es ist ein kräftiges, männliches Christentum, das sich in diesen Geschichten spiegelt. — Sie verdienen neu aufgelegt zu werden und sind besonders für Jugend- und Sonntagschulbibliotheken sehr zu empfehlen."

Der „Friedensbote" brachte in den im Januar und Februar erschienenen Nummern eine Geschichte zum Abdruck aus der ersten Folge.

7. Treu Herr, treu Knecht. Ein ergreifendes Festspiel aus der Hugenottenzeit, das evangelisches Glaubensbewußtsein wecken und stärken will. Je weniger unser amerikanisches Volk von den Kämpfen, Leiden und Todesnöten unserer Glaubensvorfahren weiß, um so mehr ist es nötig, auch solche Schriften namentlich in Jünglingsvereinen zu verbreiten. Ist der Pastor Leiter des Vereins, so kann er aus der Kirchengeschichte die ganze traurige Geschichte von der sog. Bluthochzeit erzählen, um das Festspiel genügend zu erklären. So verstanden wird es Begeisterung bei den Jünglingen erwecken und sie ermutigen, sich mit Ernst daran zu machen, seine Darstellung zu versuchen. Zugleich bietet dasselbe Gelegenheit, unsere jungen Männer darauf aufmerksam zu machen, daß noch heute von Rom aus dem protestantischen Volk die größten Gefahren drohen und daß es gilt, auf der Hut zu sein gegen die schlauen Machinationen eines so heimtückisch lauernden Feindes, der seine Netze und Schlingen in größtem Maßstab anlegt, um ganze Völker zu umgarnen, Gesetzgebungen lahm zu legen oder sich untertänig zu machen. Caveant consules ne detrimenti quid capiat patria!

Neu angekommen sind nachfolgende Schriften, die, so viel der Raum zuläßt, zur Besprechung kommen sollen.

Vom Verlag A. Deichert Nachf. (Geo. Böhme) kam:

1. Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Ein Briefwechsel für jedermann, von Ernst Gollnow. Brosch. Mark 3.00; geb. Mark3.75. 234 Seiten. Das sind 34 Briefe eines Sohnes an den Vater; die Antwort des Vaters folgt jedem Briefe.

Wenn sonst apologetische Schriften zuweilen in Form von Dialogen verfaßt werden, so hat man oft den Eindruck, daß der Dialog eben künstlich

gemacht ist und im Leben kaum je solchen Verlauf nehmen würde. Auch dieses Buch verfolgt apologetische Zwecke. Aber es hat mehr einen natürlichen Verlauf. Es ist fast keine Geistesverwirrung zu nennen, von welcher der Sohn nicht affiziert worden wäre während seiner Universitätszeit. Das Endresultat ist der moderne Pessimismus mit seinem krankhaften Lebensüberdruß. Was den Sohn hält, ist das Vertrauen zu der Liebe seines Vaters, dem er offen nach und nach alle Herzensschäden bekennt in seinen Briefen, und das leitende Grundmotiv in den Briefen des Vaters ist, wie schon der Titel andeutet, die Liebe, Gottes nämlich. Der Vater weiß Bescheid in allen schweren naturwissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Disziplinen und weiß dem Sohn milde aber bestimmt und trefflich zu antworten auf alle seine Fragen und Einwürfe, so daß dieser durch die Briefe seines Vaters zurückgeführt wird zu dem Glauben an den, lebendigen persönlichen Gott und zu dem echt biblischen Christentum. Besonders schön sind die letzten Ausführungen von dem Opfertod des Herrn, und der Stellvertretung (im 31. Bd.) Und ernst ist, was der Schlußbrief bezüglich der Geisteskrisis in Deutschland andeutet.

2. Predigten und Homilien über Texte aus dem 1. Briefe St. Petri. Von Lic. D. Theod. Simon, Pastor an St. Lukas in Berlin. 151 Seiten. Broch. Mark 2.50; geb. Mark 3.30. Leipzig 1906.

Es sind im Ganzen 19 Predigten über den 1. Brief Petri. Die Predigten behandeln zwar den ganzen Brief, sind aber nicht als eine Reihe fortlaufender Betrachtungen entstanden, sondern Predigten, die bei sehr verschiedenen Gelegenheiten gehalten wurden über Texte aus dem 1. Petrusbriefe sind hier gesammelt und werden einem größerem Kreise angeboten.

So gibt die zweite Predigt über Kapitel 1, 3—9 eine Osterpredigt; die dritte über Kapitel 1, 10—14 eine Adventspredigt; die vierte, unter 4a., eine Konfirmationsrede (1, 15—19); unter 4b. über denselben Text eine Passionsrede. Auch 1, 20—25 ist in zwei Predigten, 5a. und 5b. behandelt. In schlichter, einfacher Sprache, ohne rhetorische Künste, sucht der Verfasser die Kraft des lauteren Wortes in die Herzen der Leser einzuprägen und das himmlische Heimweh zu wecken, zu stärken, und die Wege zu zeigen, die wir gehen müssen, um zur vollen Befriedigung dieses Heimwehs zu gelangen. Ernste Zeugnisse aus dem heutigen Spree-Athen für die Wahrheit des Christentums.

3. Die epistolischen Lektionen nach Festsetzung der Eisenacher Konferenz in Predigten, von Dr. A. Mathes Superintendent und Oberpfarrer am Mariendom zu Kolberg. Leipzig 1906. 481 Seiten. Brosch. Mark 5.00; geb. Mark 6.00. Der Band enthält 79 Predigten über die Eisenacher Episteln. Ein doppeltes Inhaltsverzeichnis steht voran und gibt zuerst nach dem laufenden Kirchenjahr die Texte und Themata. Dann nach den biblischen Büchern geordnet die Texte und Sonn- oder Festtage, an welchen die betreffende Predigt gehalten wurde. — Die Predigten geben einen deutlichen Ton und klares Zeugnis gegenüber dem modernen Unglauben, der sich einen „historischen Christus“ zurechtphantasiert, der nicht vom Himmel auf die Erde kam, der nicht über das Menschliche hinausragt, der nicht sein Leben zur Versöhnung und Erlösung gab, der nicht aus dem Grabe auferstanden und nicht gen Himmel gefahren ist. Sieht man die betreffenden Predigten auf Christfest, Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt, so freut man sich der kräftig positiven Zeugnisse, die es wagen, die Konstruktio-

nen der neueren Theologie zu brandmarken als das, was sie sind. Da die Predigten über die Eisenacher Episteln gehalten sind, so dürften sie hochwillkommen sein für Viele. Ueber die altkirchlichen Evangelien und Episteln gibt's ja Predigtbücher in reichster Auswahl. Wer aber einmal gerne die neue Perikopenreihe benützt, wird dankbar zu einem Hilfsmittel greifen wie dieses vorliegende Buch, das ihm den Weg zeigt, die Perikopen fruchtbar anzuwenden.

Verfasser hat, wie das Vorwort andeutet, auch über die „Alttestamentlichen Lektionen" der Eisenacher Perikopen einen Jahrgang Predigten erscheinen lassen, der günstige Aufnahme gefunden. Eine gleiche wird ohne Zweifel auch diesem Bande widerfahren.

4. Das evangelische Verständnis der Sakramente. Von Lic. Prof. Rich. H. Grützmacher in Rostock. 26 Seiten. Mark 0.60. Ein Vortrag gehalten auf der 10. Goslarer Dozentenkonferenz am 8. September 1905. Eine gründlich gelehrte Abhandlung über das richtige Verständnis der Sakramente. Dieselben sollen nicht überschätzt werden, als ob sie Automaten, selbsttätige, kraftgefüllte Zaubermaschinen wären. Sie wirken nur durch den allwirksamen Gott, der als persönlicher Geist sich Mittel wählt, welche — in Verbindung mit dem Wort — imstande sind, helle, klare Gedanken Gottes auszuprägen und zugänglich zu machen mit der Tendenz auf das höhere geistige Leben ihrer Empfänger zu wirken nach der intellektuellen und Willensseite hin und nicht nur dumpfe Stimmungen zu erzeugen. — Sie dürfen aber auch nicht unterschätzt werden, als ob Wort und Geist allein genügten, die gottgewollten Wirkungen zu erzeugen. Sondern, wenn es auch auf Gottes Seite keine absolute Notwendigkeit gibt, sich dieser Gnadenmittel zu bedienen, so hat er doch es für gut angesehen, sie zu verordnen und einzusetzen, und uns geziemt dankbare und gehorsame Untergebung unter des Herrn positive Bestimmung, um zur besten und freudigen Schätzung auch der Sakramente zu kommen.

Wenn aber Verfasser dem Sakramente jede spezifische Wirkung im Gegensatz zum Wort und unter einander abspricht, so wird ihm da nicht jeder Theologe zustimmen. Er sagt: „Wort, Taufe, Abendemahl bringen alle dasselbe: Gemeinschaft mit dem in Christus offenbaren Gott und den Ertrag des Werkes Christi, den neuen Bund, d. h. Sündenvergebung und Leben. . . . . . Nicht dem Inhalte, sondern der Form nach unterscheiden sich die Gnadenmittel u. s. w. . . ." Wir glauben, daß der Verfasser hier zu sehr verallgemeinert. Eine allgemeine Wahrheit kann ja die Spezialitäten wohl einschließen; aber diese sollten nicht verkannt und nicht geleugnet werden. Geht man auf die Gründungsgeschichte der Kirche zurück, so ist ja klar: Zuerst mußte das Wort gepredigt, verkündigt werden und bei den Zuhörern eine Willigkeit wecken, Anteil an der Gnade Gottes zu empfangen. Die Taufe als Initiativsakrament hat ihm die objektive und individuelle Gewißheit gegeben, daß er Teil habe an der Gnade Gottes, und hat eine ganz spezifische Wirkung für ihn gehabt: Sie hat ihn geschieden von der übrigen Menschheit und ihn zu denen gefügt, die Christo angehören. Diese spezifische Wirkung der Taufe wird doch am besten noch heute in der Heidenwelt erkannt.

Nun mag Verfasser Recht haben, daß bei ihr Glaube nicht Voraussetzung, sondern Wirkung sei. Doch kann auch das noch bezweifelt werden. Das Wort soll und muß zuvor schon den Glauben wirken (Röm. 10, 17), und die Taufe versiegelt dem Glauben die Gewißheit der Heilsannahme.

Das heilige Abendmahl aber setzt unbedingt doch den Glauben an das Versöhnopfer Christi voraus (2. Kor. 13, 5) und soll nicht erst ihn wirken. Vergl. Luthers Frage: „Wer empfängt denn solch Sakrament würdiglich?" Und daß es keine spezifische Wirkung habe im Unterschied von Wort und Taufe, kann man nur leugnen, wenn man auch leugnet, daß die geistliche verklärte Natur Christi nichts zu tun habe mit der Erneuerung und Auferbauung des von dem verklärten Christus abhängigen neuen Menschen. Das heißt, man muß Worte wie Joh. 6, 48. 54—57., Ephes. 5, 30. eben möglichst spiritualistisch verflüchtigen und verallgemeinern, dann fallen alle Spezialitäten weg und bleiben nur Allgemeinheiten, die möglichst wenig sagen. Wie ein recht großer Generalnenner eine große Allgemeinheit ausdrückt und nichts Spezielles sagen will.

5. Der lebendige Gott. Fragen und Antworten von Herz zu Herz. Von Dr. Martin Kähler, Prof. 3. Auflage, 72 Seiten; Mark 1.20.

Diese Schrift bewegt sich nicht, wie man etwa nach dem Titel erwarten könnte, in der Form eines Dialoges, in Frag- und Antwortspiel. Ihr Inhalt ist, wie das Vorwort besagt, zuerst überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben worden. Sie trägt die Widmung: „Meinen Söhnen."

„Schmerzlche Hilferufe einer erschütterten, und um den Kinderglauben bangenden Seele ließen sich nicht durch wissenschaftliche Auseinandersetzungen befriedigen. Hier war mit Lebendigstem zu zahlen." Also „nicht schulmäßig ersonnen und geregelt, sondern aus den Erlebnissen und dem lebendigen Verkehr zwischen Kindern unserer Tage sind diese Erwägungen hervorgewachsen"; darum mögen sie auch manchem Kind unserer Zeit dienen.

In vier Abschnitten schreitet die Schrift voran: 1. Zweifel eine Torheit. Nicht mit zarten Glacehandschuhen wird der Zweifler hier angefaßt. Es redet nicht der Akademiker zum Akademiker, sondern der „Mensch zum Menschen", wie jener Badische Amtsrichter zum herabgekommenen Demagogen.

2. Der bekannte Gott. „Wer kennt ihn, wer lehrt mich ihn kennen? Niemand anders als der, welcher gesagt hat: „Ich kenne ihn."

3. Der verborgene Gott. „Wo soll ich ihn finden?" „Woran soll ich seiner gewiß werden?" Nur dann und da findest du ihn: wenn er, der Sünderfreund, sich in deinem Herzen offenbart. Er schreckt nicht zurück vor dem, was er in deinem Herzen sieht und weiß. Mit ihm zusammen sein, da findet man Gott.

4. Der lebendige Gott. „Was soll ich mir darunter vorstellen?" Nicht um begriffliche Vorstellung handelt es sich, sondern ein Erleben und Erfahren der Gnadennähe Gottes, dessen Vaterauge uns allezeit siehet und der um das Kleinste und Geringste sich kümmert. Das ist nur zu fassen, wenn man ihn als den Gott der Liebe kennt, einer Liebe, die das Herz glauben darf, auch wenn der Verstand sie nicht fassen und ausdenken kann.

In diesem letzten Abschnitt wird man erinnert an die an erster Stelle angezeigte Schrift von Gollnow: Die Liebe als Leitfaden zur Lösung der Welträtsel. Freilich dort: Sprache der Wissenschaft, hier: Sprache des Herzens zum Herzen, wie der Titel andeutet. Doch auch keine leichte Speise!

6. Jesu Liebe zu seinen Jüngern und Feinden.

Zwei Jahrgänge (d. h. je 6) Passionspredigten von Hugo Wiebers, Pastor in Altona. 72 Seiten; Mark 1.20.

Verfasser möchte damit anregen, „die Passionspredigten wenigstens jedes Jahr unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu stellen. Man beugt dann den gerade hier beliebten Wiederholungen vor, vermeidet die hier wegen der Fülle des Stoffs so oft gefundene Oberflächlichkeit und lernt einen Text wirklich erst verstehen und lieben, wenn man ihn von einer bestimmten Seite ansehen muß." Er sagt: „Ich habe Antwort zu geben gesucht auf die Frage: Wie geht Jesus mit seinen Jüngern und mit seinen Feinden um?" „Markig, packend, knapp, tiefgründig", so lauten die in Rezensionen gegebenen Prädikate. Davon ein Beispiel nur:

Die Liebe Jesu zu Judas. Diese Liebe ist

1. tröstlich, denn sie will — unermüdlich und unverdient — ihn und uns aufwärts führen.

In seinem Herzen zweierlei Liebe: Liebe zu Jesu und Geld- und Ehrliebe. Die eine oder die andere muß ausgeschieden werden.

2. Sie ist auch bitter ernst, wer ihr nicht folgen will, den stößt sie in den Abgrund. (Dieselbe Sonne bringt die eine Pflanze zum Wachsen, die andere zum Verdorren!) Warum treibt sie ihn abwärts? „Er will nicht," antwortet der Verfasser. Und wir glauben, daß diese Antwort richtiger ist (cf. Luk. 13, 34 fin.) als jene, welche Grützmacher in der unter No. 4 angezeigten Schrift gibt: „Die Erkenntnis, wie und warum ein einzelner Mensch durch den allwirksamen Gott in seinen Gnadenmitteln nicht umgewandelt wird, gehört nicht mehr zu dem offenbaren Willen Gottes" u. s. w. Letztlich kann der Fehlschlag doch nicht in einem besonderen Willen Gottes liegen, sondern in dem allgemeinen Willen, der die Freiheit will, der Freiheit „eine Gasse läßt," auch wenn sie sich dabei die Speere Gottes ins eigene Herz rennt. Das nicht anerkennen führt in die Grübeleien und Spitzfindigkeiten der Missourier, die vor lauter Schrecken vor dem Synergismus nicht die Schuld erkennen, die in dem „nicht wollen" liegt. Liegt das „Wollen" in der Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade, so kann das „Nichtwollen" nicht auf Seiten des Sünders liegen, sondern es müßte in einer andersartigen Wirkung der Gnade begründet sein, und des Herrn Zeugnis: „Ihr habt nicht gewollt" müßte hinfallen.

Vom Verlag von Ernst Röttger in Kassel kam uns zu: Elias Schrenk: „Pilgerleben und Pilgerarbeit." Preis steif brosch. Mark 2.25; in Originalband mit Futteral Mark 3.00. Zweite Auflage 8.—15. Tausend. Mit Bildnis des Verfassers und Autogramm. Das Werk des als Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland bekannten Verfassers wurde seit Jahren von vielen mit Spannung erwartet. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung.

Schrenk war Jahre lang Baseler Missionar an der Goldküste in Afrika. Sein Buch erzählt, wie der Herr ihn vor- und zubereitet hat für seinen Dienst, wie er ihn geführt hat Schritt für Schritt und Stufe für Stufe. Es ist hochinteressant, diesen Lebenslauf zu lesen und zu studieren. Der Hauptschwerpunkt aber der Bedeutung dieses Buches dürfte liegen in dem letzten Kapitel, in welchem der Verfasser sich prinzipiell über die Evangelistenarbeit ausspricht. In folgenden Abschnitten teilt er uns die Geschichte seines Lebens mit: 1. Elternhaus und Jugendzeit; 2. Meine kaufmännische Lehre;

3. Ein Jahr in Donaueschingen; 4. Ein Jahr in Freiburg i. B.; 5. Fünf Jahre im Missionshaus in Basel; 6. Erster Aufenthalt in Afrika von 1859—1864; 7. Dreizehn Monate in England; 8. Ein Jahr zur Erholung in der Schweiz; 9. Zweiter Aufenthalt in Afrika von 1866—1872; 10. Ein Jahr Erholung im Kanton Zürich; 11. Ein Jahr in England von 1874—1875; 12. Vier Jahre Reiseprediger in Frankfurt a. M.; 13. Sieben Jahre Prediger der evangelischen Gesellschaft in Bern; 14. Evangelist in Deutschland vom Oktober 1886 an. Verfasser läßt hier Einblicke tun in die Arbeit unter den Heiden, die Arbeit der Missionare in dem mörderischen Klima der Goldküste. Seite 139 erzählt er eine Episode seines Lebens, deren ich mich sehr deutlich erinnere, weil ich mit dabei war. In Kyebi nämlich lag Bruder Schrenk in einem unserer Häuser krank am Fieber. Und als wir Brüder alle an seinem Bette versammelt waren, kam plötzlich ein Erdstoß von der Stadt dahergerollt und wir drei liefen so schnell es ging aus dem Hause; Bruder Schrenk mußte im Bette bleiben. Zwei jener Brüder sind längst vom Herrn abgerufen, nur Bruder Schrenk und Schreiber dieses sind noch am Leben. Des Erdstoßes tut er im Buche keine Erwähnung, wird sich aber wohl desselben noch erinnern.

Was er über Evangelisation sagt, dürfte für manchen Pastor wie eine Offenbarung sein. Wir sind gerade durch das ungesunde und überspannte Treiben mancher englischer Kirchengemeinschaften, vielleicht mehr als gut ist, abgeneigt gegen Erweckungsversammlungen, die dem ausdrücklichen Zweck der Bekehrung gewidmet sind. Hier in diesem Buch des lieben Bruders Schrenk lernt man unterscheiden zwischen s e e l i s c h e r Arbeit und G e i s t e s a r b e i t. Wer seine Darstellung liest wird wünschen: Ja, wenn ich nur einen solchen treuen Mann als geistlichen Mithelfer haben könnte von Zeit zu Zeit, wie froh und dankbar wäre ich! Freilich, es gibt auch so heilige Evangelisten, die sich gar keiner Sünde mehr bewußt sind. Und einen solchen heiligen Mann mit einem armen Sünder, der Pastor ist, in ein Gespann zusammenkoppeln, das wäre ein solches Mißgespann, wie wenn ein arabischer Vollblutrenner mit einem armen Kühlein zusammengespannt würde zum Pflügen und Brachen. Dann doch lieber als „Einspänner" arbeiten, als im Mißgespann. — Das zur Ergänzung dessen, was Bruder Schrenk zur Evangelistenarbeit sagt.

Wir wollen nicht „das Weihrauchflämmchen vorhalten." (Seite 208). Aber wir können nicht umhin zu sagen: Wir wünschten von Herzen, daß alle unsere Amtsbrüder, die Frucht ihrer Arbeit ersehnen und erflehen, dieses Buch sich anschaffen und es durchlesen möchten. Vielleicht würde dadurch auch unter uns der Bann gebrochen und es könnte gesegnete Evangelistenarbeit bei uns getan werden: A r b e i t i m G e i s t, d u r c h d e n G e i s t, n i c h t s e e l i s c h e A r b e i t, die nur Scheinbekehrungen schafft und den Schaden größer macht, als er war. Möge der Herr viel Segen legen auf dieses herrliche Buch.

Vom V e r l a g d e r L a n d e s k i r c h l i c h e n V e r e i n i g u n g d e r F r e u n d e d e r P o s i t i v e n U n i o n (ein schrecklich langer Name!), Berlin, S. W. 68. Oranienstraße 105 I. kam uns zu: U n v e r r ü c k b a r e G r e n z s t e i n e. Ein offenes Wort an Herrn D. Rade und seine Freunde. Von D. Gustav Ecke, ord. Professor in Bonn. Separatabdruck aus der Kirchlichen Monatsschrift „Positive Union", 27 Seiten. Preis 60 Pf. Auf zehn abgesetzte Exemplare kommt ein Freiexemplar.

Die Besprechung dieser Schrift erfolgt wegen Raummangels im redaktionellen Teil des nächsten Heftes, worauf wir hiermit verweisen möchten.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kommen nachfolgende Schriften:

Cremer, D. Herm., weil. Professor in Greifswald, „Christus ist mein Leben." Akademische Predigten. Herausgegeben von Lic. E. Cremer. Mark 3.00; geb. Mark 3.60.

Eine neue Predigtsammlung des heimgegangenen Verfassers, seinen zahlreichen Schülern und Freunden ohne Zweifel eine hochwillkommene Gabe. Aus dem Nachlaß des im Oktober 1903 heimgegangenen Professors Herm. Cremer bietet uns sein Sohn hier eine Sammlung von 27 Predigten, alle, mit einer Ausnahme, aus dem akademischen Gottesdienst. Das sind ergreifende, aus tiefstem Herzensgrund kommende und tief zu Herzen gehende Zeugnisse von der Gnade Gottes in dem gekreuzigten Christus und in ihm allein. Wer von diesen geist- und lebensvollen Zeugnissen der evangelischen Wahrheit ergriffen wird, dem vergeht der Geschmack an den armseligen Wassersuppen, die moderne Theologen von ihrem „historischen Christus" darzubieten vermögen. Man kann an diesen akademischen Predigten lernen, wie auch der hochgebildete und gelehrte Professor doch nichts anderes hat — als das Kreuz auf Golgatha. Diese Zeugnisse zeigen, wie für alle Menschen nur dieser einzige Mann am Kreuz die einzige Rettung ist aus dem Gericht.

Hier ist auch Anregung und Anleitung, Muster und Vorbild zu lebenskräftiger Verkündigung des alten unvergänglichen Evangeliums.

Aus demselben Verlag kam: Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwelt. Untersuchungen über schwebende Missionsprobleme.

In Verbindung mit Pastor Berlin, Pred. Th. Bechler, Past. Gareis, Prof. Meinhof, P. L. Dr. Böhmer herausgegeben von Pastor Jul. Richter (Herausgeber der „Evangelischen Mission.") 234 Seiten. Preis broch. ?

Das Buch ist eine Ehrengabe für Dr. R. Grundemann, geschrieben und gewidmet zu seinem 70. Geburtstage. Als Vorwort dient eine gemütvolle Ansprache an Dr. Grundemann, in welcher seine Verdienste seit mehr als 40 Jahren um die Missionsliteratur in der Heimat hervorgehoben und anerkannt sind. Das Buch selbst enthält sechs verschiedene Abhandlungen, jede von einem der vorstehend genannten Herausgeber verfaßt unter dem Gesichtspunkt, der dem Buch den Titel gab. Die ersten zwei behandeln die Einwurzelung des Christentums in Indien und Südafrika; dann folgen: 3. Einzelbekehrung und Volkskirche; 4. Einführung des Missionars in das Volkstum der Heiden durch die Sprache; 5. Sind einheimische Kunstformen u. s. w. . . . zur Einbürgerung christlicher Lebensformen verwendbar? 6. Wanderungen und Wandlungen einer religiösen Formel.

In diesen Aufsätzen stecken Missionserfahrungen und Probleme, es werden Fragen verhandelt, die von größter Wichtigkeit sind, nicht nur für die Missionsgemeinde im Großen, speziell die engeren Missionsfreunde, die auch mit den Einzelheiten der Mission sich bekannt machen wollen, sondern, wir meinen ganz besonders für die Berufsarbeiter in der Mission, für die, welche als Leiter der Mission vorzustehen oder als Missionare in derselben zu wirken haben. Diese Berufsarbeiter werden da ihren Blick vom Einzelnen und Speziellen, mit dem sie es vorwiegend zu tun haben, übergeleitet finden

zum Allgemeinen und Prinzipiellen und vor Fragen hingestellt, die für den Missionsbetrieb von großer Wichtigkeit und Bedeutung sind. Es sei daher dieses Buch auch unserer Verwaltungsbehörde der Heidenmission, unseren Missionaren und denjenigen Missionsfreunden, welche bei den Distriktskonferenzen an den Verhandlungen über Heidenmission mit einsichtsvollem Urteil sich beteiligen möchten, aufs Beste empfohlen.

C. Ludwig Ungelenk, Verlagshandlung, Dresden A., Wallstraße 6. Der Weg zur ewigen Jugend. Lebensweisheit für Jünglinge. Auf Verlangen in Druck gegeben von Dr. Ernst Seidel, Pfarrer em. Mit einem Lichtbild nach dem Bilde von R. Richter „Herr hilf mir!" 16. Auflage. 490 Seiten; fein und stark gebunden; Preis Mark 3.50; Goldschnitt Mark 4.00. 20 Abschnitte.

Statt immer nur eigene Urteile zu geben, sei es uns erlaubt, andere zum Wort kommen zu lassen. Man lese folgende Urteile:

Ich glaube vielen einen Dienst leisten zu können, wenn ich auf das obengenannte Buch aufmerksam mache und es für zu konfirmierende Söhne aufs allerwärmste empfehle. Möchte es vielen Söhnen in die Hand gegeben werden, es wird den Weg zu ihren Herzen finden und ein Segen für ihr Leben werden. Oberkonsistorialrat Superintendent D. th. Dibelius.

. . . Eins fehlt diesem Buche völlig; es ist nicht eine einzige langweilige Seite darin. Alles kraftvoll, interessant jugendkräftig. Jedes Jünglingsgemüt wird und muß dadurch gefesselt werden. Ich stehe nicht an, dieses Buch zu den besten zu zählen, die ich je gesehen.

Sächsisches Volksblatt.

Wer unserer Jugend in der bedeutsamen Zeit des Konfirmanden-Unterrichts und der Einsegnung auf den Lebensweg ein Buch mitgeben will, an dem sie einen bleibenden Schatz für das Leben haben kann, der greife zu einer der Seidelschen Schriften. Es ist ihm gegeben, etwas zu vermeiden, was die Jugend schlechterdings nicht ertragen kann, nämlich langweilige Erörterungen und langatmige Auseinandersetzungen. Die Bücher sind überall, wo man sie aufschlägt, interessant und fesselnd.

Königsberg i. Pr. Konsist.-Rat Lic. Schlecht.

Das Buch ist einfach „köstlich". Wir glauben, es kann ihm kein anderes an die Seite gestellt werden. Hier ist ein Buch voller Frische und Leben, voller Frömmigkeit und Freude, immer anziehend und im besten Sinn interessant. Superintendent von Seydewitz.

Ernste Frömmigkeit, ein tiefer, sittlicher Ernst, eine alle Fragen des Lebens umfassende Allseitigkeit zeichnen dieses Buch aus. Pastoren und gebildete Familien können ihren heranwachsenden Söhnen kaum etwas besseres in die Hand geben, als Seidels Buch: „Der Weg zur ewigen Jugend."

Von der Verlagsbuchhandlung Trowitzsch & Sohn, Berlin S. W., Wilhelmstraße 29, kam uns zu: Hieronymus. Eine biographische Studie zur alten Kirchengeschichte von Lic. Dr. Geo. Grützmacher, außerordentlicher Professor der Theologie.

Erster Band: Sein Leben und seine Schriften bis zum Jahre 385. 298 Seiten. Preis geh. Mark 6.00.

Zweiter Band: Sein Leben und seine Schriften von 385 bis 400. 270 Seiten. Preis geh. Mark 7.00.

Der dritte Band, der den Abschluß bringen soll von 400 bis 420, bis zu

dem Tode des Hieronymus, soll baldigst erscheinen und wird das Namen- und Sachregister bringen.

Das ist ein sehr umfassendes wissenschaftliches Werk, das tief eingreift in die Kirchengeschichte der Jahre, in welchen der Held des Biographen lebte. Es erfordert ein ungeheures, eingehendes Detailstudium, eine Biographie des Hieronymus von solchem Umfange zu schreiben, ein Fleiß und eine Beharrlichkeit gehört dazu, wie sie in unsern Zeiten wohl nicht allzu oft sich solchen Gegenständen zuwendet. Dafür haben wir hier nun ein Werk, das sich glatt hinweg liest in gutem, fließendem Deutsch, nicht in dem oft geschraubten Stil der Gelehrten.

Es ist in romanischen Typen gesetzt, so daß vorkommende lateinische Titel und Sätze, die bei Hieronymus, dem vielseitigen lateinischen Schriftsteller und Uebersetzer, sich nicht vermeiden lassen, im Text eingefügt sind, ohne durch fremde Typen aufzufallen.

Wer unter unseren geehrten Mitarbeitern Lust hat, dieses gelehrte Werk gründlich durchzuarbeiten und uns die Frucht dieser Arbeit für das Magazin zur Verfügung zu stellen, ist gebeten, sich zu melden.

Aus Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse), Halle a. S., kam uns zu: Ein Kirchenjahr in Predigten, von D. Friedrich Ahlfeld. Dritte Auflage, 762 Seien; geh. Mark 8.00, geb. Mark 9.00. —

Der schon im Jahre 1884 heimgegangene Verfasser, ehemaliger Geh. Kirchenrat und evang. Pfarrer in Leipzig, ist rühmlichst bekannt als Verfasser einer ganzen Reihe von Predigtsammlungen und Andachtsbüchern. Wir führen hier an: Predigten über die evangelischen Perikopen. 12 Auflagen. Predigten über die epistolischen Perikopen. 5 Auflagen. Predigten über freie Texte. 4 Auflagen. Katechismuspredigten. 3 Bände; 5 Auflagen. Zeugnisse aus dem innern Leben. Predigten an Sonn- und Festtagen. 2 Auflagen. Siehe, dein König kommt zu dir! Morgen- und Abendandachten. 6 Auflagen. Morgenandachten. 6 Auflagen. Abendandachten. 5 Auflagen.

Ein so fruchtbarer Schriftsteller, dessen Bücher solchen Absatz gefunden haben, bedarf ja nicht unserer Empfehlung. Wir wollen nur die Frage beantworten: Wodurch zeichnet sich dieser Band vor den oben genannten aus? Schon im Vorwort der ersten Auflage (1874, auch die zweite hat er 1883 kurz vor seinem Tode noch bevorwortet) hat der Verfasser sich darüber geäußert. Er schreibt (1874): „Auf den einzelnen Bogen dieses Buches steht: Predigten über freie Texte. Diese Benennung ist insofern richtig, als sich die Sammlung an keine Perikopenreihe, überhaupt an keine Perikopen fest anschließt. Den Predigten lieaen teils freigewählte, teils Abschnitte aus allen Jahrgängen des sächsischen Perikopenbuchs zu Grunde. Aus sämtlichen, von dem Unterzeichneten in den letzten Jahren gehaltenen Prdigten ist dieser Jahrgang ausgewählt und geordnet."

Wie Jahreszahl und erstes Vorwort zeigt, fiel die erste Auflage in eine trübe Zeit, wo das kirchliche Leben anscheinend gewaltig hinter sich ging. Der Miliardenfluch der Kriegsentschädigung hatte in dem neu erstandenen Reich einen Taumelgeist wachgerufen; der intolerante, freiheitstrunkene Liberalismus beherrschte das ganze Volksleben, er wollte hinfort frei und außerhalb des Kirchenschattens leben und sterben. Da entstanden Gesetze über Zwangszivilehe, Befreiung von Tarifzwang, von kirchlicher Beerdigung und dergleichen. Ernst gesinnte Männer wie Ahlfeld fürchteten davon großen

Schaden für das christliche Volksleben. Davon sind auch die Predigten dieser Sammlung durchdrungen.

Im Vorwort der zweiten Auflage kann Verfasser noch konstatieren, daß es doch nicht so schlimm geworden, ja, daß manches besser geworden sei. Die Freiheitsluft hat dem echten Christentum keinen Abbruch getan. Wie sollte sie auch? Nur als freies Geistesgewächs kann die christliche Religion ihre echten und edelsten Früchte bringen.

Die ernsten Zeugnisse dieser vorliegenden Predigten sind aber zu jeder Zeit und an jedem Ort gut nötig.

Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh: a. Die älteste Redaktion der Augsburger Konfession mit Melanchthons Einleitung, zum ersten Mal herausgegeben und geschichtlich gewürdigt von D. Theodor Kolde, Professor in Erlangen. 115 Seiten; geb. 85 Cts.

Durch diese Arbeit sind wir in unserer Kenntnis der Entstehung des evangelischen Hauptbekenntnisses ein gut Stück weiter gekommen. Zugleich haben wir sehr wichtige neue Einblicke in die politische und kirchenpolitische Geschichte des Augsburger Reichstages gewonnen. Im Nürnberger Kreisarchiv ist von Dr. Schornbaum ein Schriftstück gefunden, das uns, wenn auch nur in deutscher Uebersetzung, die Augustana nach ihrem Stande am Ende Mai 1530 vorführt. Das wäre dann die bisher älteste Redaktion des Bekenntnisses. Was dem Funde noch einen besonderen Wert gibt, ist die für verloren gehaltene Vorrede Melanchthons. Dieselbe wurde bekanntlich gänzlich beiseite gelegt, und durch Brücks meisterhafte Einleitung ersetzt. Die Vergleichung der Nürnberger Uebersetzung mit unserm Augustanatexte ergibt zur Genüge, welche große Veränderungen die Artikel in den letzten vierzehn Tagen bis drei Wochen vor der Uebergabe (25. Juni) erfuhren.

b. Quellen zur Geschichte des biblischen Unterrichts. Mit einer Anzahl Reproduktionen alter Holzschnitte. Von Joh. Michael Reu, Professor der Theologie am lutherischen Wartburg-Seminar zu Dubuque, Iowa. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 1906. 928 Seiten, broschiert Mark 16.00.

Es liegt nun der dritte Band des groß angelegten Werkes vor, dessen erster Band (1904) die „Süddeutschen Katechismen" umfaßte. Der zweite Band, die norddeutschen Katechismen enthaltend, und der Schluß des ganzen Werkes (4. Band) sollen später erscheinen.

Stand auch der Katechismusunterricht im Vordergrunde der katechetischen Arbeit des 16. Jahrhunderts, so nahm doch die biblische Geschichte und der Unterricht in der heiligen Schrift einen breiteren Raum ein, als vielfach angegeben wird. Diese ganze Literatur für die Zeit von 1530 bis 1600 wird nun in diesem Bande behandelt. Auf 114 Seiten ist die historisch-bibliographische Einleitung gegeben. Dann folgt auf 804 Seiten der Abdruck der Quellen. 1. Quellen zur Geschichte des Unterrichts in der biblischen Geschichte. Dabei sind elf Werke wiedergegeben, an der Spitze die Catalogi des Braunfels von 1527. 2. Quellen zur Geschichte des Unterrichts in der heiligen Schrift überhaupt: a. Spruchbücher. b. Perikopenerklärungen für die Schule. c. Hilfsmittel zur Einführung in die heilige Schrift. — Was wir bereits zum ersten Bande sagten, das gilt auch vom vorliegenden. Uneingeschränkt

muß zuerst das Lob eines gewaltigen Fleißes, einer eisernen Geduld bei der Aufspürung der zerstreuten Quellen ausgesprochen werden. Das hier behandelte Gebiet war bisher viel zu wenig gewürdigt worden. Ein Blick in die einschlägigen Partien der katechetischen Lehrbücher beweist das zur Genüge. Darum hat sich auch Prof. Reu ein wirkliches Verdienst um die Wissenschaft erworben, das in den Besprechungen seitens der Autoritäten allseitig anerkannt worden ist. Wir wünschen dem Werke weite Verbreitung.

A. M.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh: Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Heausgegeben von D. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1906. Preis jährlich 8 Mk.

Inhalt des 2. Hefts: Widerspruch zwischen der biblischen und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und zwischen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit des Glaubens. Von G. Guericke. — Die neueren Verhandlungen über die Auferstehung Jesu Christi. Von Lic. Steude. — Ein religionsgeschichtliches Jahrgedächtnis. Von Justizrat Richter. — Miszellen. — Theologischer Literaturbericht.

„Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des Februarheftes: Mein Wildpfad zu Gott. Von Peter Rosegger. — Dr. Germaine. von Noëlle Roger. (Fortsetzung.) — Aus baltischer Leidensgeschichte. Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß. — „National“ und Nation. Von Dr. Richard Bahr. — Deutschlands militärische Lage bei der Jahreswende. Von Rogalla v. Bieberstein. — Theologische Laieilitteratur. Von Erwin Gros. — Die Wunderwelt der Meerestiefen. — Sonnenfinsternis und Pflanzenschlaf. — Neues über Nietzsches Wahnsinn. — Wie werden Tiere gezähmt? — Der ontologische und kosmologische Beweis. Von W. Guthke. — Türmers Tagebuch: Revolutionsromantik. Ein Staatsmann. Die Zivilisation ohne Maske. Gottesfurcht und fromme Sitte. Fürstendämmerungen. Preußen in Deutschland voran? — Die russische Novellik der Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Brückner. — Ein Wort über Gerhart Hauptmann. Von Robert Jaffé. — Theatralische Kleinkünste. Von Poppenberg. — Eine Geschichte der russischen Literatur. Von K. St. — Kind und Kunst vom Standpunkte einer Mutter. Von Ida Häny-Lux. — Religiöse Kunst. — Unsere Münzen. — Mozart. 2. Lebensgang und Charakter. Von Dr. Karl Storck. — Zur Mozart-Literatur. Von St. — Kunstbeilagen: M. v. Schwind: Rübezahl. Jeane François Millet: Die hungrigen Schnäbel. Feierabend. — Notenbeilage: Menuett. Curante. Andantino. Von W. A. Mozart.

᪥ Magazin ᪥
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. Juli 1906.

Unverrückbare Grenzsteine.

Ein offenes Wort an Herrn D. Rade und seine Freunde.*)

Von Dr. G. Ecke, ord. Prof. der Theol. in Bonn.

Unsere redaktionellen Anmerkungen zu dem Artikel im letzten Hefte: „Das Gemeinsame in den theologisch-kirchlichen Richtungen der Gegenwart" waren kaum von der Feder trocken, als wir uns anschickten, die in obigem Titel genannte Schrift von Dr. G. Ecke zu lesen, über die wir hier unsere Leser in etwas orientieren wollen.

Die Schrift ist Separatabdruck zweier in der „Positiven Union" erschienenen Aufsätze (No. 8 und 11 des 2. Jahrg.). Diese Aufsätze müssen verstanden werden als Antwort auf eine andere Schrift, die Pfarrer Förster in Frankfurt a. M. ausgehen ließ. Derselbe schrieb: „Weshalb wir in der Kirche bleiben! Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen." Von dieser Schrift ließ er jedem Unterzeichner des Aufrufs ein Exemplar zugehen.

Ueber diese „Landeskirchliche Versammlung" hat die „Rundschau" im Juliheft vorigen Jahres ausführlich berichtet. (S. 306—309). Wir haben dort auch fünf Anträge mitgeteilt, die von der Versammlung angenommen wurden. Unter denselben ist besonders der vierte von größter Wichtigkeit und hat den Zorn der Liberalen in hohem Maße erregt.

Verständigung sucht also Pf. Förster mit den Theologen der positiven Richtung. Und auf dieses Wort der Verständigung versucht Dr. Ecke zu antworten. Pf. Förster möchte die Verständigung dadurch herbeiführen, daß er die Unterschiede zu verwischen sucht und

*) Man sehe die Anzeige obiger Schrift im Maiheft, Seite 235.

absichtlich oder unabsichtlich die Augen schließt vor dem breiten Graben, der zwischen positiver und negativer (moderner) Theologie gähnt.

Dr. Ecke sucht nun den Nachweis zu liefern, daß es allerdings nicht angeht, die moderne Theologie als eine einheitliche Größe zu behandeln und sie als solche, ohne Berücksichtigung der in ihr vorhandenen Wahrheitsmomente und zahlreichen Abstufungen, rundweg zu verurteilen. (S. 18). Dr. Ecke ist sehr belesen in den Kundgebungen der positiven wie modernen Theologen. Er gibt reichliche Zitate von Aeußerungen, welche von Theologen der modernen Richtung ausgingen. Darunter viele von Dr. Rade, Dr. Förster, W. Herrmann und andern. Darunter sind solche Aussprüche, die an sich wohl geeignet wären, ein Verständnis anzubahnen oder doch nicht absolut auszuschließen. Namentlich hat Dr. Rade selbst früher gemeint, daß der Glaube an die Gottheit Christi und das Gebet zum verklärten, erhöhten Herrn, durch welche Christus „in die fast unterschiedslose Einheit mit Gott" erhoben wurde, „eines der sichersten und eigensten Stücke des ursprünglichen Christentums" war. Solche und ähnliche Aeußerungen moderner Theologen sind natürlich geeignet, den unbefangenen Sinn zu bestechen und zu der Meinung zu bringen: Da sind wir ja im wichtigsten Punkte eins und auf die Formulierung der Worte kommt es am Ende nicht an.

Allein Dr. Rade hat die „Christliche Welt" zum Sprechsaal der radikalsten Leugner der Gottheit Christi gemacht. Er deckt mit seinem Schilde auch die am weitesten nach links abgerückten Bestreiter des biblisch-evangelischen Christentums. Von Lehrzucht und einem festen Bekenntnis will er absolut nichts wissen. Die evangelische Gemeinde soll es sich gefallen lassen, der Tummelplatz des wildesten Radikalismus zu werden und nichts weiter sein als ein „Sprechsaal, wo jeder Redner ohne jede Einschränkung und Rücksichtnahme auf den Frieden und das Bedürfnis der Gemeinde seinem Subjektivismus huldigen und die Gemeinde diesem ohne weiteres preisgegeben werden darf." (S. 12 u. 13).

Rade meint, mit seiner warmen persönlichen Ueberzeugung und Herzenserfahrung könne er ganze Schichten wieder gewinnen, die sich nach Höherem, Geistigem sehnen. Ihm und seinen Freunden wäre das Charisma gegeben, solchen Leuten etwas zu sein. „Unsere Seele ist voll von der Zuversicht, daß Gott die Stunde bestimmt hat, wo wir viele zu ihm führen dürfen, die ihm fern waren, und daß diese Stunde nicht fern ist. Um Gotteswillen, hindert diese Stunde nicht! Bannt nicht, flucht nicht, wo ihr segnen sollt!" (S. 13). Wie bestechend klingt diese pathetische Sprache!

Allein Rade geht in seiner Ueberschätzung der historischen Wissenschaft durch dick und dünn mit den radikalsten Kritikern der Gegenwart und nennt es „Brutalität" und „Theologentyrannei", wenn man ein klares und offenes Bekenntnis zu der absoluten Gottesoffenbarung in Christo fordert.

Dr. Ecke weist nun durch allerlei Zitate nach, daß auch unter den

sog. modernen Theologen in der neueren Zeit eine immer tiefer gehende Scheidung sich vollzieht, wobei zugleich offenbar wird, daß alle diejenigen Elemente der Theologie Albrecht Ritschls, welche mit vollem Recht scharfen Widerspruch innerhalb der christlichen Gemeinde hervorgerufen haben, als verhängnisvolles Erbe von der radikalen Richtung übernommen worden sind. Schon W. Herrmann hat Baumgartens Berufung auf Schleiermacher mit dem Bemerken abgelehnt, daß die Vertreter des „neuen Glaubens" gerade diejenige Eigentümlichkeit der Theologie Schleiermachers festhielten, welche zu den geschichtlichen Schranken des großen Mannes gehörte, die also in Wahrheit mit ihm und seiner Generation gestorben sei.

Die von Baumgarten und seinen Gesinnungsgenossen vertretene Theologie sei nicht nur alt, sondern „veraltet". Und wenn etwa Rade sich für seinen Dualismus zwischen persönlicher Religiosität und Theologie auf Schleiermacher berufen und verlangen wollte, daß man in der evangelischen Kirche auch für solche Entwickelungsformen des persönlichen Lebens Raum gewähre, so macht Dr. Ecke mit Recht darauf aufmerksam, daß es doch ein Unterschied sei, ob eine religiös erwecklich wirkende Persönlichkeit in einer großen und erhebenden Aufwärtsbewegung monistische Gedankenformen, die sie an entscheidenden Punkten durchbricht, beibehält, — oder ob in einer rasch sich vollziehenden Abwärtsbewegung ein kirchlicher Parteiführer eine Position nach der andern preisgibt, den schroffsten Angriffen auf biblisch-reformatorisches Christentum durch redaktionelle Nachgiebigkeit Gewicht und weiteste Verbreitung ermöglicht, die größten Ausschreitungen der Prediger der „modernen Religion" mit seinem Schilde deckt, und zugleich weite Kreise von weniger Kundigen durch warme Bekenntnisse christlicher Privatfrömmigkeit über den Ernst und die großen Gefahren der Situation unabsichtlich hinwegtäuscht. (S. 24).

Dem Verlangen einer Verständigung stellt nun Dr. Ecke drei „unabweisbare Grenzsteine" entgegen, auf Grund deren allein man in Verhandlung treten könne.

Die erste ganz unerläßliche Voraussetzung für eine Verständigung sei das gemeinsame Festhalten an der absoluten Gottesoffenbarung in Christo für Theologie und persönliches Christentum.

Die zweite: Verzicht auf den schrankenlosen Subjektivismus (Lehrzucht in der Kirche).

Die dritte: Zurückhaltung gegenüber gefährlicher Bundesgenossenschaft auf allen Gebieten des religiösen Handelns. (Abbruch der Beziehungen zu den christusfeindlichen Judenblättern).

Das sind sehr bescheidene Forderungen gegenüber einer so grundstürzenden Theologie. — Sie stehen im ersten Aufsatz. — Der zweite nimmt Rücksicht auf eine von seiten Dr. Rade's erfolgte Antwort.

Rade vermißt an diesen drei Punkten, daß man durch sie nicht „vor

wirkliche Scheidepunkte" gestellt werde, um die man nicht herum könne; es seien damit keine „Felsblöcke" in den Weg gerollt u. s. w.....

Unser Eindruck ist: Dr. Ecke hat die Form der Grenzsteine zwar wohl gegeben, aber sie sind — zu weich, zu nachgiebig gegenüber diesen sophistischen Herren.

Sein erster Eck- oder Grenzstein müßte geformt sein aus: 1. Kor. 3, 11; 1. Joh. 2, 22. 23; 4, 1—3.

Sein zweiter aus Gal. 1, 8. 9.

Sein dritter aus 2. Kor. 6, 14. 15.

Aus diesen Worten ließen sich granitene Felsblöcke gegen den anstürmenden Unglauben als Grenzsteine zurecht machen.

Und wer ist dann berechtigt, von diesen Grundwahrheiten auch nur ein haarbreit preiszugeben und zu unterhandeln mit solchen, die einmal nicht wollen, daß die genuine evangelische Lehre den Sieg davontrage?

Eine reinliche Scheidung ist das Einzige, was die positiven Theologen vornehmen können gegenüber den Leugnern.

Abbruch aller Verhandlungen, so daß das Volk klar sieht, wo es die lautere evangelische Wahrheit findet.

Würde solche reine Scheidung vollzogen, so würde der Herr auch Segen auf das positive klare Zeugnis legen, die Wahrheit würde siegen und die zwei Heerlager würden von selbst sich bilden, die ja doch nach den Weissagungen der Schrift kommen müssen. Aehnliche Gedanken haben wir im Juliheft v. J. im ersten Artikel ausgesprochen, wo wir hinwiesen, welcher unerhörten Begriffsfälschungen Dr. Rade sich schuldig macht. Nur wenn die Gläubigen in ganzem Ernst sich aufmachen und jedes Paktieren mit dem Gegner aufgeben: „Hie Glaube — hie Unglaube," dann weiß das Volk, wohin es sich wenden soll. — Wir sympathisieren sehr mit einem in „Positive Union", Januarheft 1906, erschienenen Vortrag von Sup. Luther: „Der breite Graben zwischen positiver und negativer (moderner) Theologie." Er hebt scharf die bestehenden Unterschiede hervor und erklärt: „Sich ausschließende Grundsätze lassen keine Vermittlung zu," eine Brücke zu bauen über diesen Graben sei unmöglich.

Das ist ein deutlicher Ton, der überall zu hören sein sollte, dann würden wohl auch manchem der Gegner noch die Augen aufgehen und er würde sich fragen, ob er es mit den Radikalen oder den Positiven halten solle.

Bekenntnis- und Gewissensnot.

Unter obigem Titel hat Dr. Dennert in „Glauben und Wissen", Januarheft 1906, einen sehr beachtenswerten Artikel, auf welchen wir in Kürze hinweisen möchten. Er sagt da u. a. etwa folgendes:

Vielfach wird heute behauptet, in dem Bekenntnis der Kirche sei die Gewissensnot vieler begründet, weil Dinge, wie die jungfräuliche Geburt und die göttliche Natur Christi, sowie seine leibliche Auferstehung

dem modernen Denken widersprechen; dieses aber (das moderne Denken) gründet sich auf der durchgängigen Naturgesetzmäßigkeit, die nicht durchbrochen werden kann.

Mit Recht sagt Dr. Dennert, daß letztere Anschauung eine dogmatische sei; der Kulturmensch lenkt selbst andauernd die Naturkräfte und -gesetze nach seinem Willen. Die Sache liegt eigentlich anders: viele heutige Menschen glauben nur noch an allmächtige Naturgesetze und Naturkräfte, aber nicht an einen freien, allmächtigen, persönlichen, außerweltlichen Gott. Damit aber stehen sie schon außerhalb des Glaubens der christlichen Kirche überhaupt.

Damit trifft Dr. D. den Nagel auf den Kopf! Solche Leute sollten nicht über Gewissensnot klagen und der Kirche die Schuld geben, von ihr verlangen, daß ihretwegen das Bekenntnis der Kirche geändert werde. Sie haben den freien, allmächtigen Gott verloren, der ist ihnen zu einer ohnmächtigen Weltseele herabgesunken. Die Not liegt nicht im Bekenntnis der Kirche, sondern in dem modernen Dogma von der absoluten Starrheit und Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze. Andere, welche ihren Gottesglauben bewahrt haben, wissen nichts von dieser Not!

Nun fordern die mit dem christlichen Gottesglauben zerfallenen evangelischen Geistlichen, daß die Kirche ihr Bekenntnis ändere, um die Gewissensnot jener modernen Rationalisten zu heben! Hier fragt es sich nun: Hat die Kirche die Pflicht angesichts dieser (sogenannten!) Gewissensnot ihr Bekenntnis zu ändern? Es ist unleugbar zurzeit nur eine Minorität, die das fordert; hat die Majorität Recht und Pflicht, solcher Forderung entgegen zu kommen?

Dr. D. anwortet zunächst: Nicht eine Abänderung des Bekenntnisses ist Pflicht der Kirche; wohl aber ist es ihre Pflicht, ihre schwachen, von dem modernen Zeitgeist angekränkelten Glieder in Geduld und Nachsicht zu tragen.

Damit stimmen wir vollständig überein, sofern es sich um solche Glieder handelt, die kein Lehramt innehaben innerhalb der Kirche. Leute aber, die den lebendigen Gottesglauben verloren haben, können unmöglich als zur Führung eines Lehr- und Predigtamtes qualifiziert und berechtigt anerkannt werden innerhalb der Christus gläubigen Kirche. Da trifft Dr. D. später das allein Richtige, wenn er sagt: „Die in Gewissensnot Geratenen sollten die allein richtige Konsequenz ziehen und eine neue Kirchengemeinschaft gründen, um dann der Welt zu zeigen, was sie leisten können, wenn sie unter sich sind.“ — Freilich der von Bousset und andern zurechtgebraute Homunkulus, den sie „der historische Christus“ zu nennen belieben, wird keine gemeinschaftsbildende Kraft beweisen, das wissen die Herren gar wohl. Für einen solchen Christus wird niemand Gut, Blut und Leben einsetzen!

Ein Jurist, A. Aßmann, ein Greis von 84 Jahren, hat, wie Dr. D. berichtet, eine kleine Brochüre veröffentlicht: „Ideen zu einer

Neureformation der lutherischen Kirche."*) Aßmann nimmt Anstoß an der jungfräulichen Geburt, und nimmt an, daß Jesus ein Mensch war, wie wir, und daß er sich als „Gottes Sohn" bezeichnet hat in demselben Sinn, wie wir uns Gottes Kinder nennen.

Zum ersten Punkt bemerkt Dr. Dennert: „Ich halte das Dogma von der jungfräulichen Geburt gar nicht für einen Glaubensartikel, an dem Heil und Seligkeit hängt. Mir ist viel wichtiger, ob Christus göttliche Natur hatte oder nicht. Das hängt aber nach meinem Dafürhalten von der jungfräulichen Geburt gar nicht ab, wie man oft meint. Gott kann in seiner Allmacht doch gewiß Mittel und Wege gefunden haben, daß er die Erbsünde in einem auf „natürliche" Weise entstandenen Menschenkind überwand und gerade dadurch, daß sein Geist in diesem in ganz anderer Weise wohnte als in uns Menschen. Zudem bleibt die Schwierigkeit der Erbsünde auf jeden Fall bestehen, da ja Maria ein sündiger Mensch war, und die katholische Ansicht von der unbefleckten Empfängnis der Maria diese Schwierigkeit nur weiter hinausschiebt. Daher kann es für mich gar nichts ausmachen, ob die Stelle von der jungfräulichen Geburt im Apostolikum fällt oder nicht."

Wir können hier Dr. D. so weit entgegenkommen, daß wir bereitwillig zugeben: Heil und Seligkeit hängt nicht an dem Glauben an die Jungfrauengeburt. Wer nur die Gottessohnschaft Jesu Christi bejaht in so positivem Sinn, wie Dr. D. es nachher tut, der wird sicher nicht fehl gehen, wenn er Jesum ergreift als den einzigen Hort und Fels seines Heils. Wem aber Jesus nur ein Mensch ist wie wir und alle andern, dem kann er ja nicht Erlöser, Heiland und Herr sein.

Auf der andern Seite aber müssen wir Herrn Dr. D. in aller Hochachtung bitten, sich doch bekannt zu machen mit dem Heft No. 5: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 9. Jahrg., das wir im Märzheft, Seite 148, angezeigt haben. Dort findet er im zweiten Vortrag von Dr. E. Schäder von Seite 195 an gerade die einschlägigen Fragen aufs Schärfste verhandelt.

Er wird dort finden, daß der Begriff „göttliche Natur Christi" und „Gottessohnschaft Christi" heutzutage scharf präzisiert werden muß, wenn man es mit „moderner" Theologie des neuen Glaubens einerseits und mit „moderner Theologie des alten Glaubens" anderseits zu tun hat. Was will das sagen: „Göttliche Natur Christi"? Wer damit vollen Ernst machen will muß doch damit sagen: Christus ist Gott, nur eben in der Bestimmtheit, daß er Sohn und nicht Vater ist. „Christus ist Gott," d. h. er unterscheidet sich von uns Menschen ebenso toto coelo, wie sich Gott, der Schöpfer, von dem Geschöpf unterscheidet! „Christus ist Gott," d. h. er ist „der Herr der Welt," er ist der Herr über die Geister (darum kann er Sünden vergeben und kann Richter der Welt

*) Berlin, Bruer & Co. 1905. 32 S. 0.50 M.

sein), er ist Lebensquell, wie Gott, darum kann er Leben geben und — auch entziehen!

„Christus ist Gott," wer das in vorgenanntem Sinne bejaht und diesen Satz folgerichtig durchdenkt, der wird konsequenterweise weiter geführt: zur persönlichen Präexistenz Christi, zur übernatürlichen Entstehung des Menschen Jesus, und zur Jungfrauengeburt.

„Ist Christus Gott" in obigem Sinne, wie kann man den Gedanken vollziehen, daß er nicht von Ewigkeit persönlich-gottheitlich existiert habe? Dann wäre er im besten Falle doch nur ein gewordener oder gar geschaffener Gott! Seeberg verneint die persönliche Präexistenz Christi, nach ihm existiert nur der Wille Gottes ewig, daß der Sünder selig werde und daß eine Kirche in der Welt sei. Dieser ewige Gotteswille schafft sich an einem bestimmten Punkt der Geschichte den Menschen Jesus, um ein Organ für die Verwirklichung der Absichten Gottes in der Welt zu werden. Er sagt: in diesem so geschaffenen Menschen Jesus lebt der ganze Gott; und zwar als das, woraus Jesu ganzes Leben hervorgeht. Das ist für Seeberg die Gottheit Christi. Können wir damit uns zufrieden geben? Ist Jesus Herr der Welt, dann muß er vor der Welt, muß selbst ewig sein. Ist er nicht ewig, dann ist er geschaffen, ist Kreatur, dann kann er nicht Herr der Welt sein! Wer geschaffen ist, steht im Range der übrigen persönlichen Kreaturen; er wird gerichtet, ist von Gottes Gnade abhängig, hat Gott als seinen Herrn über sich. Dann rückt Jesus in die Sellung eines hochbegnadigten Geschöpfes, das durch einen Willensakt Gottes den Vorrang bekommen hat über die andern, er ist ein Sohn, wie andere Söhne auch, nur — bevorzugt.

Nicht von Natur ist er Herr und Richter der Welt, sondern durch einen Gnadenakt Gottes. Hat dagegen Jesus sich gewußt als den gottheitlichen Sohn Gottes, dann hat er sich auch als präexistent gewußt und die Aeußerungen des johanneischen Jesus, des Johannes und Paulus müssen als geschichtlich-übergeschichtliche Wahrheit gelten.

„Ist Christus Gott," so schließt das die übernatürliche Entstehung des Menschen Jesus ein. Wer mit der Gottheit Jesu Christi Ernst macht, und sie nicht nur als einen verliehenen, dekorativen Titel betrachtet, der wird in zwingender Schlußfolgerung sagen müssen: Dieser Mensch Jesus kann unmöglich natürlich entstanden sein, d. h. aus der Verbindung von Mann und Weib. Wäre er so entstanden, so würde er dem natürlichen Zusammenhang der Dinge entstammen. Wenn so entstanden, so wäre er aus der Welt oder von unten, er wäre nicht von oben. Aber der natürliche Zusammenhang der Dinge oder die Welt kann doch unmöglich ihren Herrn hervorbringen; sie kann nur ihresgleichen produzieren, aber nicht ihren Gott und Herrn.

Ist Christus Herr der Welt, so kann er nicht von unten, sondern er muß von oben stammen, wie er im Joh. Ev. von sich aussagt. Stammt aber Jesus nicht aus der natürlichen Verbindung von Mann und Weib, dann kann er nur aus Gott stammen.

Jesus ist ja aber doch ein geschichtlicher Mensch, hat jüdisch-nationale Eigentümlichkeiten, das Jüdische bei ihm ist doch nicht nur anerzogen, sondern angeboren. Woher hat er denn dieses geschichtlich-jüdische Wesen bekommen? Ist die Erzeugung von Mann und Weib ausgeschlossen, so bleibt nur — die Jungfrauengeburt. Gott hat doch nicht den Menschen Jesus, der ein Jude war, ohne jedes menschliche Zutun ins Dasein gesetzt! Er hat nicht schöpferisch aus dem Nichts einen Juden gewirkt, — und in das Haus eines Juden gebracht! Das wäre Mythologie der krassesten Art! Dann bleibt aber, wenn Jesus als echter Gottessohn und Herr der Welt keiner Ehe entstammt, nur die Geburt aus der Jungfrau übrig.

Diese aber müssen wir auch festhalten aus Gründen, die Hebr. 2, 11—18 darlegt. Er mußte unser Blutsverwandter, unser Bruder werden, unser geschwächtes Fleisch und Blut haben, um allenthalben versucht, ein Erlöser werden zu können für seine Brüder. Ohne die Blutsverwandtschaft fehlte das rechtliche Band, für seine Brüder als Mittler und Erlöser eintreten zu können.

Das sind die unabweisbaren Konsequenzen, die in dem Bekenntnis zur Gottheit Christi im vollen und ganzen Sinne liegen. Von diesen Ausführungen aus beurteile man nun Aßmanns neues Glaubensbekenntnis, das er vorschlägt, um dem Konflikt mit den modernen Theologen ein Ende zu machen, und ihnen die Möglichkeit zu bieten, ohne Gewissensnot in der Kirche zu bleiben. Dr. Dennert teilt uns dieses Glaubensbekenntnis mit folgenden Worten mit:

1. Artikel: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer und Regierer Himmels und der Erden." — Hierzu ist zu bemerken: weshalb soll denn das „den Vater" ausfallen? Ist dies doch gerade das Große und Neue, was uns Christus gebracht hat. — Durch das „Regierer" wird übrigens dieser Artikel enger als der 1. Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

2. Artikel: „Und an Jesum Christum, geboren aus dem Samen Davids nach dem Fleisch und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist. Welcher dazu geboren und in die Welt gekommen ist, daß er die Wahrheit zeugen und uns von der Sünde erlösen sollte, welcher hat gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget und gestorben ist, aber wieder auferstanden von dem Tode, und sich nach seiner Auferstehung sowohl seinen Jüngern wie andern wiederholt kundgegeben hat." — Der Verfasser glaubt freilich selbst nicht, daß diese Worte, obwohl sie sich an Bibelstellen anlehnen, allen freisinnigen Geistlichen genehm sein werden; daher stellt er anheim, den Schluß zu ändern, jedoch unter Belassung des „auferstanden von dem Tode".

3. Artikel: „Ich glaube an unsere Auferstehung nach dem Tode und ein ewiges Leben, welches ein Leben ewiger Seligkeit sein wird für diejenigen, die hier an Jesus Christus geglaubt und demgemäß ihr Leben geführt haben." — Der Heilige Geist wird also hier — übrigens ohne vorhergehende Kritik — völlig ausgeschaltet.

Mit solchen Präparaten soll der „Gewissensnot" der Modernen abgeholfen werden, um die Gewissensnot der andern, die diesen Schwindel nicht mitmachen wollen, braucht sich die Kirche ja nicht zu kümmern, die sollen sehen, wie sie fertig werden!

Nein, Dr. Dennert hat Recht: Nur eine reinliche Scheidung kann da Abhilfe schaffen. Sie, die mit dem ganzen alten Christusglauben zerfallen sind, sollen aufhören, ein Recht zu beanspruchen, innerhalb der Kirche, die in ihrer überwiegenden Mehrheit den alten Glauben bekennt, ihren neuen Glauben an Stelle des alten zu setzen. Sie die als Fortsetzer der Reformation sich gebärden, sollen den Schritt tun, den Luther tat: Sie sollen brechen mit der alten Kirche, die von ihrem modernen Fündlein nichts wissen will und nicht verlangen, daß die Altgläubigen hinausgehen und ihnen nun die ganze Erbschaft hinterlassen! Scheidung und Neubildung liegt nicht denen ob, die an dem Christus der Bibel festhalten, auf dem die Kirche gegründet ist, sondern denen, die mit dem alten Glauben zerfallen sind. Vermittlung ist und bleibt da ausgeschlossen.

Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten.

Von Pastor A. Mücke.

Der Kolonialperiode zweiter Abschnitt: Die katholische Kirche in den französischen Kolonien.

In der Methode sehr verschieden von der spanischen, ungemein großartiger und weitschauender waren die Missionspläne und Kolonisationsbemühungen des katholischen Frankreich. Hier war System in den Unternehmungen und ein unvergleichlicher Erfolg, so daß es wie ein Wunder erscheint, wenn auf einmal die Frucht 160jähriger unausgesetzter Arbeit scharfsinniger Staatsmänner, kühner Entdecker und heldenhafter Missionare einer andern und zwar einer protestantischen Macht in den Schoß fällt.

Die Fahrten der Fischer aus der Bretagne und Normandie, die Entdeckungen eines Verrazano (1524) und eines Cartier (1534) öffneten den Weg zur Gründung von „Neu-Frankreich" in Nord-Amerika. Wenn gleichwohl ein volles Jahrhundert verstreichen konnte (1504—1604), ehe Frankreich energisch in der Neuen Welt auftrat, so war es sicherlich nicht die zarte Rücksicht „der Allerchristlichsten Könige" auf die berühmte Teilungsurkunde des Papstes, was sie von überseeischen Unternehmungen zurückhielt. Die heimatlichen Verhältnisse und die kriegerischen Verwickelungen waren das Haupthindernis, in einem fernen Weltteile die französische Flagge aufzupflanzen. Es war das Zeitalter der Reformation. Auch Frankreich wurde durch die Kämpfe religiöser Meinungen in seinen Grundfesten erschüttert. Die Glaubenssätze und Lehren Calvins im Gegensatz zu dem Glauben und den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche hatten große Volksmassen zu Gewalt und

Feindseligkeit gegen einander wachgerufen. Die sogenannten „Hugenottenkriege“ (1562—1598) verschlangen alle andern Ideen; kein Wunder, daß die französische Regierung keine weiteren Entdeckungs- und Kolonisationsversuche machte.

Unter Heinrich IV., nach Beendigung der innern Religionskriege durch das Edikt von Nantes und des Krieges mit Spanien (beides 1598), wurden Maßregeln zur Wiederherstellung des zerrütteten Wohlstandes und der Finanzen getroffen. Dieser dem Lande so wohltuende Umschwung war namentlich dem Staatsmanne Sully, der, ungleich seinem Herrn, dem reformierten Glauben treu geblieben war, zu verdanken. Die Franzosen begannen nun, ihre Aufmerksamkeit der Neuen Welt wieder zuzuwenden.

Der königliche Kammerherr, Sieur de Monts, ein reicher Hugenotte, erhielt am 8. November 1603 die Erlaubnis, La Cadie oder Acadia zu kolonisieren; ein Gebiet, das sich vom 40. bis 46. Grad nördlicher Breite, oder von Philadelphia bis über Montreal hinaus erstreckte. Er ward zum Generalleutnant von Acadia ernannt, mit der Gewalt eines Vizekönigs bekleidet, und erhielt das Monopol des Pelzhandels, zu dessen Gunsten alle früheren Bewilligungen für null und nichtig erklärt wurden. Im Mai 1604 landete de Monts mit zwei Fahrzeugen und 120 Kolonisten in dem jetzigen Nova Scotia und erforschte die dortigen Küsten. Dabei setzte sich ein Teil seiner Leute unter Poutrincourt an einer günstigen Hafenstelle fest, welche sie Port Royal nannten (jetzt Annapolis). De Monts aber fand in der Mündung des St. Croix-Flusses eine schöne kleine Insel und baute dort ein Fort. Seine Mannschaft war aus den besten und schlechtesten Elementen zusammengesetzt. Neben Dieben und Raufbolden, die man mit Gewalt an Bord geschleppt hatte, befanden sich Freiwillige von Rang und Geburt. Katholiken und Hugenotten waren vertreten; jene hatten einen Priester und diese einen Prediger bei sich. Die Bekehrung der Indianer war die Lieblingshoffnung der Protestanten Frankreichs, und es wurde in dieser Richtung viel von den Kolonisten erwartet. In LaRochelle betete die Gemeinde täglich für diesen Zweck.

Champlain aber schreibt über die Missionstätigkeit der Katholiken und Protestanten: „Eins muß hier bemerkt werden, daß zwei einander entgegengesetzte Religionen nie große Resultate in der Bekehrung der Heiden hervorbringen können. Denn ich sah den Prediger und den Priester miteinander mit Fäusten fechten, während sie über religiöse Differenzen handelten. Die Indianer hielten es bald mit dem einen, bald mit dem andern; leichtfertige Franzosen verspotteten beide, obwohl Sieur de Monts alles tat, um Frieden zu halten.“ Als der Priester und der Hugenottenprediger auf einen Tag starben, legten die Matrosen beide in ein Grab, um zu sehen, ob sie sich im Tode vertragen könnten. Dies alles geschah mit Gespött, in das Katholiken und Hugenotten einstimmten.

Immerhin ist de Monts oder Neutral Island, zu Maine gehörig,

an der Grenze von New Brunswick, der Ort in den Ver. Staaten, an dem zuerst und zwar im Sommer 1604 die Messe gefeiert wurde und Psalmengesang erschallte.

Im Jahre 1608 legte Samuel de Champlain die Stadt Quebec am St. Lawrence-Strome an, die erste dauernde französische Ansiedlung in Canada. Während des ersten Vierteljahrhunderts betrug die Bevölkerung nie mehr als hundert Personen. Im Mai 1615 kamen vier Rekollekten (Zweig des Franziskaner-Ordens) nach Quebec, um für die geistlichen Bedürfnisse der Ansiedler zu sorgen, und um die umliegenden Indianerstämme zu bekehren. Soldaten, Händler und Priester bilden von Anfang an den Grundstock der französischen Kolonien. Nicht auf Ackerbau, sondern auf Handel war es abgesehen. Von den Rekollekten gerufen, gelangten die ersten Jesuiten nach Canada (1625). Unter ihnen befand sich Jean de Brebeuf. Nach 1632 hatten sie allein das Feld inne und machten Quebec zum Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit in Neu-Frankreich.

Montreal ward 1642 gegründet durch Maisonneuve. Dort ließen sich die Sulpicianer nieder. Diese beiden Niederlassungen: Quebec und Montreal, und diese beiden Mönchsorden: Jesuiten und Sulpicianer, waren die Ausgangspunkte und die Mittel für die großartige religiöse Arbeit des französischen Katholizismus in Nord-Amerika. Eine Linie von Maine bis Duluth, von Duluth bis New Orleans zeichnet in großem Umriß den Gang der Missionen.

1. Die Missionen in Maine.

In Frankreich hatte man anfangs die Jesuiten aus nationaler Antipathie mit großem Mißtrauen betrachtet. Erst auf dem Konvente zu Poissy 1561, auf welchem der Ordensgeneral Lainez persönlich erschien, gelang es ihnen unter beschränkenden Bedingungen Zulassung zu erhalten, nicht einmal unter ihrem Namen, sondern nur als Collège de Clermont (so hieß ihr Ordenshaus in Paris) sollten sie auftreten. Gegen Heinrich IV. intrigierten sie auf jede Weise. Nach seinem Einzuge in Paris weigerten sie sich, obgleich er zur römischen Kirche übergetreten war, für ihn zu beten, weil er noch nicht vom päpstlichen Banne gelöst sei. Infolge des Attentats Chatels (1594) wurden sie aus dem Reiche vertrieben, aber 1603 hob der König das Verbannungsdekret wider den Orden auf. Durch ihn hoffte er auch unter der klerikalen Korporation für sich eine Partei zu gewinnen, auf deren Klugheit und betriebsame Tätigkeit er zählen konnte; ja er ging so weit, den Jesuitenpater Cotton zu seinem Beichtvater zu wählen. Die Gesellschaft zeigte ihm dafür dankbare Ergebenheit, sie vertauschte in ihrer Ordenspolitik die Begünstigung der spanischen Interessen mit der der französischen und blieb dieser Richtung auch unter Heinrichs Nachfolgern treu. Mächtig war allerdings der Einfluß, den sie von jetzt an hier ausübten. Zur Stärkung desselben trug insbesondere der Ruhm bei, den ihre Missionare in Neu-Frankreich erwarben.

Eine enthusiastische Bewunderin der Gesellschaft Jesu, Madame de Guercheville, setzte alle Hebel in Bewegung, als es galt, die ersten Jesuiten nach der Neuen Welt zu entsenden. Und als Pierre Biard und Enemond Massé zu Pfingsten des Jahres 1611 in Port Royal landeten, standen sie da als die Avantgarde eines langen Zuges, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eintreffen sollte. Zwei Jahre später legten sie, verstärkt durch Zuzug aus Frankreich, eine Station auf der Insel Mount Desert, an der Küste von Maine, an, welche aber englische Freibeuter bald wieder zerstörten und zugleich Port Royal einäscherten. Im Jahre 1633 übertrug der Kardinal Richelieu die Mission in Maine an die Kapuziner. Sie hatten Stationen überall an den Punkten, die am meisten von den französischen Pelzhändlern besucht waren. Aber sie beschränkten ihre Tätigkeit nicht auf ihre Landsleute. Die Tatsache, daß Richelieu ihnen die Mittel bewilligte, eine Indianerschule zu gründen und zu erhalten, beweist, daß sie in der Heidenmission tätig waren. In Maine lebte damals ein Zweig der Algonquin-Familie, die Abenakis. Am obern Kennebec (Norridgewock) hatten sie einen festen Wohnsitz und bebauten die umliegenden Felder, wenn sie nicht beim Jagen und Fischen waren. Die Irokesen waren die geschworenen Feinde dieses Stammes, wie der ganzen Algonquinnation. Daher ist es zu begreifen, daß die Abenakis sich zu den Franzosen freundlich stellten und immer ihren Schutz suchten. Sie kamen des öftern in die französischen Ansiedlungen und Missionen am St. Lawrence. Einige ließen sich dort taufen, kehrten in ihre Heimat zurück und veranlaßten, daß eine Deputation nach Quebec gesandt wurde, die um Missionare bat.

Der unternehmungslustige Jesuit Druilletes folgte im August 1646 der Einladung und blieb etwa zehn Monate unter ihnen. Er lernte ihre Sprache, pflegte die Kranken und taufte einige sterbende Kinder. Die Indianer erbauten ihm eine Kapelle und erwiesen ihm Achtung und Liebe trotz aller Opposition der Medizinmänner. Drei Jahre später kehrte er zurück, nicht bloß als Missionar, sondern als politischer Agent, beauftragt, mit den „Vereinigten Kolonien von Neu-England" ein Bündnis zu schließen. So kam er nach Boston und besuchte John Eliot, der damals von Roxbury aus eine segensreiche Indianermission angefangen hatte.

Viele Jahre lang war nun die Arbeit der französischen Missionare in Maine unterbrochen. Kein einziger Glaubensbote weilte unter den Abenakis. Nur häufige Besuche derselben in den Missionsstationen am St. Lawrence hielten die Verbindung mit den Franzosen und Jesuiten aufrecht. Und wenn seit 1688 wieder und zwar an mehreren Orten Stationen errichtet waren, so standen die Kriege der Franzosen mit den englischen Kolonien jeder ruhigen Entwickelung im Wege. Die Maine-Indianer standen auf der Seite Frankreichs. Die Jesuiten wurden als die Hetzer angesehen, und so trafen Nationalhaß und religiöser Fanatismus zusammen, um jene Grenzstreitigkeiten zu abscheulichen Schlächtereien zu machen.

In jener Zeit war der Jesuit Sebastian Rale am Kennebec der Mann, der von den Puritanern von Neu-England am gründlichsten gehaßt wurde. Als die Regierung von Massachusetts im Juli 1722 den Abenakis den Krieg erklärte, war es auf Rale besonders abgesehen. Norridgewock wurde 1724 durch Colonel Moulton überrumpelt und zerstört. Der Missionar starb eines schmachvollen Todes.

Frankreich verlor alle seine amerikanischen Besitzungen an England (1763). Das war der Todesstoß für die Mission in Maine.

2. Die Missionen in New York.

Im allgemeinen wußten die Franzosen mit den Indianern gut umzugehen; sie verstanden, ihre Freundschaft zu gewinnen und zu erhalten. Nur in einem Falle hatten sie sich die Todfeindschaft eines mächtigen Indianerbundes für immer zugezogen. Als Champlain 1609 eine Horde befreundeter Indianer auf einem Kriegszuge gegen die Mohawks begleitete und mit seiner Feuerwaffe einen Häuptling tötete, hatte er das Schicksal Frankreichs in Nord-Amerika besiegelt. Das Echo dieses Schusses erklang 150 Jahre hindurch in fortwährenden Kriegen gegen die Irokesen und die Engländer und erstarb erst, als Montcalm fiel und Quebec von den Engländern genommen wurde. Diese „Römer der westlichen Welt", die „Fünf Nationen", von den Franzosen Iroquois genannt, bildeten eine Konföderation, bestehend aus den Stämmen der Senecas, Cayugas, Onondagas, Oneidas und Mohawks, welche alle das Land innerhalb des gegenwärtigen Staates New York innehatten.

Die Missionsversuche in New York sind Ausläufer der missionarischen Arbeiten in der jetzigen Provinz Ontario. Auf dieser Halbinsel hausten die Huronen, und dort befanden sich die berühmtesten Missionen der Jesuiten. Die Irokesenmissionen stehen nun auf zweierlei Weise mit der Huronenmission in Zusammenhang. Die Irokesenmissionare waren Männer, die vorher unter den Huronen gearbeitet hatten, und nach der Zerstörung der Huronenmissionen (1649) wurde eine große Anzahl von Huronenchristen in die „Fünf Nationen" oder Irokesen-Föderation eingegliedert. Der Einfluß dieser Christen trug dazu bei, daß in späteren Jahren die Jesuiten in das Irokesenland eingeladen wurden.

Der erste Aufenthalt von Missionaren in New York aber war ein ganz unfreiwilliger. Unter den Jesuiten im Huronenlande befanden sich Isaac Jogues und Charles Raymbaut. Beide folgten 1641 einer Einladung der Chippewas und predigten zu Sault Ste. Marie, im heutigen Chippewa County, Mich. Sie waren die ersten Glaubensboten, die Michigans Boden betraten. Der Besuch war nur ein kurzer. In Quebec gedachten sie Vorräte für die neue Mission zu holen. Da fielen sie auf dem Rückwege von dort, in der Nähe des heutigen Sorel, in einen Hinterhalt der Mohawks (August 1642). Fast alle Begleiter wurden niedergemacht, einige gefangen genommen, unter ihnen Isaac Jogues und zwei Franzosen. Die siegreichen Wilden traten mit ihren Gefangenen den Rückweg zu ihren Behausungen am Mohawk-Flusse an. Es be-

gannen die Tage der Leiden und Qualen. Guillaume Couture wurde in den Stamm aufgenommen, weil er die Tortur mit hervorragender Tapferkeit ertragen hatte; René Goupil fiel nach Erduldung der ausgesuchtesten Grausamkeiten unter dem Tomahawk. Jogues mußte in jeder Niederlassung Spießruten laufen; an den Baum gebunden, ward sein Körper langsam geröstet, Hände und Füße wurden ihm verstümmelt. Aber auch so suchte er unter den christlichen Huronen, die mit ihm gefangen waren, seines priesterlichen Amtes zu walten, indem er sie zum geduldigen Leiden ermahnte und ihnen den Himmel als Lohn verhieß. Endlich ward er nach 15monatlicher Gefangenschaft durch die Holländer im Fort Orange (Albany) befreit. Johann Megapolensis, der dortige holländische Pastor, war hervorragend dabei beteiligt. In Neu-Amsterdam (New York), wohin man ihn brachte, wurde er vom Gouverneur Kieft und von der Bevölkerung freundlich aufgenommen und nach Frankreich weiter befördert.

Bald aber kehrte er wieder nach Canada zurück. Die Aussichten für die Mission unter den Mohawks schienen jetzt günstig zu sein. Da wo heute das Städtchen Auriesville, Montgomery County, N. Y., steht, ward er von den Mohawks verräterisch überfallen und samt seinem Gefährten ermordet. Es war am 18. Oktober 1646; eine kleine Kapelle bezeichnet den Ort seines Märtyrertodes. Das dritte Plenar-Konzil zu Baltimore (Nov. 1884) bat den heiligen Stuhl, die Angelegenheit der Heiligsprechung des „Apostels von New York“ einzuleiten.

Von kurzer Dauer war die erste Missionsarbeit unter den Onondagas, die zuerst sehr verheißungsvoll angefangen hatte. Wo jetzt Syracuse liegt, stand die erste Kapelle. Ein besserer Punkt hätte nicht gewählt werden können. Soldaten, Kolonisten und Jesuiten entgingen aber am 20. März 1658 nur durch eine List ihrem Tode. Mehrere Jahre wütete ein blutiger Krieg gegen die Franzosen. Die Onondagas erbaten gleichwohl nach Beendigung der Feindseligkeiten wiederum Missionare. Nur geringes Vertrauen konnte man in das Versprechen eines Irokesenstammes setzen. Aber der Veteran LeMoyne übernahm die gefahrvolle Sendung. Unterdessen dauerte der Krieg der Franzosen gegen einige Irokesenstämme fort. Da beschloß der Gouverneur von Canada, diesen hartnäckigen Wilden eine derbe Züchtigung angedeihen zu lassen. An der Spitze von 1200 französischen Soldaten und 100 Indianern drang er in das Gebiet der Mohawks ein, trieb ihre Streitkräfte vor sich her und zwang sie und alle andern Stämme, demütig um Frieden zu bitten (1666). Und nun schien sich der Traum der Jesuiten von der Bekehrung aller Irokesen zu erfüllen. Nach ihren Berichten (und andere besitzen wir nicht) hatte jeder der fünf Stämme seine Kirchen und Missionare. Trotzdem muß vom Aufhören aller Missionen in New York geredet werden. Dafür gab es verschiedene Ursachen. Die Auswanderung der getauften Mohawks nach Canada machte der Mission unter diesem Stamme ein Ende. Politische Vorgänge führten zum Aufgeben aller andern. England beanspruchte das Gebiet des heutigen Staates

New York, und bald zog der letzte Missionar — Jean de Lamberville — ab. Damit war die eigentliche Heidenmission seitens der Jesuiten beendigt. Denn nur zufällig trieben die Kapläne in den französischen Forts Mission. Von Erfolg verlautet vollends nichts.

3. Die nordwestlichen Missionen.
(Michigan und Wisconsin.)

Während der Verkehr der Holländer mit den Indianern noch auf die Nachbarschaft von Fort Orange am Hudson beschränkt war und fünf Jahre vor dem Beginn der Missionsarbeit John Eliots unweit Boston, pflanzten französische Missionare das Kreuz in Sault Ste. Marie, Michigan, auf. (1641). Einige Jahre später finden wir sie dort, wo jetzt Duluth liegt. Dabei ging die Gesellschaft Jesu äußerst klug zu Werke. Sie sandte in diese unermeßlichen Arbeitsfelder des Westens ihre besten Männer, welche in glühendster Begeisterung für die Bekehrung eines ganzen Weltteils Frost und Hunger, Not und Tod gerne erduldeten. Selten haben in der Geschichte glaubensfreudige Männer mit solchem Eifer und Ernst und mit so vielseitiger Tätigkeit alle Schwierigkeiten, Drangsale und Gefahren der Wildnis auf sich genommen, wie die Sendlinge der französischen Kirche. Die Energie, Festigkeit, Gewandtheit dieser Männer waren geradezu wunderbar, und man muß die ergreifenden Berichte ihrer Reisen und Kämpfe, ihres Märtyrertodes und der diesem vorausgehenden grausamen Behandlung seitens ihrer Feinde lesen, um von Bewunderung erfüllt zu werden. Und dabei kann man von Herzensgrund ein überzeugungstreuer Protestant sein und bleiben.

Die Huronen-Mission, die beste Hoffnung der canadischen Jesuitenmission, wurde 1649 zerstört. Die Huronen hörten auf, als Nation zu existieren; sie wurden zerstreut, und viele suchten eine Zuflucht im Westen. Es dauerte mehr als zehn Jahre, bevor die Missionare ihren exilierten Neophyten folgen und über den Huron-See hinaus vordringen konnten.

Im Jahre 1661 erreichte der betagte Jesuit René Ménard die Keweenaw Bay, Baraga Co., Mich., und begann dort eine Mission. Christliche Huronen im Innern des Landes luden ihn zu einem Besuche ein. Auf dem Wege dahin wurde er von seinem Gefährten getrennt und ward nicht mehr gesehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging er durch Hunger oder durch den Tomahawk zu Grunde (1662). Claude Allouez folgte, denn „die Jesuiten gingen niemals einen Fuß zurück.“ Er errichtete seine Mission in Ashland oder Chequamegon Bay am 1. Oktober 1665 und nannte den Ort „La Pointe du Saint Esprit“. Er reiste fortwährend von Stamm zu Stamm; der Erfolg war langsam und gering. Nach zwei Jahren kehrte er nach Quebec zurück und brachte Louis Nicolas als Gehilfen mit. Die beiden predigten 25 verschiedenen Stämmen, aber gewannen nur wenige für die Kirche. Außer den gewöhnlichen heidnischen Ideen und Gebräuchen stand hier noch ein ande-

res Hindernis ihrer Arbeit im Wege. Es war das schlechte Beispiel der Pelzhändler, die dort in der Wildnis bei den Indianern zu Indianern wurden und alle Laster der Weißen ausübten. Wohl versah der Bischof von Quebec die Missionare mit der Vollmacht, gegen die Skandale dieser Halbbarbaren kräftig aufzutreten und sie von den Missionsstationen fern zu halten. Das Uebel blieb trotzdem, da keine Exkommunikation oder sonstige kirchliche Strafe Eindruck machte.

Im Jahre 1668 kam weitere Hilfe: Jacques Marquette und Louis le Boesme. Marquette war 1637 zu Laon in Frankreich geboren. In seinem 17. Jahre trat er in den Jesuitenorden. Sein Vorbild war der Patron der katholischen Weltmission — Franz Xavier. Sein höchster Wunsch bestand darin, zu den fernen Heiden gesandt zu werden, ein Wunsch, der ihm überreichlich in Erfüllung ging. Denn als er am 20. September 1666 in Quebec gelandet war, stand ihm ganz Nordamerika offen. Nach eifrigen Studien einiger Indianersprachen wurde er für die Missionen am Superior-See bestimmt. Er stand damals im 31. Jahre, war kräftig, gesund und unternehmungslustig, Eigenschaften, die für einen Missionar und Bahnbrecher unumgänglich nötig sind.

Die Missionen wurden jetzt organisiert, und Claude Dablon kam als Superior derselben nach dem Westen (1669); zwei Jahre später vermehrten Druillétes und André die Missionskräfte. Es bildeten sich einige Zentralpunkte für die Unternehmungen. Solche waren: Sault de St. Marie, ein wohlbekannter Ort für den Fischfang. Indianer kamen aus weiter Ferne dahin. Marquette hatte die Mission 1668 errichtet, nachdem schon 1641 Jogues daselbst gepredigt hatte. Ein anderes Zentrum war La Pointe, durch Allouez gegründet 1665. Hier waren christliche Huronen und Ottowas, die vor der Vertilgungswut der Irokesen dahin geflüchtet waren. Dorthin kamen jährlich ganze Haufen Krieger von vielen Stämmen, um mit den Franzosen Tauschhandel zu treiben. Mackinaw und Manitoulin Island waren gleichfalls Zufluchtsorte von Huronen und Ottawas. Von diesen beiden war Mackinaw mit der Kirche des heil. Ignatius die bedeutendere Niederlassung. Es gab noch einen Ort in jenen Gegenden, berühmt wegen des Fisch- und Wildreichtums — Green Bay. Hier gründete Allouez 1669 die Mission des heil. Franz Xavier. Zu diesen Hauptstationen gehörten noch einige Nebenstationen.

Um diese Zeit wurden zwei große Reisen gegen den Süden hin unternommen, wodurch ein neues und weites Feld für die Mission eröffnet wurde. Wegen seines bekannten Eifers und Erfolges in der Mission, und wegen seiner Kenntnis der Sprachen der westlichen Stämme wurde Marquette durch den Superior dazu bestimmt, den Louis Joliet zu begleiten, der im Auftrage der canadischen Regierung den großen westlichen Fluß erforschen sollte. Am 17. Mai 1673 verließen sie Mackinaw in zwei Kanoes, und einen Monat später erblickten sie den Vater der Ströme (Mississippi). Sie fuhren hinunter bis zur

Mündung des Arkansas. Weiter wagten sie sich nicht, weil sie in die Hände der Spanier hätten fallen können, die damals mit Frankreich Krieg führten. Es war auch nicht notwendig, denn ihr Hauptzweck war erreicht. Sie waren jetzt überzeugt, daß sich der Mississippi in den Golf von Mexiko ergoß. So traten sie am 17. Juli den Rückweg an. Den Illinoisfluß hinauffahrend, gelangten sie zu einem Indianerdorfe, Kaskaskia (unweit Utica, La Salle County, Ill). Der Empfang war so herzlich, daß Marquette versprach, wieder zu kommen und die Einwohner zu unterrichten. Ende September 1673 gelangten sie nach Green Bay. In vier Monaten hatten sie 2,767 Meilen zurückgelegt. Ende Oktober 1674 brach er von Green Bay auf, um seinem Versprechen gemäß eine Mission am Illinoisflusse zu errichten. Wo jetzt die Weltstadt Chicago liegt, überwinterte er. Unwetter und Krankheit hielten ihn zurück, so daß er nicht früher als am 8. April 1675 in Kaskaskia anlangte. Aber an längeres Verweilen war nicht zu denken. Auf der Heimreise zu einer der älteren Stationen starb er an der Ostküste des Michigansees. Sein Todestag ist der 18. Mai 1675. Seine letzten Worte waren: mater Dei memento mei!

Die zweite große Erforschungsreise wurde von La Salle gemacht. Wenn man den Mut, die Ausdauer und die Erfolge dieses Mannes betrachtet, so muß man sagen: wenige Seiten in der Geschichte, keine in den Annalen Amerikas, zeigen uns einen Entdecker, so tapfer, so scharfsinnig, mit einer solchen romantischen Laufbahn, wie Robert Cavelier Sieur de la Salle. Uns interessiert hier nur, was das Missionswerk betrifft. Nach Ueberwindung von tausend Hindernissen erreichte La Salle den Mississippi, fuhr den Strom hinab bis zu seiner Mündung und pflanzte dort am 9. April 1682 das Banner Frankreichs auf. Im Namen seines Königs nahm er Besitz von dem Lande und nannte es zu Ehren des großen Ludwig Louisiana. Darunter wurde alles Gebiet von den Alleghanies bis zu den Rocky Mountains verstanden. Wenn Champlain der Gründer von Neu-Frankreich ist, so gab La Salle diesem Neu-Frankreich durch seine Entdeckung die weiteste Ausdehnung. Um für das Projekt einer französischen Kolonie an der Mündung des Mississippi zu arbeiten, kehrte La Salle nach Frankreich zurück. Das Unternehmen schlug aber gänzlich fehl. Das Unglück wollte, daß die ganze Expedition vierhundert Meilen westlich von der Mündung des Stromes, in der Matagorda Bay, Texas, landete. Am 19. März 1687 fand La Salle durch Mörderhand ein tragisches Ende.

4. Die Illinois-Missionen.

Unter dem Namen „Illinois" fassen wir das Gebiet der jetzigen Staaten Illinois und Indiana bis zur Mündung des Ohio in den Mississippi. Einige Züge unterscheiden dieses Missionsfeld von den vorhergehenden. Es enthielt mehr und größere französische Niederlassungen. (Detroit war im Norden die einzige seit 1701). Hier arbeite-

ten an der Seite der Jesuiten auch Diözesanpriester von Quebec; in Wirklichkeit haben die letzteren mit dem Wachstum und mit der Erhaltung des Katholizismus in diesen Regionen mehr zu tun gehabt, als die Jesuiten.

Anfänglich hing das Illinois-Gebiet hinsichtlich der bürgerlichen Verwaltung von Quebec ab, später von New Orleans. Die geistlichen Angelegenheiten standen dagegen während der ganzen Zeit unter dem Bischof von Quebec. Auf der von Marquette gegründeten Station Kaskaskia am Illinoisflusse wurde Allouez im Frühjahr 1677 sein Nachfolger. Bei der Ankunft der Rekollekten, die La Salle, der ein ausgesprochener Gegner der Jesuiten war, begleiteten, zog er ab. Fort Saint Louis bei Starved Rock am Illinois war längere Zeit ein Missionsposten. Als Charlevoix 1721 dorthin kam, sah er nur Ruinen. Um das Jahr 1700 hat François Pinet die Mission von Cahokia errichtet, gegenüber von St. Louis, Mo. Der Erfolg war ein ungewöhnlicher. Die Kapelle war bald zu klein für die zur Messe sich drängenden. Zu derselben Zeit ward das ursprüngliche Kaskaskia am Illinoisfluß dahin verlegt, wo jetzt Kaskaskia liegt (Randolph County). Nahe dabei liegt Fort Chartres seit 1718. Wichtig war ein Posten am Wabash, der noch den Namen seines Gründers trägt, Vincennes. Viele Jahre lang machten die Missionare von Cahokia und Kaskaskia aus daselbst gelegentliche Besuche, bis der Ort als canadische Niederlassung einen eigenen Priester hatte. Die Blütezeit der Illinois-Missionen dauerte von 1725—1750. Je mehr die Ansiedlungen der Weißen zunahmen, um so mehr ging die indianische Bevölkerung zurück. Der Jesuit Vivier aus Vincennes gibt in einem Briefe vom Jahre 1750 an, daß die drei Indianerdörfer bei Kaskaskia nicht mehr als 800 Seelen zählten, während die Anzahl der Franzosen sich auf 1100 belief mit 300 Negersklaven.

Am 6. August 1762 sprach das französische Parlament die Auflösung der Gesellschaft Jesu in Frankreich aus und löste die Glieder von ihren Verpflichtungen. Die Jesuiten in Louisiana wurden größtenteils Weltgeistliche unter der Jurisdiktion des Bischofs von Quebec und blieben auf ihren Missionen. Am 10. Februar 1763 erfolgte der Friede von Paris. Alle französischen Besitzungen in Amerika östlich vom Mississippi fielen an England. Gleichzeitig trat auch Spanien Ost- und West-Florida an die englische Krone ab. Zur Ausgleichung mußte Frankreich die ganzen weit nach Westen sich erstreckenden Länder westlich vom Mississippi an Spanien abgeben. Nach Erfüllung dieser radikalen Bedingungen des Friedensvertrags war das Ende der französischen Herrschaft in der Neuen Welt gekommen.

Nicht willens, unter englischer Flagge zurückzubleiben, zog der Kommandant von Fort Chartres, St. Ange, mit seiner kleinen Garnison den Mississippi aufwärts und ließ sich in Saint Louis nieder. Dieser Ort war das Jahr vorher (15. Februar 1764) von Pierre Laclède Liguește und Auguste Chouteau gegründet worden. St. Ange erfüllte

daselbst die Aufgabe eines Kommandanten, bis er 1770 von einem spanischen Beamten abgelöst wurde. Die Bevölkerung von fünfhundert Seelen war französisch, Pierre Gibault der erste amtierende Priester. Die Anfänge von Sainte Genevieve sind um 1735, die von Carondolet 1767 und von St. Charles 1769 zu suchen. Am Schluß des Jahres 1765 wird die Gesamtzahl der Franzosen, die in Illinois und am Wabash zurückblieben, zweitausend nicht überstiegen haben.

5. Die Louisiana-Missionen.

Die Indianer, welche diesen Landesteil bewohnten, sind als die Mobilian-Indianer bekannt. Wir haben es mit drei Familien zu tun, mit den Chickasaws, den treuen Anhängern der Engländer, im Norden bis zum Ohio; mit den Choctaws, südlich von jenen, zwischen dem Mississippi und dem Tombigby-Flusse; mit den Creeks, östlich von den Choctaws bis an den Atlantischen Ozean. Zwischen den Chickasaws und den Choctaws hauste der eigenartige Stamm der Natchez-Indianer.

Nach dem jämmerlichen Fehlschlage der La Salle'schen Expedition dachte man längere Zeit nicht daran, eine Kolonie in dieser neuen Besitzung anzulegen. Erst als die Engländer aus dieser französischen Entdeckung Vorteil ziehen wollten, sandte Frankreich Lemoine d'Iberville mit vier Schiffen und zweihundert Kolonisten. Sie kamen am 2. März 1699 an die Mündung des Mississippi und ließen sich nieder zu Biloxi, Harrison County, Mississippi. Bei ihnen befand sich der Priester Anastasius Douay, ein Rekollekt, der LaSalle bei der verunglückten Expedition an die Matagorda Bay begleitet hatte. Im Jahre 1702 wurde Mobile, Alabama, angelegt, und 1718 ward New Orleans gegründet. In der Heidenmission wurden Foucault 1702 und St. Cosme 1706 von den Indianern ermordet. Im August 1717 übertrug der Regent, der Herzog von Orleans, das Eigentumsrecht von Louisiana an die „Handelskompagnie des Westens." Dieselbe wurde verpflichtet, auf ihre Kosten an den Orten, wo sie Niederlassungen gründete, Kirchen zu bauen und für die nötige Zahl von Geistlichen zu sorgen. Ein bedeutender Einfluß auf die Bevölkerung wurde ausgeübt durch die Ursulinerinnen, die im Jahre 1727 in New Orleans ihr Erscheinen machten. Ihr Kloster, mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen, ist das älteste innerhalb des Gebietes der jetzigen Ver. Staaten. Von Erfolgen der Mission ist nichts zu berichten. Nach Aufhebung des Jesuitenordens war die Seelenpflege der weißen Bevölkerung den Kapuzinern anvertraut, allerdings nicht zum Vorteil der Religion.

Vierzig Jahre lang stand Louisiana unter spanischer Herrschaft. Die kirchlichen Verhältnisse waren dem Bischof von Santiago de Cuba anvertraut. Dieser hatte in New Orleans einen Kapuziner, Cyrill von Barcelona, als Coadjutor. Damals umfaßte die Kirche im Louisianagebiet siebzehn Parochien und einundzwanzig Priester. Die wachsenden Mißstände bewogen den Papst, in New Orleans ein unabhängiges Bis-

tum zu errichten. Der neue Bischof (1795) führt bittere Klage über den religiösen Zustand der Provinz. Wir besitzen von ihm eine allgemeine Beschreibung der Uebelstände aus dem Jahre 1799. Danach liegt die Hauptquelle in den bösen amerikanischen Nachbarn. Es blieb ihm erspart, mit eigenen Augen zu sehen, wie das katholische Gebiet ganz in die Hände der Amerikaner überging. Durch ein Reskript Pius VII. (1. September 1805) erlangte John Carroll, der erste und damals einzige Bischof in den Ver. Staaten, die Jurisdiktion über das frühere französisch-spanische Territorium.

Wir sind am Ende. Was ist das Resultat der 160jährigen Arbeit der römisch-katholischen Kirche im französischen Amerika? Wir sehen ab von Nieder-Canada, wo die Bevölkerung überwiegend französischer Abkunft ist, wo die Sprache Frankreichs noch gehört wird und der Katholizismus die herrschende Religion ist. Im gegenwärtigen Gebiet der Ver. Staaten finden wir im Staate Maine etwa tausend katholische Indianer, die einen an die Zeit erinnern, da, wie etwas kühn behauptet wird, die gesamte indianische Bevölkerung jener Provinz entweder bekehrt war, oder unter dem Einfluß der Jesuiten stand. Nicht mehr ist in den westlichen Staaten geblieben, obgleich katholische Historiker behaupten, daß allen nordamerikanischen Indianern das Evangelium gepredigt worden ist. Die französischen Kolonien, die an den westlichen Flüssen so glücklich angelegt waren, sind längst verschwunden. Aus der Pionierzeit wissen höchstens einige alte Ansiedler noch von dem einen oder andern Franzosen, der mit jener Zeit zusammenhing, etwas zu erzählen. Das gewaltige Wachstum des Katholizismus in jenen Gegenden stammt aus anderer Zeit und Quelle. Louisiana allein (New Orleans) konnte noch lange Zeit Organisationen von französischer Abstammung und mit französischer Sprache aufweisen.

Man kann auch auf die Ursachen des Mißerfolges hinweisen. In einer Hinsicht war es zweifellos ein Vorteil für die Missionen, daß sie fast ausschließlich unter einem Orden, dem der Jesuiten standen. Aber man kann nicht umhin, auf die schweren Beschuldigungen zu achten, die von katholischen Orden und Autoritäten gegen die Gesellschaft Jesu erhoben wurden, so daß sie fast aus jedem katholischen Lande Europas vertrieben und zuletzt als ein Krebsschaden des Christentums vom Papste aufgehoben und unterdrückt wurde. Es ist doch nicht wohl glaublich, daß der fast allgemeine Haß gegen die Jesuiten einzig durch ihre Tugenden hervorgerufen war. Bekannt ist ihre Kunst, sich dem Heidentum anzupassen. Ihre Akkommodationsmethode hat mehr als einmal ärgerliche Streitigkeiten mit andern Orden hervorgerufen, selbst der Papst hat sie verdammt. Wenn in den Missionsberichten so oft von der Taufe sterbender Kinder berichtet und das Hersagen von Gebetsformeln als Bekehrung angesehen wird, ist damit ein schlechter Grund für heidenchristliche Gemeinden gelegt. Was die Niederlassungen anlangt, so wirkte das, was zur schnellen und großartigen Ausdehnung der französischen Besitzungen beitrug, nachteilig auf das natürliche, ge-

sunde Wachstum bleibender Kolonien. Soldaten, Trapper und Pelzhändler, unbeweibte Priester und Nonnen gaben geringe Aussicht auf schnelles Wachstum der Bevölkerung. In Canada zählte man 1759 etwa 82,000 Seelen; Neu-Englands Bevölkerung war fünfmal so stark. Nun rechne man dazu die fortwährenden Kriege mit den Engländern (1689—1763), die Zerstörungswut auf beiden Seiten, die Machinationen, von denen die Jesuiten nicht freizusprechen sind, und man kann verstehen, wie unter der Leitung Gottes ein anderes Volk das Feld behalten hat.

Die hundertjährige Jubelfeier der Molokanen (Stundisten) in Astrachanka in Südrußland.

Ein Stück aus der Leidens- und Siegesgeschichte des Evangeliums in Rußland, nach dem Bericht von Dr. J. Lepsius in Berlin, erstattet im „Reich Christi", 8. Jahrg. No. 10 und 11.

Dr. Lepsius reiste im September vorigen Jahres im Auftrage des Vorstandes der deutschen Orientmission nach Süd-Rußland, um sich persönlich über den gegenwärtigen Stand der stundistischen Bewegung zu unterrichten.

Drei Fragen, schreibt er (in „Reich Christi", 8. Jahrg., No. 10 und 11, 1905), standen für mich im Vordergrund des Interesses: 1. Steht die in dem Manifest vom 4.|17. April des Jahres proklamierte Religionsfreiheit nur auf dem Papier, oder ist sie eine Tatsache?

2. Sind die Grundlagen für eine russisch-evangelische Kirche schon gelegt, oder müssen sie erst gelegt werden?

3. Was kann die evangelische Kirche Deutschlands tun, um die Sache des Evangeliums in Rußland zu fördern?

Die deutsche Orientmission hatte ein brennendes Interesse an diesen Fragen. Denn seit dem Jahre 1900 hat sie die Arbeit in Rußland in ihr Programm aufgenommen. Unser Mitarbeiter, Pastor Stefanowitsch, besucht seit Jahren die russischen Stundistenkreise und seit Januar 1905 haben wir auch russische Zöglinge in unserm Missionsseminar unterrichtet.

Da Dr. L. vor dem Ausbruch des Generalstreiks der Eisenbahnen nach Deutschland zurückkehrte, fiel seine Reise in eine Zeit relativer Ruhe. Die revolutionäre Bewegung, die nach seiner Rückkehr aufflammte, hat inzwischen den Zaren zu weiteren entscheidenden Schritten gedrängt. Das Manifest vom 17.|30. Oktober hat dem ungestümen Verlangen des Volkswillens die Rechte der bürgerlichen Freiheit und der Reichsduma das Recht der Gesetzgebung eingeräumt. Für die Religionsfreiheit sind mit diesem Manifest neue Garantien geschaffen. Das System Pobjedonoszew ist zusammengebrochen; der allmächtige Oberprokurator des heiligen Synod ist gestürzt.

„Ich habe aus Rußland die Ueberzeugung von der unverwüstlichen Lebenskraft des russischen Volkes mitgebracht. Rußland ist durch Nie-

verlagen groß geworden." Auch dieses nationale Unglück wird wohl nur zur Läuterung und Erhebung führen unter Gottes Leitung.

Dr. Lepsius erzählt nun an genanntem Orte ausführlich seine Reiseerlebnisse, die wir nur in Kürze mitteilen wollen. Sein erster Aufenthalt war in dem gastlichen Hause von Sinowij Danielowitsch Sacharow. Er war vor allem bemüht, von der Geschichte der Molokanen und Stundisten, auch von der neueren baptistischen Propaganda so viel als möglich in Erfahrung zu bringen. Er war hier inmitten von Leuten, welche erzählen konnten vom Vater und Großvater her, was drei Generationen errungen und erduldet hatten.

Die Familie Sacharow stammt aus dem Molokanendorfe Astrachanka. Schon der Vater hatte sich hier in die Steppe (am nördlichen Ufer des Asowschen Meeres) angesiedelt, Ländereien angekauft und urbar gemacht. Der Sohn bewirtschaftet jetzt 1800 Desjatinen (gegen 7000 Magdeburger Morgen). Die Großväter dieses Geschlechts waren einst in Ketten gefesselt (!) aus dem Tambowschen Gouvernement als staatsgefährliche Sektierer nach dem Süden transportiert worden. Zwischen den Mennoniten auf der einen Seite und den Tartaren auf der andern hatte man ihnen Land angewiesen und ihnen die Ketten erst abgenommen, als sie auf dem Boden ihrer künftigen Heimat standen. Fünf große Molokanen-Dörfer, zusammen mit ca. 15,000 Seelen, verdanken dieser Verschickung ihren Ursprung. Das ganze Flachland an der Molotschna bis zum Asowschen Meer hin, jetzt ein unermeßlicher fruchtbarer Weizenacker, nannte man vormals das Israel der Steppe. Deutsche Mennoniten und Lutheraner waren hier schon zur Zeit Katharinas II. angesiedelt worden und wurden die Lehrmeister der Molokanen im rationellen Betrieb der Landwirtschaft. Deutsche und Russen hielten gute Nachbarschaft, die bis auf den heutigen Tag gute Früchte trägt. In der neuen Heimat war den Molokanen auch freie Religionsübung gewährt worden. *Die hundertjährige Jubelfeier ihrer Anerkennung sollte am 17.|30. September in Astrachanka* festlich begangen werden. Dieser Feier beizuwohnen war Dr. Lepsius eingeladen worden und hatte die unter den damaligen Verhältnissen nicht ungefährliche Reise nach Rußland unternommen.

Wir geben jetzt dem Berichterstatter möglichst unverkürzt das Wort.

Die Molokanen.

Was sind sie? Was waren sie einst und was sind sie heut?

Der Ursprung der Molokanen-Sekte reicht in das 18. Jahrhundert zurück. Ihren Mutterschoß hatte sie in der Sekte der Duchoborzen. Im Gegensatz zu den altgläubigen Raskolniken, den Popowzi und Bespopowzi, die im verknöchertsten Ritualismus stecken blieben, und den mystischen Sekten der Skopzen und Chlysten hat man die Duchoborzen

und Molokanen von jeher p r o t e s t a n t i s c h e Sekten genannt. Die Ursprünge der Duchoborzen-Sekte sind nicht ganz aufgeklärt. Es sollen aber Spuren vorhanden sein, die auf einen Zusammenhang mit den Quäkern hinführen. Als erster Apostel der Duchoborzen (Geistkämpfer) wird ein alter Soldat angesehen, der um das Jahr 1740 in einem Dorf der Ukraine auftauchte. Man vermutet, daß er ein Deutscher war. Zur Sekte der Duchoborzen gehörte auch der Ukrainische Schriftsteller Skorowoda, dem man die Abfassung eines Glaubensbekenntnisses zuschreibt, das um das Jahr 1790 die Duchoborzen von Jekatherinoslaw aufstellten. Von der Ukraine wurde die neue Lehre ins Tambowsche Gouvernement verpflanzt, wo ihr in dem Bauer Hilarion Pobirochin aus dem Dorfe Goriloje im Kreise Tambow ein neuer Prophet erstand. Dieser Mann wird als fanatischer Schwärmer und herrschsüchtiger Despot geschildert. Er verwarf nicht nur alle Bräuche der Kirche samt den Sakramenten, er verwarf auch das Lesen der Bibel als eine unnütze und verderbliche Sache, da Gott allein im Geiste erkannt und angebetet sein wolle, ja er ging soweit, den Inhalt der Bibel für "chlopodnitza", für leeres Geschwätz zu erklären.

Sein Schwiegersohn, der Bauer und Schneider*) Simeon Uklejn aus dem Dorfe Uwarowo, Kreis Borisoglebsk, der zwischen 1770 und '80 als Wanderprediger auftaucht, trennte sich von Pobirochin und den Tambowschen Duchoborzen und gründete eine neue Gemeinschaft, die zwar zu Kirche und Priestertum dieselbe ablehnende Stellung einnahm, aber von Uklejn zu eifrigem Lesen der Heiligen Schrift angehalten wurde. Die Anhänger Uklejn's wurden Molokanen**) (Milchtrinker) genannt, weil sie sich an das Fastengebot der orthodoxen Kirche, das an gewissen Tagen den Milchgenuß verbietet, nicht hielten. Der Ursprung der Molokanen-Sekte aus den Duchoborzen brachte es mit sich, daß sie gleich diesen die Sakramente verwarfen. Als die Anhängerzahl Uklejns wuchs und dieser einst mit 70 auserwählten Schülern feierlich in die Stadt Tambow einzog, wurde er von der Polizei verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Er kam aber bald wieder frei und siedelte nach dem Dorfe Raskowo, ebenfalls im Gouvernement Tambow, über, wo er seine Lehre aufs neue ausbreitete. Von dort zog er weiter nach Peski, Kreis Woronesch, ging dann ins Gouvernement Saratow hinüber, wo er in dem Dorfe Durnikinow, Kreis Balaschow, wirkte. Hier trat auch der erste orthodoxe Priester zu seiner Lehre über. Das Studium der Schrift führte Uklejn mit einem Aeltesten der Subbodniki (Sabbathisten) namens Simeon Dalmatow zusammen, der, wie überhaupt die russischen Sabbathisten stark zum Judentum neigte, und Uklejn dazu bewog, gesetzliche Elemente aus dem Alten Testament, wie z. B. das Verbot, Schweinefleisch zu essen, in die Lehre der Molokanen aufzunehmen. Gleichwohl blieb der Grundzug der Sekte evangelisch und das

*) Nach Leroy-Beaulieu war er Steinmetz.

**) Ob das mit dem deutschen Wort „Molken" zusammenhängt? D. R.

Ideal, welches Uklejn vorschwebte, war die Erneuerung des Christentums der apostolischen Gemeinden. Ein starker volkstümlicher Zug, der viel zur Verbreitung des Molokanentums beitrug, war die Pflege des Kirchengesanges. Noch heut gibt dieser dem molokanischen Gottesdienst ein eigenartiges nationalrussisches Gepräge. Bei seinen Predigtreisen pflegte Uklejn auf mehreren Troikas (Dreigespannen) seinen Sängerchor mitzunehmen. Neben den im Gottesdienst rythmisch gesungenen Psalmen nahm er auch Volksmelodien in den Kirchengesang auf. So entstand nach und nach die sogenannte molokanische Messe, eine liturgische Zusammenstellung von Gebeten, Liedern und Psalmen, die in vorgeschriebener Folge, teils stehend, teils knieend abgesungen werden.

Die Molokanische Bewegung griff im Süden ins Don'sche Gouvernement über und verpflanzte sich bis nach Astrachan. Nach Norden zu breitete sich die Sekte in den Gouvernements Kursk, Rjäsan, Pensa, Nischnij-Nowgorod und Orenburg weiter aus und drang bis nach Sibirien vor. Schon zurzeit Uklejns wurde sie auf 5000 Anhänger geschätzt. Gegenwärtig zählt sie, wie man annimmt, etwa 150,000 Seelen. Als Nachfolger Uklejns werden Popow und Frolow genannt. Anfang des 19. Jahrhunderts wirkten Andrejew, Bogdanow und Krilow als Prediger in den Gemeinden. Krilow wird besonders als Förderer des mehrstimmigen Kirchengesanges gerühmt. Man sagt von ihm, er habe die ganze Bibel auswendig gekonnt, und sei ein so unerschrockener Mann gewesen, daß er auch dem Teufel in den Rachen gesprungen wäre. Krilow war es auch, der, von der Schrift überzeugt, unter seinen Anhängern wieder die Taufe und das Abendmahl einführte. Unter der Regierung Kaiser Pauls wurde die Sekte der Molokanen aufs heftigste verfolgt. Krilow selbst wurde verhaftet und im Gefängnis so grausam mit Knuten geprügelt, daß er am nächsten Tage starb. Nach vielem Petitionieren wurde den Molokanen wieder manche Erleichterung zuteil. Endlich empfingen sie Erlaubnis, nach ihrer Weise Gott zu dienen, wurden aber zugleich aus den mittleren Gouvernements in die südrussische Steppe nach Taurien und Bessarabien, dem vorderen Kaukasus und Transkaukasien verschickt. Die größte Ansiedlung war die im Taurischen Gouvernement. Durch einen Ukas vom 14. Januar 1821 wurde, wie schon oben erwähnt, den Molokanen aus dem Tambowschen Gouvernement im Kreise von Berdiansk unweit der Molotschna, zwischen den Mennoniten-Kolonien auf der einen Seite und den Tataren der Nogaischen Steppe auf der andern Seite ein Areal von 29,721 Desjatinen Steppenboden zur Bebauung angewiesen. In dieses Gebiet teilen sich gegenwärtig die fünf Dörfer Astrachanka, Nowo-Wasiljewka, Nowo-Spask, Timoschowka und Apostolowka.

Während die Molokanen-Gemeinden des Kaukasus ihren schroff gesetzlichen Typus und die Verwerfung der Sakramente beibehielten, drang in den sechziger Jahren in die Molokanen-Gemeinden des Taurischen Gouvernements die stundistische Erweckungsbewegung ein. In

No. 2 der Hefte zum Christl. Orient: „Die Ursprünge des Stundismus" ist diese merkwürdige grundevangelische Bewegung, mit der die deutsche Reformation zum ersten Mal in voller Kraft und Reinheit die Tiefen des russischen Gemütes eroberte, vortrefflich charakterisiert und in ihren Anfängen geschildert worden. Der deutsche Pastor Bonekämper von der Kolonie Rohrbach bei Odessa, der englische Bibelagent Melville und der syrische Wanderprediger Jakob Deljakow werden auch heut noch in Süd-Rußland als die Väter des Stundismus genannt. Pastor Bonekämper begann um das Jahr 1860, nachdem er schon früher die kleinrussischen Arbeiter, welche zu den Erntearbeiten in seine Gemeinde kamen, zu seinen deutschen Bibel- und Gebetstunden zugelassen hatte, besondere Stunden anzusetzen, in denen er in russischer Sprache die Schrift auslegte. Diese Sitte wurde von den Teilnehmern in ihre Heimatsdörfer verpflanzt und die Besucher solcher „Stunden" erhielten den Namen „Stundisten". Der Ausbreitung des Stundismus hatte aber die Verbreitung des Neuen Testamentes vorgearbeitet, die seit der Zeit Alexanders I. durch die britische Bibelgesellschaft und ihren tatkräftigen Agenten, Mr. Melville, aufs eifrigste gefördert wurde. Die Verbreitung gemeinsamen Schriftlesens verpflanzte die stundistische Erweckungsbewegung bald in die großen Molokanen-Gemeinden, die schon zuvor mit der neuen Bewegung viele Berührungspunkte hatten und durch dieselbe von ihrem gesetzlichen Wesen und der Scheu vor den Sakramenten freigemacht wurden. Nach und nach sonderten sich von den Alt-Molokanen die Neu-Molokanischen Gemeinschaften, welche die klaren evangelischen Lehren von der Rechtfertigung und Versöhnung, von der Freiheit vom Gesetz und von der Erlösung durch Christus als den eingeborenen Sohn Gottes annahmen. Sie verwarfen aber die baptistische Lehre, welche ein Jahrzehnt später in die stundistische Bewegung hineingetragen wurde, und hielten entschieden an der Kindertaufe fest. Wo in den Molokanengemeinden die Taufe noch nicht eingeführt war, tauften sie die ganzen Familien. Die Verfassung der Molokanen-Gemeinden behielten sie bei. Ein Presbyter an der Spitze, dem zwei Diakonen zur Seite stehen, daneben eine Mehrzahl von Predigern, die erst berufen werden, wenn sie ihre Gabe bewährt haben, und dem Presbyter unterstellt sind. Das gesegnetste Werkzeug für die stundistische Erweckung in den Molokanen-Gemeinden war, wie mir von vielen bestätigt wurde, der nestorianische Syrer Jakob Deljakow, der von den fünfziger bis in die achtziger Jahre unermüdlich das ganze russische Reich bereiste und als Wanderprediger mit seinem schlechten Russisch den Samen des Evangeliums in die Herzen vieler Tausende ausstreute. Weit über die Molokanen-Gemeinden des Südens hinaus, auch in solche Gouvernements, die noch von keiner evangelischen Bewegung berührt worden waren, breitete sich die stundistische Bewegung aus. In den achtziger Jahren wurde der Name „Stundisten" durch die Denunziationen der orthodoxen Geistlichkeit bei der russischen Regierung immer mehr verhaßt gemacht und zuletzt offiziell mit Nihilismus auf eine Stufe gestellt. Ein-

fache Bauern und kleine Leute, welche die Stunden zu besuchen pflegten, wurden als staatsgefährliche Verbrecher verfolgt. Das währte zwei Jahrzehnte.

Die stundistisch-gesinnten Neu-Molokanen hatten in A. K. Salamathn, Major G. J. Kusnetzoff und Daniel Sacharow, dem Vater von Sinowij Sacharow, ihre ersten Führer. Im Jahre 1902 schlossen sich mit den Taurischen Gemeinden die Gemeinschaften der Wladimir'schen Richtung zusammen. Jetzt waren auf der Stundisten-Konferenz in Astrachanka nicht weniger als zwölf Gouvernements vertreten. Da der Name Stundisten in Rußland mit dem bösen Schein der Staatsgefährlichkeit behaftet ist, nannten sich die stundistischen Neu-Molokanen „Evangelische Christen“. Offiziell gelten sie, soweit sie den Molokanen angehören, noch als Molokanen. Nach ihrer Verfassung werden sie auch Presbyterianer, nach ihren letzten Führern zum Teil auch Sacharowzi genannt. Als die baptistische Propaganda, von den Hamburger Baptisten unterstützt, in die stundistische Bewegung eindrang und zu ernten versuchte, was andere gesät hatten, ließen die Führer der Neu-Molokanen zuerst die Sendlinge des Baptismus gewähren und arglos in ihren Versammlungen reden. Sobald die Baptisten Boden unter den Füßen hatten, zogen sie ihr Netz ein, und bildeten eine eigene baptistische Versamlung, um, wie sie sagten, „im eigenen Hause zu wirtschaften.“ Sie begannen fortan die Gemeinschaften mit der Tauffrage zu beunruhigen, und schlossen alle, die nur als Kind, oder nur durch Besprengung, statt durch Untertauchung, getauft waren, vom Abendmahl aus. Die Folge war, daß sich die stundistischen Gemeinden, die mit voller Ueberzeugung auf dem Boden der Kindertaufe stehen, auch gegen die Baptisten abschlossen. Der Aelteste der Gemeinde von Astrachanka erzählte mir, er hätte früher auch mit den baptistischen Sendboten zusammen evangelisiert, unter der Bedingung, daß nur das Evangelium gepredigt würde und die Tauffrage unberührt bliebe. Kaum aber hätte er den Rücken gewandt, so hätten jene ihr baptistisches Netz ausgeworfen und die Seelen an sich gezogen. Eine Allianz mit den Baptisten hielt er bei der grundsätzlichen Intoleranz der letzteren, die alle nicht nach ihrem Ritus getauften Christen von der Abendmahlsgemeinschaft ausschließen, für ein Ding der Unmöglichkeit. Die Führer der Stundisten erklärten mir mit aller Entschiedenheit: Wenn Sie uns aus ihrem Seminar auch noch so tüchtige Leute und noch so begabte Prediger schicken würden und sie würden nicht fest auf dem Boden der Kindertaufe stehen, oder noch im Herzen baptistisch gesinnt sein, so müßten wir sie zurückweisen. Sie würden nur Zank und Streit anrichten, würden unsere Gemeinden zerstören und unsere ganze Arbeit, statt sie zu fördern, zu Grunde richten. Diese klare Entschiedenheit war mir sehr erfreulich. Wir wissen nun, woran wir sind.

Der Erfolg, den die baptistische Propaganda in einigen Städten gehabt hat, wo sie die Versammlungen der Gläubigen gesprengt haben und des Streites kein Ende ist, hat mehrfache Ursachen. Die Baptisten

sind in die Agitation eingetreten als die stundistische Bewegung bereits auf ihrem Höhepunkt angelangt war. Sie haben da geerntet, wo andere vor ihnen gesät haben. Hinter der baptistischen Agitation stand der baptistische Bund, der aus Deutschland und Amerika die nötigen Geldmittel beschaffte. In der Zeit der Verfolgung konnten die Baptisten eher auf Schutz rechnen als die Stundisten. Da die deutschen Baptisten in Rußland offiziell anerkannt sind, konnte man die Baptisten nicht für eine staatsgefährliche Sekte erklären, wie dies mit den Stundisten geschah. So z. B. blieben die Baptisten in Nowo-Wasiljewka von der Polizei unbehelligt, während das Gemeindehaus der Neu-Molokanen für Jahre geschlossen wurde, weil es im Geruch des Stundismus stand. Es ist eher zu verwundern, daß unter diesen günstigen Bedingungen die Agitation der Baptisten nicht noch größere Erfolge gehabt hat. Aber schon der gesunde russische Familiensinn widerstrebt dem baptistischen Eifergeist, der Streit in jedes Haus trägt. Und der Innerlichkeit des Glaubens ist es zuwider, wenn die Taufe zum Schiboleth gemacht wird. Es ist ja nicht nur eine verschiedene Schriftauslegung in Bezug auf die Taufe, die hier in Frage kommt. Die Mennoniten-Gemeinden haben ja auch die Spättaufe, aber trotzdem hat ihr Christentum kirchlichen Gemeinde-Charakter. Es ruht auf der Familie und Gemeinde und nicht wie bei den russischen Baptisten auf der Willkür der Pastoren, die das Amt des Seelenrichters haben, die aufnehmen und exkommunizieren und ein widerwillig getragenes persönliches Regiment führen. Schon der Name Baptisten ist den Stundisten unsympathisch, sie wollen evangelische Christen sein und nicht nach der Spezialität irgend einer Sakramentspraxis benannt werden. Rituelle Dogmen hat der Russe in der orthodoxen Kirche genug gehabt. Wenn nun gar die Baptisten sich darauf verlegen, die altrussischen Kirchen- und Volksgesänge aus dem Gottesdienst zu verdrängen und durch amerikanische Melodien zu ersetzen, so ist es kein Wunder, wenn sich das russische Nationalgefühl gegen diese Unnatur wehrt.

Alles, was ich in den südrussischen Gemeinden gesehen und gehört habe, hat mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Baptismus unfähig ist, die Führung der evangelischen Bewegung in Rußland zu übernehmen, daß er ein Fremdkörper ist, der in die stundistische Bewegung eingedrungen ist, als diese durch Verfolgungen geschwächt war, und daß das gesunde Wachstum und die Organisation der evangelischen Gemeinden die baptistische Gefahr überwinden wird. Als ein Gärungselement, das hie und da träge Geister aufgestachelt und die Bewegung im Fluß erhalten hat, hat der Baptismus gewiß auch sein Gutes gehabt. Aber erzieherische Kraft besitzt er schon darum nicht, weil er immer nur wie hypnotisiert auf den einen Punkt der Taufe starrt. Es wäre verkehrt, den russischen Baptismus ausdrücklich zu bekämpfen. Damit legt man ihm zuviel Bedeutung bei. Das Wachstum der evangelischen Bewegung selbst wird dafür sorgen, daß der breite Strom des Evangeliums in seinem alten Bette weiter läuft und daß die wilden

Wasser, welche über seine Ufer geschossen sind, wieder zu ihm zurückkehren.

Die stillen Tage, die ich auf dem einsamen Steppengut zubrachte, hatten mir schon die ruhige Zuversicht gegeben, daß in den Verfolgungszeiten der letzten Jahrzehnte die Kraft der stundistischen Bewegung nicht gebrochen, sondern wenn auch äußerlich gehemmt und zurückgedrängt, doch innerlich, in der Wurzel, erstarkt ist. Eine Erweckungsbewegung, die solche Führer hervorgebracht hat, wie ich sie kennen lernte, erprobte Charaktere, grund-evangelische Männer, ebenso entschieden als besonnen, klar in der Lehre, fest im Handeln, voll Einsicht in die Bedingungen eines gesunden christlichen Gemeindelebens — eine Bewegung, die die nicht mehr nur fluktuierende Gemeinschaften, sondern fest eingewurzelte lebensfähige Gemeinden hervorgebracht hat, ist auf dem besten Wege eine nationale Kirche zu werden.*)

Astrachanka.

Am Samstag, dem 16./29. September, fuhren wir mit der Bahn nach Melitopel. Drei Stunden zu Wagen auf breiten Landwegen, die sich in die Steppe zu verlieren schienen, brachten uns nach Astrachanka. Ein Schild am Eingang des Dorfes besagte, daß das Dorf 426 Höfe zählt mit 1791 Männern, 1613 Frauen, im ganzen 3404 Seelen. Solch russisches Dorf nimmt einen unverhältnismäßig großen Flächenraum ein. Zu beiden Seiten der wohl 50m breiten Dorfstraßen liegen die geräumigen Gehöfte mit einstöckigen ziegelgedeckten, nach deutschem Muster gebauten Giebelhäusern, von großen Gärten mit verstreuten Bäumen umgeben. Das Dorf ist so weitschichtig gebaut, daß man auch innerhalb desselben gern fährt. Sacharow hatte seine Gespanne und Kaleschen in den Tagen der Konferenz herüberkommen lassen, um den Gästen die langen Wege zu ersparen.

Wir stiegen in dem Gehöft eines der Diakonen der Gemeinde ab. Das Mittagessen wurde gemeinsam in einem der großen Gemeindesäle eingenommen. Zu den Gästen von Sacharowka gesellten sich hier noch weitere alte und neue Bekannte. Mr. Easton, amerikanischer Missionar aus Tabris, den ich schon vor sechs Jahren im Kaukasus kennen gelernt hatte; Baron Nikolai aus Petersburg war mir von einer Studentenkonferenz in Deutschland bekannt. Herr Sinowjew aus Orel, ein Schwager des aus Rußland verbannten, jetzt in Hannover lebenden Grafen Korff, war mir eine ebenso interessante als liebenswürdige neue Bekanntschaft. Er ist, ebenso wie Graf Korff, aus der Paschkowschen Bewegung hervorgegangen und ein geistiger Sohn des Lord Radstock. Herr Jakoblew aus Moskau, der eifrige Führer des Moskauer Kreises, einer der innerlichsten Männer der Bewegung, wurde mir in diesen Tagen ein lieber Freund, obwohl wir uns nur durch Dolmetscher verständigen konnten. Neben dem Schweden Hoyer und dem Finnen Swenson

*) Von uns gesperrt. (D. R.).

war als dritter im nordischen Bunde der schwedische Missionar Sarwe aus Tiflis erschienen. Er war im Russischen und Deutschen gleich gut bewandert. Zwischen den verschiedenen Nationalitäten, Russen, Schweden, Finnen, Amerikanern und Deutschen, war die deutsche Sprache das allen gemeinsame Verkehrsmittel. Ich selbst hatte noch den besonderen Vorteil, an diesen Mitgästen ebensoviel freundliche Dolmetscher zu haben, so daß ich den Verhandlungen der vier Tage nicht nur aufs beste folgen, sondern auch mich auf mannigfaltige Weise daran beteiligen konnte.

Für das Fest der Alt-Molokanen und der Neu-Molokanen waren an den entgegengesetzten Seiten des Dorfes zwei große Versammlungshäuser aufgeschlagen worden. Ueber ein Rechteck von niedrigen Holzwänden mit langen Fensterreihen war ein hochansteigendes Dach von Zelttuch gespannt worden, in der Mitte von mehreren Masten gestützt. Das eine Zelt diente den Versammlungen der Alt-Molokanen und faßte an 3000 Menschen, das andere den Versammlungen der Neu-Molokanen und Stundisten und faßte an 2000 Menschen. Es mögen 5000 Festteilnehmer in diesen Tagen in Astrachanka versammelt gewesen sein. Zu den Besuchern aus den Nachbardörfern und den umliegenden Mennonitengemeinden kamen Deputationen und einzelne Gäste aus wohl 20 verschiedenen Gouvernements. Wir konnten nur an den dreitägigen Versammlungen der Neu-Molokanen teilnehmen, die von Sinowij Sacharow geleitet wurden. Da die fremden Gäste viel zu den Reden herangezogen wurden, hatten diese Versammlungen etwas wie einen internationalen ökumenischen Charakter. Die Versammlungen begannen am Sonnabendabend.

Zu der Hauptversammlung am ersten Festtage, Sonntag den 17.|30. September, war der Gouverneur des taurischen Gouvernements eingeladen worden. Er erschien mit einem kleinen Gefolge von uniformierten Beamten Sonntagmorgen gegen 9 Uhr.

Das Versammlungszelt war bis auf den letzten Platz besetzt. Der Gouverneur, ein schlanker, auffallend jugendlicher Aristokrat im weißen Offiziersrock, repräsentierte gut und war die Liebenswürdigkeit selbst.

Nach Gesang und Gebet erhob sich Sinowij Sacharow und legte nach einigen einleitenden Worten der Versammlung eine Denkschrift vor, die ich im folgenden in ihren wichtigsten Ausführungen skizzieren werde. Sacharow begann:

Mit dem Allerhöchsten kaiserlichen Ukas des jetzt regierenden Kaisers Nikolai Alexandrewitsch vom 17. April wurde jedermann in Rußland Freiheit gegeben, nach der persönlichen Ueberzeugung seines Gewissens zu leben. Deshalb hat die Gemeinde Astrachanka vom Minister des Innern die Erlaubnis erbeten, eine Jubelfeier der Molokanen-Gemeinden abzuhalten zur Ehre Gottes und zum Dank für den Kaiser und das kaiserliche Haus.

Nach dieser feierlichen Einleitung, bei der sich der Gouverneur und die ganze Versammlung erhob, übergab Sacharow die Denkschrift sei-

nem Sohne, einer prächtigen, jugendlich männlichen Erscheinung, die alles um Hauptes länge überragte. Dieser las sie mit wohlklingender, kraftvoller Stimme vor.

Die Denkschrift führte zuerst die Ukase und Erlasse auf, durch welche den Molokanen Duldung und freie Religionsübung gewährt worden war. Alsdann wurde der Verfolgungen gedacht, die die Molokanen im 18. Jahrhundert erduldet hatten und erwähnt, wie die Anhänger der Sekte in Gefängnissen mißhandelt wurden, wie sie mit Knuten und Ruten gepeitscht, in dunkeln Verließen eingekerkert worden waren, wie ihnen die Kinder genommen, ihre Ehen geschieden worden waren.

Die ersten Erleichterungen hatte nach dreißigjähriger Verfolgung Alexander I. durch einen Erlaß vom 27. November 1801 gewährt.

In einem Ukas Alexanders I. vom 9. Dezember 1816 an den Militärgouverneur des Cherson'schen Gouvernements heißt es: „Die Abkehr der Sektierer von der orthodoxen griechisch-russischen Kirche ist freilich ein Irrtum, der sich auf falschen Ansichten von dem wahren Gottesdienst und Geist des Christentums gründet. Aber ziemt es sich darum für eine christliche Regierung solche Leute mit unmenschlich strengen Maßnahmen, mit Folter und Verbannung zur Kirche zurückzubringen? Die Lehre unsers Heilandes, der gekommen ist, um alles was verloren ist, zu retten, kann man niemandem durch Gewalt und strenge Strafen beibringen. Sie kann doch auch nicht den Zweck haben, die Leute zu grunde zu richten, die man auf den rechten Weg zurückbringen will. Der wahre Glaube wird im Menschen durch Gottes Gnade erweckt und wird auf dem Wege der Ueberzeugung und sanftmütigen Belehrung, vor allem aber durch das gute Beispiel der Lehrenden mitgeteilt. Dreißig Jahre hat man nun die Sektierer verfolgt und gleichwohl hat man sie nicht vernichtet, sondern ihre Zahl nur noch vermehrt. Schon eine gut geordnete Regierung sollte nicht zu solchen Maßnahmen greifen, noch viel weniger aber darf eine christliche Kirche so handeln, um die von ihr Abgefallenen in ihren Schoß zurückzubringen. Die Kirche soll nach dem Geist ihres Hauptes wandeln, der da sagte Matth. 12, 7: „Wenn ihr wüßtet, was das sei, ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer, hättet ihr die Unschuldigen nicht verdammt."

Nach dem Bericht über die Gnadenerweise Alexanders I. ging die Denkschrift über die Zeit Nikolaus I., die wie über alle Sekten so auch über die Molokanen die schwersten Verfolgungen verhängte, mit weiser Schonung hinweg, kam sodann auf die von Alexander II. verliehenen Grundgesetze, deren Artikel 75 allen Christen, Juden, Muhammedanern und Heiden völlige Glaubensfreiheit zusichert. Vordem hatten die Molokanen nicht einmal das Recht, Pässe zu besitzen und durften ihre Dörfer nicht verlassen. Auch unter Alexander II. kam die zugesicherte Religionsfreiheit nicht zur Ausführung. Nach wie vor wurden alle religiösen Versammlungen und nicht-orthodoxen Gottesdienste verboten. Erst am 3. Mai 1883 wurde durch einen Ukas Alexanders III. wie verschiedenen Sekten, auch den Molokanen das Recht verliehen, ihre Got-

tesdienste zuhause und in den dazu bestimmten Gebethäusern auszuüben. Aber auch dieser Ukas kam nicht zur Ausführung, denn alle toleranten Ukase und trefflichen Gesetze dreier Kaiser, Alexanders I., II. und III., wurden auf Betreiben des heiligen Synod durch ebensoviel Zirkulare des Minister-Komitees in praxi wieder aufgehoben. Ja es wurden durch ein Zirkular vom 4. Juli 1894 und durch ein Reskript des Ministers des Innern vom 3. September 1894 alle Sektierer, die stundistischer Gesinnung verdächtig seien, als staatsgefährliche Verbrecher hingestellt. Die Popen brauchten fortan einen Sektierer nur als Stundisten zu denunzieren, so besorgten Polizei und Gerichte das Uebrige. In der Zeit der Verfolgungen und Stundistenprozesse, die in den 90er Jahren an der Tagesordnung waren, hatten auch die Neu-Molokanen einen schweren Stand. Ihr Gemeindesaal in Nowo-Wasiljewka, dem Nachbardorf von Astrachanka, war seit 1896 drei Jahre geschlossen und wurde erst im August 1899 durch Fürsprache des Erzbischofs Nikolaus von Taurien, eines aufgeklärten Mannes, der früher in San Francisco tätig war, wieder eröffnet.

Die Denkschrift mündete aus in eine Huldigung für den regierenden Zaren und in den Dank dafür, daß er durch den Ukas vom 17. April und die Amnestie vom 25. April seinem Volke Religionsfreiheit gewährt habe. Mit einem tiefergreifenden Gebet für den Zaren beschloß Sacharow den feierlichen Akt. Die ganze Versammlung erhob sich, stimmte in ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser ein und sang die wundervolle russische Nationalhymne.

Am Sonntag, Montag und Dienstag reihte sich nun Versammlung an Versammlung, deren Charakter etwa dem unserer großen Gemeinschaftsversammlungen entsprach. Am vierten Tage schloß sich noch eine Nachfeier mit mehreren Versammlungen in dem Nachbardorf Nowo-Wasiljewka an. Es waren erhebende, aber auch anstrengende Tage.

An den Versammlungen nahm auch eine nicht geringe Anzahl deutscher Kolonisten aus den benachbarten Mennonitengemeinden teil. In einer der großen Versammlungen wurde zwischen den altrussischen Chorgesängen auch ein deutscher Choral: „Lobe den Herrn, o meine Seele" angestimmt.

Die Frage des Gemeindeliedes und Kirchgesanges ist für die russischen evangelischen Gemeinschaften noch nicht gelöst. In derselben Versammlung bekamen wir Alt-Molokanische Fugen in alten Kirchentonarten, deutsche Choralmelodien und amerikanische Sankey-Lieder zu hören. Eine befriedigende Lösung ist nur in der Richtung zu erhoffen, daß das russische Kirchenlied und das russische Volkslied mit evangelischem Geiste erfüllt wird, wie es bei uns durch Luther geschehen ist. Ein tüchtiger Musiker sollte sich über den reichen Schatz der ungeschriebenen Alt-Molokanischen Gesänge hermachen und ihnen ihren allzu archaischen Charakter abstreifen. Die äußerst harte und schrille Harmonisierung, die sich statt des Dreiklanges meist mit der Quint und Oktave begnügt, müßte reicher und wohlklingender werden. Amerika-

nische Leierkasten-Melodien sind sicherlich das schlimmste Geschenk, das man einer evangelisch-russischen Nationalkirche machen könnte. Auch deutsche Choräle sollte man nur sparsam übertragen. Die Russen sind ein so musikalisches Volk, daß die orthodoxe Kirche es wohl am meisten ihrem wundervollen Kirchengesang, der sich in den großen Kathedralen durch Tiefe und Glanz der Stimmen, durch hinreißende Kraft und Weichheit des Ausdruckes und wahrhaft künstlerischen Schwung auszeichnet, verdankt, wenn auch die gebildete Gesellschaft sich noch immer den abergläubischen Bilderdienst und das grelle Schaugepränge des russischen Kultus gefallen läßt. Die Seele des russischen Volkes wird gewinnen, wer sich mit dem Evangelium in die Herzen hineinsingt — aber auf russisch, nicht auf deutsch, englisch oder amerikanisch.

Noch einige Episoden muß ich erwähnen, die den Charakter und die Bedeutung dieser Stundistenkonferenz beleuchten.

Die Gemeinde Astrachanka selbst ist zu zwei Dritteln Alt-Molokanisch und zu einem Drittel Neu-Molokanisch, d. h. stundistisch. Alt-Molokanen und Neu-Molokanen leben, wie in den andern Gemeinden, so auch hier, im Frieden miteinander, haben aber ihre gesonderten Versammlungshäuser. Auch die Baptisten haben in Astrachanka ein eigenes Versammlungslokal, obwohl sie nur etwa zwanzig Anhänger zählen, die noch in organisierte Baptisten und Frei-Baptisten gespalten sind. Dagegen hat die Nachbargemeinde Nowo-Wasiljewka neben der Alt- und Neu-Molokanischen Gemeinde auch eine große Baptistenversammlung. Das Versammlungshaus ist auf dem väterlichen Bauerngehöft des gegenwärtigen Führers der zum Hamburger Bund gehörigen organisierten russischen Baptisten, Pastor Masajew, erbaut. Masajew wohnte den Versammlungen in Astrachanka bei. Von ihm wurde die Molokanen-Konferenz am vierten Tage, als sie in Nowo-Wasiljewka tagte, eingeladen, nachmittags sich in dem Baptistenlokal zu versammeln. Die Einladung war auch angenommen worden. Aber noch ehe die Stundisten sich dorthin begeben konnten, kam ein Bote von den Baptisten, der meldete: Die Baptisten seien in Streit geraten, der größere Teil der Gemeinde hätte erklärt, daß sie die Kindertäufer nicht in ihren Gemeindesaal hineinlassen und die anberaumte Versammlung verhindern würden. Man zuckte die Achseln. Dann also nicht! Nach Tisch setzte sich Masajew wieder mit Sacharow in Verbindung und erklärte: die Brüder, die die Botschaft gesandt hätten, hätten nichts zu sagen, man solle doch kommen. Da sich niemand Unannehmlichkeiten aussetzen wollte, wurde darauf verzichtet. So war der Versuch, wenigstens in diesen Festtagen die Einmütigkeit des Glaubens zum Ausdruck zu bringen, kläglich an baptistischem Fanatismus gescheitert.

Eine andere Episode spielte sich in einer Nachmittagsversammlung in Astrachanka ab.

Unter den Gästen der Konferenz tauchte unerwartet auch ein älterer Herr mit schwarzem Bart und goldener Brille auf. „Das ist Skwarzow", flüsterte es von allen Seiten, „die rechte Hand Pobjedonos-

zews.“ Der Wirkliche Staatsrat Skwarzow, einer der eifrigsten Agenten des hl. Synod, Herausgeber einer Kirchenzeitung, war vielen stundistischen Brüdern nicht gerade von der besten Seite bekannt geworden. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es, auch die stundistische Bewegung zu überwachen und die Führer derselben, wenn tunlich, den Gerichten zu übergeben. In dieser Nachmittagsversammlung saß Herr Skwarzow, der übrigens mit allen Ehren willkommen geheißen und zu den Ehrenplätzen geleitet wurde, neben dem Rednerpult. Ein junger Prediger aus dem Wladimirschen Gouvernement, der schon mehrfach die Aufmerksamkeit von Skwarzow auf sich gelenkt hatte, predigte so ergreifend, daß eine tiefe Bewegung durch die ganze Versammlung ging. Er gedachte auch zweier Brüder, die vor vier Jahren ihres Glaubens wegen an das Eismeer verbannt worden waren, und mit einer herzbewegenden Inbrunst betete er am Schluß für die Brüder und ihre Verfolger. Während des Gebetes konnten viele ihrer inneren Bewegung nicht Herr werden und lautes Schluchzen erfüllte den ganzen Raum. Auch dem Mann mit der goldenen Brille traten die Tränen in die Augen.

Als der junge Prediger geschlossen hatte, erhob sich Skwarzow, bat um das Wort und sagte unter anderm etwa folgendes:

Meine Brüder, meine Schwestern! Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich mit einer andern Absicht hergekommen bin als der, mich mit Ihnen zu freuen. Ich beglückwünsche Sie zu der Freiheit, die Ihnen der Wille des Kaisers gegeben hat. Ich habe Töne der Klage gehört über Dinge, die in der Vergangenheit liegen. Vergessen Sie, was geschehen ist, die Zeiten sind andere geworden. Möge Gott uns wieder zur Einigkeit zurückführen. Solches und mehr dergleichen hielt der Vertreter des heiligen Synod für nötig und angebracht in diesem Kreise zu sagen.

Dies Verhalten des Staatsrats Skwarzow war mir der stärkste Beweis dafür, daß die Religionsfreiheit in Rußland eine Tatsache geworden ist und daß man auch im hl. Synod, mit dieser Tatsache als einer vorläufig unabänderlichen rechnet. Herr Skwarzow lud mich hernach noch freundlich ein, ihn in seiner Villa in Gursuf auf der Krim an dem schönen Gestade des Schwarzen Meers zu besuchen.

Noch ein letztes Bild steht mir vor Augen.

Die Versammlungen der Alt-Molokanen konnten wir nicht besuchen, weil sie gleichzeitig mit denen der Neu-Molokanen stattfanden. Aber einen Blick warf ich doch noch in ihr großes Versammlungszelt. Es war die Abschiedsstunde. In zwei langen Reihen durch die ganze Tiefe des Zeltes hin standen sich die verschiedenen Gruppen, Männer und Frauen durcheinander, gegenüber. Merkwürdige urrussische Typen. Wundervolle tief gefurchte ausdrucksvolle Charakterköpfe. Mützen oder Pelzkappen bis an die Brauen heruntergezogen. Geschnürte Röcke mit faltigen Schößen. Mann und Weib mit großen Wasserstiefeln. Chorweise standen sich die Gruppen gegenüber und stimmten eine nach der

andern ihre seltsamen altrussischen Gesänge an. Dann setzten sich die beiden langen Menschenschlangen in Bewegung. Eine schob sich an der andern vorbei und jedermann küßte die ganze Reihe entlang Männlein und Weiblein unterschiedslos ab, auf Mund und Wangen, mit tiefer Rührung und vielen Tränen, nach jedem Abschiedskuß eine tiefe, steife Verbeugung. Man muß so etwas gesehen haben, um die Innigkeit und Stärke der Empfindung mitzufühlen, durch welche diese Glaubensgemeinschaften zusammengehalten werden. Diese innige Bruderliebe ist die unüberwindliche gemeindebildende Kraft. Das kam auch bei der tiefernsten Abendmahlsfeier zum Ausdruck, mit der in Astrachanka das Fest beschlossen wurde.

Für Gründung eines als notwendig erkannten Lehrerseminars wurden in einer kleinen Versammlung von ca. sechzig Teilnehmern die Summe von 1200 Rubeln zusammengelegt.

Noch eins muß ich diesen großen Versammlungen nachrühmen. Kein Mißton störte sie. Die Leitung lag in so fester Hand, daß alle Verhandlungen auch in den äußern Formen untadelig abliefen. In engerem Kreise ebenso, wie in den großen Massenversammlungen, bewiesen diese Bauern eine geistige Disziplin und ein so sicheres Taktgefühl, daß nirgends in der Welt solche Konferenztage harmonischer, innerlich fruchtbarer und nach außen eindrucksvoller verlaufen könnten. Der Geist Gottes beherrscht dies evangelische Volk. Demütige Einschätzung der eignen Kraft, schlichte Wahrheit in Worten und Taten, fester Glaube und klare Ziele, nichts von Ueberschwänglichkeit, von leerem geistlichem Geschwätz, sondern einfacher, gesunder, geheiligter Verstand und ein Wille zur Tat, der wußte, was er wollte. Das ist der Charakter der evangelischen Glaubensgemeinschaft, in deren Hände Gott eine unvergleichlich große Aufgabe für das russische Volk gelegt hat.

Als ich nach dem Schluß der Versammlungen im Geiste noch einmal die Tage von Astrachanka an mir vorübergehen ließ, habe ich mir damals gesagt: Was wir erlebt haben, das war die Geburtsstunde der russisch-evangelischen Kirche."

Da wir hier im Allgemeinen von den russischen Kulturzuständen und den kirchlichen Verhältnissen des russischen Volkes nur die düstersten Vorstellungen haben, so wollten wir unsern Lesern doch dieses Lichtbild aus dem Bericht eines so hochachtbaren Augenzeugen nicht vorenthalten.

Das Moody Bibel-Institut von Chicago, Ill.

(80 Institut Place.)

Das Moody Bibel-Institut von Chicago hält seine Bibelklassen das ganze Jahr im Gang. Es hat soeben seinen Plan für seinen zweijährigen Bibelkurs veröffentlicht, für Studenten und solche Besucher, die nur für kurze Zeit zu weilen gedenken, die vielleicht den ganzen Sommer oder einen Teil der Sommermonate dort studieren möchten.

Dieser Lehrplan kann leicht durch Anfrage im Institut (s. obige Adresse) erlangt werden und mit leichtem Ueberblick ersehen werden, welche Gegenstände zu irgend einer gegebenen Zeit gelehrt werden.

Der reguläre Stab von Lehrkräften wird mit Ausnahme kurzer Ferien den ganzen Sommer in Tätigkeit bleiben und gelegentlich ergänzt werden durch "lecturers" und begeisternde Prediger wie Rev. D. M. Stearns, den bekannten Bibellehrer und Missionsleiter von Philadelphia; Rev. Geo. Soltau, früher in Verbindung mit der Winona Bibelschule in New York, und Rev. J. Tolefree Parr, der mit Gipsy Smith in evangelistischer Arbeit in London verbunden ist.

Rev. R. A. Torrey, das Haupt des Instituts von Anfang an, ist jetzt Ehrensuperintendent, und Rev. James M. Gray, früher in Boston, hat seine frühere Arbeit übernommen mit dem Titel: „Dekan".

Die Liste der Studenten für den Wintertermin für Tag- und Nachtstudien war die größte seit Gründung des Instituts.

Einige Krankheiten der neueren Bibelkritik.*)

Unter dieser Ueberschrift liefert Professor Eduard König von Bonn in der „Methodist Review" (September—Oktober 1903) einen sehr interessanten Artikel über einige Hauptschwächen der modernen „höheren Kritik." Durch die Güte des Editors der „Meth. Review", Dr. Wm. V. Kelley, welcher den Artikel im deutschen Original der „Deutsch-Amerikanischen Zeitschrift für Theologie und Kirche" zur Verfügung stellte, ist derselbe den deutschen evangelischen Kreisen dieses Landes zugänglich gemacht worden. Um den Appetit dafür etwas zu wecken, erlauben wir uns, einen kurzen Abriß des Inhalts des betreffenden Artikels zu geben.

Der gelehrte Professor teilt die Krankheits-Symptome der höheren Kritik in drei Klassen ein, nach den drei Gebieten des Lebens in dem menschlichen Organismus, nämlich in „körperliche" Krankheiten, an welcher die höhere Kritik leidet, besteht in dem Eindringen gewisser „Fremdkörper, die das Gewebe des Körpers zersprengen und das Blut, diese letzte Quelle der körperlichen Gesundheit, vergiften." Diese Fremdkörper sind die „falschen, unzulänglichen N o r m e n", welche in der Bibelkritik angewandt werden. Es heißt z. B. einen falschen Maßstab dem hebräischen Bibeltext anlegen, wenn man ihn nur nach dem vergleichungsmäßigen A l t e r der babylonisch-assyrischen Literatur beurteilt und sagt, weil gewisse Teile der letzteren höheren Alters seien, deshalb müßten sie auch „ursprünglicher" sein. Dieses tut Fr. Delitzsch in seinem Vortrag „Babel und Bibel", aber Dr. König zeigt, daß das Alter der Quelle eines Textes und die Originalität desselben zweierlei Dinge

*) Nachfolgender Artikel erschien schon im Oktober 1903 im „Christl. Apologeten", er ist aber heute noch zeitgemäß, und dürfte bei Beurteilung der Produkte der neueren Theologie wohl beherzigt werden, da sie sonst einem ganz unvermerkt mit ihren bestehenden Hypothesen den Grund unter den Füßen wegziehen, so daß man zuletzt nur auf einer Quicksandbank steht, die die nächste Hochflut hinwegschwemmt. D. R.

sind. Ein späterer Tet kann das Ergebnis einer treueren Ueberlieferung sein. — Ein anderes Beispiel von dieser ungesunden Methode der Bibelkritik ist die Voraussetzung, daß „die geographische Nähe von Völkerschaften" eine „Gleichheit auch ihrer religiösen Anschauungen" bedingt. Diese willkürliche Mutmaßung wird ebenfalls durch Anführung mehrerer eigenartigen Elemente in dem Kultus Israels widerlegt. Dr. König hebt des weiteren hervor, wie die höhere Kritik in einseitiger Weise in der babylonisch-assyrischen Literatur das verschweigt, was dieselbe in einem nachteiligen Lichte erscheinen lassen würde. Dieses Verfahren nennt er eine „Wucherung". — Die „körperliche Krankheit" der Bibelkritik besteht im allgemeinen in der falschen Generalisierung.

Als „physiologische Krankheit" bezeichnet Prof. König die Farbenblindheit gewisser Vertreter der höheren Kritik, wodurch sie nicht mehr imstande sind, diejenigen „Momente zu beachten, welche zu gunsten der Zuverlässigkeit des Alten Testaments sprechen." — Ein solches Moment, das sehr stark in die Wagschale fallen sollte, ist, daß „die alten Geschichtsschreiber Israels bei der Charakteristik der hervorragendsten Männer ihrer Nation die Fehler nicht verschwiegen haben, die ihnen nach der geschichtlichen Erinnerung angehaftet haben." Ferner offenbart die höhere Kritik eine auffallende Augenschwäche, indem sie sich unfähig oder ungeneigt zeigt, die gemeinsame Grundlage der differierenden Berichte zu erkennen, welche doch ein gesundes Auge klar und deutlich erblickt. Diesen Punkt erläutert Dr. König an den drei verschiedenen Berichten von dem Auszug der Kinder Israels aus Aegypten. Was bleibt bei diesen Berichten die Hauptsache: die Momente, die den Erzählungen gemeinsam sind, oder die Differenzen? Selbstverständlich die gemeinsamen Grundzüge. „Daß das Volk Israel in jener Zeit durch das wunderbare Eingreifen einer höheren Macht durch das Schilfmeer hindurchgerettet wurde, dies — schreibt Dr. König — bleibt der Kern, ohne den die Schale mit ihren verschiedenen Färbungen und Fugen sich hätte gar nicht bilden können."

Dr. König macht noch eine weitere Bemerkung, die sehr beachtenswert ist. Wenn die neuere Kritik hat konstatieren müssen, daß der Pentateuch keine absolute Einheit bildet, sondern verschiedene Fassungen der Kleinode ältester Erinnerungen in sich schließt, so weht uns gerade aus dieser Tatsache ein Geist des Konservatismus entgegen. Der Tatbestand, welcher bei der Analyse der ältesten hebräischen Nachrichten schließlich vorliegt, ist dieser: „Israel hat von dem kostbaren Erbgut seiner Erinnerungen so viel bewahren wollen, als man nur immer hatte, mochte daher auch eine sporadische Disharmonie der Angaben sich herausstellen .... Was für eine wertvolle Frucht ist aus diesem Trieb zur Konservierung des gesamten alten Materials noch überdies erwachsen! Wenn der Inhalt z. B. des Pentateuchs ganz in sich harmonisch wäre, so würde leicht die Annahme gemacht werden

können, daß es aus dem Denken eines einzigen Kopfes oder wenigstens aus einem System entsprungen wäre. So aber, wie es ist, bezeugt uns der Pentateuch, daß er gewachsen und nicht künstlich gemacht ist."

Die „psychologische Krankheit" der höheren Kritik besteht, nach Dr. König, in ihrer „Leichtgläubigkeit". Sie verläßt sich auf recht unsichere Argumente. Diese Leichtgläubigkeit offenbart sich erstens in dem „Versuch, die alttestamentlichen Schriften mit Hilfe ihres Stils zu kritisieren," und zweitens nach ihrem „Metrum" und „Strophenbau" zu beurteilen. Dr. König schließt seinen Artikel mit folgendem Satz: „Jede Kritik, die mit Fremdkörpern und Wucherungen, Farbenblindheit und Leichtgläubigkeit behaftet ist, kann nicht eine gesunde Kritik genannt werden. Deshalb wird auch die Bibelkritik nur dann mit wahrem Erfolg ihres Amtes walten können, wenn gesundes Blut durch die Adern rollt, wenn sie mit hellen Augen alle Seiten der betreffenden Literatur prüft und darauf bedacht ist, auch an sich selbst Kritik zu üben."

Trauer-Reden,

gehalten anläßlich des Todes und der Beisetzung des Königs Christian IX. von Jakob Paulli, Stiftspropst und königl. Confessionarius in Kopenhagen.

Verdeutscht von P. K. Wiegmann.

1.

(In der Kopenhagener Frauenkirche am 4. Febr. 1906 (5. S. n. Epiph.).

Herr, unser Gott! Ein Tag nach dem andern eilt dahin, auch das Leben entfleucht wie ein Dampf, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet. Du allein bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. Darum kommen wir zu dir, nun, da wir fühlen, daß wir neuen Zeiten gegenüberstehen. Selbst wenn du uns die Wahl in die Hand legen würdest, so dürfen wir doch unsere eigene Zukunft nicht wählen, noch die Zukunft unsers Vaterlandes. Allein eins dürfen wir erwählen, nämlich, daß wir deine Kinder sein wollen. Und wenn du siehst, daß wir dies erwählen und unserer Wahl getreu sind, dann laß uns erfahren, daß du uns durch die kommenden Tage führen wirst, wie ein Vater seine Kinder führt! Amen.

(Verlesung des sonntäglichen Evangeliums, 2. dänischer Jahrgang, Matth. 13, 44—52.)

Wenn ein Fremdling vor einer Woche zur Abendzeit durch unsere Stadt gegangen wäre, so hätte er bald merken können, daß etwas geschehen war, wovon alle voll waren. Ich denke nicht bloß daran, daß er die dichten Menschenmassen gesehen hätte, die sich draußen bewegten, während der Winterregen herniederfiel, oder die vielen Flaggen auf Halbmast, die im Dunkel naß da hingen; sondern er würde wahrgenommen haben, daß gedämpfter und stiller geredet wurde, ganz wie

man in einem Hause redet, wo ein Toter liegt. Es lag ja auch einer tot in unserer Mitte, unser alter hochgeliebter König. Mild und stille, wie er gelebt, war er in das unbekannte Land eingegangen. Darum war eins da, was an jenem Winterabend aller Gedanken erfüllte. Wir fühlten, daß für unser Vaterland eine alte Zeit abgelöst worden war von einer neuen Zeit, die ihr Gepräge von dem Werk unsers neuen Königs empfangen wird.

Nun verhält es sich ja so, daß, wenn eine neue Zeit im Anbruch ist, solche da sind, die alles von der Zeit erwarten. Sie wurden manchmal in den dahingeeilten Tagen getäuscht und meinen nun, daß die neuen Zeiten ihnen Ersatz dafür leisten werden. Andere befürchten alles von der Zeit; sie klammern sich an das Glück an, das ihnen zu teil ward, und es bangt ihnen, daß sie dasselbe verlieren werden. Allein wenn wir heute hier versammelt sind, so stehen wir vor dem, welcher der Herr der Zeit ist; darum sollen wir von der Zeit weder alles erwarten noch befürchten. Die ältere Generation hat gemeinschaftlich mit unserm König schwere Tage erlebt, in denen wir erfuhren, wie schwer es ist, ein kleines Volk zu sein, das seine Grenzen nicht verteidigen kann. Wir haben aber auch helle, glückliche Tage erlebt, da ringsum in der Welt über Dänemarks Namen ein Glanz lag. Nun stehen wir allesamt, die Aelteren wie die Jüngeren, gemeinschaftlich mit unserm Königspaar neuen Zeiten gegenüber, deren Rätsel einst erst gelöst werden wird. Darum sollen wir uns nicht bloß in die Erinnerungen vertiefen, auch nicht bloß über das Zukünftige grübeln, sondern wir sollen aufwärts schauen zu dem Himmel, der sich über den dahingeeilten Tagen wölbte und der sich auch über den zukünftigen wölben wird.

Wohl gibt es solche, für die der Himmel nichts anders ist als ein ungeheurer, leerer Raum in unendlich weiter Ferne mit seiner Sonne und mit seinen Sternen. Wieder andere gibt es, für die er eine Stätte ist, wo nur ein kalter, unbarmherziger Gott wohnt, der gegen das Wehe und Wohl seiner Geschöpfe gleichgültig ist. Allein wenn wir aufwärts blicken gen Himmel, so wie unser Herr Jesus es von uns fordert, so wird uns der Himmel ein Vaterhaus, von wannen Botschaft um Botschaft an uns gesandt wird, die wir noch in der Fremde sind und die wir des Trostes und Mutes bedürfen, wenn wir den neuen Zeiten entgegengehen sollen. Eine solche Botschaft ertönte auch heute an uns, als wir im Evangelio von dem Manne hörten, der einen verborgenen Schatz im Acker fand. Jeder Christenmensch hat erfahren, wie viele Schätze im Worte Gottes verborgen liegen. Dieselben haben uns in unserer Armut reich gemacht und uns in den ernsten Zeiten Mut gegeben. Laßt mich da einen dieser Schätze hervorholen und euch und mir selbst mit auf den Weg geben. Ich finde denselben in den Worten Pauli: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ 1. Kor. 13, 13.

1. Der Apostel sagt zuerst, daß der Glaube bleiben werde, und

er wußte wohl, welch ein Schatz in diesen Worten liegt. Er erkannte es besser als sonst jemand, wie das Gesetz des vergänglichen Wesens hier in der Welt herrscht. Er schrieb ja: „Alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar." (Röm. 8, 22.) Und so oft uns der Tod auf unserm Weg begegnet, wird uns von neuem eingeschärft, daß die Kreatur der Eitelkeit unterworfen ist. Ich weiß zwar, daß wir, stumpf und oberflächlich wie wir sind, oft nicht auf die Sprache des Todes achten. Allein wenn ein Volk seinen König verliert, so muß dies doch ernste Gedanken wecken können. Vielleicht bist du noch jung, allein es wird auch für dich der Tag kommen, wie er für unsern alten König kam, da du sprechen mußt: „Die Jugend und Morgenröte des Lebens ist Eitelkeit." Und hast du keinen andern Schatz im Acker gefunden als die Jugend, so bist du übel daran. Vielleicht hast du noch deinen freudigen Mut und es will dich bedünken, als brauchtest du dich nicht vor dem Lebenskampf zu fürchten. Ist dies indessen der einzige Schatz, den du gefunden, so wirst du eines Tages erleben, daß der Mut im tiefsten Mißmut enden kann.

Nein, das, was bleiben soll, muß von einer andern Beschaffenheit sein. Es muß etwas sein, was mit zur unsichtbaren Welt gehört, darum spricht der Apostel: „Nun aber bleibt der Glaube; allein weil es ein Apostel ist, der dies gesagt, so denkt er an etwas Besonderes bei dem Glauben, der in den Tagen, die da kommen, unser Schatz sein und bleiben soll. Ja, wenn wir uns genügen lassen könnten an einem ganz unbestimmten Glauben, daß es höhere Mächte gibt, die ab und zu ins Weltleben eingreifen können, so wäre es nicht so schwer zu sagen: einen solchen Glauben habe ich. Allein wenn Paulus schreibt, daß in dem Namen Jesu Christi sich alle Kniee beugen sollen, so liegt darin, daß der Glaube, welcher unser Schatz sein soll, einen andern Inhalt haben muß. Der Glaube, den du mitnehmen sollst, ist der Glaube an den, um deswillen wir Weihnachten feiern können, der Glaube an den, der es selbst erwählte, die Herrlichkeit des Himmels mit dem Kampf auf der dunkeln Erde zu vertauschen. Es ist der Glaube an den, bei dessen Kreuz wir hören sollen, daß es je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort ist, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen (1. Tim. 1, 15.) Es ist der Glaube an den, von dessen offenem Grabe die Botschaft vom Sieg des Lebens erschallt. Nur in und durch diesen Glauben an Jesum Christum empfängst du die Gewißheit, daß Gott im Himmel dein Vater ist.

Darüber werden wohl die meisten einig sein können, daß es gut und segensreich ist, auf Gottes Vaterliebe zu bauen. Allein nun gibt es solche, welche meinen, daß sie dies ganz gut tun können, ohne für unsern Herrn Jesum Gebrauch zu haben. Er hat jedoch gesagt: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich." (Joh. 14, 6.) Du brauchst keinen Heiland, um zu dem allmächtigen Schöpfer zu kommen; von ihm gibt die ganze Natur Zeugnis, die Himmel erzählen seine Ehre und die Feste verkündigt seiner Hände Werk (Ps. 19, 2).

Du brauchst keinen Heiland, um den Weg zu dem heiligen Gott, der das Böse haßt, zu finden; aus dem Donner des Gesetzes kannst du gut lernen, wie er ist. Du brauchst auch keinen Heiland, um dem gerechten Gott zu nahen, der einem jeglichen nach seinen Werken vergelten wird. Laß nur dein Gewissen zu dir reden, so wirst du ihn wohl kennen lernen. Allein wenn du zum Vater kommen willst, so geht der Weg durch den Glauben an Jesum Christum. Und das, was dir not tut, festzuhalten, wenn du den unbekannten Zeiten entgegengehst, ist ja doch, daß die zukünftigen Tage in den Händen deines Vaters im Himmel stehen. Erst dann, wenn du so weit gekommen bist, kann die Lebenszeit zum Segen durchlebt werden.

Das wußte unser alter König so gut. Es gab Zeiten, die ihm Licht und Glück brachten. Er fühlte, daß sein Leben dadurch reich wurde und auch dadurch, daß manche stille Hoffnung, die in seiner Seele lebte, in Erfüllung ging; allein er nahm es an vermöge des Glaubens, der da bleibet. Er wußte, daß alles von der Liebe Gottes des Vaters stammte, und dadurch wurde die innige Dankbarkeit in seinem Herzen geweckt. Es kamen andere Zeiten, da ihm das Leben schwer war. Es gab Leiden, die getragen werden sollten, Sorgen um das Land und Volk, das er regieren sollte; es kamen Stunden der Trennung von denen, die seinem Herzen am nächsten standen. Allein trug sich dies zu, so wußte er wiederum, vermöge des Glaubens, der da bleibet, daß auch dies von der Liebe Gottes des Vaters stammte, und daß alles das geschah, auf daß er mit Hilfe desselben in der Geduld und im Gebet wüchse; darum war das Schwere, das ihm widerfuhr, zu ertragen.

2. Nun aber bleibet der Glaube, sagt der Apostel, allein er fügt hinzu: „und die Hoffnung." Allein hier denkt er an etwas anderes, als woran man in der Welt denkt. Es gab eine Zeit, da wir als Kinder in unserer Wiege lagen. Damals hofften andere für uns. Sie wußten aus Erfahrung gar gut, daß das Leben etwas Schweres ist. Selbst hatten sie gar manchem Kampf und gar manchem Schiffbruch nicht entgehen können, allein sie hofften, daß unser Los leichter als das ihre sein würde. Die Zeit verging und wir traten in die Reihen der Hoffenden, wie denn niemand ohne Hoffnung leben kann. Es mag sein, daß wir, die wir heute über die Grenze zwischen der alten und neuen Zeit schreiten, manche schwere Last mitnehmen, die bei der Markscheide nicht hat abgelegt werden können, wir haben aber doch die Hoffnung nicht aufgegeben, die wir nicht aufgeben können, daß nämlich in den künftigen Tagen unser eine Linderung oder Befreiung warten könne. Solche Hoffnungen haben ja auch im Herzen unsers alten Königs gelebt. Und der Apostel urteilt auch nicht über dieselben ab; er hielt in seinen Trübsalen selbst fest an der Hoffnung auf bessere Zeiten; allein wenn er spricht: Nun aber bleibt die Hoffnung — so denkt er an etwas anderes und will, daß wir an etwas anderes denken sollen.

Wenn wir über die Grenze gehen, so tragen wir alle etwas Schlim-

meres mit uns als Kummer und Trauer über diejenigen unserer Lieben, die wir verloren haben. Wir fanden einen Schatz in dem Worte, das wir im Hause Gottes hörten oder in unserer Bibel lasen; dies weckte doch bisweilen neues Leben in uns. Es kamen reine, fromme Gedanken, und wir spürten, daß es gut war, daß sich dieselben in unserer Seele aufhielten. Es erwuchsen heilige Vorsätze, weil wir sahen, wie vieles anders werden mußte. Ach, als wir dann über ein Kleines stehen blieben und uns besannen, sahen wir, daß wir die reinen Gedanken verloren hatten; dieselben waren mit ganz andern, die nichts mit dem Himmel zu tun hatten, vertauscht worden — allein dadurch war unsere Schuld Gott gegenüber gewachsen. Wir sahen ein, daß aus unsern heiligen Vorsätzen nichts geworden war; wir waren denselben ausgewichen, weil wir fanden, daß es besser war, unserer eigenen Lust zu folgen — allein damit wuchs unsere Schuld Gott gegenüber. Wir sahen ein, daß die Tage, die uns gegeben waren, damit wir in denselben für das Reich Gottes reifen sollten, vergeudet worden waren, und daß das, was unser Tagewerk war, in keinem Falle unsere Rechenschaft leichter machen konnte. Allein dadurch wuchs unsere Schuld Gott gegenüber.

Wenn uns nun der Gedanke ängstet und beugt, daß wir all unsere Schuld mit in die kommenden Tage nehmen werden, so ertönt zugleich das Wort Pauli: *Nun aber bleibt die Hoffnung.* Damit wird auf den Schatz, der bewahrt werden kann, hingewiesen. Nun geht aber die Hoffnung darauf aus, daß der, dem Macht gegeben ist auf Erden die Sünden zu vergeben, mit uns gehen wird; nicht bloß, damit wir, wenn wir ihn sehen, den ungeheuern Abstand zwischen ihm und uns ermessen sollen, sondern damit er uns von neuem die alte Botschaft verkünde: Es ist Heil vorhanden. Da wird es denn hell, während wir vorwärts blicken, weil wir erfahren, daß die Gnade Gottes trotz allem, was wir verlieren können, niemals fehlschlägt. Auch dies wußte *König Christian*, sowohl was das heißt, als ein armer Sünder vor Gott stehen, als auch, die Hoffnung nicht fahren lassen, daß es *einen* gibt, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht. Darum konnte der König in Frieden sterben.

3. Soll indessen von dem Schatz, der gefunden werden muß, geredet werden, so muß noch eins hinzugefügt werden. Der Apostel sagt nicht bloß, daß Glaube und Hoffnung bleiben, er fährt auch fort: „*Und die Liebe bleibet*, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ Darin, daß die Liebe bleibt, liegt zu allervörderst ein tiefer Trost. Es gibt nichts, dessen wir so sehr bedürfen, wie der Liebe. Im Blick des Kindleins wie im Auge des hilflosen Greises liegt eine Bitte um Liebe. Sowohl der Einsame wie der, welcher von vielen umgeben ist, bedarf der Liebe. Was die Sonne für das Naturleben ist, das ist die Liebe für das Menschenleben. Wo die Sonne ausgesperrt wird, erlischt alles Leben im Dunkel; wo die Sonne Macht bekommt, sprießt und blüht alles. Darum geht ein jeglicher von uns in die kommenden Tage hinein mit der Bitte: Herr, laß deine Liebe nicht von mir weichen!

Allein daß die Liebe bleibt, meint ja nicht bloß, daß die Liebe des Herrn *zu uns* bleibet. Die Liebe will stets etwas ausrichten, sie will ins Leben umgesetzt werden. Wenn ein Strom sich durch das dürre Land einen Weg bahnt, wird man das schon ausfinden. Die harte Erdkruste wird weich gemacht, sie wird mit Gras und Blumen bedeckt und die Weiden schießen am Ufer auf und neigen sich über das Wasser. Nun ließe sich auf mancherlei Weise davon reden, woran man erkennen kann, daß der Schatz der Liebe uns zu teil geworden ist. Allein heute sollen wir nicht bloß mit innigem Dank auf alles, was wir an unserm alten entschlafenen König hatten, zurückschauen; wir sollen auch auf das hinblicken, was wir mit unserm König und der Königin, die den Thron Dänemarks bestiegen haben, gemeinschaftlich haben. Wir wollen daher nun an eine bestimmte Form der Liebe denken.

Was uns im übrigen auch trennen mag, so haben wir doch *ein Vaterland*, und dieses sollen wir mit der Liebe, die bleibet, umschließen. Mag auch, wer will, der Vaterlandsliebe hohnsprechen, bei uns sieht es, Gott Lob, anders aus. Es mag *Länder* geben, die reicher und schöner als das unsere sind; allein das kleine Land gen Norden mit seinen Belten und Sunden, mit seinen Heiden und Buchenwäldern, mit seinen strahlenden Sommertagen und dunkeln Winterabenden ist nun einmal das unsere und wir lieben es. Es mag *Sprachen* geben, die einen schöneren Tonfall als die unsere zu haben scheinen; allein in unserer Muttersprache haben wir unsere besten Gedanken ausgedrückt, in ihr haben wir die sanftesten Worte gehört, in ihr haben wir unser erstes Gebet gelernt, und darum lieben wir unsere Sprache. Es mag *Helden* geben, deren Namen weiter umhergekommen sind als die Namen derer, welche mit Dänemarks Namen verbunden sind; allein diese haben für *uns* gekämpft und für *uns* geblutet, und darum lieben wir das Land, das sie erzog. Diese Liebe ist unser Schatz, der bleiben soll, und geschieht das, so werden wir auch, menschlich betrachtet, guten Zukunftstagen entgegengehen. Dies hindert uns daran, daß wir in allem, was unser eigen ist, aufgehen. Wir schließen uns um unser Königspaar, wir sind ja mit ihm eins in einer und derselben Liebe zum Vaterland.

Es hat einer unserer Dichter gesungen:

Unter den herrschenden Völkern — klein wir nur sind,
Nur dem verstümmelten Torso gleich anzusehn; —
Doch auf verhauenem Schildrand man find't
Namen, die bei der Welt stets in Erinnerung stehn.

Darum haben wir den Glauben, daß Dänemark seinen Platz in der Zahl der Nationen hat. Allein sollen wir im Ernst an die Zukunft unsers Volkes glauben können, so müssen nicht bloß Menschennamen in unserm Schildrand geprägt sein. Es muß *ein anderer Name* über uns erglänzen. So oft der Dannebrog entfaltet wird, zeigt derselbe uns sein weißes Kreuz, allein das Kreuzzeichen redet von Jesu Christo. Der beste Schatz, den ein Volk besitzen kann, ist die Liebe zu

ihm. Und wir wissen, daß wir auch hierin mit König Friedrich eins sind. Sein Wahlspruch: „Der Herr ist mein Helfer!" ist derselbe, den die Gemeinde Jesu Christi zu dem ihren machen kann. Und machen wir Ernst, nach diesem Worte zu leben, und glauben wir, daß der Geist des Herrn uns durchströmen wird, so erwacht ein reicheres Gemeindeleben und ein stärkeres Gebetsleben. Geschieht das, so können wir getrost der Zukunft entgegengehen, sintemal wir den Schatz besitzen, der nicht abhanden kommen kann. Amen.

2.

(Im Schloß Amalienborg, am 12. Febr. 1906.)

Es kann etwas wunderbar Ergreifendes in den Augenblicken unsers Lebens liegen, von denen es heißt: Zum ersten Mal! Eine Fülle von Hoffnungen und sehnlichen Erwartungen und mannigfaltigen Gedanken ringen in unserer Seele. Es ist uns, wie wenn man an einem sonnenheitern Morgen dasteht und über den Tag hinblickt. Das Leben ist am Erwachen, allein zugleich drängt sich die Frage vor: Was wird der Tag bringen? Was wird er geben oder nehmen? Wie wird die Sonne, die jetzt aufgeht, wohl untergehen? In Gewitterwolken oder am klaren Abendhimmel?

Nicht minder ergreifend ist es, wenn wir sagen müssen: Zum letzten Mal! Bei mancher Stockung in unserm Leben hoffen wir ja, daß das, was unterbrochen wird, wieder fortgesetzt werden kann. Allein es kann auch ein Abschluß kommen, da das unbarmherzige „Zum letzten Male!" ertönt. Das findet ja nun statt. Heute wollen wir nicht insonderheit an König Christians Tätigkeit als König denken; davon wird geredet werden, wenn wir binnen wenigen Tagen uns versammeln. Hier sind wir in dem Heim unsers alten Königs zusammengekommen. Wenn die Nacht zu Ende ist, werden die Schloßpforten geöffnet, allein nur, um zum letzten Male hinter dem geschlossen zu werden, der so lange hier aus- und eingegangen, oft mit schweren Gedanken, die vom Kummer über unser Vaterland ins Leben gerufen wurden, oder von dem Leid, das die getroffen, welche ihm auf Erden die liebsten waren, allein oftmals, Gott Lob, auch mit lichten Gedanken, welche er alle der Gnade verdankte, die ihm in seinem langen Leben zu teil wurde. Wenn nun morgen die Schloßpforte hinter dem Sarge des Königs zufährt, so bedeutet das, daß dann ein altes Heim geschlossen wurde; deshalb herrscht so große Wehmut bei denen, die an dem kalten Winterabend allhier versammelt sind.

Ein jeder von uns, der so glücklich ist, daß er ein Heim hat, weiß ja, daß es wenig Wörter gibt, die einen solchen Klang haben, wie das Wort Heim. Und was für ein Heim war dieses doch für die Kinderschar, die hier heranwuchs, umgeben von der Liebe ihrer Eltern, von welcher man in Wahrheit sagen kann, daß sie stark war wie der Tod und daß viele Wasser dieselbe nicht auslöschen konnten (Hohel. 8, 6 ff.)! Söhne und Töchter gingen von hier aus, vielleicht zu weit größeren und

reicheren Verhältnissen, allein das Heim der Kindheit konnten sie nie vergessen. Hier waren Erinnerungen, die aus jedem Winkel zu ihnen redeten, Erinnerungen an glückliche Tage der Kindheit und Jugend, an ein Zusammenleben, welches reich war, weil die Herzen einander entgegenschlugen. Darum flog nicht bloß von den Thronen Europas Gedanke um Gedanke nach Dänemarks Königsschloß, sondern die, welche dieselben sandten, folgten nach und kamen immer wieder hier zusammen, weil sie fühlten, daß hier gut sein war. Jetzt ist der Kreis aufs neue zusammengekommen, allein nur um Lebewohl und Dank für alles zu sagen; darum liegt ein so wehmütiger Klang in dem Worte: Zum letzten Mal!

Sollen sich indessen die verschiedenen Gedanken um etwas Gemeinschaftliches einen, so laßt mich daran erinnern, daß im Buche Nehemias (7, 2) von einem Manne geredet wird, welchem man dieses Zeugnis gibt:

„Er war ein treuer Mann und gottesfürchtig vor vielen andern."

Es scheint mir, daß dieses Wort ganz besonders auf unsern abgerufenen König Anwendung finden kann.

Stets treffen wir in der Heiligen Schrift die Ermahnung zur Treue. Unser Herr Jesus kommt in seinen Gleichnissen darauf zurück und die Apostel machen die Ermahnung ihres Meisters zu der ihrigen. Dies hängt mit etwas anderm zusammen. Es heißt von Gott, daß er der getreue Gott ist, und das Ziel der Christenmenschen ist ja, ihrem Vater im Himmel zu gleichen. In tausend Punkten müssen wir sagen: Hier können wir Gott nicht gleichen. So oft es sich um den allwissenden Gott handelt, dem nichts verborgen ist, um den allein weisen Gott, dessen Gerichte unbegreiflich und des Wege unerforschlich sind, oder um den seligen Gott, dessen Friede nicht vom Kampf der Erde gestört wird, müssen wir immer wieder erkennen, wie wenig wir ihm gleich sind. Allein wird uns verkündigt, daß Gott getreu ist, so fangen wir an zu ahnen, daß hier etwas ist, worin wir Gott doch gleichen können. Dies hat König Christian verstanden und gefühlt.

Und er verstand zugleich etwas anderes. Die Treue ist an sich selbst etwas von dem Allergrößten. Darum denkt man sich bisweilen, daß unsere Treue sich auch in großen Dingen zeigen müsse. Das kann sie, und das hat sie bei unserm alten König oft getan. Allein das Leben besteht nun einmal nicht aus großen Dingen allein, sondern viel eher aus allem, was klein ist. Das soll heißen: klein für uns, die wir die Forderungen oft in die Höhe schrauben, aber nicht klein für Gott. Sonst hätte Jesus nicht sagen können: „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!" (Matth. 25, 21.) Allein es soll beim Sarge unsers König ausgesprochen werden, ob wir an das Große oder an das Kleine denken: „Er war ein treuer Mann und gottesfürchtig vor vielen andern."

Eigentlich liegt die Erklärung, woher die Treue stammt, in den letzten Worten: „Er war gottesfürchtig vor vielen andern." Jeder Strom, der nicht versiegen soll, muß aus einer Quelle stammen, die am Sprudeln bleibt. Jede Flamme, die nicht erlöschen soll, muß stets neue Nahrung haben. Dies wußte König Christian, und wenn er der treue Mann blieb, der er war, so kam das daher, daß er seinen Gott und Heiland gefunden und ihn auf seinen Wegen bei sich hatte. In seinem Glauben konnte etwas Rührendes, etwas Demütiges sein. Derselbe erinnerte oft an den Glauben eines Kindes. Allein der Herr selbst hat gesagt: „Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen." (Mark. 10, 15.)

Ich weiß, daß jeder im Kreise derer, die ihm am nächsten standen, von seiner Treue erzählen könnte. Wie treulich hat er nicht das Andenken seiner Königin bewahrt! Sie waren zusammen jung gewesen und zusammen alt geworden. Mit den Jahren, die dahineilten, schlossen sich ihre Herzen immer fester aneinander. Dann kam der Tag, da sie voneinander scheiden mußten und das Gefühl der großen Leere im Schlosse des Königs sich einstellte. Allein war er zuvor treu gewesen gegen seine Kinder und Kindeskinder und den Bruder, der so lange bei ihm seine Heimat hatte, so wurde seine Treue gegen sie nur noch größer. Deshalb fällt es ihnen so schwer, daß sie heute abend hier sagen müssen: Zum letzten Mal!

Und wir andern, die wir ein jeder auf seine Weise unserm geliebten König gedient haben, seine Hausgenossen sowohl wie die, welche auf vorgeschobenen Posten standen, können in demselben Gefühl der Wehmut und des tiefen Dankes einmütig die Worte nachsprechen: „Er war ein treuer Mann und gottesfürchtig vor vielen andern."

Darum konnte er auch die nie vergessen, die einst zum dänischen Reich gehört hatten, über die er aber nicht mehr Herrscher war. Vor anderthalb Jahren fuhr König Christian zur Einweihung des Doms an Jütlands Westküste. Der Zug brauste dicht an der Grenze dahin. Da saß der alte König mit gefalteten Händen ganz still und schaute betrübt durchs Fenster nach dem Lande, das früher ihm gehörte. Allein laßt mich nun in der Scheidestunde sagen, daß dies auf etwas Höheres deutet. Es wurde einst zu dem auserwählten Volk Gottes gesagt: „Das Land, wo du eingehst, um es zu besitzen, ist ein Land, wofür der Herr, dein Gott, sorget." (5. Mos. 11, 10 ff.) Und weil unser König ein Mann war, der Gott fürchtete vor vielen andern, so hatte er gelernt, mit gefalteten Händen nach dem Lande hinzuschauen, dessen Grenzen die Menschen nicht verrücken können. Es soll deshalb zugleich mit unserm Lebewohl ein Dank gegen Gott ertönen, weil wir glauben dürfen, daß unser teurer König eingegangen ist, um das Land zu besitzen, wofür der Herr, unser Gott, sorget.

Vater im Himmel! Du willst uns nicht vergessen, die wir inmitten der Welt des Kampfs und Leids sind. Segne unsern König und die

Königin, ihre Kinder und ihr ganzes Geschlecht. Laß sie und uns erfahren, daß du der treue Gott bist, der uns helfen kann, daß wir getreue Menschen sein und bleiben, die dich fürchten! Amen.

3.

(In der Grabkapelle des Doms zu Roeskilde, am 18. Februar 1906.)

So sind wir nun unserm geliebten König zu seiner letzten Ruhestätte gefolgt. Wenn wir die Kirche wieder verlassen haben, werden wir erfahren, wie das Leben seinen gewohnten Gang geht, bis auch für uns die Nacht kommt, da niemand wirken kann. Der Wind vom Fjord wird gegen die wettergebräunten Mauern des Doms schlagen, die Sonne wird die schlanken Spitzen vergülden. Allein hier ist ein stiller geweihter Flecken, und wenn die Gemeinde sich unter den Bogen der Kirche sammelt, wird hier der Orgelklang ertönen, wo unser toter König seinen letzten, langen Schlaf schläft. Die alte Kirche ist Zeuge davon gewesen, daß ein Geschlecht ums andere hierher wallte, nicht bloß um sich um die Sarkophage der toten Könige zu versammeln, sondern um sich um den König zu scharen, der nie stirbt. Es ist daher zweierlei, was sich nicht trennen läßt: die tiefe Wehmut darüber, daß wir Lebewohl sagen sollen, und das andere ist, daß die Gedanken sich aufschwingen sollen zu dem Herrn des Lebens.

Gott sprach einst zu dem Volk, das er auserkoren hatte: „Das Feuer auf dem Altar soll nimmer verlöschen." (3. Mos. 6, 5.) In der Welt kann es nicht anders sein, als daß so vieles von dem, das eine Zeit lang strahlt, schließlich verlischt. Davon reden ja diese Grabkapellen in einer Sprache, die nicht überhört werden kann. Die Jugend, die mit ihrem stolzen Mut vorwärts strebt, das Glück, das der Gegenstand der Mißgunst so mancher ist, die Macht, die den Volkshaufen beängstigen kann — alles das wird einst verschwinden. Dasselbe gilt von manchem brennenden, nagenden Schmerz, für welchen es auf Erden keine Linderung gibt.

Allein Gott hat gewollt, daß in unserm Herzen ein Altar wäre, auf welchem das Feuer nie erlösche. In jeder Brust kann genug von dem, was nach und nach sterben wird, Raum finden: Leere Träume, unreine Begierden und stolze Gedanken; allein es kann dort auch ein Altar errichtet werden, und ist dieser da, so soll darauf ein Feuer brennen, das nie verlischt. Dasselbe törichte menschliche Herz, das von Jugend auf böse ist, kann nämlich eine Wohnung des Geistes Gottes werden. Darum spricht Paulus: „Den Geist dämpfet nicht!" (1. Thess. 5, 19.) Und da unser alter König selbst den Segen erfahren hatte, der darin liegt, daß man den Geist nicht dämpft, so weiß ich in der Scheidestunde kein besseres Wort festzuhalten als dieses:

Den Geist dämpfet nicht!

1. Zuerst liegt hierin die Ermahnung: dämpfet den Geist der Dankbarkeit nicht! Das wissen wir alle, daß die Erinnerungen

nur ein schwacher Ersatz für ein Zusammenleben sind, das abgebrochen wird. Und doch, wer von uns wollte seine Erinnerungen entbehren? Am Sarge des Königs wird Nachtwache gehalten, allein zugleich sollen die Erinnerungen wachen. Zuvörderst reden sie zu uns von dem, was König Christian für sein Volk war. Wir haben zu ihm aufgeschaut, nicht bloß weil er ein König war, sondern weil er ein Mensch war, der darauf achtgab, daß das Feuer auf dem Herzensaltar nicht ausginge. Es gibt Fürsten, die sich einen Namen erworben haben, weil sie die Grenzen ihres Landes erweiterten, allein dies konnte nur dadurch geschehen, daß zur gleichen Zeit eine unterjochte Nation über das trauerte, was sie verloren hatte. König Christians Herrschaft wurde eine andere. Sie wuchs, weil er immer mehr Herzen gewann. Und dies vermochte er, weil der Geist der Liebe nicht in ihm gedämpft wurde. Allein das ist ein Zeichen der Liebe, daß sie nichts von dem, was klein ist, gering schätzt. Also war die Liebe unsers Königs. Er übersah keinen von uns, selbst den geringsten nicht, er vergaß keinen. Nur eins war er willig zu vergessen: daß jemand ihn gekränkt hatte. Dies kam daher, daß er fühlte, wie er selbst der Vergebung von seiten Gottes bedürfe; und diese fand er beim Kreuz auf Golgatha. Daher soll unser Volk mitten in der Trauer den Geist der Dankbarkeit nicht dämpfen. Laßt das Feuer auf dem Altar zum Zeugnis dienen, daß wir Gott für alles, was wir an unserm alten König hatten, Dank sagen!

2. Allein die Gedanken gehen weiter: den Geist der Hoffnung dämpfet nicht! Wenn wir auf unsern Kirchhöfen oder in den Grabkapellen weilen, so liegt es nahe, mit den Emmausjüngern zu sprechen: „Wir hatten gehofft, . . . aber das ist jetzt vorbei.“ Es ist stets schwer, die Flügel der Hoffnung an unsere Seele zu heften, wenn wir vor der niederdrückenden Macht des Todes stehen. Allein Gott sei gelobt, weil überm Sarge gläubiger Menschen ein Wort vom Fürsten des Lebens ertönt: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Wenn König Christian oft hier hereinkam und seiner toten Königin Blumen brachte, konnte der schmerzliche Verlust ihn wohl manchmal niederdrücken. Er gedachte da an geschwundene glückliche Zeiten, die, wie er wußte, nimmer wiederkommen würden. Allein das Feuer auf dem Altar erlosch nicht. Bei seinem Bett hat jahrelang ein Kruzifix gestanden. Eins seiner Kinder hatte es ihm geschenkt und unten hingeschrieben: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Dies war ein Ausdruck der Hoffnung, die der König selbst hatte, daß es für ihn im Namen Jesu Gnade gäbe. Darum soll auch an seinem Sarge das Wort der Hoffnung ertönen: „Wir sollen den Lebendigen nicht bei den Toten suchen.“

3. Noch einmal ertönt die Ermahnung: dämpfet nicht den Geist des Gebets! Es wird stets verschiedene Ansichten geben hinsichtlich dessen, was wir für den größten Reichtum unsers Lebens ansehen; allein Christenmenschen werden nicht darüber im Zweifel sein, daß das dazu gehört, daß sie das Recht haben, zu ihrem Vater, der im Himmel ist, zu

reden. Vielleicht sind wir so einsam gestellt, daß wir gar niemand haben, dem wir uns anvertrauen können, niemand, der uns verstehen kann oder will. Da haben wir doch unsern Gott, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen können, und niemand ist allein, wenn der Vater bei ihm ist. Dies wußte unser alter König. Er wußte, was das war, in sein Kämmerlein zu gehen, die Türe zu schließen und zu dem zu reden, der im Verborgenen ist und in das Verborgene siehet. Dort betete er für unser Vaterland und Volk, sowie für alle, die seinem Herzen am nächsten standen; dort betete er auch für sich selbst.

Jetzt bedarf er unserer Fürbitte nicht mehr. Wir wollen nur sprechen: „Vater, in deine Hände befehlen wir den Geist unsers Königs." Allein für uns selbst und für alles, was uns teuer ist, müssen wir beten. Herr, behüte und segne unser geliebtes Dänemark und uns, die wir innerhalb seiner niedrigen Gestade wohnen! Laß das Altarfeuer nicht in unsern Herzen erlöschen, das Feuer, welches in der Begeisterung und Opferwilligkeit für unser Vaterland brennen soll. Halte deine Hand über unsern König Friedrich VIII. und unsere Königin Louise, und wenn sie heute eine neue, ernste Erinnerung an das, was sie besessen und verloren, mit aus der alten Kirche nehmen, so laß dieselbe das, wofür sie Dank zu sagen haben, nicht überschatten! Gib ihnen Gnade für das Land und Volk, das du ihnen anvertraut hast, leben und wirken zu können. Laß die Zeit, welche nun anbricht und die in den Jahrbüchern Dänemarks nach ihren Namen benannt werden wird, für sie und uns eine gesegnete Zeit werden. Segne ihre Kinder und laß sie als einen lebendigen Hag um ihr elterlich Heim stehen. Und wenn nun über ein Kleines König Friedrichs Geschwisterschar sich zerstreut, so fühlen sie alle, wie schwer es ist, zu wissen, daß sie so, wie sie sich bisher um ihren Vater sammelten, den sie so sehr liebten, nun nicht mehr zusammenkommen können; allein hilf ihnen, Herr, daß sie nicht bloß alle ihre lieblichen Kindheits- und Jugenderinnerungen gemeinschaftlich haben, sondern daß sie auch gemeinschaftlich dafür Sorge tragen, daß das heilige Feuer auf dem Altar nicht verlösche! Amen.

(Bei der Beisetzung König Christians IX.)

Rede über 1. Chron. 29, 28.

Von Dr. theol. S. Nördam, Bischof von Seeland. Verdeutscht von P. K. Wiegmann.

(Vorbemerkung des Uebersetzers: Nachstehende Trauerrede vom Primas der dänischen Kirche, einem hervorragenden Gelehrten unter den Theologen Dänemarks, wurde am 18. Februar d. J. im Dom zu Roeskilde unmittelbar vor der dritten Rede Paulli's gehalten. Bekanntlich nahm auch der deutsche Kaiser an den Beisetzungsfeierlichkeiten teil. Wir glaubten, den Lesern des „Magazins" die hier mitgeteilte Rede nicht vorenthalten zu dürfen.)

„Er starb in gutem Alter, gesättigt mit Leben, Reichtum und Ehre." So steht 1. Chronika 29, 28 von David, dem Könige von Israel, geschrieben. Allein ein gutes Alter bezeichnet nicht bloß ein hohes Alter, sondern ein solches, in welchem die

dunkeln Schatten der Vergangenheit geschwunden sind, so daß der Alte seine dahingeeilten Lebenstage mit Frieden im Herzen überblicken kann und für alle Güte und Gnade, die Gott ihm erzeigt hat, nur Dank hat. Ein solch gutes Alter erlebte der König David. Und doch war sein Leben voll Trübsale und bitterer Leiden gewesen, sowohl ehe er König geworden war als auch nachher; allein Gott hatte alles für ihn zum Besten gewandt, und somit erreichte er ein gutes, glückliches und friedliches Alter, und als er entschlief, war er mit Leben gesättigt, d. h., er hatte alles erlangt, was er für dieses Leben wünschen konnte, und hatte nun nichts mehr zu begehren, wohl aber für alles das Gott eitel Dank zu sagen. In Aufrichtigkeit und Wahrheit war er vor dem Herrn gewandelt und hatte da erfahren, was er selbst in einem seiner Psalmen ausgesprochen: „Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem allen." (Ps. 34, 20). Geschieht das, so sind die Leiden vergessen und die Erinnerung an Gottes Güte und Treue erfüllt das Herz mit Danksagung.

Was so vom König David geschrieben ist, fiel mir ein, als ich aufgefordert wurde, an der Bahre unsers geliebten und geehrten alten Königs ein Wort der Erinnerung und des Abschieds zu reden. Auch von ihm können wir mit Wahrheit sagen: „Er starb in gutem Alter, gesättigt mit Leben und Ehre." Nur wenig Könige haben ein solch hohes Alter erreicht wie König Christian der Neunte, und noch weniger ein solch gutes und glückliches Alter wie er, der mit eitel Dank auf die vielen Tage seines Lebens mit ihren Wechselfällen zurückblicken und dem zukünftigen Leben mit demütiger und getroster Hoffnung entgegensehen konnte.

Allein die Lebenstage waren nicht immer gut und hell für ihn gewesen. Wir gedenken der trüben Herbsttage, da König Christian den dänischen Thron bestieg und viele in unserm Volke ihm mit einem Mißtrauen begegneten, das ihn so tief verletzen und betrüben mußte; sie kannten seinen edlen, ritterlichen Sinn noch nicht und hatten noch nicht erfahren, daß sein königlicher Wahlspruch: „Mit Gott für Ehre und Recht" in voller persönlicher Wahrheit ein Ausdruck seiner Herzensgesinnung war und eine Bezeichnung der Bahn, in der er sein Werk als König verrichten würde. Danach kamen der unsäglich schwere Winter und Frühling mit dem ungleichen Kampf gegen die zermalmende Uebermacht der beiden Großmächte, der damit endete, daß der König auf einen großen Teil des Reiches Dänemark Verzicht leisten mußte, auch auf den Teil, wo er selbst zum ersten Male das Licht des Tages erblickt hatte. Auf diese Zeit folgten die vielen Jahre bittern politischen Streits in unserm eigenen Volke. Ja, es hat schwere Zeiten für unsern abgeschiedenen König gegeben und schwere Sorgen haben auf seinem Herzen geruht.

Bei dem allen aber lernte das dänische Volk seinen König recht kennen, nicht allein seine Treue gegen sein Volk und seine unbestechliche

Redlichkeit, sondern auch seine Großmut denen gegenüber, die ihn selbst gekränkt und verletzt hatten; sie lernten ihn kennen als einen Mann, der nur wollte, was recht ist, und der seine königliche Ehre darein setzte, das Wohl seines Volkes zu suchen und zu fördern, nicht aber, seine eigene Herrlichkeit zu suchen. So wuchs er denn immer tiefer in das Vertrauen und die Ergebenheit seines Volkes hinein, so daß alle zu ihm aufschauten als zu einer sichern Schutzwehr für des Volkes Recht und Freiheit. Ja, sein Königsweg begann dornig und rauh, allein es ging auch an ihm in Erfüllung, was in jenem Buch des Alten Testaments geschrieben steht: „Die Redlichkeit der Aufrichtigen ebnet seinen Weg.“ (Sprichw. 11, 3). Der Weg unsers Königs wurde von Jahr zu Jahr mehr geebnet, sowohl im Aeußerlichen als auch vor allem zum Herzen seines Volks, so daß er nun in seinen alten Tagen wie nur wenig Könige von seinem ganzen Volk geliebt und geehrt war, ja geehrt in den weitesten Kreisen. Ringsum in allen Landen, wo sein Name bekannt ist, wird derselbe mit Ehrerbietung genannt als der Name eines edeln Königs über ein freies Volk.

Doch das, was unserm König Stärke verlieh, daß er Recht und Ehre die Richtschnur seines königlichen Wandels sein ließ, war nicht bloß seine ritterliche Redlichkeit, sondern das war es vor allem, daß er seine Stärke darin suchte, mit Gott sein Leben zu führen und sein Werk zu wirken. Sein Wahlspruch war ja: „Mit Gott für Ehre und Recht!“ Er war ein gottesfürchtiger König, dessen Gottesfurcht ihren Grund in dem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn und Heiland hatte. Der dänische König Christian der Vierte hatte als Wahlspruch: „Gottesfurcht stärkt das Reich,“ und das ist wahr; allein nicht minder wahr ist es, daß die Gottesfurcht den König, der über das Reich herrscht, stärkt; dieselbe hat ja die Verheißung dieses Lebens und des zukünftigen. (1. Tim. 4, 8). Unser entschlafener König suchte seine Stärke und seinen Rat bei unserm Gott und Vater in der Höhe; darum konnte er gar manchmal mit unmittelbarer Sicherheit auf das Rechte hinweisen und dasselbe erwählen, wo die Klugheit der Staatsmänner wie im Blinden umhertappte.

Auf diesem Sarge steht die Inschrift: „Ich bin der Herr, der deine rechte Hand stärkt und zu dir spricht: Fürchte dich nicht, ich helfe dir. (Jes. 41, 13)!“ Die Inschrift ist von einer liebenden Tochter, die das Herz ihres Vaters kannte, gewählt. Noch vom letzten Morgen seines Lebens her lag nach seiner Morgenandacht die Bitte aus einem der Psalmen Davids geschrieben auf seinem Tische da: „Laß deine Güte und Wahrheit mich allewege behüten!“ (Ps. 40, 12). Dies war sein Gebet an seinem letzten Tage, und im Vertrauen auf die Gnade unsers Herrn und Heilandes dürfen wir gewiß sein, daß dasselbe erhört worden ist, nicht bloß so, daß Gottes Güte und Wahrheit ihn sein Leben lang behütet hat, bis daß er seinen letzten Seufzer von sich gab, sondern auch, daß sie ihn in alle Ewigkeit behüten wird, so gewiß wie er an Jesum Christum und die Vergebung der Sünden in seinem Namen glaubte.

Geliebt und geehrt wie ein Vater im Kreise seiner Kinder, so bewegte sich unser alter König unter seinem Volk. Gleichmäßig und leutselig war er gegen jedermann, hoch und niedrig, so daß er aller Herzen gewinnen mußte. Man sah dies wohl am allerbesten an all den freundlichen und ehrerbietigen Blicken, die ihm von alt und jung folgten, wenn er in seiner Hauptstadt umherging, oftmals von dichten Scharen umgeben, die sich um ihn sammelten, um aufs neue die Freude zu haben, ihren alten König zu sehen. Und je näher die Leute ihm selbst persönlich kamen, desto inniger mußten sie ihn lieben und ehren.

Allein was vielleicht am allermeisten das Herz des dänischen Volks für ihren König gewann, das war das schöne und liebevolle gemeinschaftliche Leben, wie es Eltern, Kinder und Kindeskinder mit einander führten in dem königlichen Heim, welches er seiner reichbegabten Königin erbaut hatte, die sechsundfünfzig Jahre lang ihm zur Seite stand als eine liebevolle und treue Stütze und eine verständige Ratgeberin unter schwierigen Verhältnissen, in bösen und guten Tagen. Sie hatte die Freude, und es war auch die Freude des Volks, zu sehen, daß ihre Kinder in die Fußstapfen der Eltern traten, sowohl der Sohn, der den Thron seines Vaters erben sollte, als auch alle die andern. Drei von ihnen wurden auf einen hohen Thron in fremden Landen gerufen, wo sie beim Volk dasselbe Vertrauen und dieselbe Liebe gewannen, die in Dänemark das Heim umschloß, von welchem sie ausgegangen waren und wo sie zur Freude unsers Volkes immer wieder zusammenkamen, um daselbst von neuem das Glück zu erleben, als Kinder unter den freundlichen Augen ihrer Eltern versammelt zu sein. Welche Bedeutung dieses Heim für die Familie, die dasselbe das seine nannte, gehabt hat, war allgemein bekannt und anerkannt; davon dürfen wir noch ein Zeugnis in der letzten königlichen Handlung König Christians erblicken, als er vor wenigen Monaten als das Haupt seiner Familie sein königlich Ja zu dem Verlangen des norwegischen Volks aussprach, welches seinen Enkel als König haben wollte.

Ja, König Christian erreichte ein gutes Alter, gesättigt mit Leben und Ehre, so daß er, wenn er auf die vielen dahingeeilten Jahre seines Lebens zurückschaute, nur zu danken hatte für allen Segen, den Gott über ihn in seinem Hause und Königsamt ausgegossen, allein auch für allen Segen und Fortschritt, den Gott seinem Volke während seiner Regierung gegeben, nicht bloß im Zeitlichen, sondern auch im Geistlichen, trotz allem, was es da zu überwinden gab, so daß man in kommenden Tagen wird sagen können: Die Zeit König Christians des Neunten war für Dänemark und das dänische Volk eine glückliche und gesegnete Zeit.

Gott hat nun unsern alten, geliebten König abgerufen. Sein Abscheiden hat Trauer und Wehmut in den Herzen aller Dänen wachgerufen, nicht allein hier in unserm Vaterland, sondern überall, wo Dänen weilen. Die Kunde vom Tode des Königs kam uns allen so jäh und unerwartet, und doch wußten wir alle, daß viele Jahre dahingeeilt waren, seit er das Alter erreichte, da man jeden Tag als eine Zugabe

zur Lebenszeit eines Menschen von seiten Gottes ansieht. Allein wir waren es so gewohnt, unsern alten König sich in unserer Mitte bewegen zu sehen, gerade und flink und leicht in seinem Gange, daß wir uns selbst sagen mußten, daß, obwohl er den Jahren nach ein Greis war, es doch schien, als drückten ihn die Jahre nicht, als stünde er noch mitten in seinen Mannesjahren.

Allein wenn Dänemark beim Tode seines alten Königs leid trägt, so wird diese Trauer doch bei allen, die das Danken verstehen, unzertrennlich sein vom Dank gegen Gott, der ihn nun zu sich gerufen. Wir schulden Gott Dank, weil er die letzten Lebensjahre unsers Königs so gut und freundlich gestaltete und seinen Hingang so wunderbar friedlich und sanft machte, so daß er sein Werk als König bis zuletzt verrichten konnte; dann legte er sich zur Ruhe und schlief ein, wie die Sonne im Herbst untergeht. Unsere Väter redeten vom „Stehendfallen" und bezeichneten damit den glücklichen Tod eines tätigen Mannes, der nicht in langwieriger Entkräftung daliegen mußte, sondern bis zuletzt in seinem Beruf wirken konnte. Ein solch glücklicher Tod ward das Los unsers alten Königs, und hat auch der Tod stets Trauer und Schmerz im Gefolge, so legt Gott doch durch einen solchen Tod einen so sanften und friedlichen Schimmer über den Tod, daß das Grauen vor demselben verschwindet. Das werden insonderheit diejenigen verspüren, deren Herzen dem Entschlafenen am nächsten standen. Es ist, als wollte Gott ihnen damit zeigen, daß, gleichwie sein Sohn Jesus Christus den Stachel des Todes zerbrochen, dadurch, daß er für die Sünder in den Tod ging, Gott so auch alles Todesgrauen von denen, die an seine Gnade in Jesu Christo glauben, hinwegnehmen könne. Da kann man dann vom Tode sagen, wie unsere alten Väter gesungen haben:

Strafe zuvor,
Ist er nun Tor
Und Tür zum ewgen Leben.
Mein Tod ist nun
Ein lieblich Ruhn
Ohn alles Leid und Beben.

Wir schulden Gott Dank, weil er uns einen solch guten König gab, unter dessen Herrschaft das dänische Volk erkannte, welch ein Glück und Segen es für ein Volk ist, einen König zu haben, zu welchem es mit Vertrauen, Hochachtung und Liebe aufschauen kann. In gegenwärtiger Stunde sind die Gemeinden ringsum in den Kirchen des Landes versammelt, um des abgeschiedenen Königs zu gedenken, und es wird dort Dank gegen Gott für diese Erinnerung erschallen. Sie sammeln sich um das heilige Wort des königlichen Sängers von Israel (Ps. 23, 1 ff.): „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er erquickt meine Seele, er führt mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im Tal der Todesschatten, so fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." Da werden sie mit Dank gedenken, daß unser Gott und Herr dem König

Christian dem Neunten ein Hirt gewesen, wie dies besonders in seinen alten Tagen merkbar wurde; allein sie werden auch dafür danken können, daß unser alter König den Herrn als seinen Hirten erkannte und sich von ihm führen lassen wollte, daß auch an ihm in Erfüllung gehen könne, daß der Herr, der Todesüberwinder, ihn mit seinem Hirtenstab durch das Schattental des Todes zu dem großen Ostermorgen im ewigen Lichte hinführen werde.

König Christians Staub wird jetzt neben der geliebten Königin in der letzten Ruhestatt der dänischen Könige zur Ruhe gebracht. Vom innigen Dank vieler Herzen wird er begleitet. Zu allervörderst von seiner königlichen Familie, seinen Kindern und Kindeskindern und Urenkeln, und von seinem lieben Bruder, der nun als letzter von dem zahlreichen Geschwisterkreise zurückgeblieben ist. Sie alle haben in reichem Maße seine Liebe erfahren und tief wird es sie schmerzen, daß sie sich nicht mehr um ihn scharen können. Und nun ist mir auch noch der Auftrag geworden, einen innigen Herzensdank im Namen aller derer auszusprechen, die zu unserm entschlafenen Könige in einem persönlichen Dienstverhältnis gestanden, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten, für die treue väterliche Liebe, womit er allezeit einen jeglichen unter ihnen umschloß und an ihrem Wohl und Wehe teilnahm.

Allein er wird auch von dem Dank und der Liebe des ganzen Volks zu seiner Ruhestätte begleitet. Das dänische Volk wird sein Andenken in dankbarer Erinnerung bewahren, und wie das Gedächtnis des Gerechten im Segen bleibt (Spr. 10, 7), so wird auch diese Erinnerung unserm Volke noch lange zum Segen gereichen. Allein zuvörderst soll sie unser Volk dazu stärken, daß es sich dicht um seinen Sohn, Friedrich den Achten, schließe, der nun den Thron seines Vaters inmitten eines Volks geerbt, welches gelernt hat, mit Vertrauen, Hochachtung und Liebe zu seinem König aufzuschauen. Alle Dänen, so viele ihrer beten können, sollen Gott bitten, der die Schicksale der Reiche in seiner Hand hält und die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt, daß er das Liebesband zwischen König und Volk bewahre und seine Gnade und seinen Segen über König Friedrich walten lasse wie über seinem entschlafenen Vater, so daß er im Geiste seines Vaters die Regierung führen könne, und wie er geliebt und geehrt werde. Und wenn nach dem Willen Gottes schwere und ernste Zeiten über unser Volk und Land kommen sollen, so gebe Gott, daß Volk und Herrscher stets getreulich zusammenhalten, und er führe alles zum Besten hinaus, seinem Namen zur Ehre und dem Könige und dem Volk zur Freude und Danksagung!

Und nun, Herr, unser Gott, der du unsere Zuflucht für und für bist und dessen Güte ewiglich währt, befehlen wir in Jesu Namen die Seele unsers alten Königs in deine Hand. Laß deine Güte und Treue ihn behüten und deinen Hirtenstab ihn trösten und hindurchleiten durchs Schattental des Todes zu einer seligen und siegreichen Auferstehung! Und wir bitten dich, unser Gott und Vater, segne und behüte unsern

König Friedrich den Achten, seine Königin und sein ganzes königliches Haus! Mehre die Jahre des Königs, so daß er, wenn es dein gnädiger Wille ist, lange über unser Volk herrschen möge, und laß es in den Jahren, die du ihm vergönnst, alle erkennen, daß dein väterlicher Segen über ihm und unserm geliebten Vaterland waltet und bleibt! Amen.

Die Entwickelung des geistlichen Lebens im Gläubigen.

Von P. E. H. Jagdstein.

Obiges Thema führt uns in das Herz des Christentums. Das Christentum ist eine objektive Heilstatsache, subjektiv eine fortgehende Heilswirkung. Der Inbegriff des in der gottmenschlichen Person Jesu beschlossenen Heils ist Leben. Sich diesen von Christi Versöhnungstod und Auferstehung ausgehenden Heilswirkungen gläubig hingeben, heißt, geistliches Leben in sich aufnehmen; denn wer an den Sohn glaubt, hat Leben. Diese Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo ist mehr als eine nur ideale Einheit in der Hinneigung zum Guten, sie ist eine reale Verbindung mit Christo, dem Weinstock, dessen Lebenskraft den Gläubigen durchströmt.

Bei aller Mannigfaltigkeit der Seelenführungen geht die Entwickelung des geistlichen Lebens, wenn auch nicht schulmäßig, doch nach bestimmten göttlichen Anordnungen vor sich. Die verschiedenen, teils subordinierten, teils koordinierten Heilswirkungen sind nicht in Wirklichkeit, sondern nur im abstrakten Denken von einander getrennt und reihen sich sämtlich um die Zentralvorgänge: Wiedergeburt und Heiligung.

Der erste Ausgangspunkt geistlichen Lebens ist verborgen; er entsteht, bevor der Mensch mit Bewußtsein sich den Heilswirkungen hingibt. Dieser verborgene Lebensgrund wird in jener geweihten Stunde der Berufung aufgenommen, in der der Mensch durch den Gnadenakt der heiligen Taufe in die Gemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott versetzt wird. Alles Leben entsteht durch Geburt. Ist die Taufe der geheimnisvolle Ausgangspunkt geistlichen Lebens, so ist dieselbe der Substantialität nach die Wiedergeburt, d. h., die Taufe ist Grundlage der Wiedergeburt, indem objektiv in der Taufe das dargereicht wird, was subjektiv erst ergriffen werden muß. Das Ziel der Entwickelung ist im Keime vorhanden. Diese Entwickelung tritt aber nicht ohne weiteres, sondern nur unter der Voraussetzung ein, daß bei erlangtem Bewußtsein dem Geiste Raum zu weiterer Wirksamkeit gegeben wird. Nur unter der Bedingung bußfertigen Glaubens schenkt Gott die Fülle geistlichen Lebens. Dies geschieht, wenn der gläubig Gewordene persönlich zu Jesu kommt, auf Grund freier Selbstentschließung sich zu seiner Taufe bekennt, also mit Bewußtsein das neue Leben in der Bekehrung ergreift. Die Taufe ist gleichsam das testamentarische Vermächtnis des neuen Lebens, dessen Besitz der bußfertige

Glaube in der Wiedergeburt antritt. Es sind dies zwei zeitlich auseinander liegende Akte einer Geisteswirkung: Einpflanzung des neuen Lebens.

Die erste Vorbedingung, die wachstümliche Entfaltung des verborgenen Lebenskeimes der Taufgnade zu ermöglichen, ist, daß taufen und lehren nicht von einander getrennt werden; denn der Glaube, welcher zur Taufe gehört, kommt aus der Predigt, indem der Geist das verkündigte Wort als göttliche Kraft im Gewissen bestätigt, und den Menschen geneigt und empfänglich macht, die Heilsbotschaft anzunehmen.

Während in der Taufe die neue Persönlichkeit vorbereitet wird, kommt dieselbe in der Wiedergeburt, als der großen Wende einer neuen Lebensentwickelung, zustande. Diese Wende des innern Lebens wird durch die vorlaufende Gnade, den Zug des Vaters zum Sohne, angebahnt. Dieser göttliche Zug bringt dem Menschen durch mancherlei innere und äußere Lebensführungen das Heil nicht nur innigst nahe, sondern gibt auch den Trieb und das Wollen zur Annahme des Heils in der Berufung durch Wort und Sakrament und den in ihnen wirkenden Heiligen Geist. Durch die Annahme der Berufung tritt zugleich die ewige Erwählung des einzelnen in der Zeitlichkeit in Kraft.

Nach zwei Seiten hin findet die Gnade einen Anknüpfungspunkt; einmal, daß die Sünde das Bedürfnis der Erlösung begründet, und zum andern in dem dem Menschen eingepflanzten verborgenen Zug nach etwas Höherem und Bleibendem, in dem Sehnen nach Glück und Befriedigung, das als letzter Rest des verlorenen Gottesbildes im tiefsten Grunde ein Verlangen nach der einzig wahren Befriedigung, dem Leben in Gott, ist. Die Gnade wirkt aber nicht unwiderstehlich, sondern überläßt der menschlichen Freiheit die Entscheidung, dem göttlichen Zuge zu folgen, oder sich dagegen zu verschließen. Folgt der Mensch der Berufung und erkennt kraft der Erleuchtung durch den Heiligen Geist seinen verlorenen Zustand, so kommt es zu den Geburtswehen des neuen Lebens, dem entscheidenden Vorgang der Buße: Umwandlung der Erkenntnis und des Willens von der Finsternis zum Licht. Aus der Vereinigung zweier Faktoren, des wirksamen Gottesgeistes und des dem göttlichen Wirken sich öffnenden Menschenherzens, wird die geistliche Persönlichkeit erzeugt. Dieses neue Leben muß sich nun entfalten, indem die vom Herzen, als dem Sitz des Willens, ausgehende Veränderung sich nach und nach über alle Seelenkräfte, Worte und Handlungen erstreckt; denn ein neues Leben in Christo führen, heißt, fortan aus ihm alle geistliche Kraft schöpfen, alles Denken, Wollen und Tun in ihm gründen.

Auf die Mittel, dieses neue Leben zu nähren, weist Acta 2, 42 hin. Je innerlicher und tiefer gegründet das geistliche Leben ist, je weniger wird die Anwendung der gottgeordneten Mittel — Wort, Gebet, Abendmahl und Gemeinschaft — nur aus Gehorsam und Pflicht geschehen, je mehr wird es hingegen freier Antrieb, herzliches Verlangen und selige

Freude des Gläubigen sein, diese Nahrung geistlichen Lebens zu gebrauchen. Durch die Treue in der Benutzung der gottgewiesenen Wege wird das geistliche Leben auch vor Unnüchternheit, Schwärmerei und falschem Subjektivismus bewahrt bleiben.

Dieser Stand der Wiedergeburt ist als Gnadenstand unmittelbare Folge der Rechtfertigung; denn „der aus dem Glauben Gerechte wird leben," das will besagen, die Rechtfertigung ist die Bedingung zum Leben; mit andern Worten: Rechtfertigung und Wiedergeburt sind korrelate Begriffe, beide bezeichnen dieselbe innere Umwandlung nach verschiedenen Seiten hin. Gott rechnet die Gerechtigkeit nicht nur zu, sondern pflanzt dieselbe auch als Prinzip der geistlichen Lebensentwicklung dem Gläubigen ein. Somit ist die Rechtfertigung nach ihrer positiven Seite Lebensmitteilung, welche da eintritt, wo das Gewissen von Schuld befreit und die Sünde vergeben ist. Rechtfertigung und Wiedergeburt stellen als entscheidendes Lebensereignis inmitten der Entfaltung etwas Fertiges, mitten im Stückwerk etwas Ganzes dar. Dieser Stand ist deshalb seinem Wesen nach unabhängig von der nachfolgenden Heiligung. Eine Abhängigmachung der Rechtfertigung von der Heiligung führt zu einer verhängnisvollen Verwirrung im geistlichen Leben und macht eine evangelische Heilsgewißheit unmöglich. Wohl kann eine festere Gründung in der erfahrenen Rechtfertigung stattfinden; aber die Rechtfertigung ist an sich vollkommen. Der Glanz der Sonne wird durch die sich zeitweise vorlagernden Wolkenschichten nicht vermindert; so ist auch nichts Verdammliches an denen, welchen ihre Sünden nicht zugerechnet sind.

Gleichwohl ist die Rechtfertigung nur der Anfang des neuen Lebens, sie schließt noch nicht die hienieden schon erreichbare Fülle der Beseligung des Gläubigen in sich. Die Rechtfertigung ist die heilige Quelle geistlichen Lebens, die sich aber zum Strom erweitern soll. Durch die Wiedergeburt ist zwar das göttliche Ebenbild im Menschen genau hergestellt, aber zunächst nur der Potenz nach; der Gläubige ist nunmehr in den Stand gesetzt, seiner hohen Bestimmung, dem Bilde des vollkommen Gerechten ähnlich zu werden, nachzukommen. Es gilt also, nicht nur in der durch die Rechtfertigung erlangten Stellung zu beharren, sondern auch die neuen Lebensprinzipien im ganzen Sein und Wesen zur Geltung zu bringen. Der Glaubensgerechtigkeit muß die Lebensgerechtigkeit folgen.

Diese Fortentwickelung des geistlichen Lebens geschieht auf Grund der von Christi Tod und Auferstehung ausgehenden Heilskräfte. In diesen Heilstatsachen liegt aber zugleich Antrieb und Verpflichtung für den Wiedergeborenen, nun in der weiteren Entfaltung von Glaube, Liebe und Hoffnung der Vollkommenheit nachzujagen. Der heiligende Glaube begreift negativ das beständige Absterben des alten Menschen, positiv das immer tiefere Hineinwachsen in das Bild Christi in sich. Wo Leben ist, muß sich dasselbe auch auswirken; es muß der

Tatbeweis der im Herzen wohnenden Liebe Christi erbracht werden, wodurch der Glaube erst vollkommen gemacht wird. Wenn Paulus und der Herr selbst darauf hinweisen, daß am Ende der Tage nach den Werken gerichtet wird, so sind letztere die Erzeugnisse der Heiligung, welche dartun, mit welcher Treue das in der Wiedergeburt anvertraute Besitztum geistlichen Lebens verwaltet worden ist. Durch solche biblisch-evangelische Auffassung und Betätigung der Heiligung wird denn auch der gegen den Protestantismus gerichtete römische Vorwurf hinfällig, daß, wo der Glaube alles Heil wirke, der Lebensnerv jeder sittlichen Tat durchschnitten sei. In der Hoffnung endlich, als der Lebenssphäre des Wiedergeborenen, streckt sich derselbe im unermüdlichen Trachten nach dem hohen Kleinod, dem im Himmel aufbehaltenen Erbe der Gotteskinder, aus.

Aus dem allem ergibt sich der tiefe Zusammenhang zwischen Rechtfertigung und Heiligung. Dieser Zusammenhang ist der von Grund und Folge, so daß die Rechtfertigung zwar nicht ihrem Wesen. aber ihrem Bestande nach von dem Wachstum in der Heiligung abhängig ist. Als Vergleich möchte ich die im Strafverfahren unsers Landes übliche „Entlassung auf Parole" anführen. Die Freilassung eines Verurteilten geschieht durch die Gunst des obersten Beamten; der dauernde Genuß der geschenkten Freiheit dagegen ist bedingt durch die nachfolgende sittliche Bewährung der Begnadigten im bürgerlichen Leben. In ähnlichem Verhältnis stehen Rechtfertigung und Heiligung zu einander.

Bei allem Betonen der Heiligung als notwendiges Fortschreiten des geistlichen Lebens darf aber die Rechtfertigung nicht in unevangelischer Weise aus ihrer Zentralstellung verrückt und nur als ein „niederer Stand" behandelt werden. Die Heiligung ist nicht ein „höherer Stand", sondern der Inbegriff der Früchte des durch die Rechtfertigung entstandenen neuen Lebens. Durch die Rechtfertigung haben wir Frieden mit Gott. Dieser Friede ist für den Gläubigen die starke Wurzel seiner Kraft zu fortwährender Erneuerung. Ist die Rechtfertigung einerseits nur der Anfang des neuen Lebens, so ist dieselbe anderseits auch der bleibende Grund desselben, nicht nur ein einmaliger Akt, sondern auch ein stetes Erfahrungsverhältnis. Die fundamentale Uebergabe, welche der Entstehung des neuen Lebens vorausgeht, ist zugleich Grundlage des Heiligungslebens. Wo diese Uebergabe nicht rückhaltlos war, ist eine Vervollständigung derselben, nicht aber ein zweiter fundamentaler Akt persönlicher Uebergabe notwendig.

Das gesund entwickelte geistliche Leben des Wiedergeborenen trägt somit einen zwiefachen Charakter: dem persönlichen Ergriffensein von Christo in dem grundlegenden Vorgang der Rechtfertigung und Wiedergeburt, als beständiges Erfahrungsverhältnis, folgt das persönliche Ergreifen Christi, indem der Gläubige nun durch die Heiligung in ein dauerndes Lebensverhältnis zum Herrn tritt.

Diese Entwicklung erreicht hienieden nicht ihre Vollendung. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wann es erscheinen wird, daß wir ihm ähnlich sein werden. Diese einstige völlige Uebereinstimmung mit Christo ist das große Endziel der Entwicklung des geistlichen Lebens im Gläubigen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Vereinigungsbestrebungen melden sich auch in der Episkopalkirche dieses Landes; wenn man nämlich einer Veröffentlichung weiteren Einfluß gestattet, die Rektor Edw. McCrady von Canton, Miss., neuerdings erscheinen ließ. Sein Buch hat den Titel: „Apostolische Sukzession und das Problem der Einigkeit." Derselbe führt aus, daß zwar die bischöfliche Würde an sich kein Hindernis zur Vereinigung sei, indem auch andere Kirchen die Einrichtung haben. Allein der Anspruch der Episkopalkirche auf apostolische Sukzession bilde das Hinderniß der Vereinigung, indem diese Kirche alle andern aus ihrer eigenen Gemeinschaft ausschließt auf Grund einer angemaßten und unbeweisbaren Lehre. Gäbe sie den Anspruch eines göttlichen Rechtes für ihren Episkopat auf, und gestehe zu, daß es nur eine menschlich-geschichtliche Einrichtung sei, so wäre eine Basis geschaffen, auf Grund welcher Vereinigung mit anderen christlichen Kirchen erstrebt werden könnte.

Bekanntlich will man im Lager der Episkopalkirche den Namen Episkopal ablegen und dafür den Namen Amerikanische katholische Kirche substituiren. Bezüglich dieses Namens schreibt der Verfasser:

„Es ist unsernteils unsere Schuldigkeit, wie wir die Katholische (=Allgemeine) Kirche mehr lieben, als irgend einen menschlichen Zweig oder Teil derselben, und das Wohlergehen des ganzen Leibes Christi höher schätzen, als alle bloß denominationellen Zwecke und Interessen, daß wir mit wahrhaft christlicher Mannhaftigkeit den Mut haben sollten, diese zwar populären, aber engen und unchristlichen Anschauungen aufzugeben, die in Wahrheit nicht zu den Lehren unserer Kirche gehören, sondern nur als unoffizielle Theorien gewisser Glieder derselben zu betrachten sind. Statt dessen sollten wir offen und frank der Welt einen Plan zur Vereinigung vorlegen, der in seiner wahren Auslegung breit und tolerant genug ist, um in eine Gemeinschaft und Verbindung wenigstens einen sehr großen Teil, wenn nicht den größten, der christlichen zu vereinigen."

Verfasser glaubt, daß, sobald seine Kirche die Pretensionen apostolischen Episkopats aufgebe und aufhöre, die andern Kirchen zu verdammen, so würde die Vereinigung tausendfach erleichtert werden.

Vorstoß des Unglaubens. Daß auch in Amerika gewissenlose Pastoren es für erlaubt halten, im Predigtamt den festen Glaubensgrund in ihrer Kirche zu unterwühlen, obgleich sie in ihrem Ordinationsgelübde gelobt haben, das lautere Evangelium zu predigen, zeigt der Fall des Dr. A. S. Crapsey, Rektor einer Gemeinde der Prot. Episk. Kirche zu Rochester, N. Y. Derselbe wurde vor einem kirchlichen Gericht wegen falscher Lehre pro-

zessiert. Seine falsche Lehre besteht in dem modernen Rationalismus, wie ihn Harnack und Genossen verkündigen: Leugnung der Jungfrauengeburt, der Gottheit Christi, der leibhaften Auferstehung Jesu u. s. w. Das kirchliche Gericht, welches in dieser Sache zu verhandeln hatte, bestand aus fünf Mitgliedern. Vier von den fünf fanden Dr. Crapsey schuldig und sprachen das Urteil, daß Dr. Crapsey vom Amt als Geistlicher zu suspendieren sei, so lange, bis er die kirchlichen Autoritäten seiner Diözese überzeugt habe, daß sein Glaube und seine Lehre in Harmonie seien mit dem Apostolischen und Nizänischen Glaubensbekenntnis, wie die Episkopalkirche sie angenommen hat. . . . Natürlich klatscht die weltliche Tagespresse Crapsey Beifall zu und feiert ihn als Märtyrer der Wahrheit. Nach den Ideen dieser Freiheitsmänner soll jedermann das Recht haben, das Fundament der Kirche zu unterwühlen, ohne dafür von der Kirche zur Verantwortung gezogen zu werden. Wenn in Logen und weltlichen Vereinen Jemand sich unterfangen wollte, das Gegenteil von dem zu lehren, zu wollen und zu wirken, was der Verein als seine Hauptgrundsätze betrachtet, und dafür noch das größte Recht zu haben behauptete, — wie kurzer Prozeß würde mit einem solchen gemacht werden! Aber in der Kirche —? Ja Bauer, das ist was ganz anderes! Die ist vogelfrei bei den Liberalen!

Die Einladung der Allgem. lutherischen Konferenz nach Amerika aufgeschoben. In der Woche nach Judika war das Komitee über Einladung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz nach Amerika in Philadelphia versammelt, um darüber schlüssig zu werden, ob es ratsam sei, die Allgemeine Konferenz für das Jahr 1907 nach Amerika einzuladen. Anwesend waren die Doktoren Jacobs, Spaeth, Horn, Schmauk, Heischmann und Nicum nebst Rechtsanwalt Staake als Vertreter des Generalkonzils, und die Doktoren Hamma, Albert und Richard sowie Prof. Stoever als Vertreter der Generalsynode. Rechtsanwalt Staake führte den Vorsitz. Einerseits wurde auf den großen Segen hingewiesen, den ein solches Zusammenkommen von Vertretern sämtlicher Teile der lutherischen Kirche für alle Beteiligten haben würde. Schon das Einanderkennenlernen sei von großem Werte. Sodann seien Bestand und Entwickelung der lutherischen Kirche als Freikirche für Vertreter lutherischer Landeskirchen von größter Wichtigkeit, und die lutherische Kirche in Amerika, die nun seit zweihundert Jahren bestehe und sich ohne jegliche Unterstützung aus der Kasse des Staates aufs schönste entwickelt habe, gebe darin den besten Anschauungsunterricht. Auf der Konferenz könnten Fragen besprochen werden, die nicht nur die lutherische Kirche, sondern auch die Christenheit im allgemeinen berühren. Auch sei ein Garantiefonds zur Bestreitung der nötigen und anderweitig nicht gedeckten Auslagen gesichert; das Konzil habe aufs neue den Wunsch ausgesprochen, daß sich die Konferenz 1907 in Amerika versammeln möge, während andere, die früher dagegen gewesen seien, in letzter Zeit ihre Stellung geändert hätten.

Auf der anderen Seite wurde erwähnt, daß nicht nur gewisse Teile der lutherischen Kirche Amerikas, wie die Missouri- und Ohio-Synode, die Konferenz nicht wünschten, weil sie ein „unierter" Körper sei, sondern daß auch solche ihre ernsten Bedenken hätten, die das Werk derselben von Herzen befürworten. Einmal handle es sich um die Sprache. Man möge doch erwägen, daß mit wenigen Ausnahmen die Besprechung in deutscher Sprache statt-

finden würden, weshalb sehr viele Konferenzbesucher den Verhandlungen nicht würden folgen können. Zum anderen sei in den Gemeinden Philadelphias, wo die Konferenz gehalten werden soll, kein Enthusiasmus für die Sache. Ferner sei man der Ansicht, daß sich die Konferenz wahrscheinlich mit Gegenständen beschäftigen werde, welche zwar von großer Wichtigkeit für europäische Zustände sind, aber amerikanische Verhältnisse weniger berühren. Auch befürchtete man, es möchten nur wenige über das Wasser kommen. Sei aber die Zahl derer, die von drüben kommen, gering, dann würde die Allgemeine Konferenz bei dem amerikanischen Publikum, das nun einmal auch in kirchlichen Dingen gewohnt sei, mit großen Zahlen zu rechnen, keinen besonders günstigen Eindruck hinterlassen.

Schließlich wurde dann auf Antrag des Prof. Stoever beschlossen, daß daß die Einladung bis auf weiteres verschoben werde. Einzelnen Giedern tat das leid. Aber es kam noch etwas dazu, was diese Hinausschiebung noch besonders begründete. Gleich nach Eröffnung der Sitzung nämlich erklärte Prof. Richard im Namen seiner Kollegen in der Fakultät des theologischen Seminars der Generalsynode in Gettysburg, Pa., daß die Lehrbasis der Generalsynode als genügend für ihre Beteiligung an der Allgemeinen Konferenz anerkannt werden möge. Das Komitee ging auf das Ansinnen nicht ein. Die offizielle Lehrbasis der Generalsynode (gegründet 1820) ist schlechthin die Augsburgische Konfession, und zwar nicht ausdrücklich die Invariata „als eine wesentlich richtige Darstellung" der Lehre, wie sie in Gottes Wort enthalten ist, mit Ablehnung der übrigen Symbole der lutherischen Kirche. Man wollte nun den Zusammentritt der Allgemeinen Konferenz, wie es scheint, dazu benutzen, um dieser Lehrbasis in der lutherischen Kirche Anerkennung zu verschaffen. Das Komitee lehnte es aber entschieden ab, auf die Sache einzugehen. In der Generalsynode findet sich nämlich eine Richtung, welche die übrigen Symbole der lutherischen Kirche für sektiererisch erklärt. Früher hatte diese Partei das Uebergewicht; seit mehreren Jahren jedoch befindet sich die konservative Partei in der Mehrheit. Während nun allerdings das Komitee auf das Ansinnen des Prof. Richard nicht einging, so hatte doch wohl dieser unerwartet zutage getretene Beweis innerer Uneinigkeit einigen die Freudigkeit genommen, eine Einladung zu befürworten, wie sie es ursprünglich im Sinne hatten. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, wann wir die Glieder der Konferenz werden auf amerikanischem Boden begrüßen dürfen.

Logenwesen. Das Logenwesen unseres Landes ist eine Pest, die im Finstern schleicht, und eine Seuche, die im Mittag verderbt. Sein verderblicher Einfluß ist um so schädlicher, je weniger man davon erfährt und je mehr das Christenvolk ohne Belehrung bleibt über den heillosen Einfluß, den das Logenwesen ausübt auf die Glieder der Loge.

Wir möchten heute unsere Leser aufmerksam machen auf die Bestrebungen der nationalen, christlichen Gesellschaft. (National Christian Association. 221 West Madison Str., Chicago, Ill.)

Diese an sich schon alte Gesellschaft, die schon 1868 gegründet wurde, hat sich ganz besonders die Erforschung, Aufdeckung, Bloßstellung und Bekämpfung der geheimen Gesellschaften zur Aufgabe gemacht. Diesen Zwecken dienen verschiedene Publikationen der Gesellschaft. Vor allem eine monatliche Zeitschrift, die den etwas sonderbaren Namen trägt: Cynosure.*)

*) Christian Cynosure, per year $1.00.

Der Name bezeichnet eigentlich das Sternbild des kleinen Bären, zu welchem der Polarstern gehört, der die Aufmerksamkeit der Schiffer und anderer Reisenden auf sich gelenkt. Ferner gibt die Gesellschaft Traktate heraus, welche Aufschluß geben über das verderbliche Treiben der geheimen Gesellschaften, besonders der Freimaurer und Odd Fellow; über die schrecklichen Eidschwüre, die in den verschiedenen Graden der Freimaurer gefordert und geleistet werden, über die Tyrannei, die in den Logen geübt wird und dergleichen. Die Logenorganisation erhebt sich über alle übrigen Ordnungen: Staat und Kirche haben nichts zu befehlen. Sie folgt ihren eigenen Gesetzen; und Logenbrüder wissen auch wohl Gesetzgebungen zu beeinflussen, Verbrecher, sofern sie Logenbrüder sind, frei zu bekommen und dergleichen. —

Die meisten Logenbrüder wissen gar nichts von ihren Logen, von ihrer Geschichte, ihren Praktiken, ihren Prinzipien. Sie lassen blindlings sich leiten und beherrschen von ihren mit hohen Titeln ausgestatteten Vorgesetzten, ohne sich ein eigenes, auf durchdringende Erkenntnis sich gründendes Gewissensurteil zu bilden. Auf eine Publikation sei noch besonders verwiesen, die wir unter Literatur in Englisch anzeigen: "Modern Secret Societies."

Brutalität unserer studierenden Jugend. Die Wissenschaft fördert gute Sitten, sagt Cicero. Das scheint aber auf amerikanische Studenten nicht zuzutreffen, denn sie sind als Klasse das roheste Gesindel, das auf dem ganzen Erdenrund weilt. Der Tod des jungen Pierson war, so sehr man das zu verheimlichen sucht, die Folge des barbarischen Hazing-Unfugs. Das Fußballspiel, das von den Universitäten mit Vorliebe kultiviert wird, zeichnet sich hauptsächlich durch seine Brutalität aus, deren sich ein Hottentotte schämen würde. Diese Entartung kann nicht länger geduldet werden, denn sie führt, wie das Beispiel der Studenten der Cornell-Universität erweist, zu verbrecherischen Handlungen. Nachdem die dummen Jungen, die sich Studenten nennen, sich in einer ganz gemeinen Weise verhauen hatten, war ihre „Energie" noch nicht erschöpft; sie versuchten, diesen Ueberfluß an Tatkraft durch Gefährdung von Hunderten von Menschenleben abzulassen. Zu diesem Behufe fetteten sie die Schienen einer Straßenbahn an einer abschüssigen Stelle in Ithaca ein. Zum Glück bemerkte der Motornier den Schurkenstreich und stellte die Friktion durch Sand wieder her. Der darauffolgende Motornier war aber nicht so achtsam und der Wagen schoß in die Tiefe hinab. Wäre nicht der Sand, den der vorige Motornier gestreut hatte, auf den Schienen verblieben, so hätten an 60 Menschen unfehlbar ihr Leben eingebüßt. Solchen Handlungen gegenüber kann von jugendlichem Uebermut, den man gewähren lassen müsse, nicht mehr die Rede sein. Dagegen muß das Gesetz mit aller Strenge einschreiten, und das Heilmittel kann nicht drastisch genug sein. Universitäten, deren Behörden nicht imstande sind, dem Hazing-Unfug zu steuern, ist der Freibrief zu entziehen, d. h. sie müssen geschlossen werden. Das Fußballspiel ist bei Geld- und Gefängnisstrafe zu verbieten, und für eine solche Roheit, wie in Ithaca, ist öffentliche Auspeitschung das einzig genügende Abschreckungsmittel. Warum junge Leute in diesem Lande so entarten, wenn sie auf die Universität kommen, ist schwer zu verstehen; es sei denn, daß der plötzliche Uebergang von der Zucht des elterlichen Hauses und der Disziplin der Schule zu studentischer Ungebundenheit die Sinne verwirrt, wie das ja auch in Deutschland an dem unsinnigen Kneip- und Holzkomment wahrnehmbar ist. Allein, gleichviel welches die Ursachen sind, sie können nicht geduldet werden. Dumme Jun-

gen, die solche Streiche spielen, sind am allerwenigsten berechtigt, sich über das Gesetz zu stellen, sondern die Roheit muß ihnen in drastischer Weise ausgetrieben werden. Was in diesem Lande besonders bemerkenswert erscheint, ist die Neigung einer gewissen Bevölkerungsklasse, diesen Unfug in Schutz zu nehmen. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß sich eine Art Universitäts-Aristokratie gebildet hat, die das Privilegium der Straflosigkeit für Brutalitäten in Anspruch nimmt. Ein solcher Dünkel muß mit ganz besonderer Energie zurückgewiesen werden. (Cinc. Volksblatt.)

Carnegie über Armut. Nun wissen wir, warum Carnegie selten oder nie eine Gabe für Linderung wirklicher Not der Armen übrig hat und sein Geld lieber an Bibliotheken verschwendet, die dem müßigen Lesepublikum wohl mehr Schund in die Hände liefern, als sie wirkliche Bedürfnisse des Volks befriedigen können. Er hat seine Lebensgeschichte geschrieben und darin Sätze ausgesprochen, die allerdings von richtiger Beobachtung zeugen. Er sagt etwa Folgendes:

Es ist bekannt, wie über die Armut als ein großes Uebel gejammert wird und man scheint anzunehmen, daß die Menschen glücklicher und nützlicher sein und mehr vom Leben haben würden, wenn sie nur eine Menge Geld hätten und reich wären.

In der Regel findet sich in der bescheidenen Hütte des Armen eine höhere Befriedigung, ein edleres Leben und eine größere Lebensfreude, als in dem Palast des Reichen. Ich bedaure immer die Söhne und Töchter der reichen Leute, denen Diener aufwarten und die später Erzieherinnen haben, tröste mich aber dabei mit dem Gedanken, daß sie nicht wissen, was sie entbehren.

Sie haben auch zärtliche Väter und Mütter und meinen, daß sie diesen Segen in vollstem Maße genießen, und doch können sie das nicht, denn der Sohn des Armen, der in seinem Vater seinen beständigen Gefährten, Lehrer und Berater, und in seiner Mutter — welch heiliger Name! — seine Ernährerin, Erzieherin, Beschützerin, eine Heilige, alles in einer Person besitzt, genießt ein reicheres, köstlicheres Glück im Leben als der nicht so begünstigte Sohn eines Reichen kennen kann, und im Vergleich damit zählen alle andern Glücksumstände nur wenig.

Weil ich weiß, wie süß und glücklich und rein, wie frei von verwirrenden Sorgen, von sozialem Neid und Eifersucht das Heim rechtschaffener Armut ist, wie liebevoll und einig seine Besitzer in ihrem gemeinsamen Interesse der Unterhaltung der Familie sein können, habe ich mit dem Jungen des Reichen Mitgefühl, während ich die Jungen des Armen beglückwünsche, und aus diesen Gründen sind aus den Reihen der Armen immer so viel starke, hervorragende, selbstbewußte Männer hervorgegangen und müssen immer solche aus ihnen hervorgehen.

So wahr nun auch diese Sätze im allgemeinen sind, so sollte ein Mann wie Carnegie doch nicht die Augen schließen vor all dem tausendfachen Elend der Menschheit und seine Stiftungen den philanthropischen Anstalten: Hospitälern, Diakonissenhäusern, Anstalten für Unglückliche aller Art, menschenwürdige Arbeiterwohnungen und dergleichen zuwenden. Dadurch würde wahrlich die Armut noch nicht aus der Welt geschafft und doch viel Elend gelindert werden.

Früchte der spanisch-katholischen Kirche auf der Insel Portorico. Ein Methodistenmissionar, der längere Zeit sich auf

genannter Insel aufhielt, hat seine daselbst gemachten Beobachtungen in Form eines kleinen Buches: "Down in Porto Rico" veröffentlicht. Er fand dort natülich einen Zustand der Wildheit, Roheit, Unwissenheit, sittlicher Verkommenheit, wie er tatsächlich in allen genuin katholischen Ländern vorherrschend ist. Unter spanischer Herrschaft war zivile und kirchliche Trauung äußerst schwierig und mit großen Kosten verknüpft. Die Folge davon war, daß das Volk es vorzog, in wilder Ehe zu leben. Unter spanischer Herrschaft hatte die Regierung ein Budget von $200,000. Aber weder die kirchlichen noch die erzieherischen Bedürfnisse des Volks wurden befriedigt. Während in den Städten große Kirchen gebaut wurden, wurde die Landbevölkerung schamlos vernachlässigt. Das Landvolk beträgt über 75 Prozent der Bevölkerung, es gibt eine große Zahl Bergdörfer, wo noch nie religiöse Gottesdienste gehalten und kein Versuch gemacht wurde, die Leute zu unterrichten. Tausende der Einwohner waren noch nie in einer Kirche, ehe der Protestantismus auf die Insel kam.

Die katholische Kirche als solche muß für den verwahrlosten Zustand des Volkes verantwortlich gehalten werden. Der Census von 1899 zeigte 659,294 Einwohner über zehn Jahre alt, von denen 524,878 (oder 79 Prozent) weder lesen noch schreiben konnten. Und trotzdem wagte es der Bischof von Porto Rico, sich dem amerikanischen Schulsystem, wie es unsere Regierung einführte, zu widersetzen. Doch glücklicherweise handelt das Volk nicht nach dem Rat seiner bösen Hirten, und die Schulen füllen sich mit Kindern, die eine Erziehung begehren.

Und auch gegen die wilden Ehen kämpfen die protestantischen Sendboten nicht vergeblich an: Sie vollziehen die Trauungen umsonst und veranlassen die Leute, die bisher in wilder Ehe lebten, die gesetzliche und kirchliche Sanktion ihrer Ehe einzuholen, und so den Grund zu legen zu einem echt christlichen Familienleben. — Auch Trinker und Spieler geben unter christlichem Einfluß ihre Laster auf und werden zu gesitteten, christlichen Menschen herangebildet.

Liebkosungen mit Rom. Am 25. April veranstaltete der amerikanische Gesandte White in Rom ein Diner zu Ehren des Erzbischofs Ireland von St. Paul, Minn., der dort auf Besuch ist. Unter den Festgästen befanden sich die vier Kardinäle Vincenzo Vannutelli, Satolli, Mathieu und Montinelli. Unter den andern Gästen befand sich die Gattin des Bundessenators Wettmore von Rhode Island. Die Anwesenheit dieser römischen Prälaten hat bedeutendes Aufsehen erregt und wird viel besprochen. Neulich hat Präsident Roosevelt den amerikanischen Gesandten Storer bei der österreichischen Regierung abberufen, weil dessen strengrömische Gattin den Papst bearbeitete, um Erzbischof Ireland zu einem Kardinal zu machen; nun laborirt unser Gesandter White an der italienischen Regierung für Ireland. Unsere Vertreter im Ausland sollten solche Dinge unterlassen. Im Ausland kommt man zu der Ansicht, das Papsttum sei auch in Amerika obenauf.

In diese Kategorie gehört der famose Marsch des Jesuiten Sherman, der mit militärischer Eskorte, von Onkel Sams Soldaten begleitet, den Marsch seines Vaters durch den Süden nachmarschieren wollte. Offenbar haben ultramontanfreundliche Beamte diese Demonstration begünstigt. Glücklicherweise hat ein Ukas unseres energischen Präsidenten dieser Jesuitenposse ein rasches Ende bereitet! Welche Mätzchen doch die Römlinge erfinden, um sich bei der Welt in Erinnerung zu halten!

Ausland.

Die Hauptversammlung der Positiven Union fand in Berlin statt am 20. April d. J. Es konnte berichtet werden, daß sich seit 1½ Jahren die Mitgliederzahl ungefähr verdoppelt habe. Dementsprechend ist die Auflage der Monatsschrift: „Die Positive Union" gestiegen. Die Vereinigung hat auch begonnen, Flugschriften herauszugeben, welche nicht nur den Zwecken der Gruppe, sondern der Kirche dienen sollen. Den Anfang machte die gediegene Schrift von Prof. Dr. Ecke: „Unverrückbare Grenzsteine." (Vergl. Maiheft S. 235 unten und den Artikel im redaktionellen Teil der vorliegenden Nummer.)

Eine zur Massenverbreitung geeignete Reihe von Flugschriften „Kirchlich-Positiv" wurde eröffnet mit dem Vortrag des General-Superintendenten a. D. von Westfalen D. Nebe: „Die evangelische Landeskirche und die religiöse Krisis der Gegenwart." Dieser Vortrag ist in „Positive Union" April- und Maiheft d. J. erschienen und stellt den breiten und tiefen Graben und unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem alten und neuen Glauben fest.

Verhandlungsgegenstand der Versammlung war „Die Aufgabe der gläubigen Gemeinde in der gegenwärtigen kirchlichen Krisis." Referenten waren Prof. Lic. Bornhäuser aus Halle und Pastor Sam. Jäger von Bielefeld. Sie hatten mit dem Zentralvorstand sich auf eine Reihe von Sätzen geeinigt, die am Schluß der Hauptversammlung verlesen und angenommen wurden. Ihr Wortlaut ist folgender:

I. Die gegenwärtige religiöse Krisis innerhalb unserer deutschen Landeskirchen ist vornehmlich dadurch entstanden,
   1. daß berechtigte neue Erkenntnisse auf dem Gebiete der theologischen Forschungen mit Anschauungen verquickt worden sind, die im schärfsten Gegensatze zum Geiste des biblischen Christentums stehen,
   2. daß unter dem Drucke dieser Geistesströmung eine nicht geringe Anzahl regsamer Theologen auf Katheder und Kanzel von positiveren Anschauungen zum Radikalismus übergegangen ist und hierdurch in weitesten Kreisen Verwirrung angerichtet hat,
   3. daß diese radikal theologische Richtung in neuester Zeit dazu fortgeschritten ist, ihre Ideen auf dem Wege einer ungeistlichen Agitation, insbesondere auch durch rücksichtslose Benutzung der unchristlichen Tagespresse in das Gemeindeleben hineinzutragen,
   4. daß Mängel innerhalb unserer Kirchenverfassung es unmöglich machen, dem Ansturm des widerchristlichen Zeitgeistes auf das innerkirchliche Gemeindeleben andauernd erfolgreichen Widerstand zu leisten,
   5. daß diese traurigen Zustände viele gläubigen Gemeindeglieder in eine gewisse Mutlosigkeit versetzt und ihr Vertrauen zur Kraft der Landeskirche über das berechtigte Maß hinaus erschüttert haben.

II. Diese Krisis kann nur dadurch gehoben werden,
   1. daß bei der Berufung der theologischen Professoren wie bei der Besetzung der Pfarrämter der Grundsatz der Gleichberechtigung nicht auf diejenigen ausgedehnt wird, die die Grundlagen des evangelischen Heilsglaubens leugnen,

2. daß nach der bekannten Forderung Schleiermachers — selbstverständlich für jedes kirchliche Denken, aber durch den zügellosen Zeitgeist abgelehnt — nur solche Gemeindeglieder an den Wahlen wie an der Leitung der Gemeinde teilnehmen dürfen, die ihre kirchlichen Pflichten mit einer gewissen Regelmäßigkeit erfüllen, oder daß wenigstens die notorischen Verächter kirchlicher Ordnungen vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen werden,
3. daß die gläubigen Christen jeden Alters und Geschlechtes durch vertiefte Schriftforschung und inniges Gebetsleben, durch lebendige Mitwirkung an den Aufgaben und Arbeiten der Gemeinde und Kirche — auch den sozialen und kirchenpolitischen — fähig werden, Träger eines selbständigen Gemeindelebens zu sein,
4. daß eine bekenntnisfreundliche, im Geiste wahrer theologischer Wissenschaft arbeitende Schar von Gottesgelehrten sich zu energischer Abwehr und bewußtem Kampfe für die Heiligtümer der Kirche zusammenfinde.

III. Das unmittelbar und sofort Notwendige gegenüber der stark betriebenen Sammlung einflußreicher Bekenntnisfeinde ist der Zusammenschluß aller, die noch im Ernst bibelgläubige Christen sein wollen, zu einer möglichst in jeder Gemeinde bestehenden und wirkenden Arbeits- und Gebetsgemeinschaft, die im Anschluß an die vorhandenen bekenntnistreuen Vereinigungen und kirchlichgerichteten Gemeinschaften zum Schutze biblischen Glaubens wie zur Pflege geistlichen Lebens dauernd sich betätigt, damit die Kirche von innen heraus unter Gottes Hilfe und Gnade der Erneuerung entgegengeführt werde.

„Zusammenschluß der Gläubigen" lautet die Losung, und das ist eine Aufgabe, die der Arbeit und des Schweißes der Edelsten wert ist. Je größer der Abfall innerhalb der Landeskirche, je stärker das Mißtrauen der Gläubigen zur Kirche wird, um so größer wird die Gefahr der Separation und Zersplitterung, und um so schneller wird die Kirche, wenn sie das konservierende Salz der Gläubigen verliert, zum Aas, zu welchem die Geier des Gerichts sich sammeln werden. Recht hat die „Ref.", wenn sie sagt: „Nicht die Positive Union, sondern die Union der Positiven ist imstande, diese große Aufgabe zu lösen, die Kirche vor dem Zerfall zu retten."

Die Kampfbereitschaft des kirchlichen Liberalismus in Deutschland. Die „Positive Union" berichtet in ihrer Aprilnummer von dem „Aufmarsch des Kirchlichen Liberalismus." Nach dem dort gegebenen Bericht hat sich besonders der Protestantenverein neuerdings aufgerafft, um aggressiv gegen die „Orthodoxen" vorzugehen. Er sucht seine Mitgliederzahl zu mehren, sucht zielbewußt zu agitieren, um sich vor allem die Gleichberechtigung für seine Negationen zu erringen neben dem positiven Glaubensbekenntnis. Praktische Ausnutzung des Gemeinderechts bei den Kirchenwahlen soll dazu helfen, liberale Männer in die Gemeindeämter, liberale Pastoren in die Pfarrämter zu bringen, ferner in die Synoden, Generalsynode und das Kirchenregiment liberale Männer zu wählen. Als besonders zu erstrebendes Ziel wird genannt: Schutz der Freiheit

wissenschaftlicher Forschung, Abschaffung des Bekenntniszwangs und der Lehrprozesse, rein religiöse Gestaltung des Ordinationsgelübdes, Vertretung des Liberalismus in den kirchlichen Körperschaften, Ausdehnung des Selbstverwaltungsrechts der Gemeinde, Zuziehung der Frauen zu amtlicher Gemeindearbeit, Reform des Religionsunterrichts, besonders in den Lehrerseminarien. Lebhafte Agitation durch Vorträge und Wanderversammlungen soll dazu helfen, das Volk von den frischen Quellen des Evangeliums zu den abgestandenen Pfützen des Rationalismus zu verlocken. Ein am 18. Dezember zu Köln gegründeter „Verein für evangelische Freiheit" hat sich das vorgeschriebene Ziel gesteckt. Er hat seinen Sitz in Köln. Das Organ des Verbandes ist das „Evang. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen." Welcher größeren kirchenpolitischen Vereinigung ein Mitglied beitreten will, ob der Mittelpartei, oder den Freunden der Christl. Welt, oder dem Protestantenverein, bleibt jedem selbst überlassen.

Ein Aufsatz vorgenannten Blattes läßt schon durchblicken, welche Methode gewählt werden soll, um das Kirchenregiment nachgiebig zu machen gegen den Liberalismus. Es gelte, in aller Stille die nötigen Vorbereitungen zu treffen, den Gedanken der Sprengung der Landeskirche in ruhige Erwägung zu ziehen, um so der Behörde den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Dann werde die Kirchenverwaltung die Forderung, auch liberale Theologen anstandslos zu bestätigen, voraussichtlich erfüllen.

Zum Fall Römer. Bei der letzten Rundschau lag uns die Entscheidung des Ev. Oberkirchenrats im Fall Römer noch nicht vor. Indem wir den Bericht der letzten Nummer als bekannt voraussetzen, wollen wir hier nur beifügen, daß der Ev. Oberkirchenrat die Rechtsgiltigkeit der Entscheidung des rhein. Konsistoriums aufrecht erhalten, also dem als Pfarrer zu Remscheid erwählten Lic. Römer die Bestätigung versagt hat.

Die Begründung des Urteils zeigt zwar freilich, daß es keine prinzipielle Entscheidung sei; d. h. Römer ist nicht wegen Irrlehre die Bestätigung versagt worden, sondern weil er in seiner Probepredigt den gläubigen Christen Aergernis gegeben hat. Die Möglichkeit liegt somit vor, daß die Liberalen ihn anderswo als Pfarrer anzubringen suchen, und daß Römer seine Probepredigt diplomatisch verklausuliert. Dann könnte ihm auf Grund derselben die Bestätigung nicht versagt werden, und das ganze Verfahren müßte nun auf Grund von Irrlehre gegen ihn eingeleitet werden. — Man sieht hier, welchen Eiertanz die deutschen Kirchenbehörden um prinzipielle Fragen führen. Statt klar und bestimmt zu erklären: Wer mit dem Bekenntnis der evangelischen Kirche zerfallen ist, kann kein Pfarramt innerhalb derselben verwalten, drückt man sich um die Sache möglichst diplomatisch herum und vermeidet prinzipielle Entscheidungen, welche natürlich auch zu Scheidungen führen müßten zwischen Glauben und Unglauben.

Vorstehendes Item war geschrieben, als uns nachstehendes Stück in „Reformation" zu Gesicht kam. Dasselbe gibt über die von Fall zu Fall entscheidende Handlungsweise des Evangelischen Oberkirchenrats einigen Aufschluß:

„Die Grundsätze des Evang. Oberkirchenrats über Lehrzucht hat der Vizepräsident D. v. d. Goltz auf der pommerschen Provinzialsynode vorgetragen. Sie liegen jetzt im stenographischen Wortlaut vor. Die entscheidende Stelle hat folgenden Wortlaut:

Der Evangelische Oberkirchenrat steht angesichts der erregten Kämpfe um die Lehre in der Kirche vor einer schwierigen Aufgabe, schon deshalb, weil er es mit neun Provinzen und deren Konsistorien zu tun hat, und die erste Entscheidung bei disziplinarem Vorgehen gegen Geistliche wegen Irrlehre liegt bei dem Konsistorium. Es kann vorkommen, daß ein Konsistorium zum Vorgehen angeregt, ein anderes von zu schroffem Vorgehen zurückgehalten werden muß. Aber gescheut hat der Evangelische Oberkirchenrat nie das Eingreifen, wo es nötig war. Gerade hier in Pommern ist vor wenigen Jahren ein Pastor durch Dienstentlassung bestraft, der entgleist war in Bezug auf die Lehre. In der Provinz Brandenburg ist gegen Pastor Kalthoff in früherer Zeit eine ähnliche Entscheidung getroffen worden. Aber solche Entscheidungen sind immer schwer, und die Mitglieder des Kirchenregiments müssen sie nach sorgfältiger Erwägung der persönlichen und tatsächlichen Verhältnisse auf ihr Gewissen nehmen. Soweit es in seiner Kraft steht, will der Evangelische Oberkirchenrat die Ordnung auf dem Gebiet der Lehre aufrecht erhalten. Es sei mir die Bezugnahme auf eine persönliche Erinnerung gestattet. Als der Fall Hoßbach vorlag, schrieb mir der frühere Kultusminister von Bethmann-Hollweg: „Das Kirchenregiment muß von den frei gerichteten Geistlichen fordern, daß sie die Gemeinde mit dem erbauen, was sie sich von dem kirchlichen Bekenntnis aneignen können, aber sie dürfen die Gemeinden nicht ärgern mit dem, worin sie im Widerspruch mit der Lehre der Kirche stehen." Das ist mir persönlich ein Leitmotiv für meine späteren amtlichen Arbeiten gewesen. Es ist nicht wohlgetan, wenn man das Kirchenregiment in solchen schwierigen Fragen durch öffentliche Agitation stoßen und schieben will. Es können Zeiten kommen, wo auch ein Riß nicht gescheut werden darf. Wenn Gemeinschaftskreise mit Austritt aus der Kirche drohen, so liegt die Vermutung nahe, daß sie innerlich von der Gemeinschaft mit der Landeskirche sich bereits abgewandt haben. Wenn unsere Kirche ohne Not sich auf den Weg zu scharfen disziplinarischen Vorgehens drängen läßt, dann ist ihr Bestand in Frage gestellt. So meine ich den Anspruch erheben zu können, daß der Evanglische Oberkirchenrat nicht nur richtige Grundsätze kundgegeben hat, sondern sie auch ernst und gewissenhaft durchzuführen bestrebt ist. Dabei wird er stets im Auge behalten: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus", und: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Ob der Riß nicht von selbst kommt, wenn ihn das Kirchenregiment durch sein ängstliches Lavieren zwischen unversöhnlichen Gegensätzen auch noch so sorgfältig zu vermeiden sucht?

In Remscheid wollte das liberale Element Römer doch noch einmal zur Pfarrwahl zulassen. Inzwischen aber hat das Rhein. Konsistorium dem Presbyterium in Remscheid eröffnet, Römer dürfe bei Wiederbesetzung der vakanten Stelle nicht in Betracht gezogen werden. Sollte er trotzdem zum zweiten Male gewählt werden, so werde seine Wahl ungiltig erkärt werden, auch ohne daß ein Einspruch erfolge. Auch werde das Konsistorium alsdann erwägen müssen, ob nicht mit Rücksicht darauf, daß eine zweimalige Wahl zu keinem Ergebnis geführt habe, das Recht der Besetzung an das Kirchenregiment übergegangen sei.

Vereinslutheraner und Altlutheraner. Bei der letzten Allgem. Ev.-Luth. Konferenz wurden bekanntlich die Lutheraner innerhalb der Union von den andern nicht als vollberechtigte Lutheraner aner-

kannt, weil sie mit der Union in kirchlichem Verbande stehen. Das hatte böse Verstimmung auf Seiten der letzteren zur Folge.

Nun tritt neuerdings Gen. Sup. Th. Kaftan in Kiel in der Luthardtschen Krztg. für eine Versöhnung der Gegensätze in der Allgem. Ev.-Luth. Konferenz ein. Er erkennt an, daß die Lutheraner innerhalb der Union (Vereinslutheraner) ihre geschichtliche Mission gehabt haben, die absorptive Union, die das lutherische Bekenntnis zu verschlingen drohte, in eine konföderative Union zu verwandeln, die jetzt allgemein anerkannt sei. Von einer Unionsgefahr könne verständigerweise heute niemand mehr reden. Also habe sich der Streit um die Union überlebt und sei auszuschalten.

Ebenso erkennt er die geschichtliche Mission der lutherischen Freikirche (Altlutheraner) für die Vergangenheit, Gegenwart und — Zukunft an. Niemand könne wissen, welche Bedeutung bei Entwicklung der kirchlichen Lage die lutherischen Freikirchen noch einmal bekommen würden. So gut die freikirchlichen Lutheraner sich nun mit den landeskirchlichen Lutheranern anderer Länder — wo es um das lutherische Bekenntnis auch nicht glänzend bestellt sei — in der Allg. luth. Konferenz brüderlich zusammengefunden haben, können sie es auch mit den preußischen Vereinslutheranern.

Kaftan tritt also dafür ein, daß die altpreußischen Lutheraner innerhalb der Union als voll- und gleichberechtigt in der Allg. luth. Konferenz aufgenommen und anerkannt werden. Auch dafür, daß Lutheraner aus Sachsen, Hannover u. s. w. mit gutem Gewissen in lutherische Gemeinden der preußischen Landeskirche eintreten u. s. w. Nur so werde die Allg. luth. Konferenz in Deutschland die Bedeutung und den Einfluß erlangen, den man ihr wünschen müsse. Dr. Kaftan hat unter den Lutheranern wachsenden Einfluß. Ob er mit seiner Anschauung siegen wird, ist abzuwarten. Das jüngere Geschlecht wird sicher geneigt sein, seinen Spuren zu folgen. Bei den Alten schmerzen die Narben der früheren Kämpfe noch. Wer unbefangen die Entwicklung beobachtet, kann nur wünschen, daß auf Seite der Bekenntnisfreunde in Deutschland aller überflüssige Streit begraben werde.

Kirchenherren und Gemeinschaft. Aus der Mark Brandenburg war neulich der fast unglaubliche Fall zu lesen, daß auch heute noch die Feindschaft mancher Staatspfarrer und Lehrer gegen die Gemeinschaft so weit ging, daß man die Leute, welche die Gemeinschaft besuchten, einzuschüchtern versuchte, besonders Ortsarme, die der Unterstützung bedürftig waren; man drohte, ihnen das kirchliche Begräbnis zu versagen; verbot den Kindern, die Kinderversammlungen zu besuchen; einer Konfirmandin verbot man den Besuch des Konfirmandenunterrichts; die Kinder in der Schule wurden verhetzt gegen die Kinder der Gemeinschaftsleute. All diese schändlichen Verfolgungen führten endlich dazu, daß die Gemeinschaft sich hilfesuchend an den General-Superintendenten in Berlin wandte. Dieser kam dann mit dem Superintendenten, um die traurige Angelegenheit an Ort und Stelle zu untersuchen. Erfreulicherweise nahm dieser sich der Verfolgten herzlich an. Der Generalsuperintendent stellte sich ganz auf die Seite der Gemeinschaft, erklärte dem versammelten Gemeindekirchenrate, daß sie voll und ganz kirchliche Berechtigung habe, und sprach den Herren den bestimmten Wunsch aus, die Gemeinschaft im Frieden weiterarbeiten zu lassen. Auch den Kindern dürfe man, so erklärte der Herr Generalsuperintendent weiter, den Besuch der Versammlun-

gen nicht verbieten. Ferner erklärte der Herr Generalsuperintendent, daß es der Wunsch des Königlichen Konsistoriums wie auch des Oberkirchenrates sei, daß die Herren Geistlichen wie auch die Gemeindeorgane sich der Gemeinschaft so gegenüber verhalten, daß die große Gemeinde auch nicht im entferntesten den Eindruck gewinnt, als stehe die Gemeinschaft nicht in innigster Verbindung mit derselben. Schließlich betonte der Herr Generalsuperintendent noch die Notwendigkeit und den Nutzen der Gemeinschaft für die Kirche und bedeutete den Herren, wenn sie manches in der Gemeinschaftsbewegung nicht verständen, stillschweigend darüber hinwegzusehen.

In bedeutendem Gegensatz hierzu steht ein Hirtenbrief, den der Geh. Oberkirchenrat Bard in Mecklenburg an die Geistlichen der Diözäse Schwerin erlassen hat.

Dieser ist offenbar voll Angst, daß durch die Gemeinschaftsbewegung und Evangelistenarbeit allerlei Irrtümer und Ketzerei eindringen könnte. Er hält es für durchaus überflüssig, daß die Leutte neben der Kirche auch noch in christlicher Gemeinschaft Erbauung suchen; gibt allerlei Ratschläge, wie man das Aufkommen von Gemeinschaften verhindern soll durch ernste, gesteigerte pastorale Tätigkeit. Außer Einrichtung von Bibelstunden, Bibelbesprechstunden, Missionsstunden, Gründung von Vereinen, Gemeindeabenden, wird auch empfohlen, die Predigt weise zu prüfen, liturgische Beteiligung der Gemeinde, und „wo möglich auch die Erwärmung der Kirchen zr erwirken." Ob damit auch Herzen wirklich erwärmt werden für Christum, wenn ihnen nur orthodoxes Luthertum von vornehmen Staatspfarrern geboten wird, ist eine andere Frage. — Man muß also im kalten Mecklenburg scheints noch immer im Winter in kalter Kirche sitzen und frieren, während man religiöse Erbauung sucht in der Kirche. Und da soll die Gemeinschaft verbannt bleiben.

Ganz unhaltbare Verhältnisse bestehen in der lutherischen Landeskirche in Mecklenburg-Strelitz. Von den 70 Pastoren des Landes haben zwei Landgeistliche mit großen, je drei Kirchen umfassenden Parochien das 80. Lebensjahr überschritten, je einer derselben ist den Neunzigern nahe, ein dritter hat das 79. Lebensjahr erreicht, zwei Landpastoren sind durch Schlaganfälle an Ausrichtung ihres Amtes gehindert, ein anderer ist in Gefahr zu erblinden. Mehrere ältere Geistliche sind an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, dazu sind drei Pfarrstellen durch den Tod ihrer Inhaber erledigt. Die Zahl der Kandidaten der Theologie nimmt ab — aber keine Emeritierungsordnung. — Die mecklenburgischen Geistlichen müssen bis zum Tode im Amt bleiben, weil es keine Pension für sie gibt.

Das Ev. Johannesstift in Plötzensee bei Berlin hat sein gegenwärtiges Besitztum (Grundstücke und Gebäude) für 11¼ Millionen Mark an die Stadt Berlin verkauft, die dort einen großen Hafen anlegen wird. Für den Neubau der Anstalt ist Forstland bei Spandau gekauft. Bis zur Fertigstellung in drei bis vier Jahren geht der Betrieb auf dem alten Grundstück ungestört fort. Pastor Philipps, der Direktor des Johannesstifts, hat sich aus dem kirchlichen Leben von Berlin zurückgezogen, um in diesen wichtigen Zeiten sich ganz der Anstalt zu widmen.

Vom kirchlichen Neubau in Frankreich. Nachdem die große Mehrzahl der evangelischen Gemeinden Frankreichs sich auf der

Grundlage der zu Orleans festgelegten synodalen Statuten zu Kultgemeinden konstituiert hat, tritt nun die Aufgabe an sie heran, sich zu Bezirksvereinigungen zusammenzuschließen, aus denen die Regionalsynoden hervorgehen sollen. Auch ihnen sollen gemeinsame Statuten zugrunde liegen, welche, in einer Nationalsynode votiert und heute dem in Kraft getretenen Trennungsgesetz zufolge noch von der Bezirksverwaltung genehmigt werden müssen. Die Statuten der neu zu bildenden synodalen Bezirksvereinigungen (**Unions régionales**) sind in der letzten offiziösen Generalsynode zu Orleans festgesetzt worden und werden den positiven Kultgemeinden als Grundlage für ihre Bezirksvereinigungen dienen.

Ueber die Aufgaben der zu bildenden Regionalsynoden bestimmt Artikel 3 der Statuten, daß ihnen das Urteil zusteht über die finanziellen, numerischen und geographischen Bedingungen, welche die presbyterialen Kultgemeinden erfüllen müssen, um in die evangelisch-reformierte Kirche Frankreichs aufgenommen zu werden; daß sie, wenn Veranlassung vorhanden ist, über deren Streichung entscheiden, und die Zulassungsanfragen der „evangelischen Minoritäten" einzuleiten haben. Gemäß Artikel 7 hat die Regionalsynode für die Visitation der presbyterialen Kultvereinigungen, wie für die Ausübung des Gottesdienstes in solchen Gemeinden Sorge zu tragen, wo momentan das Pfarramt nicht besetzt ist. Demselben Artikel zufolge fällt ihr auch die Aufgabe zu, den Gottesdienst in den Diasporagemeinden ihres Bezirks zu sichern, ebenso wie die Pflicht der Ueberwachung der statutgemäßen Beiträge ihrer Kultgemeinden zur Zentralkasse und die Sorge, sich aller Interessen ihrer Kultgemeinden anzunehmen. Kraft des Artikels 9 steht ihr die Genehmigung jeder Veränderung in betreff des Sitzes der Presbyterialgemeinden zu, sowie das Urteil über eine angefochtene Wahl. Artikel 10 der Statuten spricht ihr die finanzielle Kontrolle über die ihr zugehörigen Kultgemeinden zu. Sie kann, sollte eine Gemeinde nicht den von ihr zu fordernden Beitrag zur Zentralkasse liefern, ihr einen größeren vorschreiben und zur Vermeidung eines etwaigen Defizits von den verschiedenen Gemeinden besondere, von ihr zu bestimmende außerordentliche Beiträge fordern. Nach Artikel 19 hat die exekutive Kommission der Bezirkssynode ihr Gutachten über jede Ernennung eines Geistlichen in ihrem Bezirk auszudrücken, und diese Begutachtung wird der Bestimmung der Nationalsynode zugrunde liegen. Artikel 22 beauftragt die Bezirkssynode mit der Wahrnehmung der Disziplin, wenn ein Geistlicher Veranlassung zu einem Tadel, zu einer Versetzung, Amtsenthebung, zu seiner Entlassung oder Pensionierung geben sollte. Auch sind ihr die Modifikationen der Statuten der presbyterialen Kultgemeinden gemäß Artikel 26 unterworfen, und Artikel 27 übergibt ihr die Ratifikation der Kirchengüter im Fall der freiwilligen Auflösung einer Kultgemeinde.

Wenn auch die oberste Autorität in evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten von der Nationalsynode ausgeübt wird, so ist doch aus diesen Mitteilungen aus den Statuten der Regionalsynoden ersichtlich, welche Wichtigkeit ihnen beizulegen ist, denn keine wichtige Frage, das Leben der Kirche betreffend, kann von der Nationalsynode gelöst werden, ohne vorher von den Bezirkssynoden eingehend geprüft und in Erwägung gezogen worden zu sein.

Nach der unmittelbar bevorstehenden Bildung der Regionalsynoden wird deren erste Aufgabe sein, die neuen Deputierten zur Nationalsynode zu ernennen. Die Versammlung der Nationalsynode steht gleich nach Pfingsten

zu erwarten, da die Regelung des Budgets vor Ende des Quartals eine der dringenden Notwendigkeiten ist. Trotzdem zu derselben Zeit die Allgemeine Konferenz der Jungfrauenvereine sich in Paris versammeln wird und deren alle zwei Jahre stattfindender Kongreß auf den 19. Juni in Genf festgesetzt ist, hat die ständige Kommission sich aus obigen Gründen genötigt gesehen, die Nationalsynode auf den 12. Juni einzuberufen. Sie wird sich in Paris versammeln.

Zwei Hauptfragen werden die bevorstehende Nationalsynode in besonderem Maße beschäftigen: die Regelung der durch die Zentralkasse auszuzahlenden Gehälter und Pensionen der Geistlichen, ebenso wie die Beratungen über die Deklaration der National-Union der evangelischen Kirchen Frankreichs. Die Anschlußerklärungen der neuen Kultgemeinden zur National-Union sind von der ständigen Kommission sorgfältig registriert worden. Der Zutritt kann nur nach erklärter Annahme der drei Hauptbedingungen erfolgen: Anschluß der Gemeinde an die Glaubensdeklaration von 1872, wie an das synodale Presbyterialsystem und Zustimmung des Geistlichen der betreffenden Gemeinde zur Glaubensdeklaration von 1872. — Wie den einzelnen Kultvereinen durch das Trennungsgesetz das Recht einer juristischen Person zuerkannt worden ist, ein Recht, welches jedoch auf die vom Staat nicht anerkannten gewöhnlichen Gemeinden nicht ausgedehnt worden ist, so steht auch kraft dieses Gesetzes der National-Union der evangelischen Kirche Frankreichs das Recht einer juristischen Person zu.

Die ständige Kommission ist andauernd bemüht, von der Regierung Zugeständnisse zur Erleichterung der finanziellen Frage für die Kultgemeinden zu erlangen. So ist ihr kürzlich die Befreiung von der Stempelsteuer für die vom neuen Trennungsgesetz geforderten Deklarationen der Kultvereine und der beigefügten Aktenstücke, Statuten, Empfehlungsscheine, gelungen. Auch kommt der Bildung der Kultgemeinden ein am 23. März d. J. von der Deputiertenkammer bei der Beratung des Finanzgesetzes votierter Artikel zugute, welcher die kostenlose Auflassung an die Kultgemeinden derjeniger Kirchengüter verfügt, welche vor der Promulgation des Gesetzes der Trennung der Kirche vom Staat (Gesetz vom 9. Dezember 1905) der öffentlichen Ausübung eines Kultes dienten. (Reform.)

In den Pariser lutherischen Vorstadtgemeinden zeigt die meist arme Bevölkerung denselben guten Willen zur Erhaltung des Gottesdienstes wie die der Stadt selbst. So haben in dem Vorort Perreux 90 Familienväter einen jährlichen Beitrag von 974 Francs gezeichnet; in St Denis versprachen 210 Familienhäupter die jährliche Summe von 3250 Frcs. — In der reformierten Kirche wird auch bei den jetzigen veränderten Verhältnissen die bekannte theologische Präparandenschule zu Batignolles in Paris, aus der schon so viele gläubige Pfarrer und Missionare hervorgegangen sind, weiter erhalten werden. — In manchen Gegenden des mömpelgarder Landes, besonders in Fabrikbezirken, macht man leider auch die Erfahrung, daß ganze Familien oder einzelne Personen, die von Gott und seinem Worte innerlich abgefallen sind, jetzt bei der Neugestaltung der Verhältnisse einfach der Kirche den Rücken kehren.

Was das sog. Freidenkertum sich leistet, kann man aus einer Grabrede ersehen, die jüngst ein Schulmädchen nach einem Zei-

tungsbericht seiner zwölfjährigen Mitschülerin gehalten hat. Das Mädchen las folgendes: „Alle deine tieftrauernden Mitschülerinnen haben sich um dein Grab versammelt, um dir ein letztes Lebewohl zu sagen. Das unendliche Nichts, das deiner Geburt voranging, hat sich nun wieder über dich erstreckt. So wird es auch uns ergehen und allen, die wir lieb haben. Du hast in deinem kurzen Leben nur wenig Freude und Glück gekannt. Dein Schicksal möge dir erleichtert werden durch den Gedanken, daß in unserer so grausamen und so unvollkommenen Gesellschaft das Leben uns mehr Bitterkeit als Genuß bietet. Dieser Tod oder vielmehr das vermeintliche Wesen, das ihm gebietet, das dich so früh und so brutal deiner Familie und uns entrissen hat, das dich wie eine kaum erschlossene Blume gepflückt, kann nur ein sehr böses oder sehr unbewußtes Wesen sein. Es trifft die Unschuldigen und läßt nur zu oft den Schuldigen Gesundheit, Ehre und Vermögen zuteil werden. Dir hat es Schmerzen gebracht. Es hat dich zum Opfer des Egoismus einer Gesellschaft gemacht, die immer der sozialen Solidarität widerstrebt. Es hat auch gewollt, daß du mit zwölf Jahren stirbst. Diese himmlische Ungerechtigkeit kann man fürwahr mit nichts entschuldigen. Schlafe in Frieden, meine liebe Esther, deine Gespielinnen, deine Freundinnen, deine Lehrerin, deine Familie werden dich nie vergessen. Lebewohl!"

Auch eine Frucht der neuen Religionsfreiheit in Rußland. Zu den seltsamsten Erscheinungen, welche die neue Aera in Rußland gezeitigt hat, gehört die Rückkehr orthodoxer Namenchristen zum Heidentum. Die im Kreise Uschum, Gouvernement Wjatka, wohnhaften Tscheremissen, ein alter finnisch-ugrischer Stamm, sind zwar äußerlich schon lang zum orthodoxen Christentum übergetreten, weil sie früher dadurch materielle Vorteile, z. B. Befreiung vom Militärdienste, erzielten, in Wahrheit aber sind sie immer ihren heidnischen Gebräuchen treu geblieben. Die Tscheremissen gingen zwar in die orthodoxe Kirche, setzten aber gleichzeitig ihren Götzendienst nächtlich in den Wäldern fort. Da erschien das Edikt vom 17. April v. J. über die Glaubensfreiheit. Die Tscheremissen stellten sofort den Kirchenbesuch ein und vier Ortschaften beschlossen, bei der Regierung um Genehmigung zur Rückkehr zu ihrem alten Glauben einzukommen.

In einem Einzelfalle hat die Regierung die Genehmigung bereits erteilt, es steht deshalb außer Zweifel, daß sie auch eine allgemeine Rückkehr nicht hindern wird. Die Tscheremissen haben nun in dem genannten Kreise ein altes Heiligtum, das für sie eine Kulturstätte ersten Ranges und von ungewöhnlichem historischen Interesse ist. Es ist das ein eigenartiger Felsblock, der ihnen zu allen Zeiten heilig geblieben ist, und an dem sie gemeinsame Opfer und Gebete verrichteten. Dieser Felsen, von den Tscheremissen der Stein Tschumbalats genannt, befindet sich etwa vier Werst von der Poststraße. Seinen Namen hat er nach Tschumbalat, dem obersten der vielen Götter, oder des Keremet der Tscheremissen, die als böse Geister gelten, die dem Stamm alle möglichen Plagen, Krankheit und Tod zusenden, die sie gegen das Versprechen der verschiedensten Opfer wieder abwenden, so daß der Tscheremisse den Keremet gegenüber immer verschuldet ist.

Vor Tschumbalat haben die Leute stets die größte Angst und nennen ihn daher im Gespräche nie beim Namen, sondern „den alten Mann des Berges" oder „den großen Menschen." Es ist also eine Gottheit der Erde. Die Legende berichtet von Tschumbalat, daß er ursprünglich in alten Zeiten ein

tscheremissischer Held gewesen sei, der zu Pferde seine Stammesgenossen gegen ihre Feinde angeführt habe. Sterbend habe er den Tscheremissen versprochen, ihnen auch weiter gegen ihre Feinde zu helfen, sobald sie ihn rufen würden. Darauf sei er zu Pferde beerdigt und mit einem Totenmahl gefeiert worden. Sobald die Tscheremissen von ihren Feinden, besonders den Wotjaren, bedrängt wurden, hätten sie Tschumbalat gerufen, worauf sich der Berg öffnete und der Volksheld zu ihrer Hilfe erschien. Als aber Kinder ihn zum Spaß mehrmals umsonst riefen, ergrimmte er heftig und drohte, von nun an der Feind der Tscheremissen sein und ihnen allerhand Ungemach senden zu wollen.

In den Zwanzigerjahren veranlaßte ein Tscheremisse Jwan Tolmetew durch Erzählung eines Traumes eine Art Appell des ganzen Stammes, zu dem die Stammesbrüder aus allen Gegenden herbeieilten, um große Opfer- und Gebetsversammlungen am Stein Tschumbalats abzuhalten. Trotzdem Nikolaus I. befahl, auf die Leute wegen ihrer Einfalt nur durch Ueberzeugung einzuwirken und keinerlei Gewalt gegen sie anzuwenden, gab der Moskausche Metropolit doch den Befehl, den Stein Tschumbalats durch Pulver zu zerstören. Die Spuren dieser Zerstörung kann man noch an dem etwa sieben Faden hohen Felsen, den an ihm ausgearbeiteten Stufen und dem sorgfältig polierten Opferstein erkennen. Die Zerstörung hat dann weitere Fortschritte gemacht, da die Russen Kalk aus dem Felsen schlugen und ihn überhaupt zu zerstückeln suchten. Auch den Wald ringsherum haben sie zum Teil niedergeschlagen. Für die russische Kirche erwuchs auch aus diesen Maßnahmen kein Vorteil. Die Tscheremissen brachten die Zerstörung ihres Heiligtums lediglich mit einer darauf folgenden Hungersnot in Verbindung und hingen um so innerlicher am alten Glauben. Jetzt wird ihre erste Sorge die Wiederherstellung des Opfersteines sein.

Ein Zeichen, wie wenig erneuernde Lebenskraft von dem Petrefakt der russisch-orthodoxen Kirche auf ihre Glieder ausgeht.

Freikirchliche Zustände in Schottland. Wir haben schon früher über die Wirren in der presbyterianischen Freikirche in Schottland berichtet. Es gab da neben der presbyterianischen Staatskirche auch etliche freikirchliche Richtungen. Da war eine Freikirche strenger Observanz und eine „United Presbyt. Church.“ Mit letzterer hatte die Majorität der „Free Church“ sich vereinigt, um die Zersplitterung zu vermindern. Ein Häuflein obstinater Vertreter der strengen Observanz war jedoch nicht damit zufrieden, strengte Prozesse an bei den weltlichen Gerichten und erhielt das ganze Kirchenvermögen ihrer Brüder zugesprochen, die mit der „United Presbyt. Church“ sich vereinigt hatten.

Dadurch ist nun eine große Anzahl der Geistlichen, die früher der Freikirche angehörten und jetzt der „United Free Church“, angeblich in großes finanzielles Gedränge gekommen. Durch diese gerichtlichen Entscheidungen ist nur ein engherziger Sektengeist zur Vorherrschaft gekommen. Kleine Ortschaften sind nun zerrissen und zersprengt in lauter Sekten. Die „Free Church“ erhebt den prahlerischen Anspruch, die schottische Nationalkirche zu sein, und sucht in jeder Parochie ihr Fähnlein zu entfalten. Die Gemeinde mochte noch so klein sein, eine Kirche und Pfarrhaus mußte gebaut und ein Pfarrer hingesetzt werden — ins Elend. Nicht anders ist's mit den Pfarrern der „United Free Church“, die den Prozeß verloren haben. Auch sie wollen

nicht aufgeben. Sie bauen eiserne Kirchen, um eine Handvoll Leute zu bedienen (Schulen oder Privaträume wollte man nicht benützen), setzen Pastoren hin in Parochien, die ganz gut von **einem** Presbyterianer bedient werden könnten, statt dessen sind drei oder gar vier verschiedene presbyterianische Kirchen da! 800 unnötige Pfarrämter, meint ein presbyterianischer Staatspfarrer, könnten ohne Schaden für Kirche und Volk aufgehoben werden, vielem Elend in Pfarrerfamilien würde dadurch ein Ende gemacht, und wie viel könnte mit den Mitteln anderswo ausgerichtet werden.

Es ist offenbar in Schottland ähnlich wie bei uns in Amerika, wo aber wenigstens selten Kirchen einer Benennung sich so traurige Konkurrenz machen. Dabei wird geklagt über die geringe Besoldung, die ein Pastor der „United Free Church“ bekommt, und über die Einschränkung, die er sich auferlegen muß. „Es sind Kinder zu erziehen und in der Welt vorwärts zu bringen. Nach einem ungeschriebenen Gesetz darf er sie nicht bei einem Handwerker oder Kaufmann in die Lehre geben und er ißt Brot ohne Butter, um sie auf das Gymnasium senden zu können.“ Das Einkommen wird dabei auf 148 Pfund Sterling angegeben! Das macht nach unserer Rechnung $740.00! Fast ein fürstliches Einkommen neben den Hungerlöhnen, womit amerikanische Pastoren ihre Familien versorgen müssen! Was würde ein solcher Herr Pfarrer sagen, wenn er mit $400.00 oder $450.00 eine Familie von sage acht Kindern anständig ernähren, kleiden und erziehen sollte? Der Durchschnittsgehalt der meisten Landpastoren hier dürfte kaum über $500.00 zu setzen sein! Und ob wir hier so viel billiger leben können als in Schottland, ist doch auch sehr fraglich. Da vergeht der Standeshochmut und die hohe Amtswürde von selbst und man schickt die Kinder irgendwo hin in die Lehre und schämt sich nicht, wenn auch ein Pastorssohn Zimmermann werden muß, **wie der arme Jesus von Nazareth.**

Wir meinen, Leute, die in solch engherzigem Sektengeist die Zersplitterung der christlichen Kirche vermehren, haben kein Recht, sich zu beklagen, wenn sie dadurch in ein armseliges Loos hinabgedrückt werden. Der Sektengeist ist immer ein Hochmutsgeist, und der muß einen Dämpfer bekommen in der beigegebenen Trübsal.

Literatur.

Aus dem Verlag von Max Kielmann, Stuttgart, kamen uns folgende Schriften zu:

Christentum und Zeitgeist. Hefte zu „Glauben und Wissen.“ Heft 9. Riem. „Die Sintflut.“ Preis: 1 Mark. 10. Teichmüller. „Religiöses Wissen.“ Preis: 1 Mark. Wie die früheren Hefte von Christentum und Zeitgeist haben auch die vorliegenden den Zweck, die vermeintlichen Gegensätze, die zwischen Christentum und Wissenschaft bestehen, zu mildern und nach beiden Seiten hin versöhnend zu wirken. So bietet uns Heft 9 eine flüssig und interessant geschriebene Untersuchung jener großen Flut, die wir in Liedern und Sagen vieler Völker beider Hemisphären treffen, und zugleich eine überraschende Lösung jener vielbehandelten Frage auf physikalischem Wege.

Die hier dargebotene Hypothese zur Erklärung der Sintflut ist in hohem Grade interessant, und sucht es begreiflich zu machen, daß eine die ganze Erdkugel deckende Flut stattfinden konnte. Freilich, der Verfasser wagt es dabei,

eine sehr kühne Hypothese zu grund zu legen, die bisher von den Forschern der fossilen Menschenreste noch keiner aufzustellen wagte. Er setzt voraus, daß der Mensch schon in der Tertiärzeit lebte und daß die Sintflut am Schluß der Tertiärzeit zu setzen sei, bezw. eben die Ursache bildete, welche die Quartärzeit herbeiführte. Auf grund dieser Hypothese ist der ganze Versuch des Verfassers, das Sintflutproblem zu erforschen, aufgebaut. In der Tertiärzeit hatte die Erde noch ihre Eigenwärme in hohem Grade, war von einer Schichte umlagert, welche weder klaren Sonnen- noch Mondschein durchdringen ließ. Da gab's noch keine scharf abgegrenzten Jahreszeiten, keine Eisperioden; die Nebelschicht hielt die Eigenwärme der Erde bedeutend zurück. Als dann aber an irgend einer Stelle sich durch starke Abkühlung eine Verdichtung des Nebels in Wassertropfen bildete, da mußte eine Lücke in der nebelhaften Erdhülle entstehen, durch welche die Erdwärme rasch entweichen konnte. So teilte sich dann die Abkühlung der ganzen Nebelhülle mit, die in riesigen Wasserströmen sich auf das Erdreich ergoß, so daß jetzt eine klare, helle Atmosphäre über dem Erdball erschien und die klimatischen und atmosphärischen Verhältnisse eine totale Umgestaltung erfuhren. Diese große Katastrophe müßte wohl zwischen 8000 bis 10,000 Jahre vor der Gegenwart angesetzt werden. Viele Probleme, die mit den verschiedenen Sintflutberichten zusammenhängen, finden hier, wie Verfasser meint, eine befriedigende Lösung.

Heft 10 bietet eine glänzende Abwehr jener Anschuldigungen, die der Theologie Wissenschaftlichkeit abzusprechen versuchen, und zugleich eine umfassende Darstellung der nur zu wenig bekannten Tiefe und reichen Schönheiten religiösen Wissens.

Der Schwerpunkt seiner Ausführungen liegt im zweiten Teil der Abhandlung, in welchem der Verfasser mit Recht beklagt, in welch kläglicher Ohnmacht und Zerrissenheit die deutsche Staatskirche daniederliegt, so daß sie keine imponierende Autorität darstellt und zum kräftigen Zeugen und Handeln unfähig und gehemmt ist auf allen Seiten. Nicht die Kirche als solche ist die Leiterin ihrer theologischen Schulen, nicht sie hat die Vollmacht der Berufung ihrer Lehrer, Professoren und Pastoren, nicht sie treibt die Werke der Innern und Aeußern Mission—sondern sie ist nur die ohnmächtige Staatsmagd und muß sich wehren gegen die ihr wider Willen aufgehalsten Professoren, die den Glaubensgrund unterwühlen und für die Kirche und das Reich Gottes weder Sinn noch Verständnis haben. Und ihre Missionstätigkeit muß sie durch Privatvereine ausrichten! Einem schrankenlosen Individualismus und Subjektivismus ist die heutige Zeitströmung verfallen, wodurch kraftvoll organisches Zusammenwirken der Kirche als Heilsanstalt äußerst erschwert und gehindert wird. Das Ziel also, dem es gilt, entgegenzustreben ist: größere Freiheit und Bewegungsfähigkeit zum kirchlichen Handeln im deutschen Vaterlande. — In dieser Hinsicht ist die Kirche in Amerika besser bestellt, sie hat alle wünschenswerte Aktionsfreiheit und hat nur dafür zu sorgen, daß sie auch mit Recht eine gewisse Autorität in Sachen der Religion beanspruchen kann und darf. Sie kann und darf es, so lange sie auf dem festen, objektiven Grund des geoffenbarten Gotteswortes steht und sich diesen nicht unter den Füßen wegziehen läßt durch falsch berühmte Wissenschaft.

Dennert, „Häckels Weltanschauung." Preis: 1.50 Mk. An Hand der Naturwissenschaft und philosophischer Zeugnisse großer Männer

wird hier die Weltanschauung Häckels, wie sie uns aus seinen sämtlichen Werken, nicht nur den „Welträtseln“ entgegentritt, einer eingehenden Prüfung unterzogen. Hier wird nichts totgeschwiegen oder mit leeren Phrasen abgetan, sondern alles mit ruhiger Sachlichkeit geprüft, und zwar stets vom Boden exakter Naturwissenschaft aus. Als besonders interessant erwähnen wir die vergleichendeen Untersuchungen über die Schädelfunde von Spy, Krapina, Galley-Hill, Neandertal und Gros-Magnon.

Die vorliegende Schrift ist eigentlich ein Sonderabdruck aus einem Werk desselben Verfassers, das erst im Herbst dieses Jahres erscheinen soll unter dem Titel: „Die Weltanschauung des modernen Naturforschers.“ Den Abschnitt über Häckel ließ der Verfasser als Sonderabdruck ausgehen unter dem Titel: „Häckels Weltanschauung.“ Die Unhaltbarkeit der Häckelschen Sätze, die Leichtfertigkeit und Frivolität, die Häckels „Welträtsel“ charakterisiert, wird hier gebührend bloßgelegt und jedem, der sehen will, gezeigt, wie wenig Häckels Anspruch wissenschaftlichen Beweises begründet ist.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen uns folgende Schriften zu:

Möller, Diak. Wilh. „Die messianische Erwartung der vorexilischen Propheten, zugleich ein Protest gegen moderne Textzersplitterung. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Verfasser hat die einzelnen Stellen in ihrem Zusammenhang untersucht, desgleichen ihr Verhältnis zu der Gesamtanschauung der Propheten, deren Schriften sie angehören, dabei ihre Echtheit, ihre Unentbehrlichkeit und ihren Fortschritt aufgezeigt. Gegen die willkürliche Zerstückelung und Zerschlagung zusammengehöriger Stücke macht er entschieden Front, ist aber in erster Linie stets darauf bedacht, der Negation die Position gegenüberzustellen, und zwar die biblische.

Verfasser, früher ein Anhänger, jetzt ein eifriger Bekämpfer der historisch-kritischen Methode von Wellhausen und andern, leistet gewiß allen, denen ihre Bibel lieb ist, einen wichtigen Dienst, wenn er mit großem Fleiß und Scharfsinn nachweist, wie willkürlich und subjektiv die Kritiker bei ihrer Zerreißung und Zerstückelung der Bibeltexte vorgehen. Die Leugnung prophetischer Weissagungen ist auch ein Stück der subjektiven Willkür der Kritiker, und Verfasser sucht dem gegenüber die echt biblische Messiaserwartung darzulegen.

Schmidt, Prof. Dr. W. „Der Kampf um die sittliche Welt.“ Preis: 5 Mk., geb. 6 Mk.

Inhalt: Die menschliche Willensfreiheit. — Das Gewissen. — William Shakespeare, der Dichter des Gewissens. — Herbert Spencer und die ethische Bewegung. — Die buddhistische und christliche Ethik. — Arthur Schopenhauer. — Friedrich Nietzsche. — Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi. — Cesare Lombroso. Des Menschen Wille und sein Los.

Eine ernst wissenschaftliche Schrift, die mit allerlei ethischen Systemen sich in gelehrter Sprache auseinandersetzt und gründliches Studium erfordert. Ethische Studien greifen tief ein in das Gebiet der Sittenlehre und können nicht leichthin abgefertigt werden.

Schulze, Pfr. Lic. Alfred. „Das Gelübde“ in der neueren theologischen Ethik. 80 Pf. Eine interessante Schrift über eine höchst aktuelle Frage.

Aktuell wird diese Spezialfrage der Ethik mit Recht genannt, weil man in der Gegenwart vom Gelübde so häufigen Gebrauch macht, z. B. im Endeavorbund, in den verschiedenen Temperenzvereinen u. s. w.... Verfasser kommt am Ende seiner Schrift zu einem das Gelübde ablehnenden Resultate, ohne den Anspruch zu erheben, daß seine Aussagen als das letzte Wort über diesen Gegenstand zu gelten haben. Es lohnt sich, die ernsten Bedenken des Verfassers gegen das Gelübde nachzuprüfen.

Barrelmann, P. J. „Die Heilslehre“ nach der Heiligen Schrift kurz zusammengefaßt. Dritte Auflage. Preis: 40 Pf.; 10 Ex. 3 Mk.

Die Schrift scheint als Leitfaden für den Konfirmandenunterricht gedacht zu sein, dürfte aber in unsern Verhältnissen dafür kaum geeignet sein. Sie mag dem Katecheten brauchbare Gedanken für den Unterricht darbieten; die Reihenfolge der Verwendbarkeit müßte aber von ihm anders geordnet werden. Für stille Andacht und gläubiges sich versenken in die christlichen Heilsgedanekn ist diese völlig systemlose Schrift eher geeignet als für den Unterricht.

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Zehnter Jahrgang 1906.

1. Heft: Bleibtreu, Lic. W. „Das Geheimnis der Frömmigkeit und die Gottmenschheit Christi.“ Ein Beitrag zur Deutung des Schlusses von 1. Tim. 3. — Blaß, Prof. Dr. F. „Textkritisches zu den Korintherbriefen.“ — Böhmer, Lic. Dr., „Reichsgottesspuren in der Völkerwelt.“ 2.40 Mk.

2. Heft: Bensow, Lic. Dr. Oskar. „Glaube, Liebe und gute Werke.“ Eine Untersuchung der prinzipiellen Eigentümlichkeit der evangelisch-lutherischen Ethik. — Lütgert, Prof. Dr. W. „Das Problem der Willensfreiheit in der vorchristlichen Synagoge.“ Preis: 1.80 Mk.

Die „Beiträge“ treten jetzt in den 10. Jahrgang ein und seien bei dieser Gelegenheit weitgehender Beachtung empfohlen. Es erscheinen jährlich sechs Hefte, die zusammen 10 Mark kosten, doch sind die Hefte auch einzeln käuflich.

Die „Beiträge“ haben in steigendem Maße Bedeutung erlangt als eine Sammlung von Abhandlungen, in welchen die wichtigsten theologischen Zeitfragen von kompetenten Autoren behandelt werden. Es sind streng wissenschaftliche Studien, die ein liebendes Eingehen auch auf spröde Materien von seiten des Lesers verlangen, aber keine unfruchtbaren Erörterungen, sondern wirklich förderliche für Schriftkenntnis und Theologie.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Güterloh:

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1906. Preis jährlich 8 Mark.

Inhalt des 5. Heftes: Verworn und das Leben. Von Dr. E. Dennert. Der materialistische Pantheismus. (Schluß.) Von Lic. E. G. Steude. — Die Unbesiegbaren des Christentums. — Ueber die Idee des Reiches Gottes.— Miszellen. — Theologischer Literaturbericht.

Theologischer Literatur-Bericht. Von Professor J. Jordan. 1906. Preis jährlich 3 Mk.

Inhalt des 5. Heftes: Philosophie (2), Christentum und moderne Weltanschauung (4), Exegetische Theologie (15), Historische Theologie (13), Systematische Theologie (3), Praktische Theologie, Homiletik (5), Katechetik und Pädagogik (7), Kindergottesdienst, Pflege der Konfirmierten (5), Liturgik und Hymnologie, kirchl. Baukunst (6), Erbauliches (13), Vermischtes (3), Neue Auflagen und Ausgaben (4), Dies und Das (2), Zeitschriften (4), Eingegangene Schriften (5), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfr. Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Monatlich ein Heft von 24 Seiten mit 10 bis 16 Bildern. Preis jähelich 3 Mk., mit Porto 3.60 Mk.

Inhalt des 5. Heftes: Dr. James Stewart und Lovedale. Von Paul Richter. (Mit fünf Bildern). — Der Unsterblichkeitsgedanke bei den Afrikanern. — Der Kongostaat und die Eingeborenen. (Schluß.) Von Paul Richter. (Mit drei Bildern). — Makao, der Ausgangspunkt der Mission in China. Von Miss. Flad. (Mit fünf Bildern). — Missionsregungen in der deutschen Studentenschaft. — Nachrichten vom großen Missionsfelde. — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. Monatlich ein Heft von acht Seiten mit 4—5 Bildern. Preis jährlich 1 Mk., mit Porto 1.36 Mk. Beide Blätter zusammen 3.75 Mk., mit Porto 4.35 Mk.

Inhalt des 5. Heftes: Robert Moffat. (Schluß). (Mit 4 Bildern). — Missionare auf der Tigerjagd. Von Miss. Flad. — Vermischtes.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungn im deutschen Protestantismus. Herausgeber Lic. Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahr. 1906 Monatlich ein Heft von 32—48 Seiten. Preis jährl. 5 Mk., mit Porto 5.60 Mk., ins Ausland 6 Mk.

Inhalt des 4. und 5. Heftes: Die Kirche der Zukunft. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Die Deutsche evang. Kirchenkonferenz und der engere Zusammenschluß der evang. Landeskirchen Deutschlands. Von Dr. A. von Bamberg. — Zur Frage eines deutsch-evang. Synodal-Ausschusses. — Der römische Einheitskatechismus. Von Dr. Rieks. — Allgem. Mitteilungen: Protokoll der Sitzung des erweiterten Ausschusses des freien Verbandes deutsch-evang.-Synadolen. — Landeskirchliche Umschau: Bayern; Oldenburg; Schlesien; Westfalen. — Büchertisch.

Wenn man anfänglich Bedenken haben konnte, ob für diese Zeitschrift ein Bedürfnis vorliege, so haben die bisherigen Hefte gezeigt, daß die protestantischen Einigungsbestrebungen bereits einen solchen Umfang haben, daß ihre Kundgebungen mit Recht in einem besonderen Organ gesammelt werden. Wir wünschen dieser Zeitschrift um ihres aktuellen Inhaltes und ihres besonnenen Standpunktes willen einen wachsenden Leserkreis.

Von dem Verfasser, Dr. E. W. Mayer, ord. Prof. in Straßburg, kam uns zu:

Das Psychologische Wesen der Religion und die Religionen. Rede gehalten zum Geburtsfest des Kaisers am 27. Januar 1906 in der Aula der Straßburger Universität.

Nach Abweisung der Verwechslung der Religion mit Wissenschaft oder

Kunst weist Verfasser nach, daß jeder Mensch die Erfahrung machen muß, daß es eine unentrinnbare Notwendigkeit gibt außer ihm, die sein Dasein beherrscht. Und zu diesem Etwas außer ihm, das sein Leben beherrscht, muß jeder Stellung nehmen. Mag man es als Schicksal, als blindes Naturgesetz, als Universum oder Substanz, als the unknowable, oder als Gott bezeichnen: Jeder nimmt innerlich dazu irgendwie Stellung.

„Der religiöse Mensch wagt es, diese Macht Gott zu nennen. Welches konstituierende Gefühl ist es nun, Gott gegenüber, das die Religion erzeugt? Schleiermacher hat es als das Gefühl der absoluten Abhängigkeit definiert. Allein das bedeutet nur Resignation, das kann auch einem unpersönlichen Universum gegenüber bestehen. — Furcht ist bei den Naturreligionen das vorherrschende Gefühl; daneben spielt in etwas das Vertrauen herein, daß man sich die Gottheit geneigt machen könne. Damit aber wird Gott schon als ein geistiges Wesen gefaßt. Damit hängt zusammen das Bewußtsein, daß das menschliche Leben etwas objektiv Gewolltes, Wertvolles, Seinsollendes sei. Das heißt, des Menschen Leben gewinnt einen Wert durch den religiösen Gottesglauben, und es entstehen die Normen für das sittliche Handeln. Die Gesetzesreligionen spornen den Menschen zu gesetzlichem Tun an, um ihm das Vertrauen zur Gottheit zu stärken. Aber eine gewisse Angst bleibt auch dem strengen Gesetzesmenschen seinem Gott gegenüber. Erst das Christentum, die Religion, welche auch dem tiefstgefallenen Sünder noch Gnade und Rettung anbietet, ist fähig, Universalreligion zu werden. Da wird auch das verworfenste Leben noch etwas Wertvolles durch die Gnade Gottes. Und die Krönung des menschlichen Lebens ist die Uebung der Liebe, wie Paulus sie besungen.

Modern Secret Societies. By Charles A. Blanchard, D. D., President Wheaton College. 300 pages, cloth, 75 cents; leather, $1.00. — Plan of the Work: Part First answers objections, and clears away the obstacles to a candid consideration of the question. Part Second treats of Freemasonry as the key to the whole subject. Part Third relates to subsidiary orders — industrial, insurance, temperance and other lodges. Part Fourth considers important questions growing out of this discussion, such as: "What Do Lodge Burials Teach?" "Does Opposition to Lodges Injure the Persons or Churches that Offer It?" "The Duty of the Hour," etc. Expositions, Sermons, Tracts on Lodges. National Christian Association, 221 West Madison St., Chicago, Ill.

Wer die Schliche und Intriguen der Römlinge und die knieschwache Haltung der Regierungen wie der Gerichte gegenüber den frechen Ansprüchen des Ultramontanismus kennen lernen will, der verschaffe sich:

„Die Wartburg." Deutsch-evangelische Wochenschrift. Amtliche Zeitschrift des deutsch-evang. Bundes für die Ostmark und des Salzbundes. Erscheint im fünften Jahrgang bei J. F. Lehmann in München. Preis vierteljährlich für's Ausland 2.15 Mk.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

„Der Türmer" bietet nach wie vor Artikel für das gebildete Haus und Familie, sowie „Tagebuch"-Skizzen, die tiefe Blicke tun lassen in den tiefen Schaden des deutschen Volks-, Gerichts- und Regierungswesens. Kunst- und Musikbeilagen und dergleichen. Wir empfehlen, die nachfolgende Inhaltsübersicht anzusehen.

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Sind die sittlichen Grundsätze der Bergpredigt für uns noch verbindlich? Von Hugo Heim. — Leibeigen. Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart. Von Hanna Christaller. — Ludwig Gurlitt. Von Rudolf Pannwitz. — Neuer Wein. Eine Legende von Hero Max. — Das Schwert des Hünen. Eine Island-Sage. Von Emil Lucka. — Polemisches und Irenisches. Von Erwin Gros. — Zauberei und Giftmischerei in Paris unter Ludwig XIV. — Ein uraltes Rätsel. Von Dr. Friedrich Knauer. — Im Zeitalter des Meineids. Gedanken und Vorschläge. — Türmers Tagebuch: Nachklänge. Ein byzantinisches Potpourri. Der neue Adel. Religion, Brotkorb und Büttel. Moralische Eroberungen. Rechtsnöte. Was not tut. Der „Vorwärts" und seine Letten. Heimat. — „Hilligenlei" und — ein Ende. Ein Stück Literatur-Psychologie. Von Dr. Karl Storck. — Zu Friedrich Halms 100. Geburtstag. Von St. — Wiener Schicksalsdramen. Von Felix Poppenberg. — Neue Bücher. Von —k. — Von Dingen, die man nicht bauen kann. Von H. Walling. — Kunst und Sittlichkeit (1. Nachklänge zu Henry Thodes Vortrag in der Berliner Singakademie. 2. Eine Rede von Hans Thoma). — Ein Denkmal für Wilhelm Steinhausen. — Die Stellung der Musik im Gesamtbereich der Kunst. Von William Wolf. — Eine Stunde Gesang. — Kunstbeilagen: L. Gerôme: Die Auferstehung. J. Bossard: Pietà. L. Fahrenkrog: Christi Höllenfahrt. R. Schäfer: Die Jünger von Emmaus. — Notenbeilage: Am Anger. Trotzkopf. Spieluhr-Stückchen. Von Viktor Hansmann.

Aus dem Inhalt des Maiheftes: Des Kanzlers Probestück. Von Dr. Paul Harms. — Leibeigen. Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart. Von Hanna Christaller. (Fortsetzung). — Eine Naturgeschichte der Soldatenmißhandlungen. Von J. E. Frhr. v. G. — Neues vom alten Mark Twain. Von Dr. Benno Diederich. — Das Duell im Lichte der Wissenschaft. Von G. — Das Innere der Erde. — Seestern. Von O. Umfrid. — Sizilien. Von Dr. Georg Sydow. — Demokratischer Hofstaat. — Motorschrittmacher. Von J. L. Algermissen. — Türmers Tagebuch: Nörgler und Brüller. Simplizissimus-Stimmung und Heilige Hermandad. Recht und Rechtsprechung. Kant im preußischen Landtag. Stiefkinder der Gesellschaft. Und nochmals Kant. — Gedenkfeiertage und Kalendertyrannei. Von Dr. Reinh. Volker. — Cäsaren-Komödie. Von Felix Poppenberg. — Anastasius Grün. (Zu des Dichters 100. Geburtstag). Von St. — Der „Meininger". Von St. — Kielland. Von Felix Poppenberg. — Eduard Grisebach †. Von St. — Johannes Richard zur Megede. Von St. — Augenlärm. Von H. Walling. — Kunst. Aphorismen von Ernst Freiherr von Feuchtersleben. — Eugène Carrière († 27. März 1906). — „Mozartheuchelei". Von Dr. Karl Storck. — Adolf Adam († 3. Mai 1856). — Kunstbeilagen: Viktor Müller: Schneewittchen mit den sieben Zwergen. Eugène Carrière: Mutter und Kind. Ferdinand Dörr: Vor dem Dorfe. — Notenbeilage: Osterhymne. 1) Jesus Christus, Gottes Sohn. 2) Hier ist das rechte Osterlamm. Von Joh. Seb. Bach.

Auf folgende gediegene Wechselblätter möchten wir einmal wieder unsere Leser aufmerksam machen:

1. „Das Reich Christi", Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Herausgeber Dr. Joh. Lepsius. Neunter Jahrgang. „Die Tragödie der Schwärmerei" stellt das Leben Jesu dar, wie es nach den Modernen zu denken ist. Preis fürs Ausland 6 Mk.

2. „Positive Union." Kirchliche Monatsschrift. Organ der landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. Preis ca. 5 Mk. Ein gediegenes Blatt, das die kirchliche Notlage in Deutschland kennen lehrt. Ein Referat von Gen. Sup. a. D., Dr. Nebe: „Die evangelische Landeskirche und die religiöse Krisis der Gegenwart" erschien im April- und Maiheft.

3. „Glauben und Wissen." Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Glaubens. Der vierte Jahrgang erscheint in Monatsheften. Herausgeber Dr. E. Dennert. Verlag Max Kielmann.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. September 1906.

Vorbemerkung.

Gesundheitsrücksichten veranlassen den Redakteur des „Magazins für Evangelische Theologie und Kirche" zu einem Umzug nach dem fernen Westen, nahe Spokane, Washington. Er wird dort voraussichtlich keine Gemeinde bedienen und sich um so besser der Arbeit an dem „Magazin" widmen können. Manuskripte, Wechselblätter und sonstige Postsendungen beliebe man hinfort, vom 10. September d. J. an, zu senden an Rev. L. J. Haas, Spokane Bridge, R. R. 1, Wash.

Wunder und Naturwissenschaft.

P. M. Ratsch.

Wunder und Naturwissenschaft — wie verhalten sie sich zu einander? Hat der Unglaube unserer Tage Recht, wenn er behauptet, daß ein unversöhnlicher Zwiespalt zwischen beiden besteht? Daß die Resultate der exakten Naturforschung die Unmöglichkeit des Wunders dargetan haben? Daß man mit dem Glauben an die Wunder brechen muß, wenn man auf der Höhe der modernen Kultur stehen will? Oder steht die Wahrheit des Wunders trotz aller Angriffe auch heute noch unerschüttert fest? Kann man den großen Errungenschaften der Naturwissenschaft volles Verständnis entgegenbringen und dennoch mit aller Entschiedenheit am Wunder festhalten? Kann man ein wahrhaft gläubiger Christ sein, ohne doch darum aufzuhören, ein wahrhaft gebildeter Mensch zu sein?

Die Beantwortung dieser Frage muß für jeden Christen ohne Unterschied von der allergrößten Bedeutung sein. Handelt es sich doch in dieser Frage nicht um Nebendinge, die wir dahingestellt sein lassen könnten, ohne daß der Kern unsers Christenglaubens davon berührt würde. Ist doch das Wunder mit dem innersten Wesen des Christentums so untrennbar verbunden, daß unser gesamter Christenglaube mit dem Wunder steht und fällt. Gibt es keine Wunder, dann gibt es keinen Gott; denn ein Gott, der keine Wunder tun kann, ist nicht allmäch-

tig, ist nicht mehr Gott. Dann gibt es auch keine Schöpfung der Welt durch Gott; denn dieselbe ist das allererste Wunder göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe. Dann gibt es ebensowenig eine göttliche Weltregierung, die ja nichts anderes ist, als ein stetiges Einwirken Gottes auf den Lauf der Welt. Dann gibt es keinen Heiland und keine Erlösung der Welt; denn Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, ist nach seiner Person und seinem ganzen Wirken von Anfang bis zu Ende das Wunder aller Wunder. Dann gibt es keinen Heiligen Geist und keine Heiligung für uns sündige Menschen; denn auch die Gnadenwirkungen des Geistes Gottes sind nichts anderes, als göttliche Wunderwirkungen an unserer Seele. Dann gibt es ferner kein Wort Gottes und keine Wahrheit mehr für das suchende Menschenherz; denn aus der Bibel die Wunder ausschneiden, heißt dieselbe zu einem Lügenbuch machen. Dann gibt es auch keinen Gott mehr in den Nöten dieser Zeit; denn die Erhörung unserer Gebete kann nur geschehen durch ein übernatürliches Eingreifen Gottes in unser Leben. Dann gibt es endlich auch keine Auferstehung von den Toten und kein ewiges Leben; denn die Welterneuerung und Weltverklärung ist ja wiederum nur ein abermaliges gewaltiges Schöpfungswunder des ewigen Gottes. So ist das Wunder das unveräußerliche Fundament des Christentums; wird dasselbe zerstört, dann stürzt das ganze Gebäude in sich zusammen, und es bleibt nichts übrig als ein Trümmerhaufen.

Wir dürfen nun aber nicht etwa meinen, diese ganze Frage gehöre nur vor die Gelehrten, Theologen und Naturforscher, und gehe den einfachen Mann nichts an, dem ja doch das rechte Verständnis für solche Dinge fehle. Das wäre ein großer, verhängnisvoller Irrtum. Ist nicht gerade diese Frage längst mitten in die großen Massen des Volkes hineingetragen? Ist nicht unter allen Wissenschaften gerade die Naturwissenschaft am eifrigsten bemüht, ihre Resultate in volkstümlichen Schriften zu verbreiten und zum Gemeingut aller zu machen? Genießt nicht gerade die Naturwissenschaft um ihrer beispiellosen Erfolge willen fast das Ansehen einer unfehlbaren Autorität? Und wenn nun der Unglaube sich immer und immer wieder auf diese anmaßungsvolle Königin der Wissenschaften beruft und für seine Lehren dieselbe unfehlbare Geltung in Anspruch nimmt, dürfen wir uns da wundern, wenn das zuletzt auch auf den Ungelehrten Eindruck macht, ihm zur Anfechtung für seinen Glauben wird und ihn zuletzt zum Abfall führt? Sehen wir nicht auf diese Weise Tausende und aber Tausende eine Beute des Unglaubens werden? Hören wir's nicht unzählige Male aus dem Munde von Gebildeten und Ungebildeten: Es ist alles Natur? Droht nicht dieselbe Gefahr auch denen, die uns persönlich nahe stehen, und für deren Seelenheil wir verantwortlich sind: unsern Angehörigen, unsern Freunden, unsern Gemeinden, vielleicht uns selbst? Wahrlich, wem es noch Ernst ist mit seinem Christenglauben, der sollte es als seine unabweisliche Pflicht erachten, sich Klarheit und Gewißheit zu verschaffen über diese brennendste Frage unserer Zeit: Ist der Glaube an die Wunder

des Christentums mit den Ergebnissen der heutigen Naturwissenschaft vereinbar oder nicht? Es sei uns gestattet, in den folgenden Erörterungen einiges zur Lösung dieser Frage beizutragen.

Daß der christliche Wunderglaube mit der wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur sehr wohl vereinbar ist, wird auf das Schlagendste schon dadurch bewiesen, daß es zu allen Zeiten eine große Anzahl von Naturforschern gegeben hat, welche zugleich aus vollster Ueberzeugung gläubige Christen waren. Und diese Tatsache fällt um so schwerer ins Gewicht, als es gerade die Männer von epochemachender Bedeutung, die großen Heroen der Naturwissenschaft sind, die unter ihrer Zahl hervorragen. So die Himmelsforscher Kopernikus, Kepler, Newton, W. Herschel, auf deren Schultern die ganze moderne Astronomie ruht; so der Botaniker Linné, „der Schöpfer der Naturgeschichte als Wissenschaft;" der Zoologe Cuvier, „der Gründer der Paläontologie;" der Chemiker Lavoisier, durch dessen Entdeckung des Sauerstoffs „die zivilisierte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren hat;" Liebig, „der Fürst der deutschen Chemiker;" Faraday, der große Elektrophysiker und Elektrotechniker; endlich Robert Mayer, der Entdecker der Einheit der Kräfte, „der größten wissenschaftlichen Tatsache des 19. Jahrhunderts" — alle mit einander Sterne erster Größe am Himmel der Wissenschaft. Und viele andere zweiter und dritter Größe reihen sich ihnen würdig an: der große Haller, Bernoulli, Brewster, Biot, Ampère, Quatrefages, Agassiz, Pasteur, Secchi, Mädler, u. a. m. Sie alle waren gläubige Christen, eifrige Bibelforscher, oder doch zum mindesten ernste, gottesfürchtige Männer. Wir müssen es uns versagen, alle die herrlichen Zeugnisse anzuführen, die uns diese Leuchten im Reiche der Geister hinterlassen haben; nur an zwei derselben sei erinnert. Das eine stammt aus alter Zeit und ist die Inschrift auf dem Grabe des Kopernikus (gest. 1543). Sie lautet: „Nicht die Gnade des Paulus begehr ich; nicht die Huld des Petrus verlang ich; nein die Huld nur, die du dem Schächer am Kreuze gewährt, die nur erfleh ich." Das andere ist ein Zeugnis neuester Zeit und bildet den Schluß der Rede, welche Robert Mayer 1869 auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck hielt: „Aus ganzem vollen Herzen rufe ich aus: eine richtige Philosophie kann und darf nichts anders sein, als eine Propädeutik für die christliche Religion."

Angesichts dieser Wolke von Zeugen sollte man doch nun meinen, die Rede von einem angeblichen Widerstreit zwischen Wunderglaube und Naturwissenschaft müßte längst verstummt sein. Nichtsdestoweniger wird es von ungläubigen Naturforschern unermüdlich wiederholt und von einer leichtgläubigen, urteilslosen Menge nachgesprochen: Für die Wissenschaft gibt es keine Wunder. Die Naturwissenschaft hat die Unmöglichkeit des Wunders bewiesen. Kein wahrhaft Gebildeter glaubt heutzutage mehr an Wunder. Was sollen wir dazu sagen? Kennen diese Herren Naturforscher die Geschichte ihrer eigenen Wissenschaft so wenig, daß ihnen die Weltanschauung ihrer größten Fachgenossen ein

Geheimnis geblieben ist? Nun, dann sind sie eben der größten Unwissenheit zu zeihen. Oder meinen sie, die Ueberzeugungen dieser gewaltigsten Denker einfach ignorieren und sich als die allein berechtigten Vertreter ihrer Wissenschaft ausgeben zu dürfen? Dann verdienen sie den Vorwurf unerhörter Anmaßung. Oder versuchen sie, diese Tatsachen totzuschweigen, da sie ein gar zu vernichtendes Urteil für ihren Unglauben sprechen? Dann sollten sie unnachsichtlich als wissenschaftliche Fälscher gebrandmarkt werden. In keinem Falle aber haben ihre Behauptungen irgend welchen wissenschaftlichen Wert und wir könnten uns von vornherein der Mühe für überhoben erachten, dieselben erst noch ernstlich zu widerlegen. Allein die Lehren des Unglaubens haben bei Gelehrten und Ungelehrten bereits eine so große Verwirrung in den Köpfen angerichtet, daß wir es nicht wohl unterlassen dürfen, dennoch näher auf dieselben einzugehen.

Suchen wir uns vor allem über Wesen und Bedeutung des Wunders klar zu werden. Wunder nennen wir Ereignisse im Gebiet der Natur, welche nicht durch das Zusammenwirken endlicher Kräfte zu stande kommen, sondern durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes in den gewöhnlichen Gang der Dinge verursacht werden. Sie geschehen zu dem Zweck, dem Menschen auf eine deutliche und lebendige Weise das Wesen und Walten Gottes zu offenbaren und stehen im innigsten Zusammenhange mit der gesamten Heilsgeschichte. Sie sind daher nicht vereinzelte Akte göttlicher Willkür, sondern ein jedes derselben nimmt im Ganzen der göttlichen Heilsökonomie seine bestimmte Stelle ein und ist durch die jedesmaligen Umstände wohl motiviert.

Von den allgemeinen Offenbarungen Gottes in der Schöpfung und Regierung der Welt sind die Wunder dadurch unterschieden, daß sie unmittelbare Offenbarungen von Gottes Wirksamkeit sind, während jene sich durch eine Reihe kreatürlicher Vermittlungen hindurch vollziehen. So liegt uns von der Erschaffung der Welt und ihren einzelnen Perioden nur das fertige Resultat vor Augen, und erst durch eine Kette von Rückschlüssen hindurch gelangen wir von der Betrachtung des Weltalls zur Anerkennung eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfers. Bei den Akten der göttlichen Weltregierung nehmen wir zwar außer dem fertigen Erfolg noch eine Reihe natürlicher Ursachen wahr, durch welche derselbe herbeigeführt wird; allein wir sind niemals imstande, diesen Causalnexus bis zu dem Punkte zurückzuverfolgen, an welchem Gott unmittelbar mit seinem Wirken einsetzt. Denn im gewöhnlichen Weltverlauf beschränkt Gott seine eingreifende Tätigkeit immer nur auf das geringste notwendige Maß, um dann das weitere dem Spiel der kreatürlichen Kräfte zu überlassen. So ist auch hier die Offenbarung Gottes durch die denkende Tätigkeit des Menschen vermittelt, welche von dem Resultat aus auf das Walten göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe zurückschließt.

Anders verhält es sich nun in dieser Beziehung bei dem Wunder. Hier bringt Gott sein Wirken der menschlichen Wahrnehmung so nahe

als möglich. Er greift an einem Punkte des natürlichen Zusammenhangs ein, der dem Menschen unmittelbar vor Augen liegt, und wendet seine Macht in so bedeutend verstärktem Maße an, daß der Mensch einen tiefen gewaltigen Eindruck davon empfängt. Dieser Eindruck wird noch dadurch erheblich gesteigert, daß sich Gott dabei eines menschlichen Organs bedient, das in seinem Namen das Wunder vollbringt und durch sein Wort ausdrücklich auf Gott als Urheber hinweist. Auf diese Weise wird Gott dem Menschen auf eine ungleich deutlichere und sicherere Weise offenbar, als in den Akten seiner Weltschöpfung und Weltregierung, für welche der Mensch in seinem dermaligen sündigen Zustande die lebendige Empfänglichkeit und das rechte Verständnis verloren hat.

So hätte Gott beispielsweise in Kana etwa einen wohlhabenden Freund der Familie auf den Gedanken bringen können, den armen Hochzeitsleuten zur Feier des Tages eine freundliche Spende an Wein zukommen zu lassen. Dazu hätte es nur einer leisen, verborgenen Anregung des Herzens bedurft, und es wäre alsdann ein Akt der göttlichen Weltregierung gewesen. Allein der Heiland griff erst ein, als der Mangel fühlbar wurde und ohne Dazwischentreten endlicher Causalitäten erzeugte er durch schöpferische Kraft die nötigen Stoffe, um sie mit dem Wasser zu Wein zu vereinigen. So wurde das Ereignis zu einem Wunder und offenbarte Jesu Herrlichkeit. Ebenso konnte Gott den Gichtbrüchigen durch ein Geringes heilen, wenn er die Krankheit schon im ersten verborgenen Keim unterdrückt hätte. Allein in ihrem vorgeschrittenen Stadium erforderte die Krankheit eine bedeutend stärkere Kraftwirkung zur Heilung, und dieselbe erfolgte offenbar vor aller Augen. So stellte sie sich als Wunder dar. Der Unterschied zwischen der wunderwirkenden Tätigkeit Gottes einerseits und seiner weltschöpferischen und weltregierenden Tätigkeit anderseits ist daher nur ein subjektiver, vom Standpunkt des Menschen aus geltender. An sich dagegen ist das göttliche Wirken in beiden Fällen wesentlich dasselbe: ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Macht in den natürlichen Verlauf des Geschehens. Welche Stellung nimmt nun diesem Wunderwirken Gottes gegenüber die Naturwissenschaft ein?

Bekanntlich beruft man sich gegen die Möglichkeit des Wunders auf die im Bereich des Natürlichen allgemein geltenden Naturgesetze. Wunder, sagt man, können nur gedacht werden als Verletzung der Naturgesetze. Die Ergebnisse der exakten Naturwissenschaft aber haben bewiesen, daß die Naturgesetze unumstößlich sind. Folglich sind Wunder unmöglich. Wir können nicht in Abrede stellen, daß diesem Haupteinwand gegen die Wunder allerdings eine gewisse Berechtigung zukommt. Denn in der Tat war in der Dogmatik des Mittelalters und der älteren lutherischen Orthodoxie eine Auffassung des Wunders vorherrschend, welche das Wesen desselben gerade in seine Naturwidrigkeit setzte. So meint Thomas von Aquino: Wunder kommen praeter naturam, supra et contra naturam zu stande. E. V. Löscher, der letzte bedeutende Vertreter der alten lutherischen Orthodoxie, sagt: Solus deus potest tum

supra naturae vires, tum contra naturae leges agere; dies beides aber gehöre zum Begriff des Wunders. Buddeus will das Wunder als eine Suspensio legum naturae gefaßt wissen, auf welche dann noch eine Restitutio legum naturae als zweites Moment folge.

Hiernach wäre also das Wandeln Jesu auf dem Meere in der Weise zu erklären, daß beim Betreten des Wassers die Gesetze der Schwerkraft in Bezug auf Jesu Körper aufgehoben worden und derselbe etwa die Leichtigkeit des Korkes angenommen hätte. Beim Einsteigen in das Schiff hätte alsdann Gott die suspendierten Gesetze wiederhergestellt und der Körper Jesu hätte seine natürliche Schwere wieder erhalten. Bei der Speisung der Fünftausend wäre den Broten den Naturgesetzen zuwider die Kraft des Sich-selbst-vermehrens oder Wachsens zuerteilt worden wie einem organischen Körper, etwa einem Baum, und dazu noch in einer abnormen Schnelligkeit und in unverhältnismäßigen Dimensionen. Nachdem sie alle gesättigt waren, hätte ihnen dann Gott diese Kraft des wunderbaren Wachstums wieder entzogen und sie wieder zu gewöhnlichen Broten gemacht.

Diese Wundertheorie ist allerdings mit einer tieferen Einsicht in das Wesen Gottes sowohl, als in die Gesetze der Natur absolut unvereinbar. Wir müssen den Vertretern der Naturwissenschaft unbedingt beistimmen, wenn sie auf der Unverletzlichkeit der Naturgesetze unentwegt bestehen. Ein Naturgesetz ist die Art des Wirkens, welche einer bestimmten Naturkraft innewohnt. Die Verletzung eines Naturgesetzes würde demnach darin bestehen, daß eine Naturkraft quantitativ oder qualitativ anders wirkt, als ihr nach dem ihr innewohnenden Gesetze zukommt. Nun aber ist die Wirkungsweise einer Kraft so unzertrennlich mit dieser selbst verbunden, daß sie ihr eigentliches Wesen ausmacht. Durch eine Aenderung oder Aufhebung der ersteren würde die Kraft selbst zerstört und vernichtet werden, und eine Wiederherstellung derselben könnte nichts anderes, als eine Neuschöpfung sein. Ein solch gewaltsamer Eingriff Gottes in seine Schöpfung wäre in der Tat eine Nachbesserung, welche sein ursprüngliches Werk für mangelhaft und verbesserungsbedürftig erklären würde. Denn Gott selbst hat ja alle diese Kräfte geschaffen und die Art ihres Wirkens durch Gesetze bestimmt. Dadurch hat er der geschaffenen Welt eine gewisse Selbständigkeit sich gegenüber eingeräumt, die er nun auch tatsächlich in seinem Verhältnis zu ihr anerkennt, andernfalls würde sie zum bloßen Schein herabsinken. Ebensowenig wie er die Freiheit des Menschen antastet, weil er damit sein Wesen als Mensch zerstören würde, ebensowenig verletzt er die gesetzmäßige Weise des Wirkens in den natürlichen Kräften, weil er damit ihr Wesen als Naturdinge vernichten würde.

Müssen wir demnach die ältere Wundertheorie als durchaus verfehlt verwerfen, so ist doch damit nichts gegen die Tatsächlichkeit des Wunders selbst bewiesen; vielmehr kann dieselbe mit der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze sehr wohl zusammen bestehen. Warum sollte

das Eingreifen Gottes in den Weltlauf notwendig als zerstörend gedacht werden müssen? Was hindert uns, das Einwirken Gottes auf die irdischen Dinge ganz eben so zu denken, wie die natürlichen Kräfte selbst auf einander einwirken und in einander eingreifen und so durch ihr Zusammenwirken alles Geschehene zu stande bringen? Denn es gehört zum Wesen einer Naturkraft, daß sie nicht in sich abgeschlossen ist und für sich allein wirkt, sondern sich aufschließt und empfänglich zeigt für die mannigfaltigste Einwirkung von seiten anderer Kräfte. Auch dieses gegenseitige Verhalten der verschiedenen Kräfte zu einander ist auf das Bestimmteste geregelt und geordnet durch Naturgesetze. So tritt keine einzelne Kraft isoliert für sich auf, sondern immer nur im Zusammenhang mit andern Kräften, auf die sie wirkt und die auf sie wirken. So stehen alle Kräfte in ununterbrochener Tätigkeit. Sie gehen zahllose Verbindungen mit einander ein; sie fördern und hemmen, bedingen und beschränken sich gegenseitig in der verschiedensten Weise. Auch im völlig gebundenen und scheinbar untätigen Zustande wirken sie fort unter anderer Form. Aber es hat auch keine Kraft das Recht unbeschränkter Wirksamkeit; vielmehr hat jede die Schranken ihres Wirkens an der andern; und jede neu hinzutretende Kraft ändert das Resultat einer bereits bestehenden Verbindung von Kräften. So entsteht die zahllose Menge wechselnder Erscheinungen im Gebiete der Natur, und trotzdem geht in diesem bunten Spiel der Kräfte keine Kraft verloren, keine ändert ihre Wirksamkeit, kein Naturgesetz wird verletzt. Alles bis ins Kleinste geschieht nach unabänderlich bestimmten Normen, und über allem schwebt wieder eine höhere Gesetzmäßigkeit und Ordnung, welche die niederen Kräfte den höheren dienstbar macht. So ordnen sich die mechanischen Kräfte den chemischen, die chemischen den organischen, die organischen den vitalen Kräften unter, und diese dienen dann zuletzt dem Geist, zu dessen Werkzeugen sie bestimmt sind und der eine Macht ist über die Natur. Die höheren Kräfte greifen in die niederen ein und bringen Wirkungen hervor, die diese letzteren für sich allein nicht zu erzeugen imstande sind. In dieses Spiel der Kräfte tritt nun auch Gott selber ein und wirkt ganz in der Weise einer Naturkraft auf die irdischen Kräfte und bringt durch seine überlegene Macht, ohne irgendwie die Gesetze ihres Wirkens zu verletzen, ein Resultat zu stande, das sie für sich allein nicht zu bewirken vermocht hätten.

Betrachten wir noch einmal in diesem Sinne Jesu Wandel auf dem Meere, so werden wir nunmehr zur Erklärung desselben folgendes sagen: Nicht die Schwere des Körpers Jesu wurde vermindert oder aufgehoben; nicht die geringe Tragkraft des Wassers wurde verstärkt, sondern Gott selbst trat ins Mittel, wirkte in der Weise einer tragenden Kraft auf Jesum ein, wirkte vereint mit dem Wasser der niederziehenden Schwerkraft entgegen und hielt so Jesum wandelnd über dem Wasser. Keine Kraft wurde verändert oder vernichtet, sondern die verschiedenen Kräfte, einschließlich die Kraft Gottes, haben in gesetzmäßigem Zusam-

menwirken einander modifiziert und so den wunderbaren Erfolg herbeigeführt.

Die göttliche Wundertätigkeit steht hier in vollständiger Analogie mit der Tätigkeit kreatürlicher Kräfte, namentlich aber mit der Wirksamkeit des Menschen im Gebiete der Natur. Ein Stein fällt in freier Luft zu Boden, weil die tragende Kraft derselben zu gering ist. Soll er dennoch an einer Stelle derselben festgehalten werden, so hebt der Mensch nicht die auf den Stein einwirkende Anziehungskraft der Erde auf, so daß der Stein plötzlich sein Gewicht verlöre, verstärkt auch nicht die Dichtigkeit und Schwere der Luft, sondern er wirkt mit der Kraft seines Armes in entgegengesetzter Richtung so auf den Stein ein, daß dieselbe der andern das Gegengewicht hält, und zwar in Gemeinschaft mit der wenn auch noch so geringen Tragkraft der Luft. So ist die beabsichtigte Wirkung erreicht, obgleich alle natürlichen Kräfte in gesetzmäßiger Wirksamkeit bleiben. Auch die in ihrer Tätigkeit gebundene Schwerkraft wirkt in anderer Form weiter und macht sich fühlbar durch den Druck auf die Hand. Was so der Mensch mit Hilfe seiner leiblichen Organe vollbringt, führt Gott unmittelbar durch seine Allmacht aus, welche der kreatürlichen Vermittelung durch Werkzeuge nicht bedarf.

Ebenso lassen sich die vielen wunderbaren Krankenheilungen ganz in Parallele stellen mit der Wirksamkeit eines menschlichen Arztes vermittelst seiner Arznei. Durch letzteren werden in den kranken Organismus des Menschen andere endliche Kräfte eingeführt, welche mit den dort bereits tätigen in wirksame Berührung kommen. In dieser Verbindung üben sie einen teils fördernden, teils hemmenden Einfluß auf dieselben aus, bis sie die gestörten Funktionen der Organe wieder in die rechte Bahn eingelenkt haben. In ähnlicher Weise wirkt nun auch Gott auf den kranken Organismus ein, nur mit dem Unterschiede, daß er vermöge seiner Allmacht sofort und auf die vollkommenste Weise vollbringt, was eine schwach wirkende Arznei nur unvollkommen und erst im Verlauf einer längeren Zeit zuwege bringt. Allein darin stimmt die Wirksamkeit des allmächtigen und allweisen Gottes mit der des schwachen und fehlbaren Menschen überein, daß weder hier noch dort ein Naturgesetz verletzt wird und in beiden Fällen die kreatürlichen Kräfte eine ihrer Natur durchaus angemessene Weise der Einwirkung erfahren.

In Wundern dieser Art übt Gott eine einmalige und vorübergehende Einwirkung auf den Komplex der natürlichen Kräfte aus und dieselbe erscheint wesentlich als eine ordnende, leitende, regulierende. Diesen Wundern stehen eine Reihe anderer gegenüber, bei denen Gott im eigentlichen Sinne schöpferisch wirkt, indem er neue Stoffe und Kräfte schafft und dieselben dauernd in den Bestand des Natürlichen einpflanzt. Dahin gehört zum Beispiel die Verwandlung des Wassers in Wein, die Speisung der Fünftausend und die Totenerweckungen. So brachte er in Kana die für seinen Zweck erforderlichen Stoffe schöpferisch hervor, vereinigte sie mit dem vorhandenen Wasser und stellte so aus Wasser Wein her. In der Wüste schuf er die fehlende Quantität an Brot aus

nichts,*) fügte sie dem dargereichten Brote bei und machte so aus wenigem viel. Ebenso rief er bei einem Toten die entschwundene Lebenskraft aufs neue ins Dasein,†) pflanzte sie dem Leichnam ein und vereinigte mit dem wiederhergestellten Leibe die zurückgerufene Seele. In ähnlicher Weise ist auch die wunderbare Geburt Jesu als die Einpflanzung eines neuen Lebens in die natürliche Menschheit zu erklären.

Auch für dieses schöpferische Wunderwirken Gottes bieten sich uns bis zu einem gewissen Grade Analogieen aus dem Gebiete der natürlichen Kräfte und des menschlichen Tuns dar. Wird nicht alljährlich durch die im Weinstock tätigen Kräfte Wasser in Wein verwandelt, d. h. durch chemische Prozesse neue Stoffe erzeugt und mit dem Wasser, das der Weinstock in sich aufnimmt, zu Wein vereinigt? Besteht nicht das Verfahren des Chemikers in seinem Laboratorium darin, daß er den vorhandenen Verbindungen von Stoffen neue Ingredienzien dauernd hinzufügt und dadurch eine neue Substanz herstellt? Pflanzt nicht der Gärtner dem Wildling ein edles Pfropfreis ein und erzielt dadurch neue und vollkommenere Resultate, als der Baum, sich selbst überlassen, sie hervorgebracht haben würde? Der Unterschied von Gottes Wirksamkeit ist der, daß im kreatürlichen Gebiet das neue nicht geschaffen, sondern anderswoher entnommen und durch allerlei Organe und Hilfsmittel mit dem früher Vorhandenen verbunden wird, während Gott das neue aus nichts erzeugt und unmittelbar mit dem schon Bestehenden zusammenfügt. Das Gemeinsame in beiden Fällen aber ist dies, daß einem bestehenden Komplex von Kräften neue Kräfte eingegliedert werden, die bis dahin demselben fremd waren, und zwar in einer Weise, die sich dem eigentümlichen Wesen und gesetzmäßigen Wirken jener Kräfte vollständig anbequemt.

Fassen wir nun in der eben dargelegten Weise den Begriff des

---

*) Nach dem Vorgang von Dorner, Martensen u. a. halten wir an dieser alten dogmatischen Formel fest und verstehen dieselbe in dem Sinn, wie ihn Dorner in seiner „Glaubenslehre," Bd. 1, S. 475, mit folgenden Worten wiedergibt: „Der Satz: aus Nichts wird Nichts, ist nicht im Widerspruch mit der Lehre einer Schöpfung aus Nichts. Denn die Meinung dieser Lehre ist nicht, daß es der Welt — an dem zureichenden Entstehungsgrunde fehle und daß hier das Kausalitätsgesetz müsse aufgegeben werden; vielmehr: daß in Gott allein die zureichende, obwohl wunderbare und schöpferische Ursache der Existenz der Welt zu finden sei, daß also das Kausalitätsgesetz im vollsten Maße auch auf die Welt Anwendung finde." — Uebrigens hat die Ausdrucksweise „aus Nichts schaffen" auch ihre biblische Begründung, zwar nicht in Hebr. 11, 3 (*μὴ ἐκ φαινομένων*), wohl aber in der apokryphischen Stelle, 2. Makkab. 7, 28 (*ἐξ οὐκ ὄντων*), auf die auch Rothe hinweist. D. V.

Wir meinen, der Stoff der Welt stamme selbst aus Gott; nicht emanatisch aus Gott hervorgeflossen, sondern durch freie Willensmacht aus göttlicher Substanz geschaffen. Es muß im Schöpfungsakt jede zauberisch-märchenhafte Vorstellung von Gottes Wirken ausgeschieden werden. Der Ausdruck „Schöpfung aus Nichts", ist nicht biblisch. 2. Makk. rechnen wir nicht zur Bibel. D. R.

†) Dieser Erklärungsweise vermögen wir nicht beizustimmen, wollen aber auf eine eigene Erklärung lieber der Kürze halber verzichten.

D. Red.

Wunders auf, dann kann von einem Widerstreit desselben mit den Naturgesetzen nicht mehr die Rede sein. Zwar versucht auch dieser Auffassung des Wunders gegenüber der Unglaube sich mit der Ausrede zu helfen, daß, wie Strauß sich ausdrückt, „den Naturgesetzen keine andere Einwirkung gemäß sei, als welche gleichfalls von einer im Naturzusammenhange befindlichen Kraft ausgehe.“ Allein dies ist eine gänzlich willkürliche, aus der Luft gegriffene Behauptung, welche durch die exakte Naturwissenschaft weder bisher bewiesen ist, noch überhaupt jemals durch naturwissenschaftliche Forschung bewiesen werden kann. Mag die Naturwissenschaft auch noch so tief eindringen in das Wesen der Naturkräfte und in den Zusammenhang der endlichen Erscheinungen, ob diese Naturkräfte eine Einwirkung von übernatürlichen Ursachen erleiden können, darüber wird sie niemals etwas Gewisses auszusagen im stande sein, da sich dies aus dem Wesen der Kräfte an sich schlechterdings nicht erkennen läßt. Schon innerhalb des Naturgebiets vermag sie nicht einmal aus der Beschaffenheit einer Kraft mit Sicherheit zu bestimmen, ob und welche andere natürliche Kräfte auf dieselbe einwirken können. So würde sich zum Beispiel aus der Beschaffenheit des Eisens an sich niemals auf seine Empfänglichkeit für die Anziehungskraft des Magnets schließen lassen, wenn letztere noch unbekannt wäre. Noch weniger ließen sich auf diese Weise Schlüsse ziehen bezüglich der Empfänglichkeit niederer Kräfte für die Einwirkung von Kräften höherer Ordnung. Aus den physikalischen Eigenschaften des Wassers z. B. ließe sich in keiner Weise erkennen, welchen chemischen Einflüssen z. B. durch Elektrizität dasselbe unterworfen ist und welche chemische Verbindungen dasselbe einzugehen vermag. Aus dem Verhalten eines Stoffes in chemisch anorganischen Verbindungen wiederum läßt sich nicht darauf schließen, wie derselbe durch die vegetative Tätigkeit in den Pflanzen-Organismen beeinflußt werden kann, und eben so wenig gilt dies von der Empfänglichkeit der vegetabilischen Stoffe für die Einwirkung animalischer Tätigkeit, wie sie in den tierischen Körpern stattfindet. Alle diese Verhältnisse können nie a priori erschlossen, sondern nur a posteriori, durch Erfahrung und Experiment erkannt werden. Muß die Naturwissenschaft somit schon hier auf ihrem eigenen Gebiet ihr Unvermögen eingestehen, so fehlen ihr erst recht die Mittel zu bestimmen, ob eine Naturkraft fähig ist, die Einwirkung von übernatürlichen Kräften zu erfahren. Wenn Strauß diese Frage ohne weiteres verneint, so ist es eben eine leere Anmaßung, wozu ihm die Naturwissenschaft durch ihre Resultate nicht das geringste Recht gibt.

Aber damit nicht genug. Die Erfahrung beweist im Gegenteil, daß die natürlichen Kräfte darauf angelegt sind, von höheren, übernatürlichen Kräften bestimmt, geleitet und beherrscht zu werden, nämlich durch die Kräfte des Geistes. Der menschliche Geist ist keine Naturkraft, sondern steht über der Natur, er ist an sich nicht den Naturgesetzen unterworfen, sondern übt seine Tätigkeit aus durch die Macht des freien Willens. Er greift im ausgedehntesten Maße und in der vielfältigsten

Weise in das Wirken und Walten der Naturkräfte ein, nimmt sie in seine Dienste und erzielt dadurch die staunenswertesten Erfolge. Zwar tut er dies vermittelst der Organe seines Körpers, die mit der gesamten Außenwelt in gesetzmäßigem Zusammenhange stehen und selbst einen Teil der Natur bilden, der den Naturgesetzen unterworfen ist. Allein, der erste Anstoß zur Bewegung geht nicht von dem Körper, sondern von dem Geist des Menschen aus, der durch einen freien Willensakt bestimmend auf Gehirn und Nerven wirkt und durch diese das ganze komplizierte Werkzeug seines Körpers in Aktivität versetzt.

Ist hiermit der unwiderlegliche Beweis geliefert, daß die Naturkräfte für die Einwirkung übernatürlicher Kausalitäten wohlgeeignet sind, ja gerade darin ihre eigentliche Bestimmung erfüllen, so fällt damit all und jeder Grund hinweg, ein Eingreifen Gottes in den natürlichen Verlauf der Dinge zu bestreiten. Gott wirkt hierbei ganz in derselben Weise, wie der Mensch bei seinem Handeln. Er, als der unendliche Geist, hat ein ganz ähnliches Verhältnis zur Welt, wie der Geist des Menschen zu seinem Körper. Auch er vermag durch bloße freie Willensakte die Kräfte der irdischen Welt in Bewegung zu setzen und auf sie einzuwirken, wie der Mensch auf seine Nerven. Nur daß dieses sein Verhältnis zur Welt ein vollkommen freies, unbeschränktes ist, während das Verhältnis des menschlichen Geistes zu seinem Leibe durch gewisse Gesetze geordnet und begrenzt ist. Der Mensch kann unmittelbar nur auf seine Nerven wirken und auch dies nur bis zu einem gewissen Grade der Stärke. Gott aber stehen alle Punkte des Weltzusammenhanges für seine eingreifende Wirksamkeit offen, und dieselbe ist auch hinsichtlich ihrer Stärke unbegrenzt.

Wie könnte es auch anders sein! Hat Gott doch alle diese Millionen Kräfte selbst geschaffen und damit eine unendlich größere Einwirkung auf dieselben ausgeübt, als sie die Vollbringung eines Wunders von ihm fordert. Wer etwas aus dem Nichts ins Dasein gerufen hat, muß doch dieses etwas eben darum auch nach jeder Beziehung in seiner Gewalt haben; das ist ein unabweisbare Folgerung logischer Notwendigkeit. Zudem ist ja seine Allmacht nicht eine einzelne, durch Naturgesetz bestimmte, unabänderliche Wirkungsweise, sondern schließt vielmehr alle überhaupt nur möglichen Arten der Wirksamkeit in sich, denn Gott selbst ist ja der Urquell aller Kraft und alles Wirkens. Er hätte all den zahllosen Naturkräften ihre mannichfaltigen Wirkungsweisen gar nicht mitteilen können, hätte er nicht eine jede einzelne derselben zuvor in seinem eigenen Besitz gehabt. Ohne selbst eine Naturkraft zu sein, steht es doch jederzeit in seiner Macht, nach Art irgend einer Naturkraft auf die endlichen Kräfte zu wirken. Allerdings geht die Stärke seiner Gotteskraft weit über das Maß kreatürlicher Kräfte hinaus; allein daß dieselbe nie zerstörend auf die endlichen Kräfte wirken kann, dafür bürgt uns diese göttliche Allmacht selbst. Denn eben diese ist es ja zugleich, welche alle geschaffenen Dinge in ihrem Bestande unverletzt erhält.

Sind demnach die irdischen Kausalitäten sehr wohl empfänglich

für die Einwirkung überweltlicher göttlicher Kräfte, ohne dadurch mit den unumstößlichen Naturgesetzen in Konflikt zu kommen, so werden sie auch durch die Naturgesetze nicht verhindert, einzelne neue, durch Gottes Schöpferkraft erzeugte Elemente in ihren Bereich aufzunehmen. Das schöpferische Hervorbringen des Neuen selbst geschieht ja ohnehin ohne irgendwelche Dazwischenkunft von Naturkräften, steht also auch außer aller Beziehung zu den sie beherrschenden Naturgesetzen. Das fertige Produkt der Wunderwirksamkeit Gottes aber ist ja selbst der Natur völlig gleichartig, wird sofort organischer Bestandteil derselben und unter ihr Gesetz getan. Wo findet da irgend eine Verletzung der Naturgesetze statt? „Wenn", sagt Richard Rothe in seiner Schrift 'Zur Dogmatik', „ein menschliches Individuum vorkommt, das seine Entstehung lediglich der göttlichen absoluten Kausalität verdankt, übrigens aber ein wahrhaft menschliches Dasein führt, wie alle andern auch, — wenn unter der Gesamtzahl der Menschen einige vorhanden sind, die dem Tode nicht durch die Kunst des Arztes, sondern durch die vom Todesschlummer wieder erweckende absolute Kausalität Gottes entrissen wurden, — wenn es unter den Broten, mit denen die Menschen sich nähren, einige wenige gibt, die nicht aus der Frucht des Getreides durch den Müller und Bäcker bereitet, sondern durch Gottes absolute Kausalität unmittelbar hervorgebracht worden sind, — wenn unter dem Wein, mit dem die Menschen sich laben, ein so und so großes Quantum sich findet, das nicht aus der vom Weinstock getragenen Traube gepreßt, sondern durch Gottes absolute Kausalität unmittelbar produziert worden ist, und so fort, wie soll doch darunter der Weltlauf, der durch das Naturgesetz geordnete Naturlauf irgend Not leiden?" Also auch gegen die schöpferische Wunderwirksamkeit Gottes, die dem Bestand der irdischen Dinge neue, aus dem Nichts erzeugte Elemente dauernd einfügt, können die unbeugsamen Naturgesetze nicht angerufen werden.

Da hiermit dem Unglauben alle Möglichkeit abgeschnitten ist, von der Position der Naturgesetze aus die Wahrheit des Wunders zu bekämpfen, versucht er eine Frontveränderung im Angriff und wirft sich auf die Frage nach der Erkennbarkeit des Wunders. Er sagt, er könne kein Wunder als wirklich geschehen anerkennen, so lange es nicht von kompetenten Richtern, Professoren der Medizin, Physikern u. s. f. konstatiert sei. In diesem Sinne sagt z. B. Renan: „Die Wunder geschahen nicht an den Orten, wo sie geschehen sollten. Ein in Paris vor kompetenten Gelehrten vollzogenes Wunder würde so viele Zweifel für immer beseitigen. Aber ach! solches geschieht niemals. Niemals geschah ein Wunder vor dem Volk, das man bekehren sollte, ich meine vor den Ungläubigen. Die Bedingung des Wunders ist die Leichtgläubigkeit der Zeugen. Kein einziges Wunder kam vor den Augen derjenigen zum Vorschein, die darüber zu beraten und dasselbe zu beurteilen vermocht hätten." („Die Apostel"). Dies ist eine sehr oberflächliche Behauptung, die bei einigermaßen sorgfältiger Beachtung der Tatsachen zu schanden wird. Gab es einen hartnäckigeren Unglauben den Wundern Jesu gegenüber,

als den Unglauben der Pharisäer? Gab es je eine peinlichere, ja gehässigere Prüfung eines Wunders, als die Untersuchung der Heilung des Blindgebornen? (Joh. 9). Gab es je eine handgreiflichere Widerlegung des Wunderzweifels, als bei Thomas, der sich durch eigenes Sehen, Hören und Betasten des Heilandes von seiner Auferstehung überzeugte? Es ist nichts anderes, als eben nur der Gelehrtendünkel des 19. Jahrhunderts, welcher der ganzen jüdischen und römischen Welt, in welcher Christus und die Apostel ihre zahlreichen Wunder taten, jede Urteilsfähigkeit abspricht und sich allein eine kompetente Kritik anmaßt.

Noch weiter geht ein anderer Einwurf gegen die Erkennbarkeit des Wunders, welcher sagt: Ein Wunder als ein übernatürliches Ereignis ist für uns überhaupt nicht zu erkennen. Denn um zu behaupten, daß ein Ereignis aus den Naturgesetzen nicht erklärbar sei, dazu gehört die vollkommenste Erkenntnis sämtlicher natürlicher Kräfte und Gesetze, die wir zugestandenermaßen nicht besitzen. Daher bleibt stets die Möglichkeit offen, daß ein Wunder sich bei fortgeschrittener Naturerkenntnis als ein rein natürliches Ereignis enthüllen könnte. Wäre es den Gegnern Ernst mit diesem Einwand, dann hätten auch sie selbst kein Recht, ein als geschehen berichtetes Wunder zu bestreiten. Denn um zu behaupten, daß ein Ereignis nicht könne geschehen sein, weil es den Naturgesetzen widerspreche, dazu gehört ja ebenfalls die vollkommenste Kenntnis sämtlicher Kräfte und Gesetze der Natur. Sie müßten also stets die Möglichkeit zugeben, daß ein als Wunder berichtetes Ereignis sich dennoch ereignet haben könne; denn es könnte sich ja später in einen rein natürlichen Vorgang für unsere Erkenntnis auflösen. Allein von diesem Zugeständnis sind sie weit entfernt, und ihre fortgesetzte entschiedene Wunderleugnung liefert den tatsächlichen Beweis, daß sie trotz unvollkommener Kenntnis der Natur sehr wohl imstande sind, ein Wunder von einem rein natürlichen Ereignis zu unterscheiden. Sie widerlegen sich somit nur selbst. In Wahrheit aber bedarf es, um ein Wunder zu konstatieren, einer solchen vollkommenen Erkenntnis der Naturgesetze keineswegs. Wir haben ein bestimmtes Bewußtsein, daß es in diesen Dingen eine unüberschreitbare Grenze für das menschliche Vermögen gibt. Es ist gewiß ein richtiger Ausspruch von Löscher: "Diligenter distinguendum est inter naturae vires, quae nobis cognitae nondum sunt, et inter ordinem naturae, de quo nobis sufficienter constat." Bis jetzt hat noch kein Mensch vermocht, irgend welchen Erfolg durch ein bloßes Wort, durch eine bloße Regung seines Willens zu bewirken und wird es auch in aller Zukunft nicht vermögen. Es ist eben ein unverbrüchliches Gesetz für sein gesamtes Wirken in der äußern Welt, daß er nur durch Anwendung bestimmter Mittel in dieselbe einzugreifen vermag und an die gesetzmäßige Wirkungsweise derselben gebunden ist. Taten also, wie die Auferweckung des Lazarus, die Speisung der Fünftausend, die Stillung des Sturms, die Krankenheilungen in der Nähe und aus der Ferne, vollends die eigene Auferstehung des Herrn, wird in der Weise, wie sie geschehen sind, in Ewigkeit kein Mensch vollbringen

können, mögen auch noch so viele und gewaltige bisher verborgene Naturkräfte der Entdeckung harren. — Dazu kommt überdies das Zeugnis des von Gott berufenen Organs, des Wundertäters. Derselbe ist sich dessen aufs Bestimmteste bewußt, nicht kraft seines menschlichen Willens, sondern in der Kraft Gottes die Wunder zu vollbringen, wie er dies auch zur Ehre Gottes vor der Welt bekennt. Und dies sein Zeugnis empfängt wiederum seine Glaubwürdigkeit durch den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit, durch den vertrauenswerten Charakter, der sich in seinem gesamten Leben und Wirken offenbart. Endlich ist noch ganz besonders zu beachten, daß ein Einzelwunder nirgends isoliert dasteht, sondern zweckvoll sich in einen größeren Zusammenhang einfügt und als bedeutsames Glied in der ganzen göttlichen Heilsökonomie erscheint. Erst in diesem Zusammenhange gewinnt ein jedes Wunder seine volle Beleuchtung und göttliche Bestätigung, so daß sein Verständnis für den empfänglichen Sinn vollkommen sicher gestellt erscheint. Der Einwand von der angeblichen Unerkennbarkeit des Wunders fällt damit vollständig in nichts zusammen.

Wir haben in unsern bisherigen Erörterungen die Vereinbarkeit des Wunders mit den Naturgesetzen darzutun versucht. Damit haben wir jedoch nur erst das Verhältnis desselben zu den *exakten* Resultaten der Naturwissenschaft bestimmt. Es liegt uns nunmehr ob, auch das Verhältnis des Wunders zu den *theoretischen* Lehren der Naturwissenschaften zu untersuchen, welche von jenen wesentlich verschieden sind. Die exakte Forschung stellt die naturwissenschaftlichen Tatsachen fest, die Erscheinungen der sinnlichen Welt und die darin vorgehenden Veränderungen mit ihren Gesetzen. Sie beruht auf unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung und den daraus auf streng logischem Wege gezogenen Schlüssen des Verstandes. Darum liefert sie genau bestimmte und streng bewiesene Ergebnisse, über welche denn auch allgemeine Uebereinstimmung herrscht. Solche exakte Resultate sind z. B. die Bestimmungen über das spezifische Gewicht der Körper, das für Silber 10,474, für Gußeisen 7,207 u. s. w. beträgt. — Als Beispiel für Naturgesetze erwähnen wir die beiden Fallgesetze: 1. Die Geschwindigkeit eines frei fallenden Körpers ist stets der verflossenen Fallzeit proportional; und 2. die Fallräume verhalten sich wie die Quadrate der Fallzeiten. Wie leicht schon in diese exakten Forschungen sich Irrtümer einschleichen können, beweist die erst kürzlich erfolgte Entdeckung des „Argon" als vierten Bestandteils der atmosphärischen Luft neben Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, worüber Dr. K. Müller in seiner Zeitschrift „Die Natur" verwundert ausruft: „Wer hätte auch so etwas geahnt bei einem Stoff, der schon so oft mit den besten Instrumenten und von den sorgfältigsten Chemikern untersucht worden ist! Da möchte man wohl mit Hamlet sagen, daß es unter dem Himmel noch vieles gibt, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt."

Die naturwissenschaftlichen Theorien und Hypothesen dagegen sind Versuche zur Erklärung jener feststehenden Tatsachen, welche sich vom

Gebiet des Sinnlichen entfernen und nicht durch streng logisches Denken, sondern durch die frei dichtende Phantasie ersonnen werden. Sie sind lediglich unbewiesene Vermutungen, welche auf Glauben beruhen und der nachfolgenden Bestätigung durch die Tatsachen bedürfen. Schon die Annahme von Kräften als Ursachen der Erscheinungen und Bewegungen sind solche unbewiesene Hypothesen. Denn eine Kraft kann niemand sehen, und kein Physiker hat bis jetzt wissenschaftlich erklären können, was eine Kraft ist, noch weniger, was die einzelnen Kräfte, Schwerkraft, Magnetismus, Elektrizität u. s. w. sind. Hierüber gibt es nur mehr oder weniger zweifelhafte Theorien. Ja der bekannte Professor Dubois-Reymond in Berlin tut den kühnen Ausspruch, „daß es wohl weder Kraft noch Stoff gibt, sondern daß dies bloß Abstraktionen sind." Diese Hypothesen können nie zu exakter Gewißheit, sondern nur zu immer größerer Wahrscheinlichkeit erhoben werden. Sie können jederzeit durch eine neuentdeckte Tatsache umgestoßen und durch eine besser begründete Hypothese oder Theorie ersetzt werden. Streng genommen können sie erst nach der Bestätigung durch sämtliche Tatsachen, d. h. erst am Ende der Tage als erwiesen gelten. Wie vorsichtig drückt sich darum Newton über seine große Entdeckung der Gravitation aus, wenn er sagt: „Daß die Körper sich verhalten, als ob sie sich anziehen, das erkenne ich; ob sie sich wirklich anziehen, weiß ich nicht; und wie sie sich anziehen können, vermag ich nicht zu begreifen." In dieser Selbstbescheidenheit zeigt sich die wahrhafte Größe des gewaltigen Denkers. Wie anmaßend klingt es dagegen, wenn Laplace auf die Frage Napoleons I. nach der Stelle Gottes in seinem Weltsystem, selbstbewußt antwortete: „Sire, dieser Hypothese bedarf ich nicht!" Wie gründlich sich Laplace in seinem Unfehlbarkeitsdünkel geirrt hat, werden wir später sehen. Solche Theorien geben auch nie eine vollständig befriedigende Erklärung, sondern lassen ungelöste Rätsel übrig, ja verstoßen oft sogar direkt gegen exakte Tatsachen und anerkannte Naturgesetze. Sie finden fast niemals ungeteilte Aufnahme, sondern haben meist mit entgegengesetzten Theorien zu kämpfen. Hierbei sei an die jedem Naturforscher bekannte Tatsache erinnert, daß sogar das Kopernikanische Weltsystem, das gewöhnlich als unumstößliche Wahrheit angenommen wird, doch auch nur eine Hypothese ist, für die es wohl Wahrscheinlichkeitsgründe, aber keine zwingenden Beweise gibt. Ja es gibt verschiedene Tatsachen, die mit demselben nicht zu vereinigen sind. Darum sollen selbst große Forscher, wie A. v. Humboldt, K. v. Raumer, Gauß, Brandes u. a. ernste Zweifel gegen sie gehabt haben, wenn sie dieselben auch aus Furcht vor der öffentlichen Meinung selten zu äußern wagten.

Trotz alledem hat man sich von seiten des Unglaubens nicht entblödet, diese schwankenden und widerspruchsvollen Phantasiegebilde als Resultate der exakten Wissenschaft anzupreisen und sie zur Bekämpfung der christlichen Glaubenswahrheiten, insbesondere auch des Wunders zu mißbrauchen. Man hat eine luftige Weltanschauung darauf erbaut,

die den stolzen Namen „Monismus“ führt und das gesamte Dasein aus einer ewigen Substanz erklärt. Ernst Häckel, der Hauptvertreter dieser Richtung, schreibt in seinem Buche „Die Welträtsel“: „Die monistische Kosmologie bewies auf grund des Substanzgesetzes, daß es keinen persönlichen Gott gibt; die vergleichende und genetische Psychologie zeigte, daß „eine unsterbliche Seele“ nicht existieren kann; und die monistische Physiologie wies nach, daß die Annahme des freien Willens auf Täuschung beruht. Die Entwickelungslehre endlich machte klar, daß die „ewigen, ehernen Naturgesetze“ der anorganischen Welt auch in der organischen und moralischen Welt Geltung haben.“ Oder, wie der Volksmund es auszudrücken pflegt: Es ist alles Natur. — Sehen wir uns diese angeblichen klaren Beweise etwas näher an.

Da tritt uns zuerst die Theorie des Atomismus entgegen. Nach derselben sind alle Körper zusammengesetzt aus kleinsten Stoffteilchen, den Atomen, welche selbst einfach, unveränderlich und unzerstörbar sind und durch ihre verschiedene räumliche Anordnung, wie durch ihre mannichfaltigen Bewegungen alle sinnenfälligen Erscheinungen in der Körperwelt, bezw. auch in der Geisteswelt hervorbringen. Da sie ewig sind, bedürfen sie keines Schöpfers; da sich nach rein mechanischen Gesetzen durch das Spiel des Zufalls die Welt aus ihnen von selbst entwickelt, sind Eingriffe von seiten eines Gottes überflüssig, ja störend. Diese bisher in der Wissenschaft allgemein angenommene Theorie ist so haltlos, wie nur irgend eine sein kann. Da noch niemand Atome gesehen hat, kann ihre Existenz auf exakte Weise nicht bewiesen werden; sie sind Gebilde der dichtenden Phantasie. Aus demselben Grunde kann auch über ihre Beschaffenheit nichts Sicheres festgestellt werden, und es herrscht in dieser Beziehung ein wahres Chaos von Ansichten unter den Naturforschern. Die einen denken sie als ausgedehnt, die andern als streng punktförmig; die einen als völlig gleichartig, die andern als verschiedenartig; die einen als an sich unteilbar, die andern als nur für uns unteilbar. Die einen erklären sie als Verbindungen von Stoff und Kraft, die andern als bloßen indifferenten Stoff; noch andere als bloße Kraftzentren; die einen legen ihnen nur anziehende und abstoßende, die andern auch denkende Kräfte bei. Nach den einen erfüllen sie den gesamten Raum, nach den andern sind sie durch Zwischenräume getrennt, welche mit einem außerordentlich feinen Stoff, dem Aether, ausgefüllt sind. Die einen fassen diesen Aether als eine kontinuirliche Masse, die andern nehmen Aetheratome an. Die einen sehen im Aether einen besondern Stoff, die andern nur einen besonderen Aggregatzustand, noch feiner als den luftförmigen Zustand, der somit den eigentlichen Urstoff, die Ursubstanz, bildet. Daß eine solche verworrene, widerspruchsvolle Hypothese, die sich selber noch nicht klar geworden ist, nichts beweisen kann gegen das Dasein eines lebendigen, allmächtigen Gottes, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand. Ja sie erfordert geradezu die Annahme eines persönlichen Gottes, wenn sie überhaupt aufrecht erhalten werden soll.

Man mag sich die Atome vorstellen wie man will, durch ihr bloß zufälliges Zusammenwirken ist die Entstehung einer zweckvoll geordneten Welt undenkbar. Entweder sie waren von Anfang an auf das selbständige Herausbilden angelegt, dann hat eben nicht der Zufall gewaltet, sondern ein zwecksetzender Schöpfer. Oder sie waren ursprünglich nicht für eine solch selbständige Entwicklung eingerichtet, dann bedurfte es einer weisheitsvollen, göttlichen Leitung, welche durch fortgesetztes Eingreifen und Weiterführen die Ordnung herstellte. Man nehme die 25 Buchstaben des Alphabets in mehreren tausend Exemplaren und schüttle sie unaufhörlich durcheinander, so lange man will, ein Jahr oder tausend Jahre oder Billionen Jahre, durch Zufall wird nimmermehr eine Ilias oder eine Odyssee herauskommen. Ebensowenig wird durch das Zufallsspiel der Atome in 1000 Billionen Jahren eine geordnete Welt zu stande kommen. Auch, eine göttliche Leitung angenommen, mußten die Atome ursprünglich für einander geschaffen sein, sonst hätte Gott unmöglich einen bis ins Kleinste hinein harmonisch ausgestalteten Kosmos aus ihnen zusammenfügen können. Ja, daß die Atome überhaupt nur nach Gesetzen wirken, ist aus dem Zufall völlig unerklärbar, da der Zufall keine stetige Wirksamkeit, kein Gesetz kennt, sondern nur unaufhörlich wechselnde Möglichkeiten. Sind die Kräfte aber so eingerichtet, daß sie nach konstanten Gesetzen wirken, so setzt dies abermals einen zwecksetzenden Schöpfer voraus. Damit ist denn auch zugleich die Ewigkeit der Atome widerlegt, welche ohnehin eine ganz willkürliche Annahme ist und niemals auf exaktem Wege bewiesen werden kann. Die Atomenhypothese widerspricht daher so wenig dem Wunder, daß sie vielmehr selbst eines Gottes bedarf, der in der Erschaffung des Weltstoffes das erste große Wunder getan und aus demselben durch fortgesetztes wunderbares Eingreifen das große, vielgestaltige Weltall gebildet hat. Dasselbe Resultat wird sich uns ergeben, wenn wir nun zu denjenigen Theorien übergehen, welche die Weltentstehung und Weltentwicklung im einzelnen zu erklären versuchen.

Nach der sogenannten Schöpfungstheorie von Laplace war unser Sonnensystem ursprünglich ein einziger ungeheurer Gasball, in welchem durch Konzentration der Substanzen an irgend einer Stelle ein Mittelpunkt und später ein festerer Kern sich bildete. Derselbe erhielt durch irgend eine äußere Gewalt, etwa durch die Attraktion entfernter ähnlicher Kerne eine Bewegung um seine Axe, an welcher nach und nach die ganze umgebende Gasmaterie Teil nahm. Diese anfangs langsame Bewegung ging infolge der fortschreitenden Verdichtung und der damit Hand in Hand gehenden Verkleinerung des Gasballes in eine immer schnellere über und mußte zugleich auch eine Steigerung der Schwungkraft (Centrifugalkraft) zur Folge haben, welche die Gestalt des Gasballes immer mehr der Linsenform näherte. Durch den endlichen Sieg der Centrifugalkraft über die Centripetalkraft mußte sich schließlich am Rande der Linse ein ringförmiger Teil vom Ganzen ablösen, der durch

spätere Störungen oder unregelmäßige Anhäufungen des Stoffes an einzelnen Stellen in mehrere Teile zerriß. Jeder derselben ballte sich alsbald in eine Kugel zusammen, welche beim Zerreißen außer der Bewegung um den ursprünglichen Kern nun auch noch eine Bewegung um die eigene Axe erhalten hatte. Indem die größeren Kugeln durch ihre stärkere Anziehungskraft die kleineren allmählich mit sich vereinigten, entstand ein einziger kugelförmiger Körper, der infolge seiner Axendrehung mit der Zeit eine sphäroidische Gestalt annahm. Diese Gürtelbildung wiederholte sich an dem Zentralkörper so oft, als es sein immer mehr sich verringernder Umfang erlaubte, und so entstand die Sonne und die um sie kreisenden Planeten. Auf ähnliche Weise bildeten sich dann im weiteren Verlauf aus den Planeten die Monde. Burmeister dehnt dann diese Theorie auf das ganze Weltall aus, indem er eine gleichzeitige ähnliche Entstehung aller übrigen Weltkörper mit ihren Systemen annimmt.

Von dieser Hypothese hat nun bereits Ulrici in seinem Buche „Gott und die Natur" 1862 den schlagenden Nachweis geliefert, daß dieselbe an allen Punkten unhaltbar ist, wenn nicht überall das Eingreifen einer höheren Macht zu Hilfe genommen wird. Denn erstlich ist es ein Gesetz der Gase, daß sie sich beständig auszudehnen streben, da sich ihre Teile in einem dauernden Zustande der Abstoßung befinden. Mit dieser Natur der Gase steht es nun in direktem Widerspruch, daß unser Sonnensystem, bezw. die Gesamtheit der Weltkörper, eine ungeheure G a s k u g e l mit bestimmter Begrenzung soll gewesen sein, welches doch offenbar nicht eine auseinanderstrebende, sondern eine zusammenhaltende Kraft voraussetzt. Ebensowenig kann sich in dieser Gaskugel von selbst ein Mittelpunkt durch Verdichtung gebildet haben, da hierzu abermals eine zusammenziehende Macht erforderlich ist, welche der Natur der Gase entgegenwirkt. Ferner kann dieser Gasball mit seinem Zentrum die Bewegung um sich selbst nicht durch Attraktion ähnlicher entfernter Kerne erhalten haben; vielmehr hätten die sich anziehenden Kerne einander nähern und sich schließlich zu einer Masse vereinigen sollen. Der Anstoß von einer Axendrehung mußte notwendigerweise von einer höheren Kraft ausgehen. Soll ferner die zunehmende Verdichtung die Ursache der schnelleren Axendrehung und der sich steigernden Centrifugalkraft gewesen sein, so blieb die letztere stets von ersterer abhängig und konnte unmöglich die Oberhand über dieselbe erlangen und eine Ablösung von Ringen bewirken. Dies letztere konnte wiederum nur durch den Eingriff einer anderen Macht herbeigeführt werden. Endlich bleibt es völlig unerklärt, wodurch die Störungen und unregelmäßigen Anhäufungen des Stoffes verursacht sein sollen, welche das Zerreißen des abgelösten Ringes bewirkten, was wir abermals einer höheren Macht zuzuschreiben genötigt sind. Ziehen wir nun nach alledem noch das Verhältnis der einzelnen Planeten und ihrer Monde unter sich und zur Sonne in Betracht, so zeigen sich hier in Bezug auf Größe, Dichtigkeit, Entfernung von der Sonne, Umlaufszeit um die Sonne und um ihre Axe, Ge-

stalt und Neigung der Bahnen, Excentricität solche Verschiedenheiten und Unregelmäßigkeiten, daß ihnen gegenüber die Hypothese geradezu unmöglich erscheint. Denn letztere gründet sich auf einen rein mechanischen Vorgang, der sich an einem ursprünglich durch und durch homogenen Stoff abspielt; eine solch rein mechanische Ursache aber fordert notwendig eine vollkommene Regelmäßigkeit der Wirkungen, und jene zahlreichen Abweichungen können wieder nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme einer höheren Macht, welche hier ihren Einfluß geübt. Bedarf hiernach die Laplace'sche Weltentstehungshypothese selbst auf Schritt und Tritt der Annahme einer höheren, intelligenten, ordnenden Macht, um nur einigermaßen haltbar zu erscheinen, so muß sie auch uns das Recht lassen, von der Wunderwirksamkeit des lebendigen Gottes in seiner Welt zu reden.

Die Geologie verfolgt nun den Weltentstehungsprozeß weiter für unsere Erde und sucht aus der Lagerung der Gesteinsschichten die zeitliche Aufeinanderfolge ihrer Bildung festzustellen und die Ursachen ihrer Entstehung nachzuweisen. Während es ihr nach allgemeinem Urteil in ersterer Beziehung gelungen ist, ein im Ganzen gesichertes und anerkanntes Resultat zu erzielen, ist sie in Erklärung der Ursachen weniger glücklich gewesen. Sie nimmt an, daß aus dem ursprünglich glühenden Gasball sich durch allmähliche Abkühlung eine erste feuerflüssige Kernschicht gebildet und dann durch plutonische, neptunische und metamorphische Einflüsse die weiteren Ablagerungen entstanden sind, bis die Erdkruste ihre jetzige Gestalt und Zusammensetzung erhalten hat. Hier streiten nun jene drei Theorien, die plutonische, neptunische und metamorphische, noch immer über den Anteil, der ihnen bei diesem Prozeß der Erdbildung zukommt, und haben sich bis heute noch nicht darüber einigen können. Ja der englische Geologe Lyell, der Vertreter des Metamorphismus, verwirft überhaupt die Annahme eines ursprünglich feuerflüssigen Zustandes der Erde, vermag dann aber für die langsamen und allmählichen Hebungen und Senkungen des Erdbodens, die er statuiert, eingestandenermaßen keine genügenden Erklärungen zu geben. Die Entstehung des Diluviums aber, dieser so wichtigen letzten Schicht der Erdoberfläche, ist für die geologische Forschung noch heute ein ungelöstes Rätsel geblieben. Denn sie vermag keine Ursache dafür anzugeben, daß nach bereits vollendeter Erdbildung noch eine so allgemeine, lang andauernde Wasserbedeckung von bereits früher trockenen Gegenden eintreten konnte, wie sie der Ursprung der Diluvialgebilde erfordert. Auch hier versagt die Hypothese ihren Dienst und muß die göttliche Macht zu Hilfe rufen, welche die Entwickelung weitergeführt hat.

Gänzlich aber scheitert die mechanische Welterklärung, wenn es sich nun weiter um die Frage nach dem Ursprung der Organismen handelt. Man glaubte früher, die Lösung derselben in der Lehre von der generatio aequivoca oder Urzeugung gefunden zu haben. Dieselbe behauptet ein unmittelbares Entstehen organischen Lebens aus der unorganischen Materie, etwa aus einem Urschleim. Durch Experimente mit

einem sogenannten Infusum, einem Wasseraufguß auf tote oder verwesende organische Masse, in welchem sich Infusorien bildeten, meinte man den Beweis geliefert zu haben, daß auch heute noch Organisches aus Unorganischem hervorgehen könne. Allein neuere, sorgfältigere Untersuchungen haben immer wieder ergeben, daß die Organismen sich aus mikroskopischen Keimen entwickelten, welche aus der atmosphärischen Luft in das Infusum gelangt waren. Auch die allerneuesten Versuche von Dr. Bastian, welcher gekochtes Infusum anwandte, in welchem sich dann organisches Leben in Fülle entwickelte, sind gescheitert, nachdem Professor Tyndall nachgewiesen, daß durch das Kochen die Lebenskeime keineswegs völlig zerstört waren, und daß in wirklich reiner Atmosphäre auch auf diesem Wege sich keine Spur von Leben erzeugte. Damit ist die Lehre von der generatio aequivoca für die Gegenwart endgültig widerlegt, und dann zugleich die Annahme unmöglich gemacht, daß das organische Leben nur eine komplizierte Art von Mechanismus sei. Es bleibt wiederum nichts anders übrig, als die Entstehung der ersten Organismen auf das unmittelbare Eingreifen der göttlichen Schöpfermacht zurückzuführen.

Wir kommen nunmehr zu der Theorie, welche als die wichtigste im System angesehen wird und dem ganzen Gebäude die Krone aufsetzen soll, zu der Deszendenztheorie, wie sie von Charles Darwin begründet und von Ernst Häckel weiter ausgeführt ist. Nach ihr hat sich die ganze Pflanzen- und Tierwelt in ihrer ganzen unendlichen Mannichfaltigkeit aus der einfachsten Form, der Urzelle entwickelt. Infolge der unbegrenzten Veränderlichkeit der Arten entstehen an den einzelnen Individuen fortwährend unzählige kleine Abweichungen vom Typus, von denen sich im Kampfe ums Dasein diejenigen erhalten, die dem Individuum die meiste Widerstandskraft gegen ungünstige und feindliche Einflüsse verleihen. Durch das Gesetz der Vererbung pflanzen sich dieselben auf die Nachkommen fort, bei denen sie sich wiederum unter Mitwirkung besonderer Umstände befestigen und immer mehr vervollkommnen, so daß zuletzt das Individuum als Vertreter einer neuen Art erscheint. So hat sich durch eine Art natürlicher Züchtung die ganze planmäßige Stufenfolge der Geschöpfe von der einzelligen Monere bis zum selbstbewußten, vernunftbegabten Menschen entwickelt.

Mit allem darauf verwandten Scharfsinn und allem darin angehäuften Material beweist diese vielgepriesene Theorie im Grunde doch nichts. Sie hat das Problem einer bewußtlosen Zweckmäßigkeit nicht gelöst, sondern nur an eine andere Stelle verschoben. Die planmäßige Anordnung der gesamten Pflanzen- und Tierwelt wird offenbar erklärt durch ein angebliches Zusammenwirken von so unendlich vielen äußern Umständen, daß dieses wunderbare Zusammentreffen wiederum als planmäßig herbeigeführt erscheint und sich die Frage aufs neue aufdrängt: Wie ist nun diese Zweckmäßigkeit in der Kombination äußerer Bedingungen zu erklären? Wir werden also hier wie dort hingewiesen auf die göttliche Intelligenz, welche entweder sämtliche Arten zugleich

ins Dasein rief oder ihre allmähliche Entwicklung auseinander mit weiser Hand leitete. Damit ist im Grunde schon das ganze System in seiner Grundtendenz als verfehlt erkannt. Doch es erheben sich noch eine ganze Reihe von Bedenken und Widersprüchen im einzelnen. Zunächst ist die Variabilität der Arten keineswegs eine so unbegrenzte, wie die Theorie behauptet, sondern zeigt sich nur ausnahmsweise und in eng gesteckten Grenzen, während die Arten wesentlich konstant sind. Dies beweist die Unfruchtbarkeit der Bastarde, deren Eltern zwei verschiedenen Arten angehören, während es nach Darwin lauter Uebergänge ohne feste Grenzen geben müßte. — Ferner läßt sich nicht einsehen, wie der erste unmerkliche Ansatz vieler Organe, z. B. der Flügel bei werdenden Vögeln, dem Individuum im Kampf ums Dasein soll genützt haben. — Ebenso läßt sich durchaus nicht erklären, warum verschiedene Arten von Tieren sich unter völlig gleichen äußeren Umständen entwickelt haben, und wie umgekehrt die gleichen Tiere unter ganz verschiedenen Umständen sich unverändert erhalten haben. — Und wie soll ein Kampf ums Dasein sich in der Pflanzenwelt denken lassen? — Weiter ist nicht einzusehen, warum diese variabeln Verschiedenheiten sich auf zahlreiche Generationen vererbt haben, während die Erfahrung lehrt, daß nach einiger Zeit ein Rückschlag zur ursprünglichen Art stattfindet (Atavismus), namentlich wenn wieder Vermischung mit andern Individuen eintritt. Und an zufällige natürliche Absperrung in allen Fällen zu denken, ist doch unmöglich. — Ferner ist es ganz unerklärlich, wie denn im Kampf ums Dasein sich von der unvollkommenen Monere an diese ganze ununterbrochene Stufenreihe von Geschöpfen hat erhalten können und nicht sämtlich den vollkommeneren unterlegen sind. Ebenso warum, wenn sie erhalten blieben, sich nicht sämtliche zu dem vollkommensten Typus, also zum Menschen, ausgebildet haben, sondern auf tieferen Stufen der Entwicklung stehen geblieben sind.

Am wenigsten ist der Theorie die Eingliederung des Menschen in die Reihe der lebenden Wesen gelungen. Der große Abstand des Menschen von den höchsten Tieren in leiblicher und geistiger Beziehung machte eine unmittelbare Ableitung unmöglich. Man stellte die Hypothese von einem verloren gegangenen Zwischenglied zwischen Mensch und Affe auf und hoffte von der Geologie darüber Aufschluß zu erhalten. Aber gerade hier, wo die Theorie ihre exakte Bestätigung durch Tatsachen hätte finden sollen, findet sich ihre entschiedenste Widerlegung. In den verschiedenen Schichten der Gesteine treten die Tierstämme überall unvermittelt neben einander auf; die gesuchten Zwischenformen sind nicht entdeckt; Uebergangsformen finden sich nur in vereinzelten Ausnahmen; nirgends aber der allmähliche Uebergang von einer Art zur andern. Und so ist auch der hypothetische Vormensch nirgends gefunden worden, und schon die leibliche Organisation des Menschen beweist, daß hier ein unmittelbar schöpferischer Akt Gottes angenommen werden muß, wenn man in Bezug auf den Menschen das Entwicklungsprinzip festhalten will.

Bei der Erklärung des Geistes aus der Materie aber bricht die Theorie vollends zusammen. Sie bezeichnet zwar die geistige Tätigkeit als eine Bewegung der Materie, als eine Funktion des Gehirns; ist aber den Beweis dafür bis heute schuldig geblieben. Das Gehirn ist wohl Organ des Denkens, nicht aber der Erzeuger der Gedanken selbst, ebensowenig wie die elektrische Batterie die telegraphische Depesche erzeugt, die sie vermittelt. Die Probleme der Freiheit und des Selbstbewußtseins, welche das eigentliche Wesen des Geistes ausmachen, hat die Theorie durch mechanische Erklärung nicht zu lösen vermocht. Man scheut sich allerdings nicht, die Freiheit des Willens einfach als Täuschung zu erklären; trotzdem setzt man in der Praxis in all seinem Denken, Fühlen und Handeln, die Freiheit als selbstverständlich voraus und liefert dadurch die schlagendste Widerlegung seiner selbst. Das Selbstbewußtsein wird bezeichnet als die in sich selbst zurücklaufende Bewegung der Atome, etwa hervorgerufen durch einen kreisförmigen Verlauf von Nervenfasern. Allein diese kreisförmige Bewegung der Materie vermag ebensowenig Selbstbewußtsein zu erzeugen, als etwa der Kreislauf des Blutes, der ja auch in den Tieren stattfindet. Ueberhaupt wird eine materielle Erklärung des Selbstbewußtseins von vornherein schon dadurch zur Unmöglichkeit, daß ein fortwährender Stoffwechsel im Menschen stattfindet und nach wenigen Jahren kein einziges Atom mehr von dem alten Körper vorhanden ist, während das Selbstbewußtsein durch alle Stadien menschlicher Entwicklung hindurchgeht. Und wie ist es zu begreifen, daß der selbstbewußte freie Geist die ganze materielle Welt beherrscht und sich unterwirft, während seine Gedanken nur vom Stoff erzeugt sein sollen und daher notwendig von diesem beschränkt und gebunden sein müßten? Es hilft nichts, wenn Häckel bereits die Atome von Anfang an beseelt sein läßt; dies macht nur die Atomentheorie unbegreiflicher, leistet aber nicht das Geringste zur Erklärung der geistigen Tätigkeit selbst. So erweist sich der persönliche Geist als spezifisch von aller Natur verschieden, als eine über die Natur erhabene Macht, die sich in keiner Weise aus der Natur ableiten läßt und unwiderleglich auf den Ursprung aus einer höheren, geistigen Welt, auf den Schöpfer der Geister hinweist. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß es der Theorie nichts weniger als gelungen ist, Zweckmäßigkeit aus unbewußtem Wirken, Vernunft aus dem Vernunftlosen, Leben aus dem Tode zu erklären und damit den Schöpfer „vor die Tür zu setzen," sondern daß die ganze Entwicklungstheorie ein ungeheurer Trugschluß ist und evidenter, als irgend eine andere Theorie den Beweis liefert, daß das Walten einer schöpferischen Intelligenz bei der Entstehung der Welt unabweislich ist.

Wir haben somit gesehen, daß die mechanische Weltanschauung samt allen Theorien und Hypothesen, die dieselbe stützen sollen, unhaltbar ist, daß sie sich nicht nur an vielen Punkten selbst widerspricht, sondern sogar von den exakten Tatsachen der Naturwissenschaft selbst widerlegt wird, ja daß sie uns wider Willen selbst die Mittel an die Hand gibt, zu beweisen, was sie gerne leugnen möchte. Kann sie uns demnach

nicht wehren, unmittelbare Eingriffe Gottes in den Verlauf der Weltschöpfung zu statuieren, so kann sie uns auch nicht wehren zu glauben, daß er auch heute noch als Weltenlenker in den Gang der Dinge eingreift, um die Zwecke seiner Liebe und Weisheit in der Menschheit auszuführen. Ja sie muß uns auch Gott stehen lassen als den Gott des Heils, der in einer heiligen Geschichte sich uns noch deutlicher geoffenbart hat als der Gott, der Wunder tut.

Denn nicht dazu hat Gott die Welt bestimmt, als er sie schuf, daß sie als ein mechanisches Kunstwerk, als ein perpetuum mobile vor seinen Augen herumspiele, ohne daß sie selbst ein Bewußtsein davon habe, lediglich zu seinem Amusement oder Zeitvertreib, sondern das ist ihre hohe Würde und Bestimmung, daß sie in lebendiger, bewußter, seliger Liebesgemeinschaft mit ihrem Schöpfer stehe und der Schauplatz für die Offenbarung seiner Herrlichkeit werde. Diese lebendige Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen erfordert aber eine fortgehende Betätigung seiner Macht und Liebe, und deshalb mußte er für seine freie Einwirkung alle Punkte seiner Schöpfung offen halten. Wie der Leib des Menschen der vollkommenste Organismus ist, den wir kennen, und gerade als solcher auf die ununterbrochene Pflege und Fürsorge durch den Geist angewiesen ist, ja wie gerade seine Vollkommenheit darin besteht, daß er ein williges, gefügiges und geschicktes Werkzeug zur Betätigung des Geistes werde, so gehört es auch zur Vollkommenheit der Welt, daß sie im Großen wie im Kleinen dem lebendigen Verkehr des unsichtbaren Gottes mit dem Menschen sich als ein geeignetes Organ darbiete. Ja da Gott von Ewigkeit her alle die Störungen voraussah, welche der vollkommene Organismus der Welt durch die menschliche Sünde und die daraus hervorgehenden zahllosen Uebel erleiden würde, mußte er die Welt so einrichten, daß sie auch für seine Wunderwirksamkeit empfänglich blieb; denn diese ist es ja, die im Zusammenhang mit dem ganzen Erlösungswerk die Heilung aller jener Schäden und Störungen herbeizuführen bestimmt ist. In gleicher Weise ist ja auch der Organismus des menschlichen Leibes fähig, bei eintretenden Störungen durch Krankheit Heilmittel in sich aufzunehmen, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Es kann nicht die Bestimmung der vernunftlosen Materie sein, nach Art einer ungeheuren Maschine vermittelst eines mechanischen vernunftlosen Prozesses die ewige unerschütterliche Oberherrschaft in dem Reich des Daseins auszuüben, und den selbstbewußten vernünftigen Geist in ihr ehernes Joch zu schmieden und zwischen ihren Rädern zu zermalmen. Die Materie kann vielmehr nur die Bestimmung haben, dem Geiste zu dienen und von ihm beherrscht zu werden, immer mehr von ihm durchdrungen und verklärt und selbst vergeistigt zu werden. Damit weisen wir der Natur eine höhere und würdigere Stellung an, als die mechanistische Weltansicht, welche das Unbewußte und Unvernünftige auf den Weltenthron erhebt. Daß dieser unserer Weltanschauung die bisherigen Resultate der Naturwissenschaften, die exakten ebensowohl wie die theoretischen, in keiner Weise widersprechen, sondern durch zahl-

reiche Fingerzeige selber darauf hinweisen, glauben wir hinreichend dargetan zu haben.

Sogar der Unglaube selbst, so sehr er sich gegen die Anerkennung des lebendigen Gottes als die einzige vernünftige Erklärung aller Rätsel des Daseins sträubt, muß wider Willen von seiner eigenen Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit Zeugnis ablegen. So wenn Dubois-Reymond von der darwinischen Selektionstheorie sagt, daß wir, „indem wir an diese Lehre uns halten, die Empfindung des sonst rettungslos Versinkenden haben, der an eine ihn nur eben über Wasser tragende Planke sich klammert." Also lieber seine Hoffnung auf zerbrechliche, ja bereits zerbrochene und zersplitterte Bretter setzen, als rettungslos — in die Arme des lebendigen Gottes zu sinken. Ferner schreibt Häckel von der durch exakte Beweise widerlegten Urzeugung: „Wenn Sie die Hypothese von der Urzeugung nicht annehmen, so müssen Sie zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung Ihre Zuflucht nehmen!" Also lieber an etwas Unmögliches und wissenschaftlich Widerlegtes glauben, nur nicht an das mit den Naturgesetzen völlig in Einklang stehende Wunder. Und nachdem er in seinem Buche „Die Welträtsel" in seiner oberflächlichen Weise das ganze Weltall auf die „Substanz" als letzten Entstehungsgrund zurückgeführt und das vielgerühmte „Substanzgesetz" von der Erhaltung der Kraft und der Materie als den sichern und unverrückbaren Leitstern gepriesen, „dessen klares Licht uns durch das dunkle Labyrinth der unzähligen einzelnen Erscheinungen den Pfad zeigt," fährt er dann später fort: „Können wir nun behaupten, daß die wunderbaren Fortschritte unserer modernen Kosmologie dieses „Substanz-Rätsel" gelöst, oder auch nur, daß sie uns dessen Lösung sehr viel näher gebracht haben? — Wir geben von vornherein zu, daß wir dem innersten Wesen der Natur heute vielleicht noch eben so fremd und verständnislos gegenüberstehen, wie Anaximander und Empedokles vor 2400 Jahren. — Ja wir müssen sogar eingestehen, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und rätselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntnis ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen, je gründlicher wir ihre unzähligen Erscheinungsformen und deren Entwicklung kennen lernen. Was als „Ding an sich" hinter der erkennbaren Erscheinung steckt, das wissen wir heute noch nicht. Aber was geht uns dieses mystische „Ding an sich" überhaupt an, wenn wir keine Mittel zu seiner Erforschung besitzen, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existiert oder nicht. Ueberlassen wir daher das unfruchtbare Grübeln über dieses ideale Gespenst den „reinen Metaphysikern" und erfreuen wir uns statt dessen als „echte Physiker" an den gewaltigen realen Fortschritten, welche unsere monistische Natur-Philosophie tatsächlich errungen hat." Was kann eines wahrhaft wissenschaftlichen Strebens unwürdiger sein, als eine solche Gleichgültigkeit gegen die letzten Prinzipien des Daseins, welche doch das Ziel alles ernsten Forschens nach Wahrheit sind. „Die Wurzeln der Erscheinungen," sagt Tyndall, „liegen in einer Region jenseits der Grenzen der Sinne; und nichts Ge-

ringeres als die Wurzel der Dinge kann den wissenschaftlichen Geist befriedigen." Dabei war Tyndall ein Naturalist. Und die Antwort auf die Frage nach dem letzten Urgrund alles Seins ist uns doch im Christentum so nahe gelegt. Wahrlich, ein Unglaube, der sich lieber an unbewiesene und willkürliche Phantasiebilder anklammert, lieber die exakten und unzweifelhaften Resultate der Naturwissenschaft mit Füßen tritt, lieber das Unmögliche als möglich annimmt und sich in den Abgrund eines wissenschaftlichen Aberglaubens stürzt, ja der lieber auf ernstes, gründliches Denken verzichtet und den echten wissenschaftlichen Erkenntnistrieb verleugnet — ein solcher Unglaube hat sich selbst gerichtet.

Der Materialist Spiller, „einer der größten Naturphilosophen aller Zeiten," wie er genannt wird, der statt des lebendigen Gottes den Weltäther zu seinem Gott erkoren hat, schreibt in seinem Buche: „Gott im Lichte der Naturwissenschaften" folgendes: „Gott ist eine unendliche, ewige, d. h. unerschaffene und unvertilgbare stoffliche Substanz, nämlich der Weltäther. Dieser ist der Schöpfer des Himmels, d. h. der Weltkörper, und der Erde; er hat auch uns Menschen geschaffen; er regiert die ganze Welt; er ist ewig; er ist allweise, er ist gerecht; er irrt niemals und ist allein unfehlbar, weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesetzten Zweck wirkt." Und durch diese Auffindung des Weltäthers mit seinen Sinnlosigkeiten hofft er 'den Pfaffen gründlich das Handwerk zu legen'.

Treffend bemerkt dazu F. Vetter in seinem Buche „Naturstudium und Christentum": „Liegt nicht eine göttliche Ironie, ein Spotten Gottes über seine Spötter darin, daß gerade die Menschen, die von ihm, als von einem großen, alle Himmel der Himmel erfüllenden Gott nichts wissen wollen, von ihrer eigenen Wissenschaft schließlich dazu gedrängt werden, das Atom, dieses kleinste Stoffteilchen, mit undenkbaren und unbegreiflichen Kräften auszurüsten, es als das Uranfängliche, Ewige, als die causa causarum aufzustellen und sich vor diesem winzigen Götzchen niederzuwerfen? Und diese Männer, die uns zumuten, an so Unvorstellbares zu glauben, sind es, die stets ausposaunen, daß sie nur glauben, was sie sehen, was sie greifen können, was sich beweisen läßt, was im Einklang mit den Tatsachen steht, was vor dem Forum der reinen Vernunft bestehen kann." Da steckt doch wahrlich in unserm Christenglauben mehr gesunder Menschenverstand, als in diesen widersinnigen Hirngespinsten.

Aber damit noch nicht genug. Das Ende des 19. Jahrhunderts hat der gesamten naturwissenschaftlichen Welt eine Demütigung bereitet, die sie sobald nicht verwinden wird. Wir meinen die im Jahre 1898 erfolgte Entdeckung des Radiums durch Madame Curie, die Frau eines französischen Physikers in Paris, auf die wir ihrer hohen Bedeutung wegen noch etwas näher eingehen wollen. Das Radium ist ein aus Uranpecherz gewonnenes neues Element, welches im reinen Zustand als ein weißes Salz erscheint. Dasselbe besitzt die wunderbarsten Eigenschaften, deren Ursprung bisher noch jeder Erklärung gespottet hat.

So strahlt es ununterbrochen mit ungeheurer Kraft und Schnelligkeit zahllose unendlich kleine Stoffteilchen („Elektronen") nach allen Seiten aus, ein Vorgang, der für das gewöhnliche Auge unsichtbar ist. Blickt man aber durch eine Lupe in ein „Spinthariskop", ein kleines Büchschen, in welchem auf einer Nadelspitze eine winzige Menge von Radiumsalz befestigt ist, so sieht man fortwährend strahlende Funken in großer Menge von der Spitze der Nadel abfliegen. Dieses Funkensprühen setzt sich Tag und Nacht, jahraus, jahrein in gleicher Stärke fort, ohne daß ein Ende abzusehen ist. Die dabei erfolgende Verminderung der Menge ist so gering, daß ein Quadratcentimeter Radiumoberfläche bei unausgesetzter Tätigkeit eine Milliarde Jahre gebrauchen würde, um ein einziges Milligramm (also ein Millionstel Kilogramm) an Gewicht zu verlieren. Dabei fliegen die vom Radium abgesandten Elektronen mit einer Schnelligkeit von 160,000 Kilometer auf die Sekunde durch den Raum, also mit der Hälfte der Schnelligkeit des Lichts.

Nähert man ein Radiumpräparat einer der Fluorescenz*) fähigen Substanz, so beginnt dieselbe sofort zu leuchten, selbst wenn jene in eine Kapsel eingeschlossen ist. Auf diese Weise kann man z. B. auf Papier gedruckte Schrift im Dunkeln lesen und echte Diamanten von den falschen unterscheiden, da letztere nicht leuchten. Bei andauernder Bestrahlung durch das Radium färben sich Gläser je nach ihrer Zusammensetzung braun, blau oder grün; unter gleichen Umständen nehmen Kochsalz, Chlorkalium und andere Salze eine eigenartige tiefe Färbung an.

Blumen und Pflanzenblätter, denen man kurze Zeit ein Radiumpräparat vorhält, verwelken und verdorren; kleine Tiere werden je nach der Dauer der Einwirkung in ihrer Entwicklung gestört, verunstaltet oder getötet. Läßt man die von einem Büchschen mit Radium ausgehenden Emanationen auf die Haut wirken, so entstehen ganz wie bei Verbrennungen, Blasen, Entzündungen und Wunden, die nur schwierig heilen und tiefe Narben zurücklassen. Zu Heilzwecken benutzt, hat das Radium bei der Behandlung von Lupus und andern bösartigen Hautkrankheiten die günstigsten Wirkungen gehabt. Blinde, die noch eine empfindungsfähige Netzhaut besitzen, nehmen ein plötzliches Aufleuchten wahr, wenn ihr Kopf mit einem Radiumpräparat berührt wird. — Am Auffallendsten ist (wie bei den Röntgenstrahlen) die Wirkung der Radiumstrahlen auf die photographische Platte. Es genügt, einen Gegenstand in einer Pappschachtel auf eine verschlossene, eine Trockenplatte enthaltende photographische Kassette, und oben auf die Schachtel ein Büchschen mit Radiumsalz zu setzen, um nach kurzer Zeit ein Schattenbild des Gegenstandes zu erhalten. Ja ein solches Radiumpräparat übt noch auf eine Entfernung von zwei Metern eine kräftige Wirkung aus, wenngleich die Röntgenstrahlen ein deutlicheres Bild geben.

Da jedes einzelne Salzkörnchen unausgesetzt nach allen Seiten hin

---

*) Fluorescenz ist die Eigenschaft verschiedener Körper, das Licht so zu reflektieren, daß ein eigentümlicher Farbenschiller entsteht.

Elektronen ausschleudert, so bestrahlen sich dieselben auf diese Weise auch gegenseitig unter einander. Infolge dessen entsteht eine Temperaturerhöhung, welche bewirkt, daß Radiumpräparate unter allen Umständen etwa 1½ Grad wärmer sind, als ihre Umgebung. Hiernach strahlen 225 Gramm Radium pro Stunde ebensoviel Wärme aus, als ein Gramm Wasserstoff bei seiner Verbrennung liefert. Das sind verhältnismäßig ungeheure Wärmemengen. Wo dieselben herstammen, das ist bis jetzt ein vollkommen ungelöstes Rätsel.

Noch am Ende des vorigen Jahrhunders schrieb Ernst Häckel in seinem Buch „Die Welträtsel" mit der ihm eigenen Unfehlbarkeit und Siegesgewißheit: „Alle anderen Fortschritte und Entdeckungen unsers 'großen Jahrhunderts' überragt das gewaltige, allumfassende Substanzgesetz das 'Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes.' Die Tatsache, daß die Substanz überall einer ewigen Bewegung und Umbildung unterworfen ist, stempelt dasselbe zugleich zum universalen Entwicklungsgesetz. Indem dieses höchste Naturgesetz festgestellt und alle andern ihm untergeordnet wurden, gelangten wir zur Ueberzeugung der universalen Einheit der Natur und der ewigen Geltung der Naturgesetze. — Der „Monismus des Kosmos" zertrümmert zugleich die drei großen Zentral-Dogmen der bisherigen dualistischen Philosophie, den persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens." — Und wie steht's heute? In dem kürzlich erschienenen „Buch der neuesten Erfindungen" von Jean Clairemont lesen wir folgendes: „Das Endergebnis der gesamten Naturforschung des 19. Jahrhunderts, der höchste und heiligste Grundsatz aller exakten Wissenschaft ist das Axiom, daß die Kraft ebenso wie die Materie unzerstörbar, aber auch unschaffbar ist. — Mit den bisher als untrüglich erkannten Grundgesetzen der exakten Forschung aber steht es im Widerspruch, wenn das Radium unausgesetzt gewaltige Mengen von Energie zu entwickeln vermag, ohne daß sich irgend welche Quelle erkennen ließe, der diese Energie entnommen wird. Ganz abgesehen von der Elektronenstrahlung des Radiums und den ungeheuern Kräften, die in ihr verbraucht werden, ist schon ein Körper, der dauernd wärmer ist, als seine Umgebung, ohne daß ihm Wärme zugeführt wird, nach den Anschauungen unserer heutigen Wissenschaft eine Unmöglichkeit. Aber diese Unmöglichkeit existiert im Radium. — Was wird das Schicksal sein der ehernen Gesetze, die die größten Geister des neunzehnten Jahrhunderts als das Endergebnis ihres Eindringens in die Geheimnisse der Natur niedergelegt haben? Der Gesetze, die uns jahrzehntelang als die unantastbare, unerschütterliche Grundlage aller naturwissenschaftlichen Forschung gegolten haben? Diese Frage, die uns das Radium mit seinen seltsamen Eigenschaften auf die Lippen zwingt, ist die eigentliche Ursache der Spannung, mit der die wissenschaftliche Welt die Entwicklung des Problems der Radioaktivität verfolgt. — Es ist die Ueberzeugung, die wir alle haben, daß die Pfeiler unserer Forschung ins Wanken geraten sind, und daß uns große Entscheidungen bevorstehen."

So also steht es im Anfang des 20. Jahrhunderts mit den vielgepriesenen Resultaten der exakten Wissenschaft, welche den „Pfaffen das Handwerk legen und den persönlichen Gott zertrümmert haben“ sollen. Kann es ein vernichtenderes Urteil geben über die Selbstvergötterung, den Unfehlbarkeitsdünkel, die Wahrheitsfälschung einer entarteten Wissenschaft, als es hier Gott selbst gefällt über den Götzen unserer Tage, die Naturwissenschaft? Ist es nicht, als habe der große Gott vom Himmel dem weisheitstrunkenen Geschlechte dieser Zeit wieder einmal das ernste Wort zugerufen: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden? Ist es nicht, als habe er wieder einmal das verzagte Häuflein seiner Gläubigen zur Treue ermuntern wollen und sie freundlich und tröstlich gemahnt: Verteidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird der Herr, dein Gott für dich streiten? So wollen wir denn festhalten an der unerschütterlichen Ueberzeugung: Wahre Wissenschaft kann nie dem Glauben feindlich sein. Gottes Offenbarungen im Reiche der Natur können niemals widersprechen seinen wunderbaren Offenbarungen im Reich der Gnade. Zwischen Glauben und Unglauben aber gibt es keine Versöhnung in alle Ewigkeit.

Ueber den gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Kritik.

Von P. E. Otto.

Die Ueberschrift ist cum grano salis zu verstehen, das heißt mit Nachsicht zu beurteilen, denn es kann keineswegs die Absicht der folgenden Ausführungen sein, das darzubieten, was man etwa nach derselben erwarten könnte; weder eine Fortführung der Uebersicht bis auf die neueste Gegenwart, noch eine Berücksichtigung der verschiedenen Nüancierungen, in welchen die moderne Kritik aufgetreten ist, kann erwartet werden; beides würde ebenso das Maß der Aufgaben unserer Zeitschrift überschreiten, wie es über Wissen und Hilfsmittel des Einsenders hinausgehen würde, nur auf Hauptlinien und Grundzüge der einander entgegenstehenden Richtungen sei die Aufmerksamkeit gelenkt.*)

In der kritischen Behandlung des Alten Testaments, speziell des Pentateuchs, sind, wie in einem früheren Artikel gezeigt, zwei Fragen zu unterscheiden, die literarische und die geschichtliche, die einander wechselseitig beeinflussen.

Die moderne Kritik, die wir der Kürze wegen die Wellhausensche nennen wollen, hat zu ihrer Voraussetzung die literarisch festgestellte Tatsache, daß der Pentateuch nicht ein aus der Feder eines einzigen Schriftstellers geflossenes Werk ist, sondern ein auf Grund von Quel-

*) Die Darstellung folgt den Anregungen eines neuerlich im „Friedensboten“ angezeigten und empfohlenen Buches: „Die alte Religion Israels, von James Robertson, deutsche Uebersetzung, herausgegeben von Prof. Orelli.“ ein Buch, in dessen Beurteilung Einsender mit Prof. Dillmann übereinstimmt, der davon sagt, es habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

lenschriften gebildetes Sammelwerk, an dessen Herstellung, so wie es jetzt vor uns liegt, Generationen mitgewirkt haben. Die Wellhausensche Kritik gibt dieser Auffassung die besondere Nüanzierung, daß sie drei Schichten der Gesetzgebung unterscheidet, von denen die erste, repräsentiert hauptsächlich durch das sogenannte Bundesbuch, Exod. 20—23. 34, die Einheit der Kultusstätte nicht oder noch nicht fordere, während eine zweite diese Einheit der Kultusstätte ausdrücklich fordere und infolgedessen den Höhendienst bekämpfe, repräsentiert durch das Deuteronomium, und eine dritte, welche diese Einheit gar nicht mehr ausdrücklich fordere, sondern dieselbe als Bedingung für einen reich ausgestalteten Kultus voraussetze, repräsentiert durch den sogenannten Priesterkodex, Exod. 25 ff. Lev. Num. Mit jeder dieser Gesetzesschichten seien geschichtliche Erzählungen untrennbar verbunden. Man mag diese Anschauung für richtig halten oder nicht, so ist's doch eine solche, die sich auf Gründe stützt und die mit Gründen zu widerlegen ist, mit der sich, sozusagen, reden läßt, und die nicht ohne weiteres zu verwerfen ist, weil sie einer liebgewordenen traditionellen Anschauung widerspricht. Diese moderne Auffassung vom literarischen Charakter des Pentateuchs hat ihr Korrelat an der Beurteilung des geschichtlichen Charakters der in ihm enthaltenen Erzählungen. Liegen der Schrift mündlich überlieferte Traditionen und Quellenschriften von unbekannten Verfassern zu Grunde, so wird man auch darauf verzichten müssen, der geschichtlichen Glaubwürdigkeit der Berichte einen vollständig bestimmbaren Wert beizumessen, d. h. es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auf dem uns unbekannten Wege, welchen die Ueberlieferung zurückgelegt, um einen geschichtlichen Kern sich die gestaltende Hülle der Sage geschlungen hat. Unter Sage verstehen wir eben das Erzeugnis der dichtenden Phantasie, das unbewußt beeinflußt von der Tendenz, ihren Gegenstand irgendwie zu verherrlichen, einen geschichtlichen Kern ausgestaltet, im Unterschiede vom Mythus, der die reine Einkleidung einer Idee ins Gewand der Geschichte ist. Auch diese Ansicht tritt der Würde der Heiligen Schrift als einer Urkunde göttlicher Offenbarung, einer allerdings menschlich vermittelten, doch einzigartigen Betätigung des Gottesgeistes, noch nicht zu nahe.

Immerhin sind beide Auffassungen, die literarische wie die historische, im Vergleich zu einer Jahrhunderte lang gehegten Tradition neu, und es ist nichts ungewöhnliches, sondern aller Analogie entsprechend, daß die Tragweite neuer Anschauungen überschätzt wird und zu Ueberstürzungen verleitet. Das Raisonnement, welches von den Anhängern der modernen Theorie angestellt wird, ist im allgemeinen dies: Die Darstellung der Geschichte Mosis selbst und seiner Zeitgenossen trägt offenbar Züge sagenhafter Ausschmückung (die zehn Plagen, der Durchzug durchs Meer, die Speisung mit Manna und Wachteln u. s. w.). Weiß man nun von dieser vergleichsweise hellsten Periode des israelitischen Geschichte nichts genaues, so ist der Schluß berechtigt, daß wir von den weiter zurückliegenden Ereignissen und Personen noch viel weniger wissen werden, folglich Gesamtresultat: wir wissen von der Geschichte

Israels bis zum achten Jahrhundert v. Chr., von wo ab zeitgenössische Zeugnisse auftreten, rein gar nichts, und wir sind berechtigt, auf dem Boden der tabula rasa eine Neukonstruktion vorzunehmen.

Die uns anerzogene, aus der Bibel selbst entnommene Gesamtauffassung von der Geschichte Israels, die wir deswegen auch die biblische nennen können, ist bekanntlich in kurzem folgende: Das Volk Israel ist von Anbeginn in besonderem Sinne ein Volk der göttlichen Wahl, seine Urväter standen in besonderm Verhältnis zu Gott, von dem sie Offenbarungen seines Wesens und Willens empfingen. Hellleuchtend stehen in der Erinnerung des Volkes die scharf gezeichneten Gestalten dieser seiner Väter, denen es seine religiöse Eigentümlichkeit ihrem Kern nach verdankt, während Generationen ihrer Nachkommen der Vergessenheit anheim gefallen sind; mag sein, daß die Tradition über die Lebenserfahrungen dieser Urväter zuweilen unsicher ist, indem Erlebnisse und Handlungsweisen des einen mit geringen Modifikationen dem andern zugeschrieben werden, aber im ganzen sind diese Gestalten den sagenhaften Charakteren heidnischer Völkermythen total unähnlich, an ihnen ist nichts Verschwommenes, Undeutliches oder Halbgöttliches, es sind nach dem Leben gezeichnete Individualitäten, und es ist begreiflich, warum gerade diese Gestalten sich dem Gedächtnisse der Nachwelt unvergeßlich eingeprägt haben. Aufs neue tritt nach Jahrhunderten eines für das Reich Gottes fruchtlos vegetierenden Daseins die Geschichte Israels in in ein helles Licht; durch eine großartige Erweisung göttlicher Macht wird es aus der Sklaverei Aegyptens befreit und in die Wüste Sinai geführt, wo der mit Abraham geschlossene Bund erneuert wird. Auf Grundlage des Bundes wird das Gesetz eingeführt, das dem Volke die Heiligkeit Gottes als Gepräge aufdrücken, sein tägliches Leben durch zeremonielle Vorschriften umfriedigen sollte, so daß es in der Wirklichkeit wie in der Idee ein priesterlich königliches Volk sein sollte. Dies sein Ideal hat Israel nie erreicht, schon im Schatten Sinais brach es den Bund, auf dem ganzen Wüstenzuge, so voll von Beweisen göttlicher Wunderführung, war es beständig abtrünnig. Auch nachdem es durch besondere göttliche Gunst in den Besitz des verheißenen Landes gesetzt war, sündigte es gegen Gott, der es so begünstigt, und bequemte sich den Sitten und Unsitten seiner Nachbarn an. Aber Gott verwarf es dennoch nicht, noch unterbrach er seine Erziehung. Von Samuel an erhebt sich eine Reihe von Propheten, um gegen den Abfall zu zeugen und zu einem höheren Leben zu rufen. Einstimmig, im nördlichen wie im südlichen Reiche, erzählen diese Männer dieselbe Geschichte von Gottes großen Taten für sein Volk in der Vergangenheit, sie stellen Könige und Volk zur Rede, klagen Priester und falsche Propheten gleicherweise an, ihre strafende Botschaft ist von einem Jahrhundert zum andern dieselbe. Aber sie verlieren auch den Glauben an Gottes Verheißungen nicht. Wenn Trübsal über das Volk hereinbricht, tadeln sie die Sünde um so strenger, betonen die Gerechtigkeit Gottes um so nachdrücklicher, aber ihr Glaube an seine Treue bleibt unerschüttert, und beim gänzlichen Ver-

falle des Volkes werden ihre Aussichten um so geistiger. Es war die Stimme der Weissagung und der Glaube an die Erfüllung derselben, der in der Gefangenschaft die Hoffnung aufrecht erhielt und die Frommen unter Esra und Nehemia anspornte, in ihre Heimat zurückzukehren, um dort, endlich geheilt von der Abgötterei, den Gottesdienst mit pünktlichster Beobachtung des alten Gesetzes wieder einzuführen, das sie zur Zeit des Wohlergehens vernachlässigt hatten.

Diese uns vertraut und liebgewordene Gesamtauffassung der israelitischen Geschichte ist an sich mit keiner inneren Unwahrscheinlichkeit behaftet, sie gestattet auch die Anerkennung einer Entwickelung, aber, analog allen Erscheinungen des organischen Lebens, einer Entwickelung von etwas von Anfang an, wenn auch nur keimartig unentfaltet vorhandenem, zu klarerer, umfangreicherer Ausgestaltung. Der Glaube an eine sittliche Gottheit, den einigen Regierer der Welt, die Anerkennung seines Gesetzes, ist nach dieser Auffassung von Anbeginn an als Ausgangspunkt, als ein nicht aus der niedern, rein natürlich menschlichen Entwickelung entstammendes, sondern oben herab eingepflanztes Gut vorhanden und nur allen Verdunkelungen und Widerständen gegenüber um so kräftiger durchgebrochen und zu klarerer, grundsatzbildender Erkenntnis entfaltet worden. Das ist u. E. der Kernpunkt der „biblischen" Geschichtsauffassung, im Vergleich zu dem alle andern Positionen, Differenzen über Authentie oder Nichtauthentie u. dgl. von sekundärer Bedeutung sind.

Dieser biblischen Geschichtsauffassung steht die der modernen Theologie gegenüber. Man darf der Wellhausenschen Schule nicht alles aufbürden, was da auf dem Boden der tabula rasa an Neukonstruktionen aufgeführt worden ist; selbstverständlich sind dieselben sehr mannigfaltig, und es fehlt nicht an maßlosen Unbesonnenheiten. Wenn da von dem einen behauptet wird, Abraham sei eine babylonische Mondgottheit, von einem andern, es habe gar keinen Mose gegeben, der ganze Pentateuch sei von einer Clique von Priestern zu Esras Zeit erdichtet, so sind das eben Uebergeschnapptheiten, wie sich ja an jede bedeutende geistige Bewegung Ausschreitungen anzuschließen pflegen, wie zur Reformationszeit die Schwarmgeisterei.

Die Wellhausensche Schule läßt sich von bestimmten Grundgedanken leiten, von der Evolutionstheorie, so daß die Geschichte des Volkes Israel durchaus in Analogie mit der Geschichte aller andern Völker gestellt wird, so nämlich, wie dieselbe nach einer gleichfalls noch nicht zur Evidenz erwiesenen Theorie sich ausnimmt, als eine Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren; als ob es von vornherein ausgemacht wäre, daß Völkerindividuen nur Exemplare einer Gattung und durchaus einander gleich sein müßten, als ob es nicht, wie unter den Einzelindividuen so auch unter den Völkern besonders Erwählte, geistig Bevorzugte geben könnte. Ist, so lautet das Raisonnement, der Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung aller Völker immer die niedere Stufe des Fetischismus und des Animismus oder Ahnendienstes, so

wird es bei den Kindern Israel eben so gewesen sein. Die ursprünglichen Auswanderer aus der chaldäischen Heimat, an deren Stelle die spätere Tradition die Gestalt eines Abrahams gesetzt hat, sind Götzendiener, Polytheisten, Fetischdiener gewesen; Beweis dafür sind die unwillkürlichen Eingeständnisse der Schrift vom Vorhandensein des Götzendienstes inmitten der geschichtlichen Periode, welcher Götzendienst nicht bloß von den Nachbarvölkern importiert, sondern als Erbstück der eigenen Vergangenheit anzusehen ist. Welche historische Bedeutung der Person des Mose zuzuschreiben sei, darüber schwanken die Ansichten inerhalb der modernen Schule einigermaßen; während auf der einen Seite zugestanden wird: „daß auf dem Berge Sinai durch Mose ein Bund geschlossen wurde, wird von altersher durch die sicherste Tradition einmütig bezeugt," wollen andere aus dem verhältnismäßig spärlichen und späten Gebrauch des Namens Mose in den prophetischen Schriften geradezu auf die Nichtexistenz eines Mose schließen. Jedenfalls ist die Gestalt Mosis im Dunkel gehalten, und der Einfluß, den er auf die späteren Geschicke seines Volkes ausgeübt, nicht sicher fest zu stellen; jedenfalls hat er nichts oder nur sehr wenig geschrieben. Irgendwie ist es gekommen, daß das Volk Israel seinen Gott, Jehova, als seinen Nationalgott angenommen hat, ob es denselben von den Aegyptern entlehnt, oder von den Kenitern, den Stammesgenossen von Mosis Schwäher Jethro entnommen, oder als babylonisches Erbe mitgebracht, oder bei den Kananitern vorgefunden hat, kann nicht ausgemacht werden. Jedenfalls, wenn auch keine eigentliche Bundesschließung zwischen dieser Gottheit und dem Volke stattgefunden hat, so ist doch mit der Zeit der Besitz der Jehovareligion das auszeichnende Charakteristikum für das Volk Israel geworden, wenngleich der ererbte Götzendienst sich noch immer mitschleppte, so daß etwa gesagt werden kann, die Religion Israels zur Zeit der Einwanderung in Kanaan war ein Gemisch von Jehovareligion und Götzendienst. Dieser sein Gott, Jehova, war für Israel zunächst sein Nationalgott in demselben Sinne, wie Kamosch und Milcom die Götter der Moabiter und Ammoniter waren, er war für sie i h r Gott, sie schätzten ihn höher als die Nachbargötter, gleichwie sie sich selbst für das überlegenste Volk hielten. Sie ließen sich unter den Kananitern nieder, allerdings teilweise mit grausamster Vergewaltigung, aber doch ging der Vertilgungsprozeß nicht so plötzlich vor sich, daß nicht allmählich eine Assimilation der religiösen Anschauungen und Gebräuche hätte stattfinden können. Sie übernahmen die Kultusstätten der Kananiter, wallfahrteten zu den Grabstätten der Nationalhelden derselben und übertrugen auf ihre eigenen Vorfahren die Ehre, welche jene ihren Lokalhelden zollten, und bildeten die Traditionen derselben nach ihren Ideen um. Allmählich im natürlichen Verlaufe setzten sich aus dem bunten Gewirr feste Niederschläge, vorherrschende Gewohnheiten wurden zum Gesetz, vorherrschende legendarische Traditionen wurden als Geschichte angenommen. Allmählich bildete sich der Gebrauch schriftlicher Aufzeichnungen. Das eigentliche Erblühen hebräischer Literatur wird erst in

die Periode von ca. 850—750 v. Chr. anzusetzen sein; geschrieben wurde wohl schon früher, aber kurz und undeutlich, man sparte an der Schrift. Früh auch entwickelte sich im Zusammenhange mit der Religion der historische Sinn des Volkes, die großen Taten Jahves oder Israels wurden besungen, die Lieder wurden zunächst mündlich überliefert, die Literatur begann mit der Aufzeichnung derselben, das „Buch der Kriege Jahvehs“ (Num 21) und das „Buch des Redlichen“ (Jos. 10) werden Liedersammlungen gewesen sein; dann ging man daran, Geschichte in Prosa zu schreiben, in den Büchern Samuelis und der Könige ist ein ziemlicher Teil dieser Historiographien, beruhend auf Urkunden und Familienerinerungen, enthalten; gleichzeitig entstanden auch schriftliche Gesetzsammlungen; später erfolgte die Aufzeichnung der für Geschichte gehaltenen Sagen über Patriarchen und die Urzeit, und zugleich das Auftreten einer schriftlichen Prophetie. „Warum“, heißt es bei Wellhausen, „haben Elias und Elisa nicht geschrieben, und warum hundert Jahre später Amos und Hosea? Das ist nur dadurch erklärbar, daß inzwischen aus einem unliterarischen Zeitalter ein literarisches geworden war.“

Die Propheten sind es gewesen, denen das Volk die Erhebung zu allmählich reineren religiösen Begriffen verdankt. Vor ihrer Zeit war, so zu sagen, das Ideal der israelitischen Nation ein rein nationales, der Besitz des schönen Landes und der Genuß seiner Güter der Inbegriff der von ihrem Gott ausgehenden Segnungen und zugleich der demselben zu leistende Dienst. Die Propheten zeigten dem Volke ein Ideal, dem sein wirklicher Zustand nicht entsprach. Um die Kluft auszufüllen, ward das Ideal zum Gesetz umgestaltet, dem die Nation sich anbequemen sollte, und um dem so entstandenen Gesetze höhere Autorität beizulegen, wurde sein Ursprung mit den geschichtlichen Erinnerungen oder Ueberlieferungen der nationalen Vergangenheit in Verbindung gebracht. So entstand ein Gewebe schriftlicher Ueberlieferung, das teils in unbewußt wirkender Tendenz, teils mit bewußter Absicht eben zu dem Zwecke zugeschnitten war, die Umkleidung für eine Gesetzgebung zu sein. Die geschichtlichen Berichte, wie sie in den Büchern in ihrer jetzigen Gestalt vorliegen, sind keine zeitgenössischen, zuverlässigen, sondern sie sind durch spätere Hände umgearbeitet, sie stellen eine Projektion späterer Ideen auf vergangene Zeiten dar. Erst vom achten Jahrhundert ab beginnen zeitgenössische Aufzeichnungen, und von da ab kommen uns allerlei literarische Werke zum Verständnisse der Geschichte zu Hilfe.

In Summa: Das „sogenannte“ mosaische Gesetz ist nicht die Grundlage, auf welche der religiös ethische Weckruf der Propheten sich stützt, sondern das Gesetz ist erst das Erzeugnis der Prophetie: nicht „Gesetz und Propheten“ ist die richtige Reihenfolge, sondern „Propheten und Mose.“ Das ist der Kern der modernen kritischen Auffassung der Geschichte Israels.

Von ihren ursprünglichen Voraussetzungen hat die Wellhausensche

Kritik Abstriche machen müssen infolge der archäologischen Funde, welche ein neues Licht auf die Kulturzustände jener Bildungszeit des israelitischen Volksleben geworfen haben. Ging man ursprünglich von der Voraussetzung aus, daß im mosaischen Zeitalter die Schreibkunst noch so gut wie unbekannt gewesen sei, so daß höchstens kurze in Stein gegrabene Inschriften in Gebrauch gewesen seien, so haben die Tontafeln von Tel el Amarna, die die Korrespondenz kananitischer Fürsten mit ihrem ägyptischen Oberkönige enthalten, gezeigt, daß auf dem Boden Kanaans zur Zeit des Auszuges der Gebrauch der Schrift in ausgedehntem Maße geübt sein muß. Ging man ursprünglich von der Voraussetzung aus, daß zur Zeit des Auszuges der Kulturstand des Volkes Israel ein so roher, seine geistige Entwickelung eine so niedrige gewesen sei, daß eine Gesetzgebung von solcher geistigen Höhe und Reinheit wie die mosaische in dieser Zeit gar nicht habe entstehen können, so hat die Auffindung der Gesetzsammlung Hamurabis aus Abrahams Zeit gezeigt, daß es schon Jahrhunderte vor Mose in einem den Israeliten stammverwandten Volke eine Kulturentwickelung gegeben hat, welche in Bezug auf die Entwickelung der gesellschaftlichen und politischen Zustände der israelitischen überlegen war. Ist es berechtigt, ohne weiteres die Stämme Israels als zuchtlose Nomadenhorden von dem Einflusse jener sie umgebenden Kulturen abgeschlossen zu denken?

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Grundanschauungen, der biblischen und der modernen, die sich von einem bloßen Wiederanhäufen absprechender Urteile unterscheidet, kann nur geführt werden, wenn ein neutraler Grund und Boden gefunden ist, auf dem die Vertreter der gegnerischen Anschauungen gemeinsam fußen können. Es handelt sich um die verschiedene Wertung der Pentateuchschriften als Geschichtsquellen. Der Streit kann so geführt werden, daß beide Parteien ihre Positionen gegenseitig zu erschüttern suchen, und in der Tat zur Erreichung dieses negativen Resultates ist nach beiden Seiten hin Material genug vorhanden. Der festeste Punkt, von welchem die Wellhausensche Theorie ausgeht, ist die Datierung des Deuteronomiums. Daß das im 18. Regierungsjahre des Königs Josia (621 v. Chr.) vom Hohenpriester Hilkia im Tempel aufgefundene Gesetzbuch unser Deuteronomium gewesen sei, und daß dieses eben um diese Zeit oder kurz vorher behufs Herbeiführung einer Reformation abgefaßt worden sei, gilt in jenem Lager als ausgemachte Tatsache, so daß man eigentlich sagen kann, daß mit der Erschütterung dieser mit großer Zuversicht geltend gemachten Behauptung der ganzen Argumentation der modernen Kritik das Fundament unsicher gemacht ist. Es ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen, aber nachweisen läßt sich allerdings, daß eben jene Behauptung doch nur eine auf schwachem Grunde stehende Hypothese ist, und daß der Inhalt des Deuteronomiums mit der Annahme seiner Auffindung zu Josias Zeit nicht recht harmonieren will. Der Bericht über die Auffindung des Gesetzbuches und die Reform des Josia wird von beiden Seiten als historisch

zuverlässig anerkannt; wir lernen aus demselben eben nichts als das, was dasteht, daß zu Josias Zeit ein Buch aufgefunden worden ist, dessen Inhalt dem damals lebenden Geschlechte großenteils neu und unbekannt war, das aber sofort bei seinem Bekanntwerden als Urkunde des göttlichen Gesetzes, als **das** Gesetzbuch (und somit wohl zugleich als eine von Mose stammende Schrift) anerkannt wurde. Ob dieses Buch nun aber das des Deuteronomium, oder das Bundesbuch, oder der Priesterkodex, oder der ganze Pentateuch gewesen sei, darüber gibt der Bericht keine sichere Auskunft, wir lesen nur, daß eine Verordnung über die Feier des Passahfestes darin enthalten gewesen sein muß, und können vermuten, daß das Buch nicht allzu umfangreich gewesen sein wird, wie denn die Reform des Josia sich hauptsächlich auf die nach Ausrottung des Götzendienstes wieder hergestellte legitime Feier des Passahfestes beschränkte.

Dem Bundesbuche Exod. 20—24, als einem Bestandteile der jehovistischen Geschichtsschreibung erkennt die moderne Theorie ein höheres Alter zu und verlegt seine Entstehung in die Zeit der ersten Blüte hebräischer Literatur, ungefähr zweihundert Jahre vor dem Deuteronomium; sie findet keinen Anstand, ihm dies höhere Alter zuzuschreiben, weil sie meint, daß in demselben noch kein Protest gegen den Höhenkultus enthalten sei, und daß die Praxis der früheren Zeit, in der theokratisch gesinnte Männer, ein Gideon, Samuel und Elias, ohne Bedenken auch an andern Orten als am Zentralheiligtume Altäre errichteten und Opfer darbrachten, durch das Bundesbuch ausdrücklich sanktioniert werde. Exod. 20, 24. Aber ist das nicht auch eine mehr an den Text herangetragene als demselben entnommene Behauptung? „Einen Altar von Erde mache mir," heißt es, „darauf du deine Brandopfer und Dankopfer, deine Schafe und Rinder opfern sollst, denn an welchem Orte ich meines Namens Gedächtnis stiften werde, da will zu dir kommen und dich segnen." Wo steht denn in diesem Texte geschrieben, daß überall Altäre errichtet werden dürften, und daß überall, wo man ihm Altäre errichte, der Herr dieselbe als eine Stiftung zum Gedächtnis seines Namens ansehe und segnend zu seinem Volke kommen werde? Liegt nicht vielmehr in den Worten wenigstens implicite die Forderung eines einheitlichen Zentralheiligtums? Nicht das Volk oder ein Teil desselben, noch ein Einzelner soll bestimmen, wo die Opfer dargebracht werden sollen, sondern Gott behält sich das Recht zur Erwählung eines ihm zu heiligenden Ortes vor. Natürlich mußte während des Wüstenzuges dieser Ort wechseln, und darauf ist auch Rücksicht genommen, indem der jedesmalige Altar aus dem einfachsten Material, das überall zu haben war, aus Erde oder unbehauenen Steinen, errichtet werden sollte, und insofern wahrt sich Gott das Recht, eine Vielheit von Altären zu erwählen, aber der Grundgedanke auch dieser Stelle ist offenbar derselbe, wenn auch nicht expliziert ausgesprochen, wie in Deut. 12: für **ein** Volk nur **ein** einheitliches Heiligtum. Stand also die Praxis des Volks und der Könige und der theokratischen Männer in Widerspruch mit dem Deutero-

nomium, so war der Widerspruch auch schon gegenüber dem Bundesbuche vorhanden.

Ebenso läßt sich dem Priesterkodex gegenüber die Schwäche der modernen Theorie nachweisen, indem Inhalt und Form desselben mit der Annahme seiner Abfassung durch die im Exil wohnende Priesterschaft nicht wohl vereinbar ist.

Auf der andern Seite hieße es doch aber auch nur Eulen nach Athen tragen, wollte man die Schwierigkeiten alle aufzählen, welche der mosaischen Abfassung des Pentateuchs in seiner jetzt vorliegenden Gestalt im Wege stehen, und welche die Entstehung einer solchen Theorie wie die Wellhausensche bei doch anerkannt gescheiten Leuten ermöglicht und veranlaßt haben. Ueberarbeitungen eines vorliegenden Grundstoffes, Erweiterungen und Hinzufügungen müssen entschieden stattgefunden haben, Belege sind zu zahlreich, um nachgezählt zu werden, nur beispielsweise seien die ersten besten herausgegriffen. Zu schweigen davon, daß doch Mose (Deut. 34) nicht seinen eigenen Tod und sein Begräbnis beschrieben haben kann, wird er wohl im vierzigsten Jahre nach dem Auszuge beim Hinweis auf die etwa ein Jahr vorher geschehene Verteilung des eroberten Ostjordanlandes an die 2½ Stämme von einer Anzahl Ortschaften haben sagen können, „sie werden die Dörfer Jairs genannt bis auf diesen Tag“? (Deut. 3, 14). Wird er haben sagen können, „die Edomiter haben die Urbevölkerung ihres Landes, die Riesen, vor ihnen her vertrieben, gleich wie Israel die Kananiter vertrieben hat“? (Deut. 2, 12). Wird er in seinem Abschiedsliede (Deut. 33, 4) haben singen können: „Mose hat uns das Gesetz geboten, dem Erbe der Gemeine Jakobs?“ Wie weit und wie lange aber diese Ueberarbeitungen, Hinzufügungen, Wiederholungen mit oder ohne Modifikation, fortgesetzt zu denken seien, wie früh oder spät der Zeitpunkt eingetreten, von dem ab die vorliegende Form der Schrift als unantastbar angesehen ward, das wird sich nicht genau bestimmen lassen.

So wird auf diesem Wege, bei Betrachtung der in Frage stehenden Schriftstücke selbst, der Streit zwischen der biblischen und der modernen Theorie immer nur vorwiegend ein negatives Resultat liefern, sie werden sich gegenseitig in der allzu großen Zuversicht erschüttern, mit der leicht extreme Positionen als ausgemachte Wahrheiten hingestellt werden.

Es ist noch auf eine Eigentümlichkeit oder Unvollkommenheit der hebräischen Spache hinzuweisen, welche in Bezug auf die Form der Berichterstattung manches erklärlich macht. Die hebräische Sprache hat kein Mittel zum Ausdruck indirekter Rede, sie muß sich überall der direkten Rede bedienen, und das gibt der Berichterstattung eine andere Färbung. Für uns kommt ein Unterschied in der Auffassung zum Ausdrucke, ob ich sage: Mose hat befohlen, man solle kein Schweinefleisch essen,“ oder ob ich sage: „Mose sprach: ihr sollt kein Schweinefleisch essen.“ Für den Hebräer ist nur die letztere Ausdrucksweise möglich, und um überhaupt den auf Mose zurückzuführenden Ursprung einer heiligen

Sitte zu bezeichnen, muß er sagen: „Der Herr sprach zu Mose," und: „Mose sprach zum Volke."

Einen Anhalt zu positiver Entscheidung für oder wider die moderne Theorie gibt die Betrachtung nicht der Pentateuchschriften selbst, sondern der Periode, in welche die ersten schreibenden Propheten, Amos und Hosea, fallen. (Diesen Gesichtspunkt nimmt insonderheit das oben zitierte Buch von J. Robertson ein.) Hier haben wir Berichte von Zeitgenossen über den damaligen Glauben Israels. Aus ihnen können wir nicht allein die Ideen der Schreiber selbst, sondern auch die Auffassungen und Gewohnheiten, die zu ihrer Zeit geläufig waren, herausfinden, und nicht bloß dies, sondern auch die Einflüsse der Vergangenheit, welche vorausgesetzt werden müssen, wenn die Zeiterscheinungen begreiflich sein sollen. Die erste Tatsache, die uns entgegentritt, ist die, daß wir uns in der Zeit dieser beiden Propheten, also ca. 750 v. Chr., in einer Zeit befinden, in der literarische Tätigkeit schon mannigfaltig entwickelt war. Es entstammen dieser Periode, wie von der Kritik zugegeben wird, die jehovistischen Abschnitte der Genesis, die Erzählungen der Taten des Elias und Elisa, wie sie später den Königsbüchern eingefügt worden sind, zwar nicht historischen Charakters, aber doch einer Verkörperung der Ideen jener Männer; ferner wird zugegeben, daß wir im Buche der Richter, abgesehen von späteren redaktionellen Zusätzen, eine ziemlich genaue Beschreibung der Zeit haben, die es behandelt, und daß die Bücher Samuelis, wieder mit Ausnahme von Zusätzen, gewisse Tatsachen aus der Tätigkeit Samuels und der ersten Könige zutreffend erzählen. Obschon demnach der literarischen Produkte jener Zeit nicht viele sind, sind sie doch mannigfaltig und geben Beweis genug, daß das Vermögen schriftstellerischer Arbeiten reich vorhanden war. Die Sprache hat eine gut entwickelte, vollendete Form erhalten, und sie war zum Medium schriftlicher Mitteilung jeder Art geworden. Das Vorhandensein solcher in ihrer Art vollendeten Schriften zeigt aber nicht bloß, daß Männer vorhanden waren, die so zu denken und zu schreiben verstanden, sondern auch, daß Leser vorhanden waren, die ihren Gedanken zu folgen vermochten. Der Stil des Amos und Hosea ist, abgesehen davon, daß einzelne Schriftsteller in jedem Volke in besonderer Weise als Klassiker hervorragen, schon eben so gut, als ihn die hebräische Sprache jemals erlangt hat; und die aus jener Periode uns vorliegenden Schriften tragen keineswegs die Anzeichen an sich, Erstlingsprodukte zu sein, wir stehen offenbar in dieser Periode nicht beim Beginn der literarischen und unterrichtenden Tätigkeit in Israel, und die Annahme, daß die Entwicklung von einem unliterarischen Zeitalter zu einem literarischen von solchem Reichtume im Verlaufe eines Jahrhunderts sich vollzogen habe, ist eine sehr unwahrscheinliche, noch dazu, da gar keine ausreichenden Motive für solch eine rapide Entwickelung angegeben werden können.

Durch ähnliche Schlüsse läßt sich beweisen, daß die betreffenden Werke als religiöse Produkte einen bedeutenden Grad religiöser Bildung voraussetzen. Wir, die wir an die geistige Sprache der Bibel

gewöhnt sind, können uns nur schwer vorstellen, welch eine lange Zeit zur geistigen Reife es für ein Volk bedarf, damit in seiner Sprache ein Wortschatz sich bilde, zum Ausdruck religiöser Ideen, wie sie von Amos und Hosea ausgesprochen sind. Die Geschichte der Mission gibt dazu veranschaulichende Beispiele. Es geht nicht an, zu sagen, daß Amos und Hosea die ersten waren, welche Ideen von solcher geistigen Tiefe und Reife aussprachen; was immer sie aussprachen, sie setzen voraus, daß sie verstanden werden, und verstanden wurden sie, wenn auch nicht beherzigt, und hieraus folgt, daß die Lehre dieser ersten schreibenden Propheten auf früherer Lehre beruht, daß sie Vorgänger gehabt haben müssen, wie sie denn sich ausdrücklich auf frühere „Propheten wie sie selbst" beziehen. Amos 2, 12; 3 ,7; Hos. 6, 7. Sie treten durchaus nicht als Religionsstifter, als Offenbarer von etwas Neuem auf, sondern sie behaupten, die wahre, von Anbeginn den Vätern geoffenbarte Religon zu verkündigen. Allerdings finden wir bei ihnen keine ausdrückliche Beziehung auf alte, heilige Schriften, sie nennen den Namen Mosis nicht, sie sagen nicht: „Denn also stehet geschrieben," aber sie setzen die Grundzüge der sittlichen Gesetzgebung als bekannt voraus und appellieren einfach an das Wissen und Gewissen des Volkes: „Ist es nicht also, o Haus Israel?" Es liegt auch in der Natur der Sache, d. h. im innern Charakter der prophetischen Schriften begründet, daß sie in ihren Mahnungen und Bußrufen mehr das Sittengesetz als das Zeremonialgesetz im Auge haben, daß sie einer unlauteren Veräußerlichung der Religion im Zeremoniendienst gegenüber geradezu die vergleichsweise Wertlosigkeit eines noch so gehäuften Kultus der sittlichen Bekehrung gegenüber aufs schärfste betonen. Aber geht denn daraus hervor, daß, wie die moderne Theorie behauptet, die ganze Kultusgesetzgebung den Propheten unbekannt oder von keiner autoritativen Bedeutung für sie gewesen sei? Dieser Schluß würde nur dann berechtigt sein, wenn in der mosaischen Gesetzgebung wirklich derselbe Sinn sich kund gäbe, den ein entartetes Geschlecht in dieselbe hineinlegte. Es ist wahr, die Propheten interessierten sich weniger für die rituelle Korrektheit bei der Darbringung der Opfer, als vielmehr für die Herzensstellung, die bei derselben ihren Ausdruck finden sollte, damit aber stimmen sie durchaus mit dem mosaischen Gesetze selbst überein. Es läßt sich in den Schriften der frühesten Propheten einerseits nichts finden, worauf sich die Schlußfolgerung bauen ließe, daß denselben irgend ein Teil der mosaischen Gesetzgebung unbekannt gewesen sein müsse, und anderseits positiv geht aus ihnen hervor, daß sie die Bekanntschaft ihrer Zeitgenossen mit den Grundzügen der mosaischen Gesetzgebung voraussetzen.

Ebenso steht es mit der Geschichte. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß sich in den prophetischen Schriften, die sich so ausschließlich mit den religiösen Zuständen ihrer Gegenwart beschäftigen, ein auch nur annähernd vollständiger Bericht über die Geschichte der Vergangenheit finden werde, aber das zeigt sich doch deutlich, daß das allgemeine Geschichtsbild, das die prophetischen Männer von der Vergangenheit ihres

Volks hatten, ein anderes war, als die moderne Kritik entwirft, und sie sprechen dabei nicht bloß ihre persönlichen eigentümlichen Anschauungen aus, sondern sie reden aus dem Bewußtsein ihrer Zeit, sie geben das Zeugnis der Generation, zu der sie reden. Die großen Marksteine der Geschichte Israels, die Befreiung aus Aegypten, die Führung durch die Wüste, die Eroberung Kanaans, die Reihenfolge göttlich geleiteter Männer, der Vorrang des Davidschen Hauses, sind Tatsachen, die von der damaligen Generation eben als Geschichte, nicht als Legende angesehen werden. Und die Andeutungen, die auf die Erzählungen aus der Patriarchenzeit hinweisen, Esaus Feindschaft gegen seinen Bruder (Am. 1, 11), die Nennung der „Höhen Isaaks" (7, 9), des Schadens Josephs (6, 6), der Hinweis auf die Zerstörung Sodoms (Hos. 11, 8), auf die Flucht Jakobs (12, 13), zeigen, daß nicht nur die einzelnen Umstände, sondern auch die zusammenhängenden Erzählungen, denen sie entnommen sind, dem Volke bekannt waren, und in homiletischer Behandlung als Grundlage für das prophetische Zeugnis verwertet werden konnten. In Summa, die von der Kritik als authentisch anerkannten Schriften der frühesten Propheten geben Zeugnis dafür, daß die Devise der modernen Kritik: „Der Prophet geht dem Mosaismus voran," unhaltbar ist, und daß es bei der alten Aufzählung „Moses und die Propheten" bleiben muß.

Der Offenbarungscharakter des Alten Testaments und seine mosaische Grundlage.

Von P. E. Holder.

Vorbemerkung des Verfassers.

Die vorliegende Arbeit will keine vollständige Behandlung sein, darum geht sie wenig auf die Details ein. Will man das, so muß man jedes Buch oder jede Periode der alttestamentlichen Offenbarung extra behandeln. Hier soll nur das Ganze von allgemeinem positivem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, in einer Weise, welche die andere Seite erst zu Wort kommen läßt, und nicht nur Behauptung gegen Behauptung stellt.

* * *

Der Kampf um den Offenbarungscharakter des Alten Testaments, womit der des Neuen Testaments eng zusammen hängt, hat eine solche Ausdehnung und Schärfe angenommen, daß viele Gläubige mit innerem Schmerz die Auflösung der christlichen Religion kommen sehen. Eine neue Phase des Kampfes hat der „Bibel-Babel-Streit" eröffnet, und in Betreff der populären Nachwirkungen übertrifft er wohl alles bisherige. Schon die Trias „Bibel, Babel, Bebel" zeigt das, nämlich die Ausbeutung des noch unreifen Problems von seiten der Sozialdemokratie und anderer Bibelfeinde.

Das Schlimmste bei solchen Kämpfen ist, daß viele vor der Zeit daraus Kapital schlagen, und unser halbgebildetes, modernes Publikum

so gerne nachspricht, was andere ihm vorsprechen, und weil es ihnen gefällt. Die Sache zu prüfen findet man nicht nötig, und die Bescheidenheit, seine Urteilsfähigkeit in dieser Sache für inkompetent zu halten, fehlt überhaupt solchen von der Bildung nur Angehauchten.

So viel steht fest, daß mit dem Zugeben babylonischen Einflusses, ja der Entlehnungen, der Offenbarungscharakter des Alten Testaments stark leidet, ja was man bisher Offenbarung nannte, wird zum genialen, monotheistischen Umbilden babylonischer Mythen, oder zur Herausschälung darin enthaltener ewiger Wahrheiten. Daß aber gerade in dem kulturell niedrig stehenden Judenvolk solche Männer aufkamen, die das vermochten, was die hochzivilisierten orientalischen Völker nicht konnten, wird auf eine göttliche Einwirkung (Wellhausen), oder aber auf den religiösen, israelitischen Genius zurückgeführt. Und dieser Genius soll an babylonischen Mythen seine Bildungsquelle gehabt haben.

Hören wir weiter, so wird uns Wunderbares als historische Tatsachen berichtet. Israel war ein Beduinenvolk, aus verschiedenartigen semitischen Stämmen zusammengeschweißt, roh und grausam, wollüstig und total sinnlich, welches von den kulturell hochstehenden Kananitern das Schlechteste annahm, sonst aber deren Kultur zertrat, auch von den benachbarten Phöniziern nur das Unmoralische annahm, wie z. B. Salomo die Polygamie und anderes. Ueberhaupt wären Jahve und Baal vor dem babylonischen Exil Namen für denselben Gott gewesen. Baal aber ist identisch mit dem babylonischen Bel oder Merodach. Die Kananiter sollen aber ihre Kultur und Religion von den Babyloniern überkommen haben. Sogar der Molochdienst sei ein Jahvedienst unter anderm Namen gewesen. Und dafür werden alttestamentliche Stellen, sogar prophetische verwertet, wie Micha 6, 7 und vor allem 2. Kön. 3, 27. Das in letzterer Stelle erwähnte Opfer des Erstgeborenen von seiten des moabitischen Königs sei dem Gott Israels dargebracht worden in der Voraussetzung der Identität Molochs mit Jahve.

Um es kurz zu machen, soll bewiesen werden, daß Jahve vor dem Exil nur israelitischer Nationalgott war, mit rein naturalistischer Auffassung und Identifizierung mit kananitischen Göttern Baal, Moloch (und des babylonischen Bel). Erst die Prophetie hätte aus dem Nationalgott einen Universalgott, aus dem natürlichen Verhältnis zwischen Jahve und dem Volk ein ethisches gemacht. Der erste Versuch, dieses Verhältnis gesetzlich zu regeln, sei das Urdeuteronomium (5. Mose 12—28) gewesen, welches von Propheten verfaßt, zu Manasses Zeit im Tempel verborgen, und vom Priester Hilkia unter Josia gefunden worden sei. Im Exil hätte es dann die jetzige Gestalt erreicht. Ihm folgte als das Werk der Priester der Priesterkodex nach der in Hesekiel 40—48 gegebenen Vorlage.

Wir wollen diese, die bisherige Ansicht auf den Kopf stellende Hypothese (denn eine solche ist es und weiter nichts, wenn auch der Pentateuch in seiner jetzigen Gestalt erst nach dem Exil redigiert worden wäre) nicht eingehend widerlegen, denn das würde selbst viele Bogen in beson=

derer Ausführung füllen. Hier soll nur davon geredet werden, wie eben diese genialen Propheten aus einem polytheistischen, sinnlichen Volk ein monotheistisches, religiöses, aus dem Naturgott Jahve einen heiligen Universalgott, und aus dem von Menschenblut triefenden Jahvedienst eine ethisch-humane Religion geschaffen hätten. Und auf dieser Bahn weiterschreitend, hätten dann die klugen Priester und die um ihr Vorrecht eifersüchtigen Zadokssöhne im sogenannten Priesterkodex einen wunderbar sinnvollen Kultus geschaffen, und es wäre ihnen gelungen, durch angebliche mosaische Autorschaft ihr Machwerk zur Geltung zu bringen, und die andern Leviten zu Kirchendienern zu degradieren, deren Väter Priester Jahves an den Höhenaltären waren. Wer das Alte Testament kennt, und vorurteilslos liest und studiert, wird die Unhaltbarkeit solch gewagter Hypothesen einsehen, und den biblischen Berichten mehr Glauben schenken, als der Wellhausenschen Geschichtskonstruktion.

Aber nun höre man weiter. Der Aufschwung der israelitischen Religion durch die Prophetie und besonders in und nach dem Exil hätte seine Ursache in dem Bekanntwerden mit der babylonischen Religion, wozu die im achten Jahrhundert beginnenden Kriegszüge der Assyrer und der Verkehr mit den Euphratländern die Voraussetzung bildete. Nun treten die Schriftpropheten allerdings erst in der assyrischen Periode auf, aber so am Anfang derselben, daß ein solcher Einfluß nicht vorangegangen sein kann, und auch nirgends sich Spuren der sich notwendig ergebenden kulturellen Einflüsse finden, sondern nur syrische. Amos weissagte schon unter der Dynastie Jehu; er straft alle benachbarten Völker, aber Assur tritt noch ganz zurück. Ja die Propheten, von Amos an bis zum Exil, bekämpfen den Götzendienst nicht als Verirrung, sondern Abfall vom Bund mit Jahve. Die Molochopfer werden als ein Scheusal gestraft und schwer bedroht; mit welchem Recht, wenn es aus Unwissenheit geschah? Die Zustände bei der Tempelreinigung im achtzehnten Jahr des Josia (2. Kön. 23) werden deutlich als die Greuel Manasses bezeichnet, und als etwas dem Jahvedienst so fremdartiges, daß die Entdeckungen selbst den König überraschen. Und was machen wir mit dem Kampf Elias gegen den phönizischen Baalsdienst im neunten Jahrhundert? Und warum wird David als Maßstab für die Stellung gewisser Könige zu Jahve genommen, wenn der Zustand unter Manasse kein Abfall, sondern ein Urzustand war? *Konnte denn nicht das Volk nach einer ausschließlichen Jahveverehrung* unter Samuel, Saul, David und Salomo, und noch vorherrschend unter den spätern Königen, *in den Polytheismus eines Ahas und Manasse verfallen?* Wenn das apostolische Zeitalter einem Mittelalter voranging, und das nachexilische mit echter Herzensfrömmigkeit und universalen Heilsgedanken einem verknöcherten Pharisäismus, ein Altes Testament einem Talmud, warum sollte ein Monotheismus und eine Ethik wie die der Davidischen Psalmen (deren Echtheit bestritten wird — auch eine Konsequenz), nicht im 10. und 9. Jahrhundert durch Samuel und David

stattgehabt haben? Ja, ohne diese Annahme sind die Propheten unverständlich, ungerecht und lieblos. Das Auftreten eines Elias wäre abstoßend schroff, wenn nicht bessere Zeiten vorausgegangen wären, ja wenn das Verhalten gegenüber Jahve nicht gesetzlich normiert gewesen wäre. Die in den Propheten zu Tage tretende Billigkeit und Liebe zu ihrem Volk ließe sich nicht damit vereinigen. Jes. 40, 2. Eine Erweiterung und Ueberarbeitung in späterer Zeit würde das nicht ausschließen, zumal, wenn es im Geiste des Originals geschah. Das im Tempel aufgefundene Buch unter Josia wird als das bekannte Gesetzbuch bezeichnet. Die Chronik nennt es das Gesetz, das durch Mose gegeben war. Daß der Chronikbericht vom Bericht des 2. Königsbuches abhängig ist, wird bei der Vergleichung sofort klar. „Das durch Mose gegeben" ist ein Züsatz des Chronisten. Ob der Chronist durchaus zuverlässig ist, lassen wir jetzt dahingestellt. Dagegen sind die Samuels- und Königsbücher als gute Geschichtsquellen anerkannt. Das Gesetzbuch im Sinne des Pentateuch oder nur der Priesterkodex (2. Mose 25—31; 35 bis 4. Mose 10, 28, und die Schlußgesetze im 4. Mose) hätte nicht können auf einmal vorgelesen werden. Es heißt auch nicht, daß er es ganz vorgelesen hätte, vielleicht eben nur die Fluchkapitel.

Ferner macht man das sonstige Schweigen der Bücher der Richter, Samuels und der Könige über das Vorhandensein des Gesetzbuches und gewisser mosaischer Ordnungen, wie Unterscheidung der Priester und Leviten, geltend. Nun wollen diese Bücher keine Kultur- oder Kultusgeschichte geben. Daß die mosaischen Ordnungen nicht recht gehalten worden sind, ja das Halljahr gar nicht, geben spätere jüdische Schriften selbst zu. Das Laubhüttenfest ist nach Nehemia 8, 17 seit Josuas Zeit bis unter Esra und Nehemia nicht gefeiert worden. Was beweist das? Daß es kein solches Gesetz gab, antwortet die Kritik. Wir sagen, das beweist nichts. Ein Abfall vom Gesetz ist inmitten heidnischer Nachbarn nur zu leicht möglich, besonders wenn ein König wie Ahab und Manasse voranging, und die Jahvepriester um des Brotes willen sich fügen mußten. Infolge der 52jährigen Regierung Manasses ist ein junges Geschlecht in diesen Greueln und Heidentum aufgewachsen und daran gewöhnt worden, was beim Schlechten nicht lange braucht.

Wenn der Chronist den König David als Organisator des Tempeldienstes, der Priesterschaft und der Tempelmusik darstellt, so muß auch dann ein historischer Grund die Veranlassung geboten haben, wenn auch sonst die Zuverlässigkeit des spät schreibenden Chronisten und seiner zum teil midraschischen Quellen nicht sehr groß wäre. Darüber soll hier kein Urteil gefällt werden, weil seine Begründung wie seine Widerlegung zu weitgehend wäre.

Besonders aber weisen die Davidschen Psalmen und die seines Zeitgenossen Assaph und anderer auf eine reine Jahveverehrung und ein innerliches, herzliches, echt from-

mes religiöses Leben hin, das, wenn auch in dieser Reinheit vereinzelt, in der allgemeinen Gottesfurcht jener Zeit seine Basis hatte. Dafür spricht auch der im Sinne einer Gemeinde redende Psalmist. Nun sagt uns eben die Kritik, David habe keine Psalmen gemacht, das in den Samuelsbüchern geschilderte Bild eines Banditenführers (!) passe nicht zu den tiefreligiösen Liedern. Kap. 22 im 2. Samuelisbuch sei vom Verfasser David zugeschrieben. Es ist ein Vorurteil, das zu der Behauptung führt, der David der Psalmen und der Samuelisbücher sei zu verschieden. Der fromme, gottergebene Charakter eines David tritt uns auch in den Samuelsbüchern, besonders im Gebet 2. Sam. 7, in der Buße in Kap. 12, und im Verhalten gegenüber Simei Kap. 16, entgegen. Sollte Leier und Schwert nur bei Moritz Arndt und Körner sich vereinigt haben? Wenn man die Psalmen David abspricht, bleibt er immer noch ein frommer Mann nach dem Herzen Gottes; und man muß die Samuelisbücher total verändern, wenn man einen Banditenführer herausbekommen will. Aehnlich verfährt die ultramontane Geschichtschreibung mit Luther; sollen wir Protestanten ihre Schüler sein? Nur der Geist der Verneinung vermag das. Und wie käme in aller Welt ein solcher orientalischer Despot dazu, das Ideal der Psalmendichter zu werden? Auch seine Frömmigkeit erklärt das noch nicht, wenn er dazu nicht fähig war. Kaiser Karl der Große war fromm und hat viel für die Befestigung der Kirche in Deutschland getan; aber niemand ist es je in den Sinn gekommen, ihn zum Verfasser von Gesangbuchliedern zu machen. Und in der Tat differieren die Davidschen Psalmen sehr von den als nachexilisch bekannten. Der individuelle Charakter tritt sofort hervor, auch die Lebendigkeit und Originalität im Vergleich zu den exilischen Klageliedern und nachexilischen Gemeindeliedern. Wenn Davidsche Psalmen Gemeindecharakter tragen, so dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß der zu individuelle Charakter und Stil zu Gunsten des Gemeindebedürfnisses verändert wurden. (Vgl. Ps. 18 mit 2. Sam. 22). Das erklärt auch das Vorkommen nachexilischer Ausdrücke und der Aramäismen in Davidschen Psalmen.

Die Davidschen Bilder sind oft gewagt, gar nicht nach der Schablone einer Theologie. Alles ist originales Selbsterleben Gottes, ohne systematische Reflexion. Und so steht es mit Davids Gottesdienstordnung. Wer hätte dem Kriegsmann solches zugeschrieben, wenn er nicht dazu fähig gewesen wäre; warum dann nicht dem Salomo, der doch in 1. Chron. 28 zu der messianischen Weissagung (2. Sam. 7) in Beziehung gesetzt wird. Das erklärt sich nur, wenn es so war. Wer hat je einen Chlodwig und Theodrich zu kirchlichen Organisatoren gemacht.

Haben wir die Notwendigkeit einer reinen Jahveverehrung zu Davids Zeit, also vor der Reichsspaltung im 11. oder 10. Jahrhundert v. Chr., wie sie in den Samuelisbüchern und in den Davidschen Psalmen (und Salomonischen Sprüchen) vor uns liegt, dargetan, so liegt

eine schriftliche legale Fixierung sehr nahe, denn sonst wäre alles nur für die Zeit Davids oder Salomos gewesen. So etwas kann aber nur durch eine gesetzliche Norm durchgeführt und erhalten werden; ja es hatte, wie der Verlauf zeigt, immer noch schweren Stand. War es nicht so mit der Herrschaft unbiblischer Lehren und Einrichtungen im Mittelalter, während die Bibel als kanonisch galt.

Samuel war der Mann oder Reformator, dem es, wie vor Esra keinem, gelungen war, das Volk zu Jahve zurückzuführen. Schon bei Samuel tritt uns die Abgötterei als Abfall entgegen, und die philistäische Unterdrückung als Strafe. Der Zustand der Richterzeit spricht so wenig gegen das Vorhandensein mosaischer Ordnungen, als die kaiserlose Zeit im 13. Jahrhundert gegen das Vorhandensein des römischen Rechts. Und das bei Josua erwähnte Gesetzbuch (Jos. 1, 7. 8), das er betrachten soll Tag und Nacht, sollte es wirklich ein Zusatz eines deuteronomistischen Redaktors sein? Bekanntlich eine sehr wohlfeile Art, solche unbequeme Notizen einem Redaktor zuzuschreiben, auch wenn der Stil vom andern nicht abweicht.

So kommen wir auf Mose, den aber nur unwissenschaftliche Leute sollen für den Gesetzgeber halten können. Wie konnten denn seine Institutionen in der späteren Zeit solcher Nichtbeachtung anheimfallen? Wir antworten, ebenso gut als die apostolischen Lehren im Mittelalter es konnten. Ein so der Menschennatur und dem gottentfremdeten Herzen unbequemer Zuchtmeister wie das Gesetz, mußte die heftigste Reaktion des natürlichen Herzens hervorrufen. Israels Geschichte ist eine Illustration der Geschichte jedes Herzens; ein trotziges und verzagtes Ding. Zudem war in jener Zeit es nicht möglich, jedem ein Exemplar zu geben, wie es sogar im Mittelalter noch nicht möglich war. In Israels ältester Zeit fehlte sogar das lokale Verlesen, wie später in der Synagoge und Kirche, sondern man war auf das Hören bei den Festen am Zentralheiligtum angewiesen. Das macht ein solches Zurücksinken in die Barbarei der Richterzeit sehr begreiflich.

Oehler weist in seiner alttestamentlichen Theologie auf einen wichtigen Umstand hin. Die Eigennamen seien nie mit Götzennamen zusammengesetzt, sondern mit El und Jah. Einige wenige Namen wie Jerubaal (Gideon), Eschbaal (Isboseth), 1. Chron. 8, 3), und Meribbaal (1. Chron. 8, 34, für Mephiboseth) beweisen nur, daß Baal ein hebräisches Wort ist und Herr bedeutet. Wie sollten Saul und Jonathan ihre Söhne nach dem phönizischen Baal geheißen haben, die doch gute Jahveverehrer waren. Saul war es noch bei Eschbaals Geburt. Diese Bezeichnung Baal (Herr) führte später zur Identifizierung Jahves und Baals, wie Hosea 2, 18 deutlich zeigt; dafür trat denn auch Adonai (mein Herr) als Plural Majestaticus in Gebrauch. Hosea 2, 18: Spruch Jahves: Du wirst mich nennen mein Mann, und nicht mehr mein Baal (Baali). Solche vertrauliche Zueignung fand denn auch in

dem unzweideutigen Adonai einen geeigneteren Ausdruck. Vgl. Gen. 18, 12. *Das Fehlen der mit Götternamen zusammengesetzten Namen zeigt, daß bei allem Abfall man sich doch nicht traute, ein Kind nach einem Götzen zu nennen, ein tiefgegründetes Bewußtsein des Unrechts, was eine in Mosis Zeit zurückgehende theokratische Ordnung voraussetzt.*

Wie kann aber aus einem solch niedrigstehenden, sinnlichen Volk (Sinnlichkeit und Religiösität treten oft zusammen auf) ein Mann mit einem solchen Gottesbegriff und solcher Ethik wie im Pentateuch und besonders im Deuteronomium hervorgehen? Nun war Mose ja ein ägyptisch gebildeter Mann; ein Genius kann auch in einem rohen Volk verborgen liegen, er bedarf nur der richtigen Umgebung und Erziehung. Das wird von Mose erzählt. Aber seine Einrichtungen und Lehren sind so *grundverschieden von den ägyptischen*, daß Schillers „Sendung Moses“ als abgetan betrachtet werden darf. Die *Diesseitigkeit des mosaischen Gesetzes* verbunden mit dem *erhabensten Gottesbegriff*, der *humansten Gesetze* ohne allen Kastenzwang *) der Aegypter, das kindliche Verhältnis des 5. Buches, welchen Kontrast bieten da die ägyptischen Geheimlehren, der Totenkult, die Seelenwanderung, das Gericht des Osiris. Bei den Aegyptern ist die Sünde mehr Verunreinigung, bei Mose Schuld, die blutige Sühne heischt. Man hat die blutigen Tieropfer auf die den semitischen Völkern gemeinsame Rohheit †) zurückführen, und darin einen Rest der früher üblichen Opferung des Erstgebornen erblicken wollen. Der Fall (2. Kön. 3, 27) wird von einem heidnischen König erzählt. Die Stelle Micha 6, 7 setzt nicht voraus, daß solches geschehen sei. Der Prophet nennt nur als das denkbar Beste, das ein Mensch hat Gott zu opfern, den erstgebornen. Schon die Erzählung Genesis 22 spricht dagegen, obwohl die Kritik darin einen Beweis sah. Das hieße eine tendenziöse Geschichte daraus machen, was der Erzählung ganz ferne liegt. Einzig steht Jephtahs Opferung seiner Tochter da; doch zeigt die Erzählung Jephtha's Ueberraschung durch das Unerwartete, und zeigt ferner, wie verbindlich man ein Gelübde hielt, und sollte darob das Herz bluten.

Daß gerade Israel als semitisches Volk von den andern Stammesverwandten den Moabitern, Ammonitern und den semitisierten Kananitern, (da die Bibel letztere zu den Hamiten zählt, ihre Sprache aber semitisch, der hebräischen am nächsten stehende ist, so haben wir sie für semitisierte Hamiten zu halten), dies voraus hat, ist ein Fingerzeig dafür,

*) Der Priesterstand ist im sozialen, bürgerlichen Leben nicht mehr als jeder Israelit. Nur in seiner Amtstracht steht er über den andern; anders in Aegypten, wo die Priester alles beherrschten, Politik, Kultus und Orakel.

†) Die hohe, humane Kultur in Babylonien wird auch durch die Nachwirkung der vorsemitischen (akkadisch-sumerischen) hohen Zivilisation erklärt, wie die südlichen Germanen durch die römische Kultur früher gesitteter wurden als die Nordgermanen.

daß Israels Religion und Kultus nicht das Produkt des semitischen Geistes war. Auch nicht Entlehnung und Vergeistigung des protochaldäischen (sumerisch-akkadischen) Religionsbegriffes, der blutige Opfer nicht gekannt haben solle, und göttliche Vergebung ohne Sühne kenne. Liest man aber diese akkadischen und sumerischen Hymnen und Beschwörungsformeln (Bileams Kunst), so brauchen sie für ihren oberflächlichen Begriff der Sünde und der Heiligkeit des höchsten Wesens keine solche Sühne. Wie ganz anders redet der von Jahve inspirierte Bileam. 4. Mose 22—24.*)

Vielmehr zeigt die feinsinnige Symbolik des mosaischen Kultus eine solche Erhabenheit des Gottesbegriffes und der Ethik, daß man sich von selbst sagen muß, das verhält sich zu den altbabylonischen Religionsbegriffen wie Sonnenlicht zum Sternenlicht. Das Verwandte in der Sintflutgeschichte und Schöpfung erklärt sich vollständig durch die Stammverwandschaft, welche die Sprachenverwandtschaft verrät, und die Heilige Schrift selbst berichtet. Arphachsad, der Sohn Sems, ist Stammvater der Chaldäer und Hebräer. 1. Mose 10, 21 ff. Von Eber soll die Bezeichnung Hebräer kommen, so nennt sich Joseph: „Der Herübergekommene (vom Euphratgebiet als über den Euphrat.)" Die Trennung des hebräischen Zweigs vom babylonischen ist wohl gemeint in 1. Mose 10, 25, wohl mit dem Turmbau in Verbindung stehend. Bei der großen innern Verschiedenheit der babylonischen und hebräischen Schöpfungsgeschichte, Paradies, Sintflut u. s. w., verschwindet die äußere Aehnlichkeit trotz manchem gleichen Wortlaut, was die verwandte Sprache erklärt, und vor allem die beiden zu Grunde liegende gemeinsame Tatsache. „Im Anfang war das Chaos," daraus sollen die Hebräer den ersten Vers der Bibel gebildet haben. Hier der ewige Schöpfer mit seinem allmächtigen Wort: „Es werde!" und dort das Chaos, und die sich befehdenden Götter. Daß in den babylonischen Berichten ein Mann und eine Frau geschaffen wird, liegt überhaupt nahe, sich zu denken, ohne Beeinflussung von einander. Daß der Mensch in Babylonien Adamu heißt, erklärt sich aus der gemeinsamen Ursprache. Uebrigens sind die Adamu eine schwarze Rasse im Gegensatz zu der weißen, den Sarku, welche mit den Elohimssöhnen in Genesis 6 identisch sein

*) Alt-babylonische Bußformel. 4000 vor Chr.

Der Büßende spricht:

„Zu dem Herzen dessen, der gesündigt, sprichst du Worte des Segens;
Du schaust auf den Menschen und der Mensch lebt,
O Herrscher der Welt. Herrin der Menschheit,
Du Barmherzige, deren Vergebung ist bereit, die annimmt das Gebet."

Der Priester unterbricht:

O Gott und Mutter Göttin, die du ihm zürnst, er ruft dich an;
Wende dein Gesicht zu ihm und nimm seine Hand.

Der Pönitent fährt fort:

Ueber dir, o Gott, habe ich keinen Führer;
Immer sieh auf mich und nimm an mein Gebet,
Wann, o meine Gebieterin, wird dein Antlitz sich in Gnade kehren?
Gleich einer Taube trauere ich, von Seufzern lebe ich.

Anm. Psalm 51 und 32 haben wohl verwandte sprachliche Wendungen, aber einen Begriff eines heiligen Gottes, einen tieferen Sündenbegriff.

sollen. Die Schlange im Paradies soll der Drache sein, der aus dem babylonischen Chaos aufstieg als Verkörperung des Geistes des Chaos. Dieser wurde schon bei der Schöpfung den Göttern gegenüber gestellt. Diesen Drachen traf der Fluch, weil er die Menschen zur Sünde verleitete. „Weisheit und Kenntnis (Sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist) sollen dem Menschen schaden, er soll Familienstreit haben, der Tyrannei unterworfen sein, er wird erzürnen die Götter, er soll nicht essen die Frucht seiner Arbeit, er soll enttäuscht werden in seinen Wünschen, er soll nutzlose Gebete ausstoßen, er soll Mühsal haben an Leib und Seele, er soll auch in Zukunft sündigen." — Wer bewundert da nicht die Schlichtheit und Erhabenheit von Genesis 3, wo der Fluch zugleich zum Segen wird, und eine Erlösung verheißen wird. *Väterliche Gerechtigkeit und Liebe verbinden sich, den Fluch erträglich zu machen.* Warum hier die Schlange ohne Andeutung des bösen Geistes, wenn der babylonische Sündenfall das Original sein soll? Wie kommt die Genesis zu solcher erhabenen Umgestaltung des babylonischen Chaos, wenn sie es entlehnt hat, und warum so abweichend? Ja der hebräische Geist hat dem der babylonischen Mythologie entnommenen Stoff solche Form gegeben, um eine adäquate Einkleidung der darin enthaltenen ewigen Wahrheiten zu schaffen. Das waren die Propheten, welche in das babylonisch-kananitische Chaos und den Synkretismus der vorexilischen Zeit Licht und Ordnung brachten. *Aber warum konnten nur aus dem Judenvolk solche Religionsgenien hervorgehen?* Die so beliebte Evolutionstheorie läßt sich auf das religiöse Gebiet schlecht anwenden. Ueberall ein Zurücksinken in Aberglauben, ein reines Erkennen nur bei wenigen, deren Worte und Werke mehr bewundert als verstanden werden. *Nur der israelitischen Religion ist es gelungen, im internationalen Christentum zur Weltreligion zu werden, und wie keine andere Religion in die Entwicklung der Geschichte der Menschheit umgestaltend und erneuernd einzuwirken,* und sich wie ein Phönix aus seinem Verfall aus sich selbst sich zu erneuern (Reformation). *Wie kamen die Propheten dazu? Durch Offenbarung,* lautet die Antwort noch aus vieler Mund. Und es ist auch der einzige vernünftige und befriedigende Erklärungsgrund. *Wenn eine sittlich hochstehende Persönlichkeit, wie Jesaja oder Hesekiel und alle Propheten, sagen: „Spruch Jahves," wer will das umstoßen.* Sie haben es geglaubt, und dabei waren sie klar und logisch, ihre Zeit verstehend, daß man ihnen solche Selbsttäuschung oder Schwärmerei nicht zutrauen darf. Kein apogryphisches Buch *) redet so. „So spricht der Herr," wer hat das je von sich gesagt, ohne zu schanden zu werden.

*) Sie legen ihre Apokalyptik andern in den Mund, wie das Henochbuch. Sie wagen nicht, sich für Propheten auszugeben, weil eben ein gefährliches Wagnis, bei sittlich hochstehenden Personen psychologisch undenkbar Bei Muhammed ist die Offenbarung durch Gabriel vermittelt; hier unmittelbar.

Aber nun sagt man, die Propheten waren inspiriert, aber vor ihnen waren nur die dem hebräisch-semitischen Geist ureigenen Wahrheitsmomente in abergläubischer Hülle vorhanden, wozu das reinere babylonische Element hinzutrat, und dann erst fand die Ausschälung der Wahrheitsmomente und ihre Neuformierung durch die Prophetie schrittweise statt. Wir haben das am Anfang schon zurückgewiesen.

War eine Inspiration bei den Propheten möglich, warum nicht schon bei Mose und David. (Gesetz und Psalmen)? Ist es nicht eine Entwürdigung der Offenbarung, ihr solchen Anfang anzudichten? Ist es nicht viel erhabener und Gottes würdiger, schon im Paradies zu beginnen, ja schon die Schöpfung unter diesen Gesichtspunkt zu stellen, wie es in der Tat in der Genesis geschieht. Das alles steht aber so ungekünstelt da, nicht systematisch angeordnet, sondern wie von einer höheren Hand geleitet, ohne absichtliches Wollen der Verfasser, und doch von einem Geist durchweht, und einem Grundgedanken beherrscht: den gefallenen Menschen seiner Bestimmung entgegenzuführen. Diesem großen Endzweck dient Israels Vorgeschichte und Führung, Gesetz und Prophetie. Da ist alles so ganz dem jüdischen Geschmack und Nationaldünkel zuwider, wie einem Jona Ninives Rettung.

Die Möglichkeit der Inspiration überhaupt zugegeben, was selbst extreme Kritiker tun, und bei den Propheten sich als notwendig ergebend, was hindert uns, eine Offenbarung durch Mose gelten zu lassen? Ja, auf seiner Grundlage stehen die Propheten. „Kein Prophet stand hinfort mehr auf wie Mose.“ (5. Mose 34, 10; 2. Mose 33, 11; 4. Mose 12, 6—8.) Und wer will die Erscheinung Moses auf dem Verklärungsberg als nichtssagende Vision deuten? Warum hat man Mose zum Gesetzgeber gemacht, wenn er nur ein Volksführer war? Warum denn nicht den Kriegshelden Josua verherrlichen, der das Volk ins Land Kanaan brachte? Eine Gestalt, wie der in den historischen Partien des Pentateuch gezeichnete Mose, kann nicht erfunden werden, noch weniger absichtslose, sagenhafte Ausbildung eines historischen Kernes sein, sondern eine wirkliche Erscheinung, schon seine Person ein Zuchtmeister auf Christum.

Daß der ganze Pentateuch in seiner uns überlieferten Gestalt von Mose verfaßt sei, dagegen spricht schon der jedem leicht auffallende verschiedene Stil, die vielen, beinahe wörtlichen Wiederholungen und solche Stellen, die sehr differieren, die konsequente Weglassung des Gottesnamens Jahve in gewissen Kapiteln der Genesis, selbst da, wo Jahve in den Zusammenhang besser paßte, wie Kap. 17 und 22, wo es sich um das Bundesverhältnis handelt. Doch ist ein offenbarer, unlösbarer Wi-

derspruch nicht vorhanden, sondern doch ein Grundgedanke: Ihr sollt heilig sein, denn ich (Jahve) bin heilig. Eine Weiterbildung der Gesetze durch die Verhältnisse geboten im Geist und Sinne Moses, ist nicht ausgeschlossen, ja sehr wahrscheinlich; die Uebereinstimmung mit der mosaischen Grundlage berechtigte nach antiker Anschauung vollauf, auch solche Gesetze Mose in den Mund zu legen.

Halten wir die Offenbarung Gottes in Christo fest, so müssen wir die Moses und der Propheten gelten lassen. Christus glaubte daran, und stellt Moses als Zeugen für ihn seinem Volk gegenüber. Mit der von Christus bezeugten Offenbarung des alten Bundes als der Schrift katexochen (κατ' ἐξοχήν), dem Ausdruck des göttlichen Willens, steht und fällt auch so ziemlich seine eigene. Aber die Wahrheit ist ewig, und keine Kritik stößt sie um. Die Schrift beweist sich als Gottes Wort vermöge der am Menschenherzen sich bezeugenden, ihr innewohnenden Gotteskraft. Nicht Moses und Jesajas Autorschaft, sondern, wie Luther schon erkannte, das jeder Schrift innewohnende Geisteszeugnis in seiner Identität mit dem Evangelium Jesu Christi zwingt uns zur Anerkennung der Autorität der Schrift. „Was Christus treibt, ist apostolisch, und wenn's ein Judas und Hannas geschrieben hätte, was aber Christus nicht treibt, ist nicht apostolisch, und wenn's gleich St. Paulus und Petrus lehrten." Diesen freien Standpunkt des großen Reformators hat man nach ihm nicht mehr verstanden, zum Nachteil der Kirche. Möchte die Kritik uns vielmehr antreiben, das Alte Testament einmal gründlich zu studieren, und trotz kritischer Anschauung werden wir darin erkennen: geistdurchhauchte Schrift, γραφή θεόπνευστος.

Der Bibelstreit wird manchen Zweifel hervorrufen, aber auch zur Klärung veralteter, unhaltbarer Begriffe beitragen, die nicht aus der Schrift genommen, sondern hineingetragen sind. Möchte das hier Gebotene eine Anregung geben, das Alte Testament so zu lesen, daß sein Offenbarungscharakter in die Augen springt. Wir können durch menschliche Beweisführung nicht viel erreichen. Aber dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Ausgrabungen in Palästina.

Der bekannte Palästinaforscher Professor Dr. Sellin aus Wien läßt es sich zurzeit angelegen sein, in Constantinopel einen Ferman für Ausgrabungen auf dem Boden des alten Jericho zu erwirken. Je nach dem Ausfall seiner Bemühungen will er dann in diesem oder im nächsten Jahre an die neue Aufgabe herantreten. Ueber die bisherigen Ergebnisse der Palästinaforschung berichtete Professor Sellin kürzlich in einem

zu München gehaltenen Vortrage. Da in der „Kölnischen Zeitung“ im November 1902 aus Sellins eigener Feder ein längerer Aufsatz über seine ersten Grabungen im alten biblischen Taanach erschienen ist, so möge aus dem erwähnten Vortrage bloß einiges hervorgehoben werden, was jüngeren Datums ist. Haben ja auch die Ausgrabungen auf dem Boden Palästinas erst in den letzten Jahren größere Erfolge aufzuweisen gehabt. Zwar haben die Engländer schon 1861 und der Deutsche Palästinaverein 1884 in Jerusalem zu graben begonnen.

Aber obwohl die englischen Genieoffiziere ein Stück der davidisch-salomonischen Stadtmauer freilegten, entsprach das Ergebnis durchaus nicht den gehegten Erwartungen. Es erklärt sich das leicht, wenn man berücksichtigt, daß der größte Teil des alten Jerusalems auch heute von Häusern bedeckt ist oder zu muhammedanischen Heiligtümern gehört. Größere Erfolge wurden erst erzielt, als sich die Engländer 1900 von Jerusalem weg den Ebenen und zwar zunächst der südwestlichen zuwandten, wo sie nach Durchforschung anderer Trümmerstätten seit 1902 mit der Ausgrabung des alten Gezer beschäftigt sind. Es wurde dabei eine Tafel mit babylonischer Keilinschrift gefunden, die eine wesentliche Ergänzung der vielgenannten Tel Amarna-Briefe darstellt. In der Erwägung, daß das Gebiet des alten Israel kulturell höher gestanden hat als das Judas, hat sich Sellin nördlich von Jerusalem die Megiddoebene ausgewählt, wo er seit 1902 mit der Aufdeckung des an der alten Karawanenstraße von Babylon nach Aegypten gelegenen Taanach beschäftigt gewesen ist. Der Deutsche Palästinaverein folgte Sellins Beispiel, indem er seit dem Frühjahr 1903 durch Dr. Schumacher Ausgrabungen auf dem Boden der alten Festung Megiddo veranstalten ließ.

Aus den erwähnten Ebenen ragen bis zur Höhe von 20 oder 30 Meter grüne Anhöhen empor, die sowohl äußerlich als auch bei der Durchforschung in ihrer inneren Schichtung durchaus dem berühmten Hügel von Troja ähneln. Es sind das die Ueberreste der alten kanaanitischen Städte, deren heutige Namen bisweilen noch an die altbiblischen anklingen. In Taanach fand Sellin übereinander fünf Burgen, nämlich zwei kanaanitische, eine früh-israelitische, eine spät,israelitische und eine arabische. Von den ausschließlich aus Lehm erbauten und durchweg sehr kleinen Privathäusern ist bloß der Fußboden erhalten, auf dem aber gelegentlich sehr interessante Dinge gefunden wurden. Kanaanitische und israelitische Bauwerke können sowohl nach der Verschiedenheit der Bauart als nach den allenthalben gefundenen Gefäßscherben scharf von einander geschieden werden. Die kanaanitischen Vorgänger der Israeliten verwandten als Baumaterial polygonale, also nicht viereckig behauene Steine, die in der Weise etagenförmig gelegt wurden, daß die höheren Schichten gegenüber den unteren nach innen zurücktraten. Die Israeliten haben ihre Steinblöcke viereckig behauen, aber blos an den Rändern, nicht dagegen, wenigstens nicht nach außen hin, in der Mitte.

Die seit der Zeit des Herodes sich findenden römischen Nachahmungen dieser Bauart sind von den altisraelitischen Bauten leicht zu unterscheiden. Auch die kanaanitischen und israelitischen Scherben sind nach

Material, Form und Schmuck stark verschieden. Die Krüge der Kananiter verlaufen nach unten in eine Spitze, so daß sie nicht ohne weiteres auf den Boden gestellt werden konnten, wie ähnliches in derselben Gegend noch heute bisweilen vorkommt. Hinsichtlich der geschichtlichen Ergebnisse haben sich nun die anfänglichen großen Erwartungen nicht erfüllt. Inschriften Davids oder Salomos sind nicht gefunden worden. Aber man muß berücksichtigen, daß außer der berühmten Inschrift des Königs Mesa von Moab, und außer der 1880 von Baurat Schick im Siloahkanal gefundenen Inschrift bis vor kurzem kein Denkmal in althebräischen Lettern vorhanden war. Aber die Deutschen fanden 1904 in Megiddo ein kleines Jaspis-Siegel, das über einem babylonischen Löwen die althebräische Inschrift trägt: „Gehörig Schima, dem Diener Jerobeams." Es kann sich wohl bloß um einen Beamten des israelitischen Königs Jerobeam II. handeln, der von 785 bis 742 v. Chr. regiert hat. Sellin war beschieden, aus den Trümmern von Taanach 12 mit Keilinschrift bedeckte Tontafeln, darunter sechs oder sieben wohlerhaltene herauszuholen. Es sind Verzeichnisse wahrscheinlich militärischen Inhalts und in babylonischer Sprache abgefaßte Briefe an den kanaanitischen Priesterfürsten von Taanach, darunter einer von religionsgeschichtlicher Bedeutung, der seinem Wortlaute nach im Alten Testament stehen könnte.

Eine Opferstätte in Taanach zeigt eine zu einer Höhle verlaufende Rinne, von der Sellin annimmt, daß sie den in der Höhle vermuteten Göttern das Blut der Opfertiere habe zuführen sollen. In großer Zahl sind bei allen Ausgrabungen Amulette, Ringe und heilige Steine gefunden worden, wie das Alte Testament sie erwähnt. Zahlreich sind auch nicht bloß aus vor-israelitischer, sondern auch aus späterer Zeit die babylonischen, ägyptischen und kanaanitischen Götterbilder, unter denen die unbekleidete Astarte überwiegt, während von einer auf einem Fabeltier reitenden männlichen Figur bloß gemutmaßt werden kann, daß sie Baal vorstellen soll. Religionsgeschichtlich am wichtigsten ist ein von Sellin aus vielen Bruchstücken zusammengesetzter israelitischer Räucheraltar, dessen Skulpturen, darunter die Cherubim mit Menschenköpfen und Löwenleibern, manche biblische Ausdrücke veranschaulichen.

Die Deutschen haben aus kanaanitischer, und die Engländer auch in seltenen Fällen aus israelitischer Zeit viele Anzeichen von Kinderopfern und von den in der Bibel erwähnten Bauopfern vorgefunden. Um einen Altar herum fand Sellin die Reste von etwa 40 Kindern, die anscheinend in Tonkrüge gesteckt und durch aufgeschüttete Erde erstickt worden sind. Die Art, wie menschliche Körper unter den Toren oder Eckfsteinen neuer Bauten eingemauert worden sind, läßt kaum daran zweifeln, daß es sich hier nicht um Beerdigungen, sondern um Opfer handelt. Merkwürdig ist bei den Inschriften die Wiederkehr aus der Bibel bekannter Namen. Der Engländer Macalister entdeckte auf zahlreichen Krughenkeln vier als Stempel dienende Namen, die aus den Geschlechtsregistern in den Büchern der Chronika bekannt sind. In Gezer

fand man zwei aus dem siebenten Jahrhundert stammende Tontafeln, die in babylonischer Keilschrift echt jüdische Namen, wie Nathan, nennen. In kultureller Hinsicht scheinen von alters her nicht bloß ägyptische, sondern auch mykenische Einflüsse wirksam gewesen zu sein. Erinnert doch manches Kleingerät aus Gezer, Taanach, Megiddo ganz und gar an die in Troja, Mykenaer Tiryns gemachten Funde.

(Evang. Zeitsch.)

Rede gehalten beim gemeinschaftlichen Reformationsfest in St. Louis, Mo., 1905.

Von P. A. Fischer.

Hebräer 13, 7.

Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Als die Zeit erfüllet ward und das Volk Israel lange genug unter dem Joche des Gesetzes geseufzet hatte, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete. Und wiederum als die Zeit erfüllet war, und die römische Christenheit im Mittelalter unter den Satzungen ihrer Kirche seufzte, sandte Gott Reformatoren mit der frohen Botschaft: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Dieser treuen Gotteszeugen, welche den Schutt der Irrlehren und Menschensatzungen entfernten, damit die wahre Gestalt der Kirche Christi wieder offenbar werde, wollen wir heute bei dieser gemeinschaftlichen Reformationsfeier gedenken. Nicht wollen wir Heilige aus ihnen machen, etwa einen Sankt Martinus oder einen Sankt Philippus, sondern wollen diese Werkzeuge in der Hand des Höchsten zu unserm Vorbild nehmen, und wie sie im Wort und Wandel, im Leben und im Sterben fest gegründet waren im Worte Gottes, so wollen wir uns gründen auf diesen ewigen Fels.

Lasset uns der Reformatoren gedenken, indem wir Treue beweisen gegen Gottes Wort, 1. welches sie uns wieder gaben, 2. nach welchem sie selbst lebten und 3. auf welches sie auch starben. Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß die Christen zu Beröa täglich in der Bibel forschten und suchten. In den Jahrhunderten vor der Reformation aber war Gottes Wort teuer geworden. In den Christenhäusern war keine Bibel zu finden. Millionen von Christen hatten gelebt und waren gestorben, welche nie eine Bibel gesehen, vielweniger gelesen hatten. Wie groß war Luthers Erstaunen, als er im Jahre 1503 in der Bibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel fand. Bisher hatte er immer geglaubt, die Bibel bestände nur aus den Evangelien und Episteln, wie sie sonntäglich in den Kirchen verlesen werden. Nun las er und forschte in der Bibel. Im Jahre 1512 wurde er Doktor der Heiligen Schrift und schwur, sein lebenlang Gottes Wort zu studieren, zu lehren und zu verteidigen. Nach und nach erprobte er

die göttliche Kraft der Heiligen Schrift an seinem Herzen und erlebte an sich selbst eine Reformation.

Fest gegründet im Worte Gottes konnte er im Jahre 1517 dem Ablaßkrämer Tetzel entgegentreten, konnte in den nächsten Jahren mit den gelehrtesten Kardinälen, Kammerherrn und Professoren der römischen Kirche erfolgreich disputieren, konnte seine drei epochemachenden Reformationsschriften, betitelt: „An die kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen" in alle Welt hinausschicken. Fest gegründet im Worte Gottes konnte er im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Reich hintreten und sagen: Es sei denn, daß ich mit klaren Zeugnissen der Heiligen Schrift überwiesen werde, kann und will ich nicht widerrufen.

Aber Dr. Martin Luther behielt diesen Schatz des göttlichen Wortes nicht für sich allein. Mit Gleichgesinnten und Gleichbegabten übersetzte er die Bibel in die deutsche Sprache. Schon im Jahre 1522 erschien das Neue Testament und im Jahre 1534 die gesamte Bibel in der leicht verständlichen neuhochdeutschen Schriftsprache. Die Lutherbibel schlang ein Band um die Deutschen im Norden und im Süden, und gab ihnen eine gemeinsame Sprache. In der Prosa eines Herder, Göthe, Schiller, Arndt und anderer begegnen wir dem Einflusse des lutherischen Uebersetzungswerkes.

Nun haben wir das feste, prophetische Wort und tun wohl, wenn wir darauf achten. Wir haben es nicht nur in der lateinischen und deutschen Sprache, sondern auch in ungefähr 400 Sprachen und Dialekten. Die Bibel kann darum mit Recht „das Buch der Völker" genannt werden. Die Bibel ist so billig zu haben, daß ein jeder evangelische Christ seine eigene Bibel haben sollte. So laßt uns denn das Andenken der Reformatoren vor allem dadurch ehren, daß wir uns den Besitz einer Bibel sichern.

Aber das ist noch nicht genug. Die Reformatoren haben auch 2. nach dem Worte Gottes gelebt. Es würde zu weit führen, wollte man hier das private und amtliche Leben der Reformatoren eingehend schildern. Sie suchten und fanden Nahrung für ihr Glaubensleben im lieben Bibelbuch. Nur weil sie ihr ganzes Leben nach dem Inhalte des Wortes Gottes einrichteten, wurden sie nicht fortgerissen von der Schwärmerei der Wiedertäufer und des Bauernkrieges. Nur weil sie die Heilige Schrift als die alleinige Richtschnur für ihr Handeln gebrauchten, verwarfen sie die sogenannten „evangelischen Ratschläge", nach welchem der ehelose Stand als ein Grad höherer Heiligung gilt, als der eheliche, und verheirateten sich. Weil die Reformatoren in der Heiligen Schrift fanden, daß Jesus Christus nur zwei, nicht sieben Sakramente eingesetzt hatte, beachteten sie nur zwei. Und wiederum, weil sie fanden, daß Jesus bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls seinen Jüngern auch den Kelch reichte mit den Worten: „Trinket alle dar-

aus", sahen sie in der Kelchentziehung der römischen Kirche eine Verstümmelung des Sakraments und reichten auch den Wein.

Die Reformatoren haben nach dem Worte Gottes gelebt. Wollen wir ihr Andenken ehren, so müssen wir unser Leben auch nach dem Wort Gottes einrichten. Es gibt heutzutage so viele Christen, die lassen ihre Bibel verstauben oder legen sie hübsch beiseite.

Lieber evangelischer Glaubensgenosse! Nimm dein Bibelbuch und

„Lies dich immer mehr hinein,
Schlag auf darin dein Kämmerlein,
Und lies dich immer mehr heraus,
Mach dir ein wahres Bollwerk draus."

Als DeWet, der bekannte Feldherr im Burenkriege, gefragt wurde, ob er auch läse, antwortete er: „O ja, fast alle Tage die Bibel." „Sonst nichts?" sagte der Fragesteller. „Nein, ein echter Bur liest nichts anderes," war die Antwort. Lasset uns die Heilige Schrift täglich lesen, dann wird sie unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege werden.

Es gibt heutzutage aber auch viele, die den gewaltigen Unterbau der Bibel zu durchwühlen und umzureißen suchen. Ganze Bibliotheken voll sind schon geschrieben, Wissenschaften sind dazu benützt worden, um zu beweisen, daß die Heilige Schrift nicht wahr sei. Aber Gottes Wort behält den Sieg; des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit! Lasset euch darum von dieser gefährlichen Bibelkritik nicht das Ziel verrücken, sondern wir wollen mit den ehrwürdigen Vätern unserer teuern evangelischen Synode die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments als die alleinige und untrügliche Richtschnur unsers Glaubens und Lebens anerkennen. Dann sind wir echte Kinder der Reformation. Dann können wir auch so glaubensfreudig und heilsgewiß in die selige Ewigkeit gehen, wie die Reformatoren. Denn

3. sie starben auch im Glauben an das Wort Gottes.

Manche freche Römlinge haben sich erdreistet, ihren Gläubigen zu sagen, daß der deutsche Reformator Dr. Martin Luther als ein Selbstmörder gestorben sei. Das kann nur der sagen, welcher die Reformationsgeschichte nicht lesen will. Dr. Martin Luther ist am 18. Februar 1546 zu Eisleben im festen Glauben an seinen Gott und mit dem Psalmenwort: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände" auf den Lippen hinübergegangen in die selige Ewigkeit. Merkwürdigerweise starb Luthers treuer Kampfesgenosse, Philipp Melanchthon, mit denselben Worten. Gefragt, ob er noch etwas wünsche, antwortete er: „Nichts, als den Himmel." Ulrich Zwingli, in der Schlacht bei Kappel tötlich verwundet, starb mit den Worten: „Wes Unglück ist dieses. Den Leib können sie wohl töten, die Seele aber nicht." Calvin wiederholte in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens die Worte: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Heil."

Wer so, wie die Reformatoren, stirbt, der stirbt wohl. Wollte Gott,

wir gingen alle so heim wie diese treuen Gotteszeugen. Wir können es, wenn wir das heilige Erbe der Reformation, das liebe teure Bibelbuch, fleißig lesen, unser Leben danach einrichten und dem Glauben unserer Väter nachfolgen. Amen.

Katechetische Skizze über das erste Gebot.

P. G. Fr. Schütze.

Praktische katechetische Hilfsarbeiten zu schreiben, ist für unsere Verhältnisse ungemein schwierig. Künstlich ausgearbeitete Wechselgespräche erfüllen ihren Zweck nie. Dort, wo die Volksschule durch achtjährigen, täglichen Religonsunterricht dem Konfirmandenunterricht vorarbeitet, darf man schon eher erwarten, daß die Katechumenen dem Gedankengang des Katecheten zu folgen vermögen, besonders wenn der Katechet die Entscheidungsfragen, bei denen das Kind Ja oder Nein antworten muß, so viel als möglich vermeidet und sich an die sogenannten „W"-Fragen hält. Nicht aber so bei uns, wo die Kinder in den Unterricht meist ohne irgend welche Vorbildung eintreten. Da kann und darf man nicht zu einfach und kindlich — (wohlverstanden, nicht kindisch) — sein. Es ist deshalb alle katechetische Hilfsarbeit darauf zu beschränken, daß man den Gedankengang genau festlegt und das Ziel im Auge behält, auf welches man unentwegt, auch über die Umwege, die das kindliche Verständnis zu machen nötigt, hinsteuert. Ich halte es für eine katechetische Hauptpflicht, auch die sonderbarste und verkehrteste Antwort des Kindes nie mit einem einfachen: „Falsch, der nächste!" abzuweisen, sondern dann vielmehr sofort eine Begründung der Antwort einzufordern und zu zeigen, weshalb die Antwort verkehrt ist, mit einem Bilde: Vom Hauptgeleise der Eisenbahn führen Weichen auf Nebengeleise, die aber manchmal tote Geleise (dummy tracks) sind. Gerät also ein Kind auf ein falsches Geleise, so muß man auf demselben weiter fahren, bis man an einer zweiten Weiche wieder aufs Hauptgeleise zurückkann, oder aber sich in einer Sackgasse sieht. Dann ist dem Kinde zu zeigen: So, und hier geht es nicht weiter, also müssen wir zurück. Auch im andern Fall, daß man noch wieder in das Hauptgeleise einbiegen kann, muß man darauf hinweisen, daß man dasselbe Resultat auf anderm Wege sicherer und besser erreicht hätte.

Nun noch ein Wort über die Methode. Man kann entweder den Katechismusstoff als fertig aufgerichtetes Gebäude den Kindern vor die Augen stellen, sie dann an die Hand nehmen und nacheinander durch die einzelnen Räume führen, die andere erbaut haben. Das ist die Analyse. Oder aber, man nimmt die Schüler auf den leeren Bauplatz, schafft mit ihnen die Steine herbei und läßt unter seiner Aufsicht das Gebäude aufführen, die Synthese. Wir nennen diese letzte Methode die genetische und geben ihr vor der ersten, analytischen, die auch die aprioristische oder dogmatische heißen könnte, unbedingt den Vorzug. Es ist m. E. überhaupt der Katechismus im katechetischen Unterricht erst dann am Platze und angebracht, wenn das Resultat schon gefunden ist. Ich lasse

immer erst am Schluß der Erklärung den Katechismus zu, als kurze Zusammenfassung des durchgenommenen, und arbeite vorher nur mit Bibel und Biblischem Geschichtsbuch. Es wird sich dem Schüler das Gebäude viel tiefer, ja unauslöschlicher einprägen,, wenn er es hat sich entwickeln sehen, weil es dann ihm zum Erlebnis geworden ist, während bei der andern Methode man immer mit dem unbewußten Verneinungstrieb, der in jedem Menschen ruht, zu kämpfen und zu rechnen hat. Auch die Frage: „Warum muß das so sein?“ findet in den Herzen der Schüler viel eher eine Befriedigung bei der genetischen Methode, als in der dogmatischen.

Bei der Besprechung also des ersten Gebotes ist es das Hauptziel, die Kinder selber finden zu lassen, daß wir Gott über alles fürchten u. s. w. sollen Das ist die Hauptsache; denn der Dekalog will ja doch wohl kein Sündenregister sein, vor dem wir uns hüten sollen, sondern eine Anweisung, wie wir Gott dienen sollen. Diese Anweisung läßt sich aber in die drei Worte: fürchten, lieben, vertrauen, zusammenfassen. So sind diese drei Worte als das Hauptstück im Dekalog und darum auf dieselben das meiste Gewicht zu legen. Es ergeben sich aber diese drei Punkte ganz logisch in folgender Ordnung:

Das „ich“ der Herr; das „du“ der Knecht. Natürliches Verhältnis von Knecht zu Herr: die Furcht, darum zu vermeiden: Abgötterei. Weiter die Anrede von Knecht zu Herr: Herr; bei uns: Vater, Gott und zwar m e i n Gott. Aus Gottes Mund also: d e i n Gott. Aus diesen beiden Begriffen ergibt sich dann die Liebe und zwar die ideelle, wie die praktische Bestätigung derselben seitens Gottes und seitens der Menschen. Von der Liebe Gottes, die sich besonders in Jesu erweist, und der Erlösung aus dem Diensthaus der Sünde, ergibt sich mittels der Unveränderlichkeit Gottes unserseits das Vertrauen.

Sehen wir nun zu, wie wir die eben gegebenen Resultate der Katechese erreichen. Zunächst nehmen wir die biblische Geschichte vor, (Geschichten der Bibel No. 33), und lesen die Gesetzgebung auf dem Sinai bis zum Ende des ersten Gebotes. Auf die Erklärung der Geschichte würde ich nun nicht mehr Zeit verwenden, als unumgänglich nötig. Es möge genügen, den Kindern zu sagen, daß die Kinder Israel aus Aegypten geführt waren, wo sie lange in Knechtschaft gewesen, und zwar von Gott durch Mose bis an den Berg Sinai. Dort wollte Gott mit ihnen reden. Wichtig ist nunmehr, die Kinder beantworten zu lassen, wer hier spricht. Nach erfolgter Antwort: Gott, lasse ich mich nicht lange auf den Gottesbegriff ein. „Dem Kinde Selbstverständliches (z. B. das Dasein Gottes) beweisen wollen, heißt es ihm zweifelhaft machen.“ (Achelis Prakt. Theol. 1, S. 254). In Landgemeinden nun mal ganz sicher, aber auch in größeren Städten werden wir in den Unterricht doch wohl nur solche Kinder bekommen, denen das Wort Gott zwar oft wohl eine unverstandene, aber doch wohl sichere und heilige Realität ist. (?) Darum: quieta non movere. (Bismarck). Vielmehr wenden wir die Aufmerksamkeit der Katechumenen gleich auf die Selbst-

bezeichnung Gottes als des Herrn. Dadurch wird das geheimnisvolle Dunkel, das den Begriff Gottes umschwebt, schon etwas gelichtet. Sodann ist aus dem Begriff Herr dessen wesentlichste Eigenschaft, die Einheit zu entwickeln. Am leichtesten geschieht das an täglichen Erfahrungen des Kindes; es gibt nur einen Herren auf der Farm, nur einen „Boß" in der Fabrik, nur einen Vormann in der Werkstatt. Nur einer befiehlt und ordnet an, die andern gehorchen. (Es ist wohl überflüssig, sei aber der Deutlichkeit halber hier noch einmal gesagt, daß die meisten dieser Sätze auf erotematischem Wege zu erhalten sind, und daß der akroamatische Vortrag nur bei gänzlichem Versagen der Antworten, sowie in einzelnen Fällen, bei der Paränese, der Rekapitulation seine Anwendung findet.) Das sind also die Knechte. Will der Knecht nicht gehorchen, so wird er entlassen, erleidet also Strafe. Die Haupttriebfeder also des Gehorsams der Knechte ist die Furcht.

Nun die Parallele: Gott ist der Herr, also der einzige Gebieter, dem wir Gehorsam schuldig sind, was er uns kund tut in Jes. 42, 8; Matth. 4, 10; Matth. 6, 34. Wieder lassen wir uns nicht erst auf Argumente der Beweiskraft des Wortes der Bibel ein. Das ist aprioristische Prämisse. Sie zu beweisen heißt sie anzweifeln. Noch beim ersten Gebot wird sich die Gelegenheit ergeben, den Schülern Gottes Wahrhaftigkeit nicht zu beweisen, sondern zu zeigen. — Wir sind also die Knechte, müssen ihm gehorchen, und wenn wir das nicht tun, Strafe fürchten. Gott nicht gehorchen aber heißt Abgötterei. Diesen Satz kann man natürlich nicht erfragen, sondern den muß man als Erläuterung geben.

Die nächste Frage, ob sich das Kind der Abgötterei schon schuldig gemacht, wird der aufmerksame Schüler zugeben, der faule und gleichgültige mit verlegenem Stillschweigen und der naive mit entrüstetem Nein beantworten. An dieser Stelle suche ich nun stets eine Entscheidung herbeizuführen, eventuell mit Benutzung des: Du sollst nicht andere u. s. w., und frage so lange, bis ich alle drei Antworten erhalten habe. Notwendigerweise müssen nun doch zwei derselben falsch sein. Welches ist aber die richtige? Aus diesem Dilemma führe ich die Kinder, indem ich den Unterschied von grobem und feinem Götzendienst entwickle. Beispiele erläutern die grobe Abgötterei, der Fetischismus der Heiden, die Bilderverehrung der katholischen Kirche, die Lutherverehrung der Missouri-Synode. Dann weise ich darauf hin, daß wir uns solch grober Abgötterei vielleicht noch nicht schuldig gemacht hätten, daß aber, wie schon vorhin erklärt sei, schon der einfache Ungehorsam gegen Gott und sein Gebot Abgötterei sei. Wird dann die Entscheidungsfrage: Hast du schon Abgötterei getrieben? wiederholt, so wird auch das Ja kommen. Ich lege Gewicht darauf, weil der Zweck des Unterrichts nicht nur mechanische Memorierarbeit ist, sondern vor allem eine Einwirkung auf das Herz und den Willen der Kinder. Dazu ist denn ja erst notwendig, daß die Schüler eine Erkenntnis der Sünde gewinnen, und nicht nur generell, sondern der persönlichen Sünde. Dann kann ihr

Wille zum Besseren geweckt und gestärkt werden. Die Gelegenheit dazu ergibt dann die folgende Erwägung, daß wir als die Knechte, die Gott nicht gehorchen, von Gott Strafe zu gewärtigen haben, ihn also fürchten müssen.

Um nun aber das „über alle Dinge“ fürchten, zu gewinnen, schlagen wir in der Bibel Joh. 19 auf, oder Geschichten der Bibel, N. T., No. 38, und lesen Jesu Leiden vor Pilatus. Es ist zu betonen, daß Pilatus Jesu Unschuld erkennt und ihn doch verurteilt. Warum? (V. 8.) Er fürchtet sich mehr vor den Juden als vor Gott. Das ist Pilatus Sünde. Ein ander Beispiel aus dem täglichen Leben: Die Unterlassung des Tischgebets oder der Hausandacht in Gegenwart von Fremden. Warum? Aus Furcht vor Spott. Aus Matth. 16, 26; Matth. 5, 29 f. und vielleicht noch Phil. 3, 8 ergibt sich dann aber, daß alles, was Menschen uns antun können (und was ist das schließlich? Ps. 27, 1. 2; 56, 5; 118, 6; Hebr. 13, 6), nichts ist gegen Gottes ewige Strafen. Angewendet auf die beiden Beispiele ergibt das, daß wir Gott am meisten fürchten müssen. Das nennt unser Katechismus: über alle Dinge. Den Abschluß bildet eine dringende Paränese auf Grund von Matth. 4, 10; 18, 34, daß Gott strafen kann und muß, will und wird, und deshalb über alle Dinge zu fürchten ist.

Mit diesen Erörterungen wird der für eine Lektion verfügbare Zeitraum reichlich ausgefüllt sein, so fangen wir das nächste Mal mit einer ganz knappen Rekapitulation an und knüpfen wieder an das Knechtsverhältnis zum Herrn an, weisen aber dann darauf hin, daß dieses Verhältnis wohl einmal bestanden hat, (Ps. 38, 2; Ps. 90, 13 u. s. w.), jetzt aber durch ein anderes Verhältnis ersetzt ist (1. Joh. 3, 1; Eph. 3, 15; Matth. 6, 9). Das Knechtsverhältnis führt nicht zur Seligkeit (Matth. 7, 21), sondern das Kindesverhältnis. Die große Frage aber, ob wir, oder schärfer und richtiger, ob ich es wagen darf, Gott für mich als meinen Gott und Vater in Anspruch zu nehmen, löst sich durch Gottes Verheißung: dein Gott. Du also darfst Gott deinen Gott nennen und deinen Vater. Aus der Parallele nun, weshalb wir unsern Eltern gehorchen, nämlich dem zweifachen Bewußtsein des Geliebtseins, und des oft nicht klaren aber doch vorhandenen Bewußtseins des Liebens, ergibt sich dann der zweite Grund unsers Gehorsams gegen Gott, das klare Bewußtsein der Liebe Gottes, und die, oft unbewußte aber natürliche, Anlage der Seele zur Liebe gegen Gott. Hier nun ist es Zeit, etwas genauer auf den Begriff Gottes einzugehen und den Kindern Gott als die Liebe (1. Joh. 4, 16) zu zeigen, der nicht Gefallen hat am Tode des Sünders (Hes. 33, 11), sondern seinen lieben Sohn sandte, uns, nein, sondern dich zu erlösen.

Diese Erlösung in Verbindung mit dem „dein“ muß nun benutzt werden, um auf den Willen einzuwirken, und das Bewußtsein der Liebespflicht zu erwecken. Verstärkt wird dieser Entschluß durch die Erwägung, wessen Vater das Kind am meisten lieb hat, nämlich den eigenen, von dem es sagen kann: mein. Der Besitz erzeugt Liebe, (daher

das besitzanzeigende Fürwort der ersten Person auch als Liebeswort gebraucht wird, z. B.: mein Kind, mein Freund, mein Vater). Das allein ist Grund genug zur Liebe, daß der Herr dein Gott ist. Nun aber zeigt sich Gottes Liebe nicht nur in allgemeinen Worten, sondern in Taten. Dementsprechend muß unsere Liebe sich in Taten äußern (1. Joh. 5, 3). Die Taten bestehen nun aber im Gehorsam gegen Gott. Da Ungehorsam aber als Abgötterei erklärt ist, so ergibt sich, daß wir Gott mehr gehorchen, d. h. jetzt nun: mehr lieben müssen, als alles andere in der Welt.

Nunmehr schlagen wir Geschichten der Bibel, A. T., No. 61, Naboths Weinberg auf und finden mit den Schülern, daß Ahabs Sünde, Diebstahl, Meineid und Mord darin ihren Ursprung hat, daß Ahab den Weinberg lieber hatte als Gott. Ebenso ist Judas Verrat auf die größere Liebe zum Geld als zu Gott zurückzuführen. Ferner können an dieser Stelle je nach den lokalen Verhältnissen praktische Beispiele angezogen werden, wie die Samstagstänze, die vom Kirchgang zurückhalten, der Unterschied zwischen der Armut der Menschen, wo es sich um Kollekten handelt, und dem Reichtum derselben Leute am 4. Juli oder Picknick. Aber auch Dinge und Personen, die wir mit Recht lieben, müssen zurückstehen vor der Liebe gegen Gott. Nunmehr fassen wir alle diese Beispiele in zwei Kategorien zusammen, die an sich unerlaubten, Mammon und Putz, als Augenlust, Tanz und Saufen als Fleischeslust, und beides zum Teil auch als hoffärtiges Wesen; und die an sich erlaubten, oder vielmehr Gott gefälligen, wie Elternliebe und Patriotismus. Beide Kategorien zusammen subsummieren wir unter dem Namen Welt. Hierauf erfolgt dann die Warnung vor der Liebe der Welt nach 1. Joh. 2, 15 unter besonderem Hinweis auf das schreckliche Ende derer, die irdisch gesinnt sind, d. h. Abgötterei treiben, indem sie irgend etwas mehr lieben als Gott. So vorbereitet wird nun eine Ermahnung, Gott über alles zu lieben und zwar nach 1. Joh. 3, 18; 5, 3 von Wirkung sein.

Die dritte Lektion beginnen wir nun wieder mit 2. Mose 20, 2; lassen kurz die beiden Pronomina ich und dich auf Gott und den antwortenden Schüler definieren, was nach den beiden voraufgegangenen Lektionen ja nicht mehr schwierig sein sollte, und setzen dann den Schüler in die Notwendigkeit des Nachdenkens durch die Fragen, wann und wie Gott den Schüler, der doch nie in Aegyptenland gewesen, aus demselben herausgeführt habe? Um dies Nachdenken zum rechten Ziel zu führen, läßt man die Biblische Geschichte des Auszugs kurz rekapitulieren, und legt den Nachdruck auf die Worte „aus dem Diensthause“, d. h. der Knechtschaft. Der Gedanke, Knecht zu sein, wird aber den jungen, freien Amerikanern eben so fern liegen, wie bei den Juden, dem Abrahams Samen, zu Jesu Zeit. Joh. 8, 34 wird sie dann zur Einsicht bringen müssen. Damit vergleichen wir dann aber Röm. 6, 17 f. und suchen den Grund zu finden für die Tatsache, daß Paulus dasselbe, von dem Jesus in der Gegenwart redet, als Vergangenheit bezeichnet.

Joh. 3, 16 gibt uns den Grund an, seine Liebe. Schlagen wir nun die Zeittafel in den Geschichten der Bibel auf, so finden wir Adam 4004 v. Chr. Also die erste Liebeserweisung (das Protevangelium) vielleicht 3950 v. Chr., das Evangelium Johannes 95 n. Chr. Also ein Zeitraum von über 4000 Jahren beherrscht von dem einen Prinzip der Liebe. Hat Gott sich aber etwa seither geändert? Das sei ferne; noch heute ist er der „liebe" Gott. Mit Zuhilfenahme von Lied 381 machen wir nun klar, daß alles vergänglich ist, daß aber Gott immer derselbe ist (Hebr. 13, 8). Das Menschenleben zeigt die Vergänglichkeit: Der Schüler ist noch nicht stark, sein Vater ist stark, sein Großvater nicht mehr stark, der Urgroßvater schon tot. Aus der Beständigkeit entwickelt man die Vertrauenswürdigkeit. Ein Messer, das gestern scharf war, schneidet auch heute noch. Hast du heute eine Arbeit vor, die dir gestern allein zu schwer war, so rufst du auch heute deinen Vater wieder zur Hilfe. Warum? Weil der Schüler gesehen hat, daß er helfen kann, und darum auch ihm vertraut, daß er wieder helfen wird. Ein ander Beispiel: Der Schüler hat etwas vergessen, und ein Kamerad hilft ihm aus, der andere weist ihn ab. An wen wird er sich im Wiederholungsfalle wenden? Weshalb? Weil er Vertrauen zu ihm hat. So setzen wir unser Vertrauen auf Menschen. So tat es auch Goliath. Lektüre von No. 48 der Geschichten der Bibel, A. T. Goliaths Vertrauen auf Menschen, nämlich auf sich selbst. Sein Fall steht in Einklang mit der Drohung Jer. 17, 5. Dagegen zeigt V. 7 das richtige Verhalten. An den vorigen Beispielen erläutern wir, daß ein solches Vertrauen unsicher ist, da entweder der Wille oder die Macht zur Hilfe verschwunden sein kann. Von Gott haben wir gesehen, der Wille, die Liebe ist da. Die Menge der erfüllten Weissagungen (Katechismus S. 29. Sprüche zu Fr. 70) zeigt uns Gottes Wahrhaftigkeit, und darum Glaubwürdigkeit in seinen Lebensversicherungen. Aber auch die Macht resultiert aus der Unveränderlichkeit. Also sollte man Gott doch am meisten vertrauen. Daß und wo es nicht geschieht, ist Abgötterei. Abschließend folgt dann eine Paränese, anknüpfend an Spr. Sal. 3, 5, und die Geschichte von dem Mütterlein, die Gott bittet: Eine Mauer um uns baue, die gipfelt in Ps. 37, 5.

Nun erst, nachdem wir das Gott fürchten, lieben und vertrauen selbständig entwickelt haben, schlagen wir den Katechismus auf, lassen Frage 6 lesen, betonen dabei gegen die Angriffe der „Rechtgläubigen" die Richtigkeit unsers Katechismus auf Grund seiner Konzinnität mit der Bibel, und lesen dann Fr. 7 und 8. Zusammenfassend legen wir dar, daß, was wir schon gefunden haben, Gott zu fürchten, lieben und zu vertrauen die rechte Erfüllung des Gebotes ist, dagegen irgend etwas anderes mehr fürchten u. s. w. Abgötterei ist und daher der Ursprung aller andern Sünde, weshalb das Fürchten und Lieben von Luther mit mit Recht in allen Geboten wiederholt wird. Endlich weise ich darauf hin, daß dies Gebot nach Jesu Erklärung (Fr. 35) das größte und vornehmste Gebot ist; daß das Fürchten aber für den Menschen des neuen Bundes fortfällt gegen die Liebe; daß also nicht Furcht, sondern Liebe,

das Tun des Guten um des Guten willen, also als Selbstzweck, der rechte Christenstand ist. Für den gläubigen Christen gibt es kein Gesetz, (um vorzubereiten auf die Besprechung von Fr. 14), kein „wir sollen", sondern „wir müssen, dürfen und wollen Gott über alles lieben und vertrauen."

Nachdem im Vorstehenden der Ideengang gezeigt ist, den Verfasser bei der Behandlung des ersten Gebotes einzuhalten gewohnt ist, möchte ich nur noch gegen den wahrscheinlichen Einwand der Eiferer um den Katechismus, als komme dieser bei solcher Behandlung nicht zu seinem Recht, kurz bemerken, daß m. E. der ideale Konfirmandenunterricht den Katechismus überhaupt gänzlich eliminieren sollte, weil er der Bibel ein Stück ihrer Autorität raubt und in den Augen der Laien sich widerrechtlich aneignet; daß man also eigentlich den Katechismus nur mit der eigenen Bequemlichkeit und dem allgemeinen Vorurteil der Gemeinden rechtfertigen kann.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Ein Schwarzseher über das Deutschtum in den Ver. Staaten. Folgendes Item fanden wir in der „Westlichen Post": „Professor Knortz, der ehemalige Leiter des deutschen Unterrichts in Evansville, Ind., hat eine Broschüre veröffentlicht, welche den Titel führt: „Deutsche in Amerika." Er greift das Deutschtum in den Ver. Staaten, die Kirchengemeinden und Vereine auf das schärfste an, und erklärt, das Deutschtum gehe schnellstens dem Untergang entgegen. Die Evangelische Synode sei schon fast gänzlich anglisiert."

Wenn es auch wahr ist, daß in den östlichen Staaten das Deutsche stark im Rückgang begriffen ist, so ist der betr. Professor doch offenbar schlecht orientiert über die Evang. Synode von N.-A. Sie hat ihre Hauptstärke nicht in den östlichen Staaten, sondern mehr im Westen und Norden. Und die Statistik über deutsche und englische Amtsführung der Pastoren in unserer Synode müßte die Unwahrheit obiger Behauptung bald beweisen. Wie ungerecht ist es, Kirchen und Vereine dafür verantwortlich zu machen, wenn sie den Strom der Anglisierung nicht aufzuhalten vermögen! Man muß sehr wenig wissen von der Macht des öffentlichen Lebens, welcher die Deutschen in gemischter Bevölkerung ausgesetzt sind, wenn man den Rückgang des Deutschtums den Kirchen und Vereinen zur Last legt. Und man muß sehr wenig wissen von den heroischen Anstrengungen der deutschen Kirche und vieler Gemeinden für die Erhaltung des Deutschen in ihrer Mitte, wenn man gerade sie, die Hauptträger des Deutschen, beschimpft, weil sie den Rückgang nicht aufzuhalten vermögen. Die Kirche tut in ihren Schulen und Sonntagschulen wahrlich mehr als alle weltlichen Vereine für Erhaltung und Fortpflanzung des Deutschen in der zweiten und dritten Generation.

Dowie vor Gericht. In der Klagesache Dowies wider die Abtrünnigen in Zion City, in betreff des Eigentums der Stadt, gab Richter Landis von Chicago folgende Entscheidung: Das Gericht hält dafür, daß Zion City und seine Industrien nicht das persönliche Eigentum Dowies sind,

sondern ein (stillschweigend) anvertrautes Gut, und Dowie hatte kein Recht, das Vermögen als sein eigenes zu behandeln. Der Gerichtshof weigerte sich, Alexander Granger als Verwalter des Eigentums zu ernennen und zwar aus dem Grund, weil er einen Eid der Untertänigkeit gegen Dowie geschworen, welcher vom Gericht als Verrat am Lande betrachtet wurde (betray his country). Der Eid lautet:

"I vow in the name of God, my father, and of Jesus Christ, His son and my savior, that I recognize John Alexander Dowie, general overseer, in his three-fold prophetic office as a messenger of the Covenant, the prophet foretold by Moses and Elijah the Restorer; and I promis to obey all rightful orders issued by him, and that all family ties and obligations and all relations to human Governments shall be held subordinate to this vow. This I make in the presence of God."

Die Bewohner von Zion City werden angewiesen, im September eine Wahl für Generalaufseher unter den Wahlgesetzen von Illinois zu halten.

Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika. Anfang Juni tagte in der „Collegiate Ref. Church of St. Nicholas" zu New York die hundertste Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika (Holländisch). Die Gemeinde, welche dies Jahr die Generalsynode in ihrer Mitte hatte, ist, wie „The Christian Intelligencer" mitteilt, die älteste protestantische Gemeinde unsers Landes, besteht seit dem Jahr 1628 und hat immer einen großen Einfluß ausgeübt, besonders unter den holländischen und englischen Gouverneuren. Die jetzige Kirche, im Jahre 1872 eingeweiht, ist das dreizehnte der Kirchengebäude, welche die Gemeinde im Lauf der Jahrhunderte errichtet hat, ein Meisterwerk gotischen Baustils.

Die heurige Generalsynode war die hundertste, aber ihre regelmäßigen Sitzungen erstrecken sich über einen längeren Zeitraum als hundert Jahre, da dieses kirchliche Gericht vor dem Jahre 1812 nur alle drei Jahre tagte und die erste Generalsynode am 3. Juni 1794 zusammentrat. Als sich die erste regelmäßige Generalsynode versammelte, hatte die niederländisch-reformierte Kirche schon 166 Jahre in diesem Lande bestanden, war aber der Reformierten Kirche in den Niederlanden unterstellt gewesen und hatte fast bis zu dieser Zeit die holländische Sprache in den Gottesdiensten gebraucht.

Die erste Generalsynode umfaßte fünf Klassen mit 150 Kirchen, die diesjährige Synode hatte Vertreter von 35 Klassen mit 650 Kirchen in vier Distriktssynoden. Die Zahl der Synodalen übersteigt jetzt 200, die aus wenigstens zehn Staaten kommen, obwohl die Hauptstärke der Kirche auch heute noch in den Staaten New York und New Jersey zu suchen ist.

Die Synode wurde am 6. Juni, nachmittags, eröffnet und erwählte Pastor Dr. Donald Sage Mackay zum Präsidenten und Pastor Dr. Samuel M. Zwemer zum Vizepräsidenten. Der Eröffnungspredigt im Abendgottesdienst folgte die Feier des heiligen Abendmahls. Am Morgen des zweiten Tages berichtete der Ausschuß über kirchlich-religiöse Zustände. Der dem Bericht beigegebenen Statistik sind die folgenden Angaben entnommen:

Vor fünfzig Jahren belief sich die Bevölkerung der Ver. Staaten auf 27,317,596 und die Zahl der Kommunikanten der niederländisch-reformierten Kirche auf 40.413. Im Jahre 1905 betrug die Bevölkerung unsers Landes 82,518,005 und die Zahl der Abendmahlsgäste der reform. Kirche 116,[illegible]68. Im letzten Jahr sind auf allen Gebieten Fortschritte zu verzeichnen. Es gibt jetzt 658 Kirchen, 714 Pastoren und 63,486 Familien, eine Zunahme von 863;

aufgenommen wurden auf Bekenntnis hin 6412, auf Schein 3340; Kommunikanten zählt man 119,355, eine Zunahme von 687; getauft wurden 5763 Kinder und 1303 Erwachsene. In 779 Sonntagschulen sind 121,371 Schüler, eine Zunahme von 660. Für wohltätige Zwecke wurden $414,740 und für Gemeindezwecke $1,318,534 gegeben.

Aus dem Bericht des Ausschusses für Heidenmission geht hervor, daß $174,464.70 für diesen Zweck eingingen, die höchste Summe in der Geschichte der Kirche. Die Zahl der Missionare beträgt gerade hundert, gleichfalls mehr als je zuvor. Die Heidenmission arbeitet in China, Japan, Indien und Arabien auf 23 Stationen und 260 Außenstationen und zählt 36 ordinierte eingeborne Prediger, 515 eingeborne Gehilfen, 35 organisierte Kirchen, denen 371 neue Glieder auf Bekenntnis hin hinzugefügt wurden, 20 Kostschulen mit 1472 Studenten, 4 theologische Schulen mit 45 Studierenden, 224 Sonntagschulen mit 9106 Schülern, 193 Tagschulen mit 7881 Schülern und acht Hospitälern und Armen-Apotheken, in denen 84,361 Kranke behandelt wurden. Die Generalsynode nahm die Empfehlung des Ausschusses an, daß im nächsten Jahre nicht weniger als $200,000 gegeben werde.

Für die Einheimische Mission gingen $115,085 ein, wovon der Exekutivausschuß der Frauen über $43,000 sammelte. Es wurden 239 Kirchen und Missionen unterstützt, neun neue Kirchen organisiert und neun neue Missionen begonnen. Zehn Kirchen wurden selbständig. Im nächsten Jahre soll, wenn möglich, die Summe von $150,000 aufgebracht werden; auch wird der Kirchbaufonds reicherer Unterstützung empfohlen.

Im nächsten Jahre wird die Generalsynode, einer Einladung des Kirchenrats der Madison Avenue-Gemeinde in Albany folgend, in der Hauptstadt des Staates New York tagen.

Die vereinigten Presbyterianer. Die Allgemeine Versammlung (General Assembly) der Presbyterianer tagte in Des Moines, Iowa, und zu gleicher Zeit hielten die sog. Cumberland Presbyterianer ihre allgemeine Versammlung in Decatur, Ill., ab. Schon seit längerer Zeit wurden betreffs einer Vereinigung dieser beiden bisher getrennten Kirchenkörper Verhandlungen gepflogen und zu diesem Zweck ein gemeinsames Komitee ernannt, dessen Vorschläge den beiden Versammlungen unterbreitet wurden. Vergebens suchte eine kleine Partei der Cumberland Presbyterianer, die sog. Loyalisten, die Annahme der Vorschläge zu verhindern; sie mußten schließlich der Majorität weichen, nachdem auch das weltliche Gericht eine Einmischung in der Sache abgelehnt hatte. Auf der Versammlung der Presbyterianer in Des Moines dagegen fanden die Vorschläge des Komitees eine geradezu begeisterte Aufnahme; es offenbarte sich bei der Verkündigung, daß eine Basis für eine Verschmelzung mit der Cumberland Presbyterianerkirche vereinbart worden sei, ein Enthusiasmus unter den Anwesenden, der eine unbeschreibliche Szene der freudigen Aufregung hervorrief. Nur zwei Prediger stimmten dagegen. Die Gemeinschaft der Cumberland Presbyterianer ist so weit aufgelöst und mit der allgemeinen Versammlung der Presbyterianer verschmolzen worden. Die Cumberland Presbyterianer zählten zur Zeit 185,000 Glieder und waren namentlich in den Staaten Tennessee, Kentucky, Missouri und Texas vertreten. Die nun vereinigte Kirche der Presbyterianer zählt etwa 1,200,000 Glieder.

Was sind nun die unmittelbaren Folgen dieser Vereinigung? Darüber sagt der „Presbyterianer" u. a.:

1. Eine ungeheure Ausdehnung des Missionsbetriebs. Der ganze Süden ist damit unserer Kirche geöffnet worden. Der Inländischen Mission werden Aufgaben erwachsen, deren Größe die besten Talente der Kirche erfordern wird.

2. Eine völlig veränderte Stellung zu den Negern. Die nördliche Kirche hätte früher einen Mann beinahe gesteinigt, wenn er etwas davon hätte verlauten lassen, daß die Neger eine von den Weißen getrennte Organisation haben sollten. Jetzt singt man ein ander Lied. Kaum war die Vereinigung geschehen, wollte man alsbald Neger-Presbyterien und eine Neger-Synode errichten. Das Vorhaben scheiterte zwar an dem energischen Protest der Schwarzen, aber man hat die Sache nur um ein Jahr verschoben. Schließlich heißt's: „Der Bien muß."

3. Die Assimilation einer an 200,000 Seelen zählenden kirchlichen Bevölkerung samt ihren Predigern, die bisher zu unserer Kirche eine protestierende Stellung einnahmen.

4. Ein verändertes Verhältnis zu der presbyterischen Kirche des Südens. Das jüngere Element in dieser Kirche ist bereits jetzt einer Vereinigung nicht abgeneigt. Die Südländer haben früher sich der Orthodoxie gerühmt gegenüber der nördlichen Schwesterkirche. Gerade jetzt haben sie aber auch einen Prozeß gegen einen Irrlehrer. Die alten Streitfragen sind ziemlich abgetan, die Negerfrage, eine der Hauptfragen, ist bereits im Sinne der südlichen Kirche entschieden; Verwaltungsfragen wie die zwischen „Boards" und Komiteen sind leicht lösbar; durch die Bearbeitung des gemeinsamen Bodens werden die beiden Kirchen einander stetig näher gerückt.

Nach den Angaben des genannten Blattes werden sich aber leider auch noch andere Folgen ergeben; denn dasselbe schreibt: „Nachdem sich nun die Cumberland-Assembly vertagt hatte, organisierten die Loyalisten sich aufs neue als "General Assembly of the Cumberland Presbyterian Church." Sie erwählten einen Moderator, einen ständigen Schreiber, eine Erziehungsbehörde, eine Missions- und eine Kirchenbau-Behörde; ferner eine Publikations-, eine Relief- und eine Sonntagschulbehörde. Die nächste Versammlung soll in Dickson County, Tenn., gehalten werden, wenn nötig in Zelten, in der Nähe des Ortes, wo die ursprüngliche Organisation im Jahre 1810 stattgefunden hatte. Die neue Kirche wird gerichtliche Schritte tun, das gesamte Eigentum der gewesenen Cumberland Kirche zu erhalten. Unsere Kirche wird also für die nächste Zeit in langwierige Streitigkeiten verflochten sein. Bedeutende juristische Autoritäten sind auf beiden Seiten. Sie sind ihrer Sache ganz gewiß, und doch kann nur einer von beiden Recht haben."

So erfreulich nun die Verschmelzung der beiden kirchlichen Körper ist und als ein Schritt in der rechten Richtung bezeichnet werden darf, so sehr sind die letztgenannten Folgen dieser Vereinigung zu bedauern. Von den Loyalisten wird den Unionisten zu Vorwurf gemacht, sie seien ins calvinistische Lager zurückgegangen und den Traditionen der Väter untreu geworden. Das wird freilich von den Unionisten bestritten, denn die behaupten, der Calvinismus der presbyterischen Kirche sei so abgeschwächt, daß irgend ein cumberländischer Magen ihn verdauen könne, und es sei für die cumberländische Separation keine Ursache mehr vorhanden. Wir wollen einstweilen abwarten, wie sich die Sache weiter gestalten wird. (Der Chr. B.)

Die Generalkonferenz der Südlichen Bischöflichen Methodisten-Kirche. Die Generalkonferenz der Südlichen Bischöf-

lichen Methodisten-Kirche hielt ihre Sitzung im Juni d. J. in Birmingham, Alabama. Aus der beschöflichen Adresse vernehmen wir, daß die Gesamtzahl der Glieder 1,614,648 beträgt, und diese Kirche hat in den letzten vier Jahren um 109,427 Glieder zugenommen. Die Zahl der Sonntagschüler ist 1,039,785 und der Mitglieder der Epworth-Liga 120,487. Die Einnahmen für auswärtige Mission beliefen sich auf $1,659,941 für das verflossene Quadriennium — eine Zunahme von $645,673, und für die Kirchenbausache $372,649 — eine Zunahme von $112,833. Die Kollekten für einheimische und auswärtige Mission im verflossenen Jahr, einschließlich $155,909 von der Frauen-Auswärtigen-, und $101,728 von der Frauen-Einheimischen-Missionsgesellschaft, beliefen sich auf $955,779. Die Kirche entwickelt eine segensvolle Missionstätigkeit in den Ländern China, Korea, Cuba, Mexiko und Brasilien, wo sie 251 Missionare und 104 eingeborne Missionare im Feld hat und 17,624 Glieder zählt.

Drei weitere Bischöfe wurden bei dieser Generalkonferenz gewählt, wodurch das bischöfliche Kollegium auf zwölf Glieder erhöht wurde. Bischof Alpheus W. Wilson, der Senior-Bischof, war allem Anschein nach der leitende Geist in den Konferenzsitzungen. Er eröffnete die Generalkonferenz und führte ebenfalls den Vorsitz in der Schlußsitzung. Bei der Ordination der Bischöfe hielt er die Festpredigt und als die große Frage, ob eine neue Lehrnorm für den Methodismus adoptiert werden sollte, zur Besprechung kam, wurde er von der Generalkonferenz einstimmig ersucht, zuerst seiner eigenen Ansicht rückhaltslosen Ausdruck zu verleihen. In dem Beschluß, den die Generalkonferenz in dieser Sache faßte, kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß die 25 Glaubensartikel des Methodismus in ihrer gegenwärtigen Form den jetzigen Bedürfnissen der Kirche kaum genügen und daß deshalb die verschiedenen Zweige des Methodismus in der ganzen Welt, welche in der ökumenischen Methodisten-Konferenz vrtreten sind, sich einigen sollten zur Entwerfung eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses. Zu diesem Zweck wurde eine Kommission ernannt, welche andere Zweige des Methodismus einladen soll, die von dieser Generalkonferenz ernannte Kommission zu unterstützen in der Herstellung eines Glaubensbekenntnisses, das den heutigen Bedürfnissen besser entspricht.

Die Brüderdelegaten aus andern verschiedenen Zweigen des Methodismus fanden herzliche Aufnahme. Unter ihnen war Fairbanks, der Vizepräsident der Ver. Staaten, Sparling von Canada, Young von der Wesleyanischen Kirche Englands. Folgender Beschluß wurde passiert:

Beschlossen, daß der wachsende Geist der Brüderlichkeit und der praktischen Föderation zwischen den evangelischen Kirchen und vornehmlich zwischen der Bischöfl. Methodistenkirche und Bischöfl. Methodistenkirche des Südens die Erwählung einer Kommission über Kirchenföderation wünschenswert erscheinen lassen. Vornehmlich soll dadurch ein besseres Einvernehmen zwischen den soeben erwähnten Kirchen bezweckt werden, und obschon diese Kommission keine gesetzgeberische Autorität besitzt, so soll sie doch dahin wirken, daß auf dem Gebiet der Heidenmission, der höheren Ausbildung, der Evangelisation unter den unkirchlichen Massen und der Wohltätigkeits-Organisationen ein größeres brüderliches Einvernehmen, sowie die Beseitigung von etwaigen Mißverständnissen und Reibereien, die zwischen den verschiedenen Zweigen des Methodismus sich kundgeben mögen, bezweckt werde.

Einiges aus der Statistik der Missouri-Synode: Die Missouri-Synode zählt nach dem soeben erschienenen „Statistischen Jahrbuch“ im ganzen 1967 Pastoren und Professoren, von denen 1751 ein Pfarramt bekleiden. Gemeinden gibt es 2429; von diesen gehören 1273 gliedlich zur Synode und 1156 haben sich ihr noch nicht angeschlossen; hierzu kommen noch 914 Predigtplätze, so daß insgesamt an 3343 Orten von Pastoren der Synode gepredigt wird. Die Gesamtzahl der Seelen beläuft sich auf 811,873, der zum Abendmahl berechtigten Glieder auf 475,029, der stimmberechtigten Glieder auf 111,689. Gemeindeschulen bestehen innerhalb der Synode 1983 mit 96,723 Kindern, 904 Lehrern, 194 Lehrerinnen und 1083 schulehaltenden Pastoren. Getauft wurden im Laufe des vergangenen Jahres 33,687, konfirmiert 22,275, zum heiligen Abendmahl gingen 853,357. In den 9 Lehranstalten der Synode befinden sich 1542 Schüler und Studenten, die von 58 Professoren und 7 Hilfslehrern unterrichtet werden. Außerdem gibt es noch 3 Privatanstalten, die von 392 Schülern besucht worden sind. Die 23 Wohltätigkeitsanstalten, die innerhalb der Synode bestehen, zerfallen in 9 Waisenhäuser, 8 Hospitäler, 3 Altenheime, 1 Waisenhaus und Altenheim verbunden, 1 Taubstummenanstalt und 1 Anstalt für Schwachsinnige und Epileptische. Dazu kommen noch 13 Kinderfreundgesellschaften. — Die Totenliste des verflossenen Jahres verzeichnet 26 Pastoren und 10 Lehrer.

Von den 2429 bedienten Gemeinden, gehören also nur 1273 gliedlich zu ihr, also beinahe 50 Prozent haben sich ihr nicht angeschlossen. Bei dem Wachstum im vergangenen Jahr ist dies Verhältnis noch auffälliger: 15 angeschlossene und 47 unangeschlossene Gemeinden.

Das Philadelphia-Seminar des General-Konzils hat schon mehr als 700 Pastoren ausgesandt. Zwei Drittel der Pastoren des Ministeriums von Pennsylvania, zwei Drittel derer der Pittsburg-Synode, mehr als die Hälfte der Geistlichen des New York Ministeriums, drei Viertel der Pastoren der New York- und Neu England-Synode, die Hälfte der Ohio-Distriktssynode und die ganze Nova Scotia-Synode, bis auf einen Pastor, haben ihre Ausbildung in diesem Seminar gefunden. Andere Schüler des Seminars sind Professoren an theologischen Seminarien und an Kolleges der lutherischen Kirche Amerikas, wieder andere stehen in der Arbeit der Heidenmission in Indien. Wahrlich, Gott der Herr hat dies Seminar wunderbar gesegnet und sein Einfluß auf die lutherische Kirche Amerikas ist nicht in Zahlen zu fassen.

Dr. Weidner vom Chicago-Seminar plante schon lange die Errichtung eines lutherischen Predigerseminars an der Küste des Stillen Ozeans. Seine schwere Erkrankung hatte ihm die Ausführung unmöglich gemacht. Nun ist aber ein solches Seminar von der Pacific-Synode und der California-Synode zu Berkley, Cal., ins Leben gerufen worden. Von diesen beiden Synoden gehört die eine zum General-Konzil, die andere zur General-Synode. Eine solche Union beider Kirchenkörper, die sich einst der Stellung zum Bekenntnis wegen getrennt haben, ist bemerkenswert. Anerkennt damit die zum Konzil gehörige Synode die Bekenntnisstellung der General-Synode, oder umgekehrt die zur General-Synode gehörige die des Konzils? Werden die theologischen Lehrer dort auf die Konkordia von 1580 oder auf die Augsburgische Konfession, geänderte oder ungeänderte verpflichtet werden? Und wie sollen die Studenten sich später in ihrem praktischen Amt zurechtfinden?

Eine Umwälzung in Utah. Es heißt, die Mormonenkirche stehe im Begriff, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen. Ihr hauptsächliches Besitztum in Salt Lake City, die „Utah Light & Railway Co.", wird für die Summe von $25,000,000 in den Besitz einer aus englischen und amerikanischen Kapitalisten bestehenden Korporation übergehen. Diese wird auch die Ogden Straßenbahn ankaufen und eine elektrische Bahnlinie von Juab County, Utah, nach Oneida County, Idaho, bauen. Die Gesellschaft wird sich „Inter-Mountain Consolidated Railway Company" nennen und sich sowohl in Utah wie in Idaho inkorporieren lassen.

Joseph F. Smith, der Präsident der Mormonenkirche, soll sich dahin geäußert haben: Die Trennung von Kirche und Geschäft finde statt, weil die Mormonen, welchen vor Jahren die Kirche glaubte ihren Schutz angedeihen lassen zu müssen, dieses Schutzes in geschäftlicher Hinsicht nicht mehr bedürfen. Die Kirche befaßte sich mit weltlichen Geschäften, um Konvertiten und solche Einwanderer, welche sich ihr anschlossen, auch in materieller Hinsicht zu unterstützen. Da diese Leute aber nunmehr festen Fuß gefaßt haben, bedürfen sie besagter Unterstützung nicht mehr, und die Kirche zieht sich aus dem Geschäft zurück.

Falls dieser Plan vollständig zur Ausführung kommt, wird dem Verkauf der Straßenbahnen derjenige der Bankaktien, der Zuckerfabriken, des großen Z. C. M. I. Departement-Geschäfts und vieler kleineren Etablissements folgen. Es wird sich um nichts Geringeres als um eine vollständig geschäftliche Umwälzung handeln, von welcher das soziale und politische Leben des Staates aufs tiefste berührt werden wird.

Großes Aufsehen erregte die Verhaftung des Bischofs J. J. Jelly von der Mormonenkirche, der das Haupt der Mormonisten in Big Horn Co., Wyoming, ist, wo dieselben eine Kolonie von 5000 Mitgliedern haben. Der Verhaftung des Bischofs, weil er angeklagt war, mit zwei Frauen verheiratet zu sein, soll die Verfolgung von einer Anzahl anderer angesehener Mitglieder der Mormonenkirche in diesem County auf ähnliche Anklagen hin folgen. Die angebliche Entdeckung, daß die Mormonen, die jetzt Big Horn County, das größte im Staat, fast vollständig kontrollieren, den Plan gefaßt haben, das County zu teilen und ein neues zu schaffen, das sie kontrollieren können, erregte bei den Nichtmormonen Argwohn und veranlaßte sie, kriminelle Anklagen unter der Beschuldigung der Vielweiberei zu erheben.

Beide Häuser der New Yorker Legislatur haben die folgenden Resolutionen, welche ein Amendement zur Konstitution der Ver. Staaten empfehlen, durch welches die Vielweiberei der National-Regierung unterstellt werden soll, angenommen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die andern Staaten ihrem Beispiel folgen würden:

„Beschlossen, daß hiermit eine Applikation an den Kongreß gemacht sei, unter Artikel 5 der Konstitution der Ver. Staaten, behufs Berufung einer Konvention, um ein Amendement zur Konstitution der Ver. Staaten vorzuschlagen, wodurch die Vielweiberei und polygamischer Umgang verboten und dem Kongreß die Gewalt verliehen werde, solches Verbot durch entsprechende Gesetzgebung durchzuführen.

Beschlossen, daß die Legislaturen aller andern Staaten der Ver. Staaten, welche jetzt in Sitzung sind, oder bei ihrem nächsten Zusammentritt, hier-

bei achtungsvoll ersucht sind, sich dieser Applikation anzuschließen durch die Annahme derselben oder eines andern entsprechenden Beschlusses.

Beschlossen ferner, daß der Staatssekretär hiermit instruiert sei, Kopien dieser Applikation an den Senat und das Repräsentantenhaus der Ver. Staaten und an die einzelnen Mitglieder der genannten beiden Körper, welche diesen Staat repräsentieren, zu senden; und ebenfalls Kopien an die Legislaturen aller andern Staaten der Ver. Staaten zu übermitteln."

Wenn diese Agitation energisch fortgeführt wird, so wird und muß sie endlich Erfolg haben.

Bundessenator Smoot von Utah ist vom Senatskomitee für Privilegien und Wahlen seines Sitzes im Bundessenat verlustig erklärt worden. Der Senat wird nun darüber zu entscheiden haben, ob Ausschluß oder Ausstoßung erfolgen soll, da das Komitee über diesen Punkt geteilter Ansicht war. Die langwierige Untersuchung hat zur Genüge ans Licht gebracht, daß die Mormonen der Polygamie weder in der Theorie noch in der Praxis entsagt haben. Auch ist erwiesen worden, daß die Kirche der Heiligen der letzten Tage in überwiegendem Maße ein politische Einrichtung ist, und daß Sentor Smoot, wenn er auch faktisch nicht in Vielweiberei lebt, er doch an die Einrichtungen seiner Kirche glaubt und dieselben verteidigt, und ein solcher Mann sollte nicht Sitz und Stimme in dem höchsten gesetzgebenden Körper unsers Landes haben.

Heidentum in Amerika. Daß das alte Heidentum hier in unserm Lande wieder aufsteht, ist durch ein Vorkommnis aus jüngster Zeit in Chicago grell ans Licht getreten. In Chicago verbrannte sich kürzlich eine Frau Conoetta Rizz selbst. Bei den aus diesem Anlaß veranstalteten Untersuchungen stellte sich heraus, daß die Selbstverbrennung als eine Selbstopferung beabsichtigt war. Dieses Weib diente nämlich dem altheidnischen Sonnengott Baal, dem die Phönizier, Kanaaniter, Ammoniter, Moabiter und andere Völker, mit denen Israel zusammenkam, dienten und dessen Dienst namentlich der gottlose König Ahab in Israel einführte. Mit ihrer Selbstverbrennung beabsichtigte dieses Weib diesem Götzen, dem sie unter dem Namen Apollo (der griechische Sonnengott) diente, sich selbst zu opfern. Die Untersuchung förderte noch die andere Tatsache zu Tage, daß in Chicago Tausende, ja wohl Zehntausende, diesem greulichen Götzendienst huldigen. Dabei gebrauchen sie die altheidnischen Zeremonien, beten diesen Götzen an, bringen ihm Speisopfer und Brandopfer. Welch einen entsetzlichen Blick in die Finsternis, damit der Fürst dieser Welt der Seinen Sinne verblendet, eröffnet uns nicht diese Tatsache. — Auch sonst gibt es genug Heiden, die Indier, Chinesen und Japaner, die ihren Götzendienst hier ins Land bringen, ihn hier unter den Amerikanern auszubreiten suchen und teilweise schon festen Fuß gefaßt haben. So wurde kürzlich der erste Hindutempel in San Francisco eingeweiht, in dem eine Gemeinde von 50 Gliedern ihren Götzendienst treibt. — „Das Licht scheint in der Finsternis und die Finsternis haben's nicht begriffen," Joh. 1, 5. „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht," Joh. 3, 19. Christus wird gepredigt, die Gnade, die in ihm erschienen ist, wird den Menschen angeboten, er will sie aus der Macht und Gewalt des Satans befreien. Aber sie wollen nicht, sie verwerfen ihren Heiland und erwählen sich die stummen Götzen. Wie schrecklich wird dieser Menschen Erwachen sein am jüngsten Tag. (Syn. Freund.)

Ausland.

„Das weltliche Kirchenregiment“. (Thesen von Dr. Stöcker.) 1. Es ist klare Schriftlehre, daß die Welt — nicht als Schöpfungsordnung, sondern als sündige Menschheit gefaßt — und das Reich Gottes von einander grundsätzlich zu scheiden sind.

2. So sollen nach dem Wort des Herrn auch die Könige nicht deshalb in der Kirche herrschen, weil sie weltliche Gewalt haben. (Luk. 22, 25. 26.)

3. Nicht weil sie Laien sind, sondern weil ihr Beruf zunächst in der Ausübung der weltlichen Gewalt liegt, sind sie mit dem Kirchenregiment nicht grundsätzlich zu betrauen.

4. Darum haben auch die Reformatoren die Vermischung des weltlichen und geistlichen Regiments grundsätzlich abgelehnt.

5. Daß sie um der Not der Zeit willen die weltliche Obrigkeit zum Regiment der Kirche aufriefen, war eine göttliche Zulassung und hat der Kirche der Reformation manchen Segen gebracht.

6. Die weltliche Obrigkeit stellte sich in den ersten Jahrhunderten der Reformation völlig unter den Glauben der Bibel und unter das Bekenntnis der Kirche, so daß ihr Regiment erträglich war, um so mehr, da sie dasselbe mit Hilfe gläubiger Theologen ausübte.

7. Dieser Zustand wurde unhaltbar, als durch den Rationalismus die Herrschaft des Bekenntnisses vielfach aufgelöst und auch von der weltlichen Obrigkeit persönlich wie amtlich preisgegeben wurde.

8. Er wurde unmöglich, als die weltliche Obrigkeit konstitutionell eingeschränkt und dadurch von Parlamenten und Unionisten in ihrem öffentlichen Wirken zu Rücksichten gezwungen wurde, die mit kirchlichen Gesichtspunkten unverträglich sind.

9. Seitdem kann die weltliche Obrigkeit weder die volle Arbeit tun, die ihr als Leiterin der Kirche obliegt, noch den wirksamen Kampf gegen die Gegner der Kirche führen, die ihre Untertanen sind.

10. Das Staatskirchentum, das in dem weltlichen Kirchenregiment seinen Ausdruck findet, hat das Kirchenwesen im Aeußerlichen nicht genügend versorgt und im Innern durch die Berufung der theologischen Professoren wie durch die Preisgebung der kirchlichen Verfassungs-Grundlagen in schwere Gefahren gebracht.

11. Das Staatskirchentum ist nicht imstande, die von Kirche und Christentum losgelösten Volksmassen wieder zum Glauben zurückzuführen.

12. Selbstverständlich denkt das Staatskirchentum nicht an gewaltsame Lösung des Verhältnisses zur weltlichen Obrigkeit, sondern befiehlt die große Maßregel der Schaffung kirchlicher Selbständigkeit dem Wirken des lebendigen Gottes und dem freien Entschluß der Obrigkeit. Wir können darüber nur beten und bekennen, wünschen und hoffen.

Die Besoldungs-, Ruhegehalts- und Witwenpensionsverhältnisse der evangelischen Geistlichen in den einzelnen Bundesstaaten. Diakonus Arper in Weimar hat sich im Auftrag des weimarischen Pfarrervereins der sehr mühevollen Arbeit unterzogen, die Besoldungsverhältnisse der einzelnen evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu studieren und in Vergleich zu einander zu stellen. Die Resultate der sehr verdienstvollen Arbeit hat der Verfasser soeben im weimarischen „Kirchen- und Schulblatt“ veröffentlicht. Erklärlicherweise hat das Pfründensystem bei der Zusammenstellung Berücksichtigung nicht finden können. Der besseren Uebersicht halber sei bei Wiedergabe der Arperschen Resultate das Schema gewählt.

I. Die Besoldungen der evangelischen Geistlichen Deutschlands.

Landeskirche	Anfangsgehalt	Wieviel Alterszulagen?	Höchstgehalt mit Dienstjahren	Höchstgehalt beträgt	In 20 Dienstjahren erhält der Geistliche	In 40 Dienstjahren erhält der Geistliche	Im 40jähr. Durchschnitt erhält der Geistl. jährl.
Anhalt	2400	9	27	5900	70800	184700	4617
Baden	2000	7	26	4600	49600	138000	3575
Bayern	1930	8	45	3370	41300	91100	2275
Braunschweig	2400	9	27	6000	68100	183100	4577
Elsaß-Lothringen	2000	5	30	4000	49600	124000	3100
Hamburg (Land)	4000	4	20	6000	95000	215000	5375
Hessen	2100	9	30	5000	57900	153200	3830
Lippe-Detmold	2100	5	25	4000	52500	130500	3262
Lippe-Schaumburg	2100	8	24	4500	59100	147600	3690
Lübeck	3600	4	30	4800	72000	161400	4035
Mecklenburg-Schwerin	3000	5	15	5000	82000	182000	4550
Oldenburg	2200	6	30	4600	56000	142600	3550
„ -Birkenfeld	2400	8	27	4800	60000	152400	3810
Preußen	1800 bez. 605 u. Zul.	5	25	4800	54000	147000	3675
Reuß ä. L.	2000	6	24	4000	53000	132000	3300
Reuß j. L.	2000	6	24	4200	53200	135600	3390
Sachsen (Königreich)	2400	6	30	4800	60000	150000	3750
Sachsen-Altenburg	2100	7	28	4500	54400	140400	3510
Sachsen-Koburg	1700	6	30	3500	43000	108500	2712
Sachsen-Gotha	2000	6	30	4000	51500	127000	3175
Sachsen-Meiningen	2100	7	28	4500	54400	140400	3510
Sachsen-Weimar	2000	5	25	4000	52000	130000	3250
Schw.-Rudolstadt	2100	5	25	3600	51000	121500	3037
„ -Sondershausen	2100	5	25	3900	51500	127500	3187
Waldeck	1800	5	25	4200	51000	133000	3325
Württemberg (Durchschn.)	2400	7	21	4100	62500	144200	3605
Durchschnitt	2260	—	—	4564	—	—	3602

II. Die Ruhegehälter der evangelischen Geistlichen.

Landeskirche	Mindestruhegehalt	Mit 30 Dienstjahren	Höchst-Ruhegehalt nach Dienstjahren	Höchst-Ruhegehalt Betrag M.	Mit welchen Beträgen wird die Wohnung zur Pension angerechnet?
Anhalt	1000	4550	50	6500	600
Baden	1120	3120	45	3900	600
Bayern (rechtsrheinisch)	1200	2250	—	2250	—
Bayern (Pfalz)	1400	2000	35	2400	—
Braunschweig	1500	4300	40	4920	150
Elsaß-Lothringen	288 / 700	u. 288 / 2566	40	u. 288 / 3300	400
Hamburg (Land)	1600	4200	40	6000	—
Hessen	1040	4800	50	6000	500 / 700 / 1000
Lippe-Detmold	960	3000	30	3000	300
Lübeck	1833	3666	35	4125	—
Mecklenburg-Schwerin	1250	2875	50	4500	—
Oldenburg	1960	4000	30	4000	—
„ -Birkenfeld	1350	3570	50	4500	800
Preußen	1800	3000	40	3900 bis 5000	400
Reuß ä. L.	800	2800	37	3300 bis 5000	150 bis 200
Reuß j. L.	880	3234	37	8896	10%
Sachsen	1140	3564	40	4320 bis 7200	600
Sachsen-Altenburg	1400 u. Wohn	3000 u. Wohn.	28	ca. 3300	—
Sachsen-Koburg	720	2520	37	2860	100
Sachsen-Gotha	928	3024	37	3456	320
Sachsen-Meiningen	1250	2750	42	3500	—
Sachsen-Weimar	900	2800	37	3200	—
Schwarzburg-Rudolstadt	840	2520	37	2880	6%
Schwarzburg-Sondershausen	960	2945 bis 3220	37	3360 bis 3680	300
Waldeck	700	3000	25	3000	300
Württemberg	880 bis 1040	3250	40	ca. 4000	—
Gesamtdurchschnitt	1172	3222		3871	

III. Witwenpensionen.

Landeskirche	Welchen Teil vom letzten Gehalt beträgt sie?	Wohnung wird angerechnet mit	Mindestpension	Höchstpension	Daneben wird für jede minderjähr. Halbwaise gewährt	Im Ganzen jedoch nicht mehr als Mark	Die Witwe e. Geistlichen m. 15 Dienstj. u. 7 Kinder hat Anspruch auf [illegible]
Anhalt	25%	600	750	1500			1250
Baden	25% u. 200 M.	8% d. Geh.	780	1482	160	1000	2050
Bayern (rechtsrh.)	ca. 848 M.		848	848	140		1828
Bayern (Pfalz)	864 M.		864	864	160		1980
Braunschweig	24%	150	612	1476			948
Bremen	1500		1500		250	1000	2500
Elsaß-Lothringen	40% d. Pf.-Pens. u. 450 bis 700 M.	400	380 bis 440 u. 100 bis 160 M.	1420 bis 1480	1/5 der Witwenpension		1124
Hamburg (Land)	1380 u. Wohnung		1830	2080		900	1830 b. 2080
Hessen	1000		1000	1000	150		1900
Lippe-Detmold	600		600	600	50 M. j. Sohn 40 M. j. Tochter		880 b. 950
Lübeck	670 bz. 1340		670 bz. 1340				670 bz. 1340
Mecklenb.-Schwerin	750 u. 1/10 d. Geh. u. Wohnung		1300	ca. 2050			mindestens 1300
Oldenburg	30% u. 200 M.		880	1580 b. 2000			1100 b. 1190
Oldenb.-Birkenfeld	1200		1200	1200	150		2250
Preußen	600		600	1200	200 b. 250		2600 b. 2950 In den einz. Prov. versch.
Reuß ä. L.	20%		400	800			600
Reuß j. L.	20%	10%	440	924			638
Sachsen	20%	450 b. 600	570	1080	1/5 d. W.-P.		2016
Sachsen-Altenburg	25%	300	600	1200			825
Sachsen-Koburg	25%	100	450	100	Vom 3. Kinde ab 3% d. P.		1625
Sachsen-Gotha	25%		500	1000			775
Sachsen-Meiningen	600 M.		600	600	120	360	960
Sachsen-Weimar	20%		480	800	100		u. ev. 300 M.
Sachsen-Sondershausen	20 b. 25%	300	480	1050 b. 2000	Falls bedürftig		2000
Sachsen-Rudolstadt	20%		500	720			600
Waldeck	25%		450	1050			825
Württemberg	ca. 1/5 d. Pf.-Pens.		500	1300	1/5 d. W.-P.		1396
Gesamtdurchschnitt unter bloßer Berücksichtigung der niedrigsten Sätze			735	1169			1385

Dieses Schema fanden wir im „Luth. Herold“. Wir glauben, es unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen, da es uns einen Einblick gewährt in die Besoldungsverhältnisse in Deutschen Landeskirchen.

An der Aschenurne eines Pastors. Dr. A. Kalthoff, der erst kürzlich zusammen mit Prof. Häckel den deutschen Monistenbund gründete und überhaupt durch seinen völligen Abfall vom christlichen Glauben zu trauriger Berühmtheit gelangte, ist am 11. Mai in Bremen an einer Herzkrankheit gestorben. Die Kunde von dem Tode dieses Christusleugners, schreibt die „Ev. Kirchenztg.“, hatte etwas Erschütterndes; denn er stand in der Blüte seines Mannesalters, und niemand hatte sein nahes Ende erwartet. Noch lange, so dachte man, würde der Kampf mit dem Manne fortgehen, der in unerhörter Weise die christliche Kanzel mißbrauchte, um das Evangelium zu bekämpfen, um Christi Namen nicht zu verherrlichen, sondern sogar seine Existenz zu verleugnen. Jetzt ist sein Körper zu Asche verbrannt im Hamburger Krematorium, und die Aschenurne, in einem eichenen Sarkophag eingeschlossen, ist auf dem Riensberger Friedhof in einer Gruft beigesetzt. Kein christliches Wort wurde bei der Beisetzung gesprochen, kein Vaterunser gebetet, es war wie bei der Bestattung eines Heiden, wenn man nicht etwa die allerdings unbegreifliche Taktlosigkeit des Lehrergesangvereins ausnehmen will, der an der Aschenurne sang: „Selig sind, die in dem Herrn schlafen.“

Bemerkenswertes bot auch die Feier im Krematorium zu Hamburg. Hier sprach der von uns früher schon erwähnte, mit Dr. Kalthoff gleichgesinnte Pastor Mauritz vor einem kleinen Kreis Auserwählter, was er als Freund vom Freunde zu sagen wußte; er rühmte seine Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue, nannte ihn einen „Machtvollen“, dem „das Königtum der Gedanken“ verliehen war, um „wie ein Adler seine eigenen Bahnen“ zu gehen. „Denkfrohe rief er auf zu demselben Tun und freute sich mit ihnen ihrer werdenden, sich steigernden Klarheit.“ Von seiner Liebenswürdigkeit im Umgang sagte der Redner: „Denkt an seinen Händedruck! War es nicht ein Händeschütteln, mit dem er wortlos sein Herz gab? Denkt an sein Auge! Wohl konnte es, Gott Lob, sich auftun in hellem Zorn, aber wie warm und treu konnte es auch auf uns ruhen, von wie viel kindlicher Freude konnte es zeugen. Ja, wir haben ihn nicht nur bewundert, nicht nur von ihm gelernt, nicht nur mit ihm geplant und gearbeitet, nein, wir haben auch mit ihm gelacht, hellauf gelacht. Wir haben mit ihm die Gläser erhoben, und sind mit ihm fröhlich, unvergeßlich fröhlich gewesen.“ Das war die Leichenrede, die ein evangelischer Pastor seinem Amtsbruder hielt.

Das also ist das traurige Ende eines leider berühmt gewordenen ungläubigen Pastors in Bremen. Derselbe hatte als Vorsitzer im Häckelschen Monisten-Bund gedient und die von diesem Bund veröffentlichten Thesen mit unterschrieben, die die ganze christliche Weltanschauung frech verleugnete und den krassen Materialismus eines Häckel als Glaubensbekenntnis entfalten.

Wenn aber der „Chr. Botsch.“ am Schluß seines Artikels sagt: Kalthoff, der diese Thesen mit unterschrieben hat, „konnte dabei immer noch Pastor der deutschen Landeskirche sein,“ so macht er sich damit bewußt oder unbewußt eines großen Irrtums schuldig. Der Schreiber des Artikels sollte doch wissen, daß es eine „Deutsche Landeskirche“ überhaupt nicht gibt; sondern, daß jedes souveräne Land seine eigenen Kirchenverhältnisse hat. Wenn auch die Bremer Kirchenverhältnisse vielleicht die traurigsten und schlechtesten sind, infolge der dortigen Verquickung von Kirche und Staat, so darf das doch

nicht in solcher Weise verallgemeinert werden, wie der „Chr. Botsch." es tat. Um gerecht zu urteilen, muß man doch stets im Auge behalten, wie in ganz Europa, nicht nur in Deutschland, das Verhältnis von Kirche und Staat geschichtlich sich entwickelt hat; und dabei muß bedacht werden, daß veraltete und verkehrte Rechtsverhältnisse nur mit größter Schwierigkeit verändert werden können. Wer das nicht bedenkt, wird in seinem Urteil über deutsche Kirchenverhältnisse nicht gerecht und billig urteilen können.

Deutscher Evang. Gemeindetag in Großbritannien. Von Mitte April bis Ende Juni tagen alljährlich die „May-Meetings" in London. Alle christlichen Vereine und Gesellschaften Großbritanniens pflegen dann zu ihren Jahresfesten ihre Glieder und Freunde zu vereinigen. Von der kleinsten bis zur größten Gesellschaft, z. B. der Kirchen-Missionsgesellschaft, oder der Brit. und Ausländ. Bibelgesellschaft, Judenmission, Heilsarmee, feiern sie ihre Feste mit Festgottesdienst und Jahresversammlungen. An einem Tag finden oft bis zu einem Dutzend Versammlungen an verschiedenen Orten statt. Den Zentralpunkt bildet Exeter Hall am Strand, das Gebäude des Christlichen Vereins junger Männer. Die Gesamtzahl aller festlichen Veranstaltungen beträgt ca. 250.

Auch die deutschen Gemeinden Großbritanniens pflegen sich seit vielen Jahren zu dieser Zeit in London zu einer Vertreter-Konferenz zu versammeln. Die allermeisten von ihnen befinden sich in Hafenplätzen und treiben Seemannsmission. So tagte auch in diesem Jahre zum 21. Mal die Versammlung des „General-Komitees für deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien", wozu sie sich zusammengeschlossen haben, unter dem Vorsitz des Kaiserlichen Generalkonsuls, Baron v. Lindenfels. Aus den zehn Gebieten lauten die Berichte fortgesetzt günstig. Besucher der Gottesdienste an Land waren allein 13,321, Besucher des Lesezimmers 23,289 Seeleute. Besondern Verhandlungspunkt bildete dieses Jahr ein Abkommen des Generalkomitees mit dem Komitee für deutsche evangelische Seemannsmission in Berlin, dessen Vertreter, Pastor Scheffen, auch anwesend war. Das Generalkomitee gibt die Werbe- und Sammeltätigkeit für sich in Deutschland auf zu Gunsten des Berliner Komitees, das seinerseits die Verpflichtung übernimmt, die Mittel für das Generalkomitee aufzubringen, wenn sie nicht in Großbritannien aufgebracht werden.

Am Abend des 8. Mai begannen dann die Versammlungen des „Verbandes der deutschen evangelischen Gemeinden in Großbritannien und Irland" mit einem Eröffnungsgottesdienst in der deutschen St. Pauls-Kirche, wobei Kirchenrat Frisius die Festpredigt hielt. Am folgenden Morgen wurden die Verhandlungen in dem Kaysers Hotel, Victoria Embankment, eröffnet. 19 deutsche Gemeinden, die vor zwei Jahren in Liverpool zu diesem Verband sich zusammengeschlossen haben, hielten ihren ersten Gemeindetag unter dem Vorsitz des oben genannten Frhrn. von Lindenfels. Geistliche und Vertreter aus allen Gemeinden Schottlands und Englands waren erschienen vom äußersten Norden, von Dundee bis zum südlichen London. Auch der Evangelische Oberkirchenrat und der Deutsche evangelische Kirchenausschuß hatte von Berlin seinen Präsidenten, den Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Voigts entsandt. Nach der Begrüßung aller Vertreter der heimatlichen und der hiesigen Kirchen durch den Vorsitzenden erhob sich Exzellenz Voigts zu längerer Ansprache, in welcher er sich freute, als Vertreter des deutschen evang. Kirchenausschusses im Ausland auftreten und die Grüße des Evang. Oberkirchenrats

überbringen zu dürfen. Er hob hervor, von welchem Wert es sei, für die Deutschen im Ausland, daß die Heimatkirche durch den deutschen evang. Kirchenausschuß ein handlungsfähiges Organ geschaffen habe, das die kirchlichen Bedürfnisse der Deutschen im Ausland wahrnimmt. Auch daß die evangelischen Gemeinden in Großbritannien sich zu einem Verband zusammengeschlossen haben, erkannte Herr Voigts als einen bedeutenden und segensreichen Fortschritt an. Er wünschte dem Verband Gottes reichsten Segen.

Ueber den Kampf um die Schule in England berichtet der Baseler „Kirchenfreund":

Das liberale Ministerium hat, seinem Versprechen nachkommend, gleich zu Beginn seiner Amtsdauer ein neues Schulgesetz für England und Wales eingebracht, welches das Gesetz von 1902 aufheben und damit auch dem berühmten oder berüchtigten „passiven Widerstand" eines Teils der Dissenters ein Ende machen soll. Es handelt sich um die Stellung der Kirchenschulen im Organismus des öffentlichen Schulwesens und um den Religionsunterricht der Primarschulen überhaupt.

Es sei zum Verständnis der Frage daran erinnert, daß jene Kirchenschulen oder freien Schulen unter der Verwaltung von kirchlichen Organen oder im Sinne der Kirche wirkenden Vereinen stehen, besonders der Staatskirche, dann auch der Wesleyaner und neuerdings der römischen Katholiken, auch einige kleinere Gemeinschaften, z. B. auch die Juden, haben solche Schulen. Sie sind aber meist ganz andern Ursprungs, als etwa unsere schweizerischen „freien Schulen". Sie sind zum großen Teil die ursprünglichen Volksschulen, denen erst später die direkt von Staat und bürgerlichen Gemeinden gegründeten „Board Schools" gegenübertraten. So erklärt sich's denn auch, daß noch jetzt die größere Hälfte der englischen Kinder diese freien Schulen besucht. Es sind für dieselben von seiten der Kirche große Opfer an Geld und Arbeit gebracht worden, sie haben aber auch Beiträge aus den öffentlichen Geldern, Staatsbeiträge und seit 1902 Zuschüsse aus den Gemeindesteuern erhalten, welche größer sind als die freiwilligen Beiträge. Ferner sei daran erinnert, daß auch in den direkt staatlichen Primarschulen meist, wenn schon nicht allenthalben, ein biblischer Unterricht gegeben wird, der aber von vielen als sehr unzulänglich bezeichnet wird. Von evangelisch-kirchlicher Seite wird derselbe meist als gute Grundlage für weitere Unterweisung betrachtet. Am wenigsten kann sich die hochkirchliche Richtung der Anglikaner mit demselben befreunden.

Die Opposition der Dissenters gegen das Schulgesetz von 1902 richtete sich hauptsächlich dagegen, daß den Leitern der Kirchenschulen die finanziellen Lasten, mit Ausnahme allerdings des Unterhalts der Schulgebäude, abgenommen wurden, ihnen aber doch die Leitung der Schulen faktisch überlassen wurde. Volle staatliche Kontrolle über alle vom Staat unterhaltenen Schulen, lautete die Parole.

Das neue Gesetz hebt nun das Doppelsystem von staatlich unterhaltenen Schulen auf. Die Kirchenschulen müssen, wenn sie die staatliche Unterstützung genießen wollen, sich auch direkt den lokalen Schulbehörden unterwerfen, d. h. aufhören, Kirchenschulen zu sein. Es kann zwar in solchen an den Staat übergehenden freien Schulen auch ferner ein spezifisch kirchlicher Religionsunterricht an zwei Vormittagen der Woche erteilt werden, aber er darf, eine gleich zu nennende Ausnahme abgerechnet, nicht vom Lehrer erteilt werden. Der Lehrer darf (in der Regel) nur jenen interkonfessionell gehaltenen Bi-

belunterricht geben. Nur wo die Eltern von vier Fünfteln der Kinder es begehren und die lokale Schulbehörde es für gut findet, dem Begehren zu entsprechen, kann der Lehrer jener einstigen Freischulen auch ferner kirchlichen Religionsunterricht erteilen, und es kann also dann die Schule ihren einheitlich christlich-kirchlichen Charakter behalten; auch dies aber nur in städtischen Bezirken, wo die andersdenkenden Eltern Gelegenheit haben, ihre Kinder in andere Schulen zu schicken; nicht in Landgegenden, wo nur eine Schule zur Verfügung steht.

Das Gesetz enthält endlich Bestimmungen über eine Art Expropriation von Kirchenschulen in gewissen Fällen — Bestimmungen, über deren Sinn und Tragweite kompetente Beurteiler noch wenig im klaren zu sein scheinen. Es dürfte gerade hierin bei der Einzelberatung noch viel geändert werden.

Vielleicht wird, wenn nicht zu viel verlangt wird, auch in anderer Hinsicht noch dies und jenes von seiten der Staatskirche, die diesmal in der Defensive sich befindet, zu erreichen sein. Werden aber die Begehren zu hoch gestellt, so könnte eventuell die Folge die sein, daß auch jener interkonfessionelle biblische Unterricht ganz aus der Schule verwiesen würde, und dies würde auch von der großen Mehrheit gläubiger Dissenters als ein Unglück für das Land betrachtet werden.

Die ganze Frage um die christliche Schule ist ja in den Verhältnissen der Gegenwart überaus schwierig zu lösen und bietet in einem kirchlich so zerklüfteten Land wie England (in Schottland liegen die Dinge viel günstiger) besondere Schwierigkeiten. Hauptsächlich wird es, ob die Gesetze so oder anders bestimmen, doch auf die Persönlichkeit der Lehrer ankommen, also auch auf den Einfluß, den Staatskirche und Freikirchen auf das ganze geistige Leben des Volkes auszuüben im stande sind.

Der hervorragendste englische Jesuit, der Pater Tyrell, ist, wie der Stuttgarter „Christenbote" berichtet, aus der Gesellschaft Jesu ausgetreten. Einer englischen Zeitung wird aus Rom berichtet, daß dieser Austritt in Rom tiefen Eindruck gemacht habe; selbst unter seinen Feinden galt der Genannte als der beste Kopf unter den englischen Jesuiten seit der Reformation. Er scheint an wichtigen katholischen Kirchenlehren irre geworden zu sein. Nach der „volkszeitlichen" Logik gehört natürlich auch dieser katholische Würdenträger zu der „schlechten Ware".

Ueber die Beweggründe seines Austritts werden jetzt einige Angaben gemacht. Nach denselben war schon lange bekannt, daß Pater Tyrrell sein Verbleiben in der Gesellschaft ausdrücklich davon abhängig gemacht hatte, daß die Behörden ihm die Ausübung von so viel Freiheit in theologischen Dingen zugestehen, als seine spezielle Arbeit erforderte, die darin bestand, gebildeten Katholiken, die seinen Rat suchten, in der Versöhnung ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugungen mit dem Glaubensbekenntnis zu helfen. Die englischen Jesuiten haben ihn im eigenen Interesse lange geduldet; in letzter Zeit haben sie ihn aber vor der römischen Inquisition als Häretiker denunziert wegen eines vertraulichen Schreibens, das er an einen berühmten katholischen Anthropologieprofessor gerichtet haben soll, der ihm traurig mitteilte, seine wissenschaftlichen Studien hätten ihn überzeugt, daß gewisse katholische Lehren nicht mehr haltbar seien, und es bleibe ihm deshalb nur übrig, aus der Kirche auszutreten. Tyrrell soll darauf nach Angaben der katholischen Zeitung „Tablet" geantwortet haben: „Unter den gebildeten Katholiken nimmt die Zahl derer, die wie Sie, selbst beunruhigt sind, aus Gründen, die zur Hand

liegen, rapid zu. Es mag sein, daß ich übertreibe, dank dem Umstande, daß so viele von ihnen sich direkt oder indirekt an mich wenden, wie als ob ich ein geheimes religiöses Beruhigungsmittel hätte; ich fange aber sicher an zu fühlen, daß die, die in ihrem Glauben unruhig sind, die Regel bilden und die Ruhigen die Ausnahme." Er soll dann dem Professor gesagt haben, der Glaube sei für ihn nur in dem ethischen und evangelischen Sinne bindend; das ganze Gebäude des katholischen Dogmas könne er ruhig verwerfen, denn es sei nichts besseres als das Werk fehlbarer Männer, genannt Theologen, die im Formulieren der göttlichen Wahrheit zuweilen recht, oft aber ganz unrecht hatten.

Der Islam macht in England Fortschritte. Ein vom Christentum abgefallener Rechtsanwalt besorgt nach diesbezüglichen Mitteilungen eine eifrige Agitation für den Mohammedanismus in Liverpool. Eine prächtig ausgestattete Moschee ist bereits erbaut, und mehr als 120 englische Familien sollen sich der Bewegung angeschlossen haben. Auch in London wird sich wohl bald eine Moschee erheben, zu der die orientalischen Fürsten ihre Beisteuer spenden, u. a. der Emir von Afghanistan, der Schah von Persien und der türkische Sultan. — Es gärt heutzutage auf allen Gebieten.

Die Ziele der römischen Kurie in Bayern. Der Ultramontanismus führt in Bayern eine immer deutlichere Sprache. Jetzt fordert das Regensburger Morgenblatt die volle Durchführung des Konkordats von 1817, das der katholischen Kirche die Vorherrschaft zusichert. Um die Tragweite dieser Forderung zu verstehen, muß man sich nur folgendes vergegenwärtigen: Nach Artikel 1 dieses Konkordats soll die römisch-katholische Religion „in dem ganzen Umfang des Königreichs Bayern mit jenen Rechten und Prärogativen erhalten werden, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat." Nach Artikel 13 müßte die bayerische Regierung, wenn die Erzbischöfe und Bischöfe ihr „Anzeige erstatten, daß Bücher in dem Königreich eingeführt oder gedruckt worden seien, deren Inhalt dem (katholischen) Glauben, den guten Sitten oder der Kirchenzucht zuwider ist . . . Sorge tragen, daß deren Verbreitung in der gesetzlichen Weise verhindert werde." Es ist klar, daß die volle Durchführung dieses übrigens auf sehr merkwürdige Weise zustande gekommenen Konkordats nur auf Kosten der Protestanten erfolgen könnte. So ist denn gleich von Anfang an dieses Konkordat wesentlich eingeschränkt worden durch das ihm übergeordnete Religionsedikt, welches die volle Gleichheit der Konfessionen gewährleistet und das Konkordat nur so weit gelten läßt, als es dem Religionsedikt nicht widerspricht. Dagegen erklärt nun das Regensburger Morgenblatt, daß Bestimmungen des Religionsedikts, sofern sie den Bestimmungen des Konkordats widersprechen, auf Rechtsverbindlichkeit keinen Anspruch erheben könnten, so lange die Kurie nicht ausdrücklich ihre Zustimmung dazu erteilt habe, was aber bis heute noch nicht geschehen sei. Ferner wird, obwohl das Religionsedikt einen wichtigen Teil der bayerischen Staatsverfassung bildet, die sogar von jedem Landtagswähler beschworen werden muß, offen gesagt: Die Kurie sowohl als auch die Bischöfe Bayerns und die kirchentreuen Katholiken hätten von Anfang an bis heute gegen die dem Konkordat zuwiderlaufenden Bestimmungen des Religionsedikts Verwahrung eingelegt. Hier fordert Rom nichts Geringeres als vollständige Veränderung der bayerischen Staatsverfassung zu seinen Gunsten — und dann rühmt man seine Toleranz.

Desto mehr mußte es auffallen, daß letzthin in der Kammer der bayerischen Reichsräte ein dem Namen nach noch der lutherischen Kirche angehöriges Mitglied das höchste Loblied auf das römische Ordenswesen sang und die Ordensbrüder die „Elite des Christentums“ nannte. Es war Nürnbergs reichster Mann, der Besitzer der weltbekannten Maschinenfabrik „Werk Nürnberg“, Freiherr von Cramer-Klett, der den Benediktinern schon mehrere Millionen geschenkt hat. Das Nördlinger Anzeigeblatt sagt dazu: „Die bayerischen Protestanten brauchen sich über die Meinung, daß es bei ihnen keine Elite des Christentums gebe, nicht beunruhigen. Es hat diese Worte kein Protestant gesprochen. Cramer-Klett mag ein Mann mit starken und warmen religiösen Empfindungen sein, einen Beruf, als Protestant von hervorragender Stelle aus sein Urteil abzugeben, hat er nicht, weder nach seinen Taten noch nach seinen Kenntnissen als Protestant. Er ist allein bekannt als ein eifriger Förderer des Benediktinerordens in Bayern. Seine Worte und diese Tatsache beweisen besser als alles, daß er seinem Geiste nach kein Protestant ist, und daß er wohl noch nie einer war. Es gehört zu den schneidendsten Widersprüchen unserer Zeit, daß ein aus der Großindustrie hervorgegangener, mit ihren Früchten belasteter Aristokrat, der stets den Sorgen ums Dasein entrückt war, im weltflüchtigen Mönchtum nicht nur ein Ideal, sondern die höchste Blüte des Christentums sieht und nicht weiß, daß jeder Arbeiter und jede Ehefrau, wenn sie das Christentum in die Tat umsetzen, ebenso große Helden sind als alle, die ewige Gelübde getan haben, auch unter gleichen Umständen sein können.“

Katholische Frömmigkeit. Bischof Benzler kündigt in seinem „Lorrain“ eine Wallfahrt für Männer nach Lourdes an. Um ihnen zu dem Pilgerzug rechten Mut zu machen, schreibt das Blatt des Bischofs folgende erbauliche Sätze: „Versteht mich wohl, wir werden da ganz unter uns Männern sein; keine Frauen, keine Flügelhauben (Nonnen), nichts als Männer. Wir lassen die Frauen zu Haus, um die Maiandacht zu halten; wir, die Männer, reisen frisch und munter in unsern guten Durchgangswagen, mit Abort, wenn's beliebt, von Metz nach Marseille, und von Marseille nach Lourdes. Was werden wir unterwegs tun? Zuerst wollen wir beten, kurz und gut, wie Männer beten; dann singen wir unsere lothringer Choräle; darauf machen wir geistliche Uebungen, so eine Art Missionsandacht, und ich verspreche euch, ihr braucht keine Predigten von drei Viertel Stunden zu hören; ich mag die ebenso wenig wie ihr, und da ich selbst, wie es scheint, diesen Programmteil überwachen soll, so will ich euern Predigern aufgeben, nie länger als eine Viertelstunde zu reden, oder ich schneide ihnen die Puste ab. Und dann raucht man eine tüchtige Pfeife Tabak und hält ein Schwätzchen, aber Männerschwätzchen, versteht mich wohl; kurze Sätze, ein guter Witz, eine saftige Geschichte, daß der ganze Waggon sich vor Lachen schüttelt, aber keine Geschichten von Waschbrunnen, kein Altweibergetratsch. Und so machen wir vergnügt und gemütlich unsere Pilgerfahrt zusammen!“

Wozu die Klöster gut sind. Im Jahre 1901 verschwand aus Zell bei Waidhofen a. d. N. der noch nicht ganz 14jährige Stephan Szepsan, der Pflegesohn eines Fabrikarbeiters. Offenkundig war es damals schon, daß der Knabe von der erzklerikalen Lehrerin Friederike Büchel zuerst verführt, dann ins Kloster entführt worden war. Nur die Behörden und die Gerichte vermochten damals keine Spur zu entdecken! Endlich wurde der junge Mann nach fünf Jahren durch die Bemühungen des sozialdemokrati-

schen Abgeordneten Schuhmeier, der sich der Sache annahm, in Nendeln im Fürstentum Liechtenstein, bei einer Schwester der Büchel, aufgefunden und seinen Eltern zurückgegeben. Er war zuerst in ein belgisches Kloster geschafft und von dort, mit falschen Papieren, von Kloster zu Kloster verschickt worden, um alle Spuren zu verwischen. Rom, Jerusalem, Konstantinopel — das waren die Hauptetappen. Auch jetzt noch gingen die Gerichte mit merkwürdigem Zaudern und Zögern an die Strafverfolgung der Büchel, die — mit kräftigen Empfehlungen höherer klerikaler Kreise — aus dem Ausland zurückkehrte. Aber der Skandal war schon zu groß geworden. Am 5. Juli wurde sie vom Kreisgericht St. Pölten zu einer schweren Kerkerstrafe von sechs Monaten verurteilt. Wieder einmal hat sich gezeigt, daß selbst 14jährige Kinder in Klöstern spurlos verschwinden können, wie in den Fällen Emma Tacke u. s. w. Die deutschen Kriegsminister könnten manchen ihrer Militärflüchtlinge in den Klöstern Belgiens, Oestreichs, in Nord- und Süd-Amerika wieder entdecken. — Höchst auffallend und noch nicht aufgeklärt ist die Tatsache, daß der unbedeutenden Lehrerin zur Unterbringung ihres kleinen Geliebten und zur Beseitigung seiner Spuren ganz kolossale Geldmittel zur Verfügung standen, und daß sie sich hoher Protektion erfreute. Sollte die ausländische Lehrerin mit ihren Beziehungen nach Belgien und nach Rom, wohin sie eifrig reiste, zu viel wichtigeren Zwecken nach Oestreich gekommen sein als zu dem harmlosen und bescheidenen Amt der Dorfschullehrerin? Auch der Staatsanwalt nahm an, „daß sie Verbindungen mit vermögenden Personen hatte, von denen ihr Geld zufloß“.

Aus dem finstersten Italien. Wohl nirgends tritt der moralische Bankrott und die völlige Unfähigkeit der römischen Kirche zur Hebung und Erneuerung des Volkslebens zu wirken, deutlicher hervor als in Italien, dem Stammland römischer Geisteskuechtschaft und Barbarei. So weiß das Maiheft des „Türmers“ (s. Literatur) aus dem finstersten Italien, Sizilien, allerlei interessante Einzelheiten zu berichten, die auch auf manche Vorgänge während des Vesuvausbruchs helle Streiflichter werfen. Grenzenlos ist die Armut der meisten Bewohner der schönen Insel, und das Räuberunwesen der Mafia liegt zum großen Teil in dem unglaublichen Elend und der Verrottung begründet, in welcher der sizilianische Bauer und Arbeiter lebt. Fast noch grenzenloser aber sind Unwissenheit und Unbildung. Im Jahre 1896 hatte Sizilien noch 67% Analphabeten. Selbst Rußland besaß im Jahre 1898 nur 61,7%, Deutschland (1901) 0,19%. Schuld an der Unwissenheit ist naturgemäß der Rückstand des Unterrichtswesens. Schulpflicht und Schulbesuch dauern nur bis zum zehnten Jahre. Diese völlig ungenügende Zeit kann noch verkürzt werden, wenn die Kinder ein gutes Examen bestehen. Sie werden dann bereits mit dem achten Jahre entlassen. Außerdem ist der Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger. Unter hundert eingeschriebenen Schulpflichtigen schwänzen die Schule 27,38. Zu dem ungenügenden Schulbesuch tritt die Unzulänglichkeit der Kräfte. Solange man noch Lehrer mit einem täglichen Gehalte von 1 Lire anstellt, einem Lohn, wie ihn z. B. der Briefbote in kleinen Städten auch erhält, ist ein wesentlicher Fortschritt nicht möglich Einem Lehrer von höherem Grade werden auf dem Lande Jahresgehalte von 440 Lire, und wenn es hoch kommt 660 Lire, also im Höchstfalle noch nicht 2 Lire für den Tag geboten. In einem Lande mit solcher Schulbildung finden Aberglaube, Lüge, Unsittlichkeit guten Nährboden. Haufen-

weise laufen die Leute in ihrem Wahne des Aberglaubens zu Hexen und Hexenmeistern, um ihr Leben zu verlängern, den günstigen Ausgang einer Unternehmung durch übernatürliche Kräfte herbeizuführen oder um einen Schatz zu heben und auf irgend eine andere Weise Reichtümer zu erlangen, wobei man sich in angenehmen Illusionen wiegt. Die Zahl der abergläubischen Bräuche ist Legion. Das Volk glaubt an das Schicksal, an Zauber, böse und gute Geister, an Gespenster, welche die Nächte hindurch umherschweifen. Die Viehkrankheiten werden durchweg auf Hexerei zurückgeführt. Der Glaube an Zeichendeuterei, bösen Blick, Teufelserscheinungen und dergleichen ist allgemein verbreitet. Morde aus Aberglauben, etwa um einen Schatz zu heben oder die Untreue der Geliebten festzustellen, sind an der Tagesordnung. Das spurlose Verschwinden von Personen wird nicht auf Verbrechen, sondern vielfach auf übernatürliche Kräfte zurückgeführt. Daß der Komet einen bevorstehenden Krieg ankündigt und Gewitter und Erdbeben Erscheinungen des Zornes und der Rache der Gottheit sind, ist selbstverständlich. Mit Armut, Aberglauben, Unkultur ist ein außerordentlich tiefes Niveau des Sittlichkeitsstandpunktes verbunden. Und über diesem menschlichen Elend in krassester Form blaut ein fast immer lachender Himmel, entfaltet sich eine Natur von paradiesischer Schönheit von tropischer Fruchtbarkeit!

Ein Bekenntnis der Liberalen. In dem liberalen Kirchenblatt „Kirche“ in Baden wird geklagt, daß trotzdem die Mehrheit der badischen Pfarrer einen durchaus mit der fortschreitenden Wissenschaft in Einklang stehenden Protestantismus vertrete (d. h. zum Lager der Rationalisten und Ungläubigen gehört), dennoch die Teilnahmlosigkeit weiter gebildeter protestantischer Kreise gegen die evangelische Kirche zu beklagen sei. Ein hübsches, interessantes Doppelbekenntnis:

1. Also die Mehrzahl der badischen Pfarrer vertritt den Unglauben.

2. Das rationalistische Gesäusel hat nicht die Wirkung, jene Kreise kirchlich zu erwärmen und zu beleben, die man mit seinem Preisgeben der göttlichen Wahrheit glaubte heranziehen zu können.

Eine Bankrotterklärung des Liberalismus.

Literatur.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu:

Appel, Pastor Lic. theol. Heinrich: „Die Komposition des äthiopischen Henochbuches.“ (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von den Professoren Dr. A. Schlatter und Dr. W. Lütgert. X. Jahrgang. Heft 3.) 1,80 M. — Ueber die Komposition des äthiopischen Henochbuches sind seit dem Jahre 1821, wo es zuerst von Laurence herausgegeben wurde, die verschiedensten Ansichten geäußert. Der Verfasser will das Buch auf seine Einheitlichkeit prüfen, und untersuchen, ob nicht einzelne Traditionen, die ursprünglich getrennt standen, schon miteinander vereinigt waren, bevor sie in das jetzige große Henochbuch kamen, und ob nicht in ein und demselben Abschnitt die Arbeit zweier Redaktoren zu unterscheiden ist.

Meyer, Lic. theol. Konr.: „Der Zeugniszweck des Evangelisten Johannes. Nach seinen eigenen Angaben dargestellt. 2 M., geb. 2,80 M. — Inhalt: Das Zeugenbewußtsein des Evangelisten. Ge-

genstand und Anlaß des Zeugnisses. Die Durchführung des Zeugnisses im Evangelium. Stärkung des Glaubens als Ziel des Zeugnisses. — Vorliegende Arbeit begnügt sich, so weit als möglich, Tatsächliches festzustellen und verzichtet auf abschließende Folgerungen, weil gerade auf dem hier behandelten Gebiete die Vorurteile gegen letztere oft den klaren Blick für den wirklichen Tatbestand getrübt haben. Nicht die Herkunft der Begriffe und die „Entstehung" der Stoffe im Evangelium sind Gegenstand der Untersuchung, sondern nur ihre schriftstellerische Verarbeitung seitens des Evangelisten.

Wolf, Past. Karl: „Ursprung und Verwendung des religiösen Erfahrungsbegriffes in der Theologie des 19. Jahrhunderts." Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Erkenntnistheorie. 2,40 M., geb. 3 M.

Steude, Lic. E. Gustav: „Praktische Apologetik." Zweites Heft: „Die modernen Weltanschauungen." 2,40 M. — Inhalt: Einleitung (der Begriff „Weltanschauung" und Einteilung der Weltanschauungen. Der materialistische Pantheismus. Der idealistische Pantheismus: A. Der substantielle Pantheismus. B. Der evolutionistische Pantheismus. Die buddhistische Weltanschauung. — Ueber die „Praktische Apologetik" schrieb die „Evang. Kirchenzeitung" nach Erscheinen des ersten Heftes: „Die Unsterblichkeitsbeweise." (Preis 2,40 M.): Steude vermeidet den Fehler mancher Apologeten, zu viel beweisen zu wollen. Eine solche nicht streng wissenschaftliche Art schadet dem Christentum in gebildeten Kreisen nur; dagegen geht Steude überaus vorsichtig vor, auch sucht er dem Gegner voll gerecht zu werden und die Einwürfe zu würdigen. Er bietet nicht nur eine lehrreich und gut unterrichtende Zusammenstellung der Unsterblichkeitsbeweise, sondern prüft sie auch gründlich.

Die obigen Schriften kamen kurz ehe das ganze Manuskript in Druck ging. Und da der an anderm Ort angezeigte Umzug nahe vor der Tür stand, so mußte eine eingehende Besprechung für dieses Mal unterbleiben.

Die Red.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

„Der Beweis des Glaubens." Monatschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Dr. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. 1906. Preis jährlich 8 M. — Inhalt des 7. Hefts: Gott und die Natur. Von Joh. Kreyher. — Höhen- und Wendepunkte der Weltgeschichte: im Anschlusse an Wilhelm von Kaulbachs geschichtsphilosoph. Gemälde. III. Von Prof. Lic. Dr. E. Höhne. — Die Offenbarung Jesus. Von Dr. Oskar Bensow. — Miszellen. — Theologischer Literaturbericht.

„Theologischer Literaturbericht." Von Pfr. Jordan. 1906. Preis jährlich 3 M. — Inhalt des 7. Hefts: Naturwissenschaft und Christentum (3), Theologie (5), Apologetik (5), Historische Theologie (7), Dogmengeschichte (4), Praktische Theologie, Homiletik (3), Katechetik und Pädagogik (11), Erbauliches (8), Aeußere Mission (6), Innere Mission (3), Römiisches und Antirömisches (4), Zur soz. Frage (6), Kirchl. Gegenwart (3), Biographien (5), Kunstgeschichte (4), Musik (2), Unterhaltungsliteratur, Romane (3), Neue Auflagen und Ausgaben (2), Zeitschriften (3), Dies und Das (3), Eingegangene Schriften (4), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

„Das evangelische Deutschland.“ Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahrg. 1906. Monatlich ein Heft von 32—48 S. Preis jährl. 5 M., mit Porto 5, 60 M., ins Ausland 6 M. — Inhalt des 7. Hefts: Neues Leben! Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Die evangelische Kirche Deutschlands vor hundert Jahren und gegenwärtig. Von Kon.-Rat Prof. Dr. Deutsch. — Allg. Mitteilungen: Der Deutsche Evang. Kirchenausschuß. — Die Deutsche Evang. Kirchenkonferenz in Eisenach. — Originalbericht über den ersten Gemeindetag des Verbandes der deutschen evang. Gemeinden in Großbritannien und Irland am 8.—10. Mai 1906 in London. — Landeskirchliche Umschau: Württemberg.

„Die evangelischen Missionen.“ Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Monatlich ein Heft von 24 S. mit 10—16 Bildern. Preis jährlich 3 M., mit Porto 3.60 M. — Inhalt des 7. Hefts: Alaska. Von Dr. C. Buchner. (Mit 7 Bildern.) — Nach zweihundert Jahren. Vom Herausgeber. (Mit 7 Bildern.) — Deutsche Samariterschule und missionsärztliches Institut in Tübingen. — Nachrichten vom großen Missionsfeld. (Mit 3 Bildern.) — Bücherbesprechungen.

„Saat und Ernte auf dem Missionsfelde.“ Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. Monatlich ein Heft von 8 S. mit 4—5 Bildern. Preis jährlich 1 M., mit Porto 1,36 M. Beide Blätter zusammen 3,75 M., mit Porto 4,35 M. — Inhalt des 7. Hefts: Dschei Ing. (Mit 2 Bildern.) — Der Vater und Wohltäter von Alaska. (Mit 2 Bildern.) — Belohnte Treue. — Vermischtes.

„Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des Juliheftes: Friedrich Naumann und der neue Liberalismus. Von Dr. Richard Bahr. — Leibeigen. Eine Kolonialnovelle. Von Hanna Christaller. (Fortsetzung.) — Die wirklichen Schürer der Hexenbrände. Von H. Bauer. — Ein Sommernachtstraum. Novelle von Karl Ewald. — In memoriam Eduard Hartmann †. Von Dr. Otto Siebert. — In memoriam Hermann Schell †. Von W. E. — Die Entwicklung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit. Von Alfred H. Fried. — Das Deutsche Reich und die Verfassung der Einzelstaaten. Von H. Grau. — Aberglauben und Königtum. — Antiqua und Fraktur. Von H. W. — Türmers Tagebuch: Politische Quacksalber. Das koloniale Elend. Grüner Tisch und grüne Weide. Reinliche Scheidung! Religion oder Konfession? — Das Problem Ibsen. Aus J. E. Freiherrn von Grotthuß' „Problemen und Charakterköpfen“. — Nordische Dramen. Von Felix Poppenberg. — Georg Brandes über Ibsen. — Heinrich Hart †. — Die Moral der Jugendliteratur. — Ein Münchner Almanach. — Rembrandt als Maler des Seelischen. Von Dr. K. Storck. — Rembrandt-Bilder als Wandschmuck. Von K. St. — Künstler und Kunstfreund. Von Hans Thoma. — Erziehung des Auges. Von Prof. L. Gurlitt. — Schumann, der Romantiker. Von Dr. Karl Storck. — Schumanns Leben und Werke. Von Franz Brendel. — Musikalische Haus- und Lebensregeln. Von Robert Schumann. — Kunstbeilagen: Rembrandt van Rijn: Rembrandt mit seiner Gattin Saskia. Narcisse Diaz: Gewitter. John Philipp: Robert Schumann. Erik Werenskiold: Henrik Ibsen. — Notenbeilage: Abendmusik. Wiegenliedchen. Von Robert Schumann.

❋ Magazin ❋
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 8. Band. St. Louis, Mo. November 1906.

Vom heiligen Abendmahl.

Von P. E. Otto.

Bei Besprechungen auf Konferenzen, bei denen gelegentlich der Erörterung unserer konfessionellen Stellung andern Kirchengemeinschaften gegenüber auch unsere Stellung in der Abendmahlslehre absichtlich gestreift wird, erhält man wohl öfter den Eindruck, daß eine gewisse Verschleierung von Gegensätzen eine auf lichter Erkenntnis beruhende Einhelligkeit ersetzen muß. Es ist das wohl auch natürlich und nicht bloß bei uns so und ganz in der Ordnung, denn in der Feier des heiligen Mahles, bei welchem auf der einen Seite die individuellen Unterschiede, die im äußern Leben der Menschen vorhanden sind, vor einer gleichmäßigen Behandlung aller zurücktreten müssen, ist doch anderseits der innern individuellen Eigentümlichkeit der größte Einfluß gewährt; der Genuß des heiligen Mahles ist Sache des Gemüts, und es läßt sich nicht in Formeln binden und vorschreiben, was ich bei der Feier denken und empfinden soll; in gewissem Sinne mit Recht wird ein Christ sagen: mögen die Theologen und Kirchen über das Abendmahl lehren was sie wollen, es geht mich nichts an, ich weiß, was ich daran habe; und in gewissem Sinne ist allerdings unter Christen, denen es um Aufrechterhaltung der Einigkeit im Geiste zu tun ist, die Abendmahlslehre ein Noli me tangere, über das man lieber schweigt, wenn man fürchten muß, die Gefühle eines andern zu verletzen oder in den eigenen verletzt zu werden. Das alles aber schließt doch die Möglichkeit und beziehungsweise damit auch die Forderung nicht aus, eine intellektuelle Verständigung darüber zu suchen, auf welcher Basis die Gefühle und Empfindungen, die wir beim heiligen Mahle haben, beruhen.

Es ist eine nicht durch Gesamterklärung der Synode autorisierte aber doch vielfach geäußerte Darstellung unsers Standpunktes: „wir perhorreszieren die oft mit böswilliger Absicht ausgesprengte Verleumdung, daß wir bei der Austeilung des Mahles die Formel gebrauchen: „Nehmet hin, das bedeutet" u. s. w., wir gebrauchen vielmehr die biblischen Einsetzungsworte; darüber, daß die Zeichen im Abendmahle

Leib und Blut Christi sind, sind wir einig, nur über das Wie gestatten wir uns nicht, Bestimmungen zu geben." Es ist zu gestehen, daß die Erklärung, so richtig wie sie ist, und so ausreichend, wenn man sich begnügt, einen gewissen geistigen Inhalt gefühlsmäßig zu fassen, doch denjenigen nicht befriedigt, der gerade zu wissen wünscht, was er sich dabei denken, wie er's verstehen soll. Unsere Gegner z. B. werden uns sagen: was ihr da sagt, das ist ja Phrase, was heißt denn das, wenn ihr behauptet, daß wir den Leib und das Blut Christi empfangen? wenn ihr uns sagen könnt, was ihr empfangt, dann wird das Wie sich als selbstverständlich ergeben. Auch unter unsern Abendmahlsgängern wird das Bedürfnis nicht fehlen, über das Abendmahl nicht bloß erbaulich paränetisch angeredet zu werden, sondern auch lehrweise Auskunft zu erhalten, auf welchen Anschauungen unsere Abendmahlspraxis beruht. Und noch eins: es ist auf der Hand liegend, in welcher traurigen Mißachtung und Verkennung das heilige Abendmahl in weiten Kreisen unserer kirchlichen Bevölkerung liegt. Wir reden nicht von denen, welchen das ganze Wort vom Kreuze ein Aergernis und eine Torheit ist und welche sich darum gänzlich von der Kirche abgewendet haben, obwohl auch inbezug auf sie die Frage ist, ob nicht bei vielen von ihnen gerade die Abneigung gegen das Abendmahl der erste Stein des Anstoßes gewesen ist, der sie zu der Konsequenz geführt hat, mit der Kirche ganz zu brechen. Es gibt aber auch eine große Menge Personen, die der Kirche gar nicht abgeneigt sind, sich auch leicht für die Förderung kirchlicher Zwecke gewinnen lassen, und die doch fast grundsätzlich nie zum Abendmahle gehen, es sei denn, daß einmal der erste Abendmahlsgang eines Kindes ihnen einen moralischen Zwang auflegt. Dem gegenüber kann auch die andere Erscheinung, daß zu Karfreitag und Ostern an manchen Orten Hunderte zum Abendmahl kommen, die sich das Jahr über nicht wieder in der Kirche sehen lassen, kein tröstendes Gegengewicht bilden. Daß das heilige Abendmahl für unsere Kirche und in ihr nicht das ist, was es ihr sein könnte und sollte, müssen wir uns leider sagen. Daß das bejammernswerte Mißverhältnis nicht bloß auf einem Mißverständnis der heiligen Handlung beruht, sondern auf vorhandenen sittlichen Schäden, werden wir von vornherein annehmen müssen, und durch bloße Belehrung, möge sie auch noch so einleuchtend sein, werden wirs nicht beseitigen. Aber fragen muß sich die Kirche doch; ob sie nicht durch einen Mangel an einfach faßbarer Unterweisung irrige Vorstellungen fördern hilft, die nachher zum Nichtgebrauch oder zum Mißbrauche des Sakramentes veranlassen. Die lehrhafte Unterweisung betreffs des Sakraments beschränkt sich vielfach auf die Zeit des Konfirmandenunterrichts, und da geschieht es doch wohl mehrfach, daß bei dem Bestreben, in möglichst kurzer Zeit alles zu sagen, dem Verständnisse zu viel dargeboten wird, wovon die Folge ist, daß in kurzer Zeit zu wenig behalten wird, es werden Erwartungen in der Seele der Kinder erweckt von inneren Wunderwirkungen des Sakraments, welche die Kinder beim Genusse doch nicht erfüllt sehen, und daher die Folge, daß

anstatt des nichtverstandenen biblischen Inhaltes, selbstgemachte Urteile sich bilden, bei dem einen dahin gehend, daß hinter der hohen Feierlichkeit, mit der das Abendmahl bekleidet werde, doch nicht viel zu finden, daß es eine Zeremonie sei, die man ebensogut unterlassen könne, bei andern dahin, daß es eine unbekannte zauberhafte Wirkung haben müsse, die man wohltue, sich zu sichern. Und wenn nun ernste und wohlgesinnte Leute, denen es darum zu tun ist, mit der Kirche ihren Frieden zu machen und in den Ordnungen derselben einherzugehen, erfahren müssen, wie gerade um das Abendmahl sich die Dornhecke des theologischen Streites gesponnen hat, und wie als Bedingung der Zulassung zu demselben die Zustimmung zu Lehrsätzen verlangt wird, die ganz richtig sein mögen, aber jedenfalls von ihnen ohne persönliche Lebenserfahrung nur auf Autorität hin angenommen werden können, so wird dadurch das Abendmahl einer von den Vertretern der Kirche verschuldeten Mißachtung ausgesetzt.

Es ist wahr, religiöse Anschauungen und Ueberzeugungen werden anerzogen, man möchte fast sagen angeboren, wenigstens reichen die Einflüsse des Ererbten in unser unbewußtes Leben zurück, aber sie sollen zum persönlichen, auf eigener Erfahrung beruhenden Besitze werden, und solches geschieht nur unter Beihilfe der klaren Erkenntnis; je weniger solche vorhanden sind, je mehr die Anschauungen bloß ererbt und unbegriffen instinktiv sind, desto mehr ist ihre Geltendmachung eine fanatische und in demselben Maße natürlich auch unfähig, auf andere gewinnend einzuwirken. Muhammedanische und heidnische Völker schlagen den durchziehenden Reisenden tot, der ihren Tempeln und Gebräuchen nicht die gewohnte Ehrfurcht erweist, katholische Prozessionisten schlagen dem Protestanten den Hut vom Kopfe, der ihn vor „dem Allerheiligsten" nicht abzieht, und der Zorn mancher Lutheraner gegen das Gespenst des unierten „Bedeutet", ist auch gerade kein Zeichen davon, daß das Heilige geistig begriffen sei. Eine Beleuchtung der Abendmahlslehre zum Zweck des Verständnisses für unser modernes Bewußtsein, scheint nicht überflüssig und unnütz zu sein.

Wir haben in der Heiligen Schrift bekanntlich vier Berichte über die Einsetzung des heiligen Abendmahls; setzen wir sie zur überschaulichen Vergleichung hier nebeneinander:

Matth. 26, 26—28: Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankete und brachs und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus, denn d a s i s t m e i n B l u t, das des neuen Testaments (oder der neuen Stiftung), das für viele vergossen wird z u r V e r g e b u n g d e r S ü n d e n.

Mark. 14, 22—24. Indem sie aßen, nahm Jesus das Brot, dankete und brachs und gab's ihnen und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Und nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den, und sie tranken alle daraus, und er sprach zu ihnen: d a s i s t m e i n B l u t, das des neuen Testaments, das für viele vergossen wird.

Luk. 22, 19—20. Er nahm das Brot, dankte und brachs und gab's ihnen und sprach: das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Desselbigengleichen auch den Kelch nach dem Abendmahle, und sprach: Dieser Kelch (ist) die neue Stiftung in meinem Blute, d e r (nicht „ d a s “) für euch ausgegossen wird.

1. Kor. 11, 23—26. Der Herr Jesus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm das Brot, dankte und brachs und sprach: das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Desselbigen gleichen auch den Kelch nach dem Abendmahle und sprach: Dieser Kelch ist die neue Stiftung in meinem Blute, (oder auch: „Dieser Kelch, die neue Stiftung, ist in meinem Blute); solches tut, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtnis.

Aus diesen vier Relationen, die im Ganzen völlig übereinstimmen, im einzelnen kleine Abweichungen aufweisen, sehen wir zum ersten unwiderlegbar, daß Jesus solches heilige Mahl wirklich eingesetzt hat, daß wir hier auf eine geschichtliche Tatsache stoßen. Die noch jahraus jahrein fortdauernde Sakramentsfeier in der christlichen Kirche ist gleichsam ein originaler Laut aus Jesu eigenem Munde, der aus der allerdings ja manche Dunkelheit enthaltenden Urzeit der christlichen Kirche zu uns herübertönt. Der Anstoß, den man an dem Wunderbaren in der Geschichte Jesu genommen, hat ja einst dazu verleitet, daß man die geschichtliche Existenz eines Jesus selber bezweifelt und seine Gestalt für ein Produkt der Mythenbildung ausgegeben hat; angesichts der tatsächlich fortbestehenden Sakramentsfeier wird das ganz hinfällig; wie soll diese Sakramentsfeier entstanden sein, wenn sie nicht Jesus selbst gestiftet hat? Daß die Sakramentsfeier in der alten Kirche sich so allgemein eingebürgert hat, daß das Abendmahl nicht, gleich etwa der Fußwaschung, nur selteneren und auf engere Kreise beschränkten Gebrauch gefunden, dazu wird allerdings die Verwandtschaft desselben mit Gebräuchen der griechischen Religionsgemeinschaften beigetragen haben; auch die religiösen Geheimfeiern des grichischen Heidentums, die Mysterien, die gerade in der Entstehungszeit der christlichen Kirche beim Verfall der alten Volksreligion eine so große Verbreitung gehabt haben, haben zum teil ganz analoge Gebräuche der Austeilung von Speise und Trank gehabt. Das wird die Einbürgerung der Abendmahlssitte in der griechischen Welt erleichtert haben, aber die Entstehung der Abendmahlssitte in christlichen Kreisen ist doch nur erklärbar durch eine Stiftung Jesu selbst.

Zum andern sehen wir trotz allem Festhalten des gemeinsamen Wesentlichen doch eine Beweglichkeit der Tradition über das, was nun Jesus eigentlich bei jener Gelegenheit gesprochen, in welche Form er seine Einsetzung gekleidet habe. Unsere vier Relationen teilen sich in zwei Gruppen, indem Matthäus und Markus einerseits und Lukas und Paulus anderseits in größerer Verwandtschaft zu einander stehen. Die ersten Beiden stimmen wörtlich mit einander überein, nur daß, (was unwichtiger ist), Markus statt der Aufforderung: „trinket alle daraus“, die

Berichterstattung bietet: „sie tranken alle daraus“, und daß er den Zusatz des Matthäus nicht hat: „zur Vergebung der Sünden.“ Lukas und Paulus stimmen darin überein, daß sie den Charakter des Abendmahls als eines Gedächtnismahles stärker hervorheben, und daß sie den zweiten Teil der Stiftungsworte in einer Form wiedergeben, bei der der bildliche Charakter der Mitteilung stärker zum Ausdruck kommt, statt: „das ist mein Blut,“ sagen sie: „dieser Kelch“, (Lukas: „der für euch ausgegossen wird“) „ist die neue Stiftung in meinem Blute.“

Es ist ersichtlich, daß wir darauf verzichten müssen, protokollarisch genau zu wissen, was für Worte nun Jesus eigentlich gebraucht habe, ob er „zur Vergebung der Sünden“ hinzugesetzt habe oder nicht, ob er ein- oder zweimal gesagt habe, „solches tut zu meinem Gedächtnis“ u. dergl. Es ist doch höchst wahrscheinlich, daß Jesus bei dieser Gelegenheit, beim Austeilen von Brot und Wein, viel mehr gesprochen hat, als in unsern Berichten geschrieben steht, ja daß er in ununterbrochenem Redestrome sich ergossen hat. Es ist der subjektiven Phantasie hierbei manches überlassen; wir werden nicht umhin können, so weit wir uns der Unzureichendheit unserer Mittel bewußt zu bleiben haben, uns ein Vorstellungsbild von jener heiligen Scene auszumalen; wie würde ich, wenn ich ein Maler wäre, die Scene darzustellen versuchen? Das Bild Leonardo da Vincis, das doch nicht den Moment der Sakramentstiftung darstellen soll, sondern den Moment, in welchem Jesus die Anwesenheit eines Verräters unter seinen Jüngern verkündigt, ist wohl für die Phantasie vieler leitend geworden, indem sie sich danach Haltung, Gebärde und Gesichtsausdruck Jesu vorstellen. Das Antlitz Jesu drückt auf diesem Bilde mehr die Stimmung wehmütiger Ergebung, sanfter Milde aus; gewiß nicht unrichtig, aber zu eng und arm. Wer das Bild Jesu bei der heiligen Stiftung malen wollte, müßte, meine ich, ihn flammenden Auges malen, heilige Energie in jeder Faser seines Körpers, Entschlossenheit, Kampfesmut, Siegesbewußtsein bei aller Ergebung und Milde in seinen Mienen auszudrücken verstehen.

Der älteste von unsern vier Berichten ist der des Paulus in seinem Korintherbriefe, der ja nach wahrscheinlichster Berechnung im Jahre 52 nach Chr. geschrieben sein mag; möglich, daß die drei Berichte der synoptischen Evangelien auf eine noch ältere schriftliche Quelle zurückweisen, aber das wissen wir nicht; die drei Evangelien selbst als Ganzes sind später geschrieben als der Korintherbrief. Paulus versichert zudem noch ausdrücklich, daß er sich für völlig befugt halte, eine authentische Berichterstattung vom Hergange zu geben: „Ich habe es von dem Herrn her empfangen, was ich euch überliefert habe.“ Es ist ersichtlich, daß für Paulus die ganze Wichtigkeit und Heiligkeit der Feier daraus abzuleiten ist, daß es eine Gedächtnisfeier des Todes Jesu ist; das besagt sein zweimaliges: „solches tut zu meinem Gedächtnis,“ das besagt seine beigefügte Begründung im folgenden Verse (V. 26): „Denn, so oft ihr von diesem Brote esset und von diesem Kelche trinket, verkündigt ihr des Herrn Tod.“ Luther hat mit seiner Umschreibung des Imperativs:

„ihr sollt verkündigen," nicht richtig übersetzt, wenn Paulus das hätte sagen wollen, so hätte er anders geschrieben, δεῖ ὑμᾶς ἀγγέλλειν oder ähnlich. Die einfache Form καταγγέλλετε kann entweder nur als einfacher Imperativ „verkündiget", oder als Indikativ „ihr verkündiget" übersetzt werden. Nun kann man in einem mit „denn" anfangenden Satze, der also zur Begründung von etwas dient, keinen Imperativ gebrauchen, begründen kann man etwas nur durch eine Tatsache, nicht durch eine Forderung. Man kann also nicht sagen, im Griechischen so wenig wie im Deutschen, „denn so oft ihr esset, verkündiget des Herrn Tod," sondern nur: „so oft ihr esset, verkündigt ihr (tatsächlich) des Herrn Tod." Paulus will sagen, daß die Feier des Abendmahles selbst, abgesehen davon, was Menschen dabei reden, eine Verkündigung des Todes des Herrn sei. Das kann sie ja allerdings nur sein, wenn sie nach der Stiftung des Herrn geschieht, nur eben der Genuß dieses Brotes und dieses Kelches kann an sich eine Verkündigung des Todes des Herrn sein. Darin aber, daß derjenige, der dies Mahl genießt, sich zum Verkündiger des Todes des Herrn macht, darin liegt die volle Begründung für die zufolgernde Forderung, daß er nun auch würdig genieße, denn welcher unwürdig isset und trinket, der versündigt sich an dem Leibe und Blute des Herrn damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Wovon? was meint Paulus mit dem Nichtunterscheiden? Die gangbarste Auffassung ist ja allerdings die, daß zu ergänzen wäre: „von gemeiner Speise," also daß Paulus sagen solle „der unwürdig Genießende unterscheidet die Speise, die er im Abendmahle erhält, das Brot, welches doch kein gewöhnliches Brot, sondern irgendwie der Leib Christi, nicht von ordinärem Brote;" als ob Paulus auf die geheimnisvolle höhere Dignität der Abendmahls*elemente* besonders die Aufmerksamkeit lenken wollte. Es ist das doch wohl nicht paulinisch, nicht der Anschauung des Apostels entsprechend, der seinen Hauptberuf in der Verkündigung des Evangeliums, in der Voraugenmalung der Person Christi sah und nicht in der Distribution geheimnisvoller höherer Lebenskräfte, die in ein irdisch Element wunderbar gebunden seien, der sich gesandt wußte, nicht zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen. Nicht auf die geheimnisvolle höhere Dignität der Elemente will Paulus hinweisen, sondern auf die klar leuchtende höhere Dignität des Herrn selber, und darum ist nicht zu ergänzen: „weil er den Leib des Herrn (das Abendmahlsbrot) nicht von gewöhnlicher Speise unterscheidet," sondern: „weil er den Leib des Herrn *selber* nicht unterscheidet von irgend einem andern Leibe oder von irgend einem andern Dinge," d. i. weil er den für ihn gestorbenen Heiland, dessen Tod er doch eben im Abendmahlsgenusse preisend verkündigt, als einen Gegenstand behandelt, mit dem man nach eigenem Belieben, auch ungeweihter Weise, umgehen kann.

Das Dritte, was aus unsern Berichten hervorgeht, ist das, daß jene Feier in der Nacht, da er verraten ward, von den Aposteln und der ältesten Kirche als eine wirkliche Abendmahlsfeier betrachtet worden ist, nicht, sozusagen, als eine bloße Probe auf eine künftige Ausführung, d.

h. daß Jesus bei seiner ersten Stiftung seinen Leib und sein Blut den Jüngern gerade so gegeben hat, wie er ihn allen Genießenden im Abendmahle gibt. Was Luther auf den Tisch in Marburg geschrieben, um die volle Realität der Mitteilung im heiligen Mahle festzuhalten, „das ist mein Leib," das gehört auch auf jenen ersten Abendmahlstisch geschrieben. Nicht die mindeste Andeutung ist in unsern Berichten enthalten, daß Jesus die Hingabe seines Leibes und Blutes bei den künftigen Abendmahlsfeiern anders verstanden haben wolle, als jetzt bei der erstmaligen. Nun, wir wissen oder nehmen an, daß Jesus unter seinen Jüngern arimäisch gesprochen hat, wie er's ja auch am Kreuze getan: "Eli, Lamah". (obwohl er nicht unwahrscheinlicher Weise wird griechisch haben sprechen können, so gut wie Johannes und Petrus). Das Aramäische hat kein eigen Wort für die Copula „ist", er hat also nur gesagt: „das mein Leib"; ob er nun „ist" dazu gesagt hat oder nicht, das bleibt sich gleich. Ernst und Energie, w i r k l i c h e Hingabe hat er mit dem Worte ausdrücken wollen. Der Wirklichkeit verbürgende Ernst der Worte aber fordert doch nicht eine buchstäbliche Auffassung derselben. Jesus hat sich doch nicht ein Glied vom Leibe geschnitten und unter die Jünger verteilt, sondern er spricht: „das ist mein Leib," trotzdem er in unversehrter Leiblichkeit vor ihnen sitzt. Eine geistige, symbolische, bildliche Auffassung des Wortes, oder wie man's sonst nennen mag, ist also notwendiger Weise geboten. Luthers Motiv, der sich ans Wort gebunden fühlte, ist ein edles gewesen, und sein Instinkt, der ihn sagen ließ: „ihr habt einen andern Geist als wir," war nicht völlig irreleitend, denn eine andersartige Geistesströmung trat ihm allerdings in der Schweizer Reformation entgegen, aber die theologische Begründung, die er seiner Unionsverweigerung gegeben, indem er sich auf den Buchstaben steifte, war unrichtig, und verdankt ihre Entstehung nicht einer Vertiefung in das Schriftwort, sondern seiner Gebundenheit an Vorstellungen, die er aus dem Studium der Scholastik übernommen.

Für ein schlichtes Nachdenken, das unberührt von theologischer Tradition an die Betrachtung unserer Berichte tritt, ist es doch nicht mißverständlich, was Jesus mit der Handlung hat sagen wollen; er zeigt damit seinen Jüngern seinen Entschluß an, was er tun will: was ich jetzt mit diesem Brote tue, das ich breche und euch hingebe, und mit diesem Kelche, den ich euch leeren lasse, das tue ich mit meinem Leibe und meinem Blute; ich gebe mein Leben hin für euch und für viele; hierdurch soll und wird ein neuer Bund entstehen, an die Seite tretend dem Bunde auf Sinai und ihn beseitigend; der alte Sinaibund war eine Gottesstiftung, aber seine Verwaltung ist in die unrechten Hände geraten; auf Mosis Stuhle sitzen die Pharisäer und Schriftgelehrten und sie haben aus dem Heilsbunde, in dem Gott sein Volk zum Eigentum angenommen, einen geistlosen, gnadenlosen Gesetzesdienst gemacht; ich gebe mein Leben hin, damit alle, die an mich glauben, nicht mehr unter diesem Gesetze sein sollen, sondern unter der Gnade, daß sie Vergebung der Sünde haben sollen. — Wer kann es alles aussagen, was Jesus mit der heili-

gen Handlung hat sagen wollen? Dazu ist eben ein Sakrament da, daß es mehr ausdrücke als tausend Worte. Das heilige Abendmahl drückt nicht nur einen vereinzelten Zweig der christlichen Wahrheit aus, sondern die ganze Summe derselben. Durch das Sakrament sollen wir dargestellt sehen, was Summe und Inhalt des christlichen Glaubens ist. Hier sollte nur so viel hervorgehoben werden, daß eine sinnbildliche Auffassung der Abendmahlsworte unentbehrlich ist, und daß daher Zwingli mit seiner Uebersetzung: „Bedeutet", mag sie nicht zureichend sein, doch im Wesentlichen Recht hat. Der ganze Unterschied zwischen den Jüngern als den ersten, und uns, als den späteren Abendmahlsgenossen, ist der, daß er zu jenen gesprochen hat: ich h a b e euch gegeben. Hiernach dürften wir den Standpunkt unserer evangelischen Synode inbezug auf die Abendmahlslehre, wie er öfter, allerdings unautorisiert bezeichnet worden ist, daß wir nämlich über das Wie des Empfangens von Leib und Blut Christi im Abendmahle nichts aussagen und uns an dem „Daß" genügen lassen, einigermaßen modifizieren und klar bekennen: „wir empfangen gerade, wie die Jünger empfangen haben."

Es ist die Art antiker Vorstellungs- und Denkweise, in die wir modernen Menschen uns nicht hineinfinden können, in die wir nur je und dann, von unwillkürlichem Instinkt beeinflußt, zurückfallen, die aber vor unserm Denken nicht besteht, daß geistige Segnungen oder überhaupt geistige Einflüsse durch körperliche Dinge als Vehikel übertragen werden können. Wir gestehen ja sicherlich zu, daß seelische Eindrücke durch körperliche Dinge hervorgerufen werden, und daß infolgedessen segnende, resp. störende Einflüsse auf die Gestaltung des Lebens ausgeübt werden können; aber wir denken uns doch diese Einflüsse immer irgendwie psychologisch vermittelt. Ein Kind behält z. B. einen Ring der Mutter, ein Liebender einen welken Strauß von der Geliebten und erwartet glückbringende Wirkung davon; wir finden das begreiflich, insofern die körperlichen Dinge durch das Gefühl ihres Besitzes wohltätig auf die Gesamtstimmung des Besitzers wirken und dadurch auch mittelbar wohltätig die Gestaltung seines äußern Lebens beeinflussen, aber daß den Dingen selbst eine das Leben magisch beeinflussende Kraft innewohne, dazu wird ein moderner Philosoph oder Theolog sich schwerlich verstehen können, er mag gelegentlich unwillkürlich so handeln, als ob er das glaube, aber vor seinem Denken wird die Vorstellung nicht bestehen können. Es ist aber gerade die Art antiker Vorstellungsweise, die psychologische Vermittelung hinwegzudenken und den sinnlichen Dingen unmittelbare Wirkung zuzuschreiben, eine Vorstellung, welche bekanntlich insonderheit in der Reliquienverehrung ihren Ausdruck gefunden hat. Diese Vorstellungsweise hat jedenfalls schon frühe auch auf die Auffassung des Abendmahls ihren Einfluß ausgeübt und die Schätzung desselben bestimmt. Man schrieb dem Genusse der Abendmahlselemente wunderbare Heils-, beziehungsweise auch Strafwirkungen zu, immermehr ward das Sakrament zum tremendum mysterium, das je unbegreiflicher um so mächtiger wirksam sei, an dessen Genuß sich wunderbare

Wirkungen knüpften, gleichviel ob die psychologischen Vermittlungen, durch welche die Segenswirkungen sich vollziehen sollen, vorhanden seien oder nicht. Dies zeigt schon das Beispiel der korinthischen Gemeinde, in welcher die Feier des heiligen Abendmahls jedenfalls nicht vernachlässigt. sondern unter allgemeiner Beteiligung regelmäßig beobachtet und hochgehalten wurde, während man es doch sehr an der Selbstprüfung fehlen ließ, ob die Bedingungen des würdigen Genusses, die Gesinnungen der bußfertigen Demut, der Dankbarkeit, der Bruderliebe, vorhanden seien oder nicht.

Eine vermeintliche Hochschätzung des Sakramentes, die in Wahrheit zu einer Entwürdigung desselben zu führen drohte, scheint früh bemerkbar gewesen zu sein, das zeigt das Verhalten des vierten Evangelisten. Während seine Darstellung doch sonst den Eindruck macht, als wolle er ein genaues Bild der Hergänge in jener bedeutungsvollen Nacht entwerfen, gibt er auch keine Andeutung, daß in einem Moment in der Reihenfolge der Ereignisse die Einsetzung des heiligen Mahles falle. Lassen wir die Frage nach dem Verfasser des vierten Evangeliums aus dem Spiele. War's der Jünger Johannes, so mußte doch ihm wie den übrigen Augenzeugen die heilige Stiftung unvergeßlich sein; war's ein anderer, so hat er doch jedenfalls die tatsächlich in den Gemeinden bestehende Sitte der Sakramentsfeier und ihre Zurückführung auf die Stiftung durch Jesum gekannt. Sein Hinweggehen über einen Bericht von der Sakramentseinsetzung ist jedenfalls, wenn auch kein absichtlich überlegtes, so doch ein mit seiner Gesamtauffassung vom Sakrament zusammenhangendes. Man hat wohl gesagt, er habe davon nicht berichtet, weil schon seine Vorgänger, die drei andern Evangelisten, davon berichtet haben; allein diese sogenannte Ergänzungs- oder Berichtigungshypothese muß aufgegeben werden, sie ist nur haltbar unter Voraussetzung einer ziemlich vermenschlichenden Inspirationstheorie, wonach der Heilige Geist wie ein menschlicher Autor mit einer vierten Feder nur die Lücken ausfüllt, die seine mit drei früheren Federn geschriebene Darstellung gelassen hat; es läßt sich an keiner Stelle ersehen, daß der vierte Evangelist die drei synoptischen Evangelien, oder eins von denselben, in ihrer jetzt vorliegenden Gestalt gelesen habe, er hat durchaus unabhängig von ihnen berichtet. Man hat auch darauf hingewiesen, der Evangelist erzähle auch nichts vom Gebetskampfe in Gethsemane und biete dafür das hohepriesterliche Gebet; es sei seine Art, nicht das menschliche Sichemporringen Jesu zur Vollendung, sondern das sich immer gleichbleibende, aus seiner himmlischen Herkunft ihm eignende Herrlichkeitswesen desselben zur Darstellung zu bringen; aber diese seine Art konnte ihn doch nicht abhalten, von der Abendmahlsstiftung zu berichten, in welcher sich ja *gerade* das Mittlerbewußtsein Jesu so glorreich ausspricht.

Man kann nur sagen, der Evangelist hat nichts von der Abendmahlseinsetzung berichtet, weil er sich nicht wiederholen wollte; weil er das, was für ihn die Hauptsache am Abendmahle war, den Gedanken,

den dasselbe ausdrücken soll, schon in früherem Zusammenhange niedergeschrieben. Das vierte Evangelium macht den Eindruck, daß es nicht bruchstückweise, sondern sozusagen in einem Gusse niedergeschrieben ist, öfter läßt sich die Darstellung durch die Rücksicht auf den früheren Zusammenhang bestimmen. Sodann ist es nicht eigentlich eine Missionsschrift, bestimmt, Fremde, die von den Tatsachen der christlichen Verkündigung noch nichts gehört haben, mit denselben bekannt zu machen, sondern es ist, sozusagen, eine Erbauungsschrift, bestimmt, die als im Wesentlichen als bekannt vorausgesetzten Tatsachen ins rechte Licht zu stellen. Dem Gedanken, den der Evangelist im Sakramente des Abendmahls ausgedrückt findet, hat er an früherer Stelle in den Worten Jesu (Kap. 6) Ausdruck gegeben, in denen er Jesum, aus Anlaß der Wunderspeisung der Fünftausend, sich selbst als das Brot des Lebens bezeichnen läßt. Die Worte Jesu (Joh. 6) haben wir als eine authentische Interpretation davon anzusehen, was nach dem Sinne des Evangelisten Jesus mit der Einsetzung des heiligen Mahles hat sagen wollen. Es ist derselbe Gedanke, nur mit einer Nüancierung der Betonung; der Gedanke ist: „Ich bin der Erlöser." In der Sakramentsstiftung liegt der Ton auf dem Prädikat, in der Rede des Johannes-Evangeliums liegt er auf dem Subjekte: Ich und nur Ich. Daß der Evangelist von der Stiftung des Sakraments selbst nichts berichtet hat, obwohl er dieselbe doch ohne Zweifel kennt, und daß er dafür den geistigen Inhalt des Selbstzeugnisses Jesu, wie es in diesem Sakramente zum Ausdruck kommt, mit so vollem Nachdruck, man möchte sagen, in seiner ganzen Schroffheit als eine harte Rede, die der Unglaube nicht hören kann, Jesu in den Mund legt, das ist ein Zeugnis dafür, daß er eine schon zu seiner Zeit im Wege befindliche Ueberschätzung der bloßen Form nicht hat befördern wollen, sondern eine Mahnung, über der äußern Vollziehung einer Handlung den Geist, in dem sie vollzogen sein will, nicht zu vergessen, für nötig gehalten hat.

Die Mahnung des Evangelisten an die Kirche, die ja allerdings ihre Wahrheit und Wirksamkeit bis heute behalten hat und ausübt, hat doch den Gang der menschlichen Dinge in der Kirche nicht aufgehalten und ist sonach in gewissem Grade und Sinne erfolglos gewesen. Die Veräußerlichung, Vermaterialisierung der Vorstellungen, die sich mit der Feier des Abendmahls verknüpften, ist in der Christenheit vorwärts gegangen. Und, man möchte oder muß wohl sagen, es war gut und notwendig so, denn ohne dies würde das Christentum kaum diese beherrschende Gewalt über die Menschen gewonnen haben, mit der es die Religionen der alten Völker gestürzt hat. Das religiöse Leben des Menschen wird normaler Weise nicht durch den Intellekt geweckt und gebildet, sondern sozusagen durch den Instinkt, oder besser durch unmittelbare Einwirkung aufs Gemüt, wie im einzelnen, so in den größern Gemeinschaften. Wie der einzelne Mensch normaler Weise ins religiöse Leben eingeführt wird, nicht dadurch, daß er nach Rousseau'scher Empfehlung durch Schlußfolgerung seiner eigenen entwickelten Vernunft auf den Ge-

danken Gottes geführt wird, sondern dadurch, daß er als Kind auf dem Mutterschoße die Hände falten lernt, so ist's mit den Völkern auch, nur in der Form der noch unbegriffenen Ahnung konnte das Christentum von der Völkerwelt aufgenommen werden, und nur in der Form eines mehr auf die Empfindung als auf das Verständnis wirkenden heiligen Sinnbildes konnte die Herrlichkeit seines geistigen Inhaltes den Gemütern sich einprägen.

So entstand die katholische Verwandlungslehre, die ja auch in einem wahren Gefühle ihre Wurzel und als Ausdruck desselben ihre wunderbare Schönheit hat. Gott, der die unendliche heilige Liebe ist, ist Mensch, unser Fleisch und Blut, geworden und hat sich in unser menschliches Leiden und Sterben hingegeben, um unter uns seine erlösende und beseligende Gegenwart bleibend zu haben; bei der gläubigen Feier des heiligen Opfermahles schwindet der Andacht das Irdische aus dem Auge, Gott ist gegenwärtig, nicht mehr mit Irdischem hat es die Seele zu tun, das irdische Auge, das nur die Elemente des Brotes und Weines sieht, ist geschlossen, und das Auge des Glaubens sieht nur den aus Tod und Grab erstandenen ewig bei den Seinen gegenwärtigen Christus; Schauer der Andacht durchwehen die Seele, wenn das Glöcklein vom Altare tönt und der Priester den Gott, den gegenwärtigen, seinem Volke zeigt. Die schöne Idee wurde ins Sinnliche herabgezogen, visionäre Verzückung schaute mit der Deutlichkeit der Sinneswahrnehmung an Stelle der Hostie blutiges Fleisch auf dem Altare, scheinbar mit Blutkörperchen übersäete, blutschwitzende Hostie wurde als Wunderzeichen ausgestellt und lockte Ruhm und Gewinn bringende Wallfahrten und bevorzugte heilige Stätten. Die Verwandlungslehre ward unbewußter und immer mehr bewußter Weise in den Dienst des hierarchischen Interesses genommen und in diesem Interesse von der Theologie verteidigt. Um dieses Interesses willen hat Gregor VII. in die Verurteilung Berengars von Tours als Ketzer gewilligt, dessen an calvinische Auffassung streifender Abendmahlslehre er sonst nicht abgeneigt war. Der Schwerpunkt für die Bedeutung des Priestertums in der katholischen Kirche ruht in der Sakramentsverwaltung; hat die Kirche keine legitimen, mit dem römischen Oberhaupte in geordneter Verbindung stehende Priester, so hat sie niemanden, der das Sakrament heilskräftig verwalten, die wundervolle Verwandlung vollziehen, die leibliche Gegenwart Christi in seiner Gemeinde bewirken und verbürgen kann. Daher ist das Priestertum der Kirche unentbehrlich, ohne Priesterstand keine Gegenwart Christi, keine Gnade, keine Seligkeit. Mag daher auch die tatsächliche Beschaffenheit des Priesterstandes zu noch so viel Klagen Veranlassung geben, die Kirche kann sich nicht von ihm lossagen, auch die mit den größten Charismen ausgerüsteten Männer können der Kirche das nicht leisten, was auch der ärmste und unwürdigste Priester zu leisten vermag, er allein kann wirksam sprechen: „Das ist der wahre Leib." Und so war anderseits die Wandlungslehre dem Priesterstande unentbehrlich, auch wo der Glaube an dieselbe längst fallen gelassen war;

"panis es, panis manebis," hörte Luther frivole Priester in Rom sprechen, aber Messe celebrierten sie doch.

Es ist ferner in Betracht zu ziehen die Entwicklung der theologischen Spekulation über die Person Jesu Christi, die auf die Gestaltung der Abendmahlslehre ihren Einfluß ausgeübt hat, und welche allezeit in Gefahr gestanden hat, und noch steht, das Gebiet der menschlichen Erkenntnis zu überschreiten und vermittelst logischer Schlußfolgerungen Behauptungen aufzustellen, die doch immer nur mehr Worte bleiben müssen, nicht Ausdruck lebendig erfahrbarer Begriffe. Wie hat man sich den Leib des verklärten Christus vorzustellen? Jesus ist nach unserm apostolischen Glaubensbekenntnis in vollem Maße in das Los der Menschheit eingegangen, gekreuzigt, gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle, d. h. er ist nach Leib und Seele in den Todeszustand eingetreten, in den wir Menschen alle eintreten. Wie ist dieses? Das bleibt unserer Erkenntnis verschlossen, die Ewigkeit wird's aufdecken; wir können wohl Glaubenszuversicht darüber empfinden und mit Abraham in das Land ziehen, das er uns zeigen will, aber uns Vorstellungen darüber bilden können wir nicht. Aber er ist auferstanden, und in den Himmel eingegangen. Setzt nun das uns in den Stand, seine Daseinsweise zu beschreiben? Hier ist wohl am Orte zu sagen: das „Daß" halten wir fest, über das „Wie" gestatten wir uns keine Aussagen. Daß der Glaube an die Auferstehung und Himmelfahrt Christi die Kirche gegründet hat, ist sicher; ohne Glauben an die Auferstehung keine christliche Kirche, und darum die Existenz der Kirche ein Beweis für den Auferstehungsglauben der ersten Zeugen. Daß dieselben keine Lügner und Schwärmer gewesen sind, wissen wir auch; aber w i e sie zu dem Glauben an das ewige, unvergängliche Leben Jesu Christi gekommen sind, darüber, es muß zugestanden werden, man mag es gerne tun oder nicht, sind wir nicht in ausreichender Weise unterrichtet, um uns anschauliche Vorstellungen machen zu können. Es liegt ein Schleier über der Geburtszeit unserer Kirche, über den fünfzig Tagen, die dem Pfingstfeste vorangingen. Zwei Aussagereihen begegnen uns in der Heiligen Schrift darüber, w i e Jesus den Seinen als der Auferstandene erschienen ist. Auf der einen Seite das leere Grab und der körperliche Umgang Jesu mit den Seinen. Er versichert sie, daß er nicht ein bloßer Geist sei, sondern Fleisch und Bein habe wie sie, er ißt vor ihnen Fisch und Honigseim, und Petrus versichert, daß er mit ihnen gegessen und getrunken habe nach seiner Auferstehung. Auf der andern Seite stellt Paulus seine eigne Begegnung mit Jesu, in der er ihm doch nicht in irdischem Fleische erschienen ist, in gleiche Reihe mit den Erscheinungen Jesu vor den Jüngern, „bin ich nicht ein Apostel, habe ich nicht den Herrn gesehen?" spricht er. Auch dem Stephanus und dem Ananias erscheint der Herr. Paulus ist für uns der älteste und originalste Zeuge; was die Berichte der Evangelien vor ihrer schriftlichen Fixierung für einen Weg durch die Tradition von Mund zu Mund zurückgelegt haben, kann nicht mit unbestreitbarer Gewißheit behauptet werden. Paulus stellt die Aufer-

stehung Jesu in völlige Analogie mit unserer eigenen: „Er ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen,“ „gibt es keine Totenauferstehung, so ist auch Christus nicht auferstanden,“ „davon rede ich aber, daß Fleisch und Blut nicht erben kann das Reich Gottes und dies Verwesliche nicht die Unsterblichkeit, sondern dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche.“ Hat Jesus aus dem Grabe einen Leib von Fleisch und Blut hervorgebracht, der essen und trinken und verdauen konnte, so hat er ihn ablegen müssen, wenn anders die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in ihm keine vorübergehend doketische, sondern eine ewig dauernde, wahrhafte sein soll, denn „dieser natürliche Leib ist nicht der, der werden soll, sondern der geistliche.“ Wie aber diese Umwandlung des natürlichen in den geistigen Leib bei Jesu stattgefunden, das, gestehen wir es doch, entzieht sich völlig unserm Vorstellungsvermögen. Das Resultat aber, mag man sich die Umwandlung vorstellen wie man will, ist das sichergestellte; auch für Jesum gilt es, dies Verwesliche hat anziehen müssen das Unverwesliche, und dies Sterbliche die Unsterblichkeit. Es ist daher keine erfreuliche Erscheinung, wenn gerade in unserer Gegenwart ein so vielfacher ärgerlicher Zank über die Auffassung geführt wird. Wollen wir uns nicht genügen lassen an dem Bekenntnisse: Jesus lebt, wir erkennen sein Leben an seinem Wirken, nach Melanchthons Worte, „Christus erkennen, heißt seine Wohltaten erkennen,“ wer so wirkt, wie Jesus, von dem so unvergängliche Ströme des Lebens ausgehen, der ist nicht tot, sondern „was er lebet, das lebt er Gotte.“

Wie über den Ursprung des Auferstehungsglaubens immer ein Schleier für uns liegen wird, so auch über der Art und Weise, wie wir uns die Beschaffenheit des himmlischerhöhten Leibes Christi zu denken haben. Die Theologie hat es versucht, und hat sich, wie gesagt, nicht zum Vorteil auf ein Gebiet begeben, auf dem sie doch nur „mit Worten kramen“ konnte. Zwei Vorstellungsweisen über die Beschaffenheit des verklärten Leibes Christi sind schon von der mittelalterlichen Theologie vertreten worden, die sich nachher im ganzen an die lutherische und die reformierte Theologie verteilt haben. Die alten scharfsinnigen Bestimmungen des Konzils von Chalcedon kommen immer wieder zur Geltung: ἀχωρίστως καὶ ἀμερίστως, aber auch ἀτρέπτως καὶ ἀσυγχύτως sind die göttliche und die menschliche Natur in Christo beieinander; d. h. untrennbar und unteilbar, wo die Gottheit ist, da ist auch die Menschheit, und umgekehrt, und zwar ganz, und nicht ein Stück von der einen und ein anderes von der andern; aber auch unwandelbar und unmischbar, d. h. so, daß beide Naturen ihren Charakter voll behalten und nicht etwa aus ihrer Zusammensetzung ein Mischwesen, halb göttlich und halb menschlich, entsteht. Es ist nun möglich, entweder die beiden ersten, oder die beiden letzten Aussagen vorzüglich zu betonen, d. h. entweder die völlige Einheit des Göttlichen und des Menschlichen in der Person Jesu, oder die bei aller Einheit doch immer vollständig bewährte wahrhafte Menschlichkeit desselben mehr zu betonen. Dies ergab in Anwendung auf den verklärten Leib Christi eine doppelte Aussage als möglich. Entweder

heißt es: Christus sitzt als Gottmensch zur Rechten des Vaters, die Rechte des Vaters ist überall, allgegenwärtig, folglich ist der Leib Christi allgegenwärtig; auf der andern Seite heißt es: ein wahrhaft menschlicher Leib kann seinem Begriffe nach nicht allgegenwärtig sein, und da Jesus in alle Ewigkeit wahrer Mensch ist, so kann auch sein Leib nicht allgegenwärtig sein, sondern er ist seinem menschlichen Leibe nach auf auf eine geheimnisvolle, sich unserer Anschauung entziehende Weise an einem beschränkten Orte im Himmel, während er nach seiner Gottheit allgegenwärtig ist. Das sind ja beides Aussageweisen, die aus ganz korrekten logischen Schlußfolgerungen entstanden sind, bei denen sich streiten lassen mag, ob die eine ein wenig logischer sei als die andere, die sich aber auf ein Gebiet hinausbegeben, wo unsere logischen Schlußfolgerungen nicht ausreichen, und die nimmermehr zu einem erfahrbaren Glaubensbesitz werden können, die aber auf die theologische Bewegung auf dem Gebiete der Abendmahlslehre großen Einfluß ausgeübt haben.

Die Veräußerlichung der christlichen Wahrheit in Formelwesen und Geschäftstreiben war zu arg geworden, am Ablaßunfuge kam die Pestbeule zum Aufbruch, aber auch die Sakramentsverunstaltung forderte zu einer nun auch wieder vielfach das Maß überschreitenden Opposition heraus. Die Kindertaufe ward als eine widersinnige Zeremonie abgeschafft, das Abendmahl als ein bloßes Gedächtnismahl geduldet. Der Veräußerlichung des Gottesdienstes in Formwesen gegenüber wurde gerade die Innerlichkeit des Christentums betont, nach dem Worte: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze," wurde eine halt- und maßlose Opposition gegen alles historisch gewordene in der Kirche eingeleitet; es muß alles neu werden, hieß es, der Geist, der Geist muß es tun. Luther mit seinem äußerst konservativen Sinne empfing den allerübelsten Eindruck von dem zucht- und meisterlosen Treiben der Schwarmgeister, deren Saat er in den Greueln des Bauernkrieges aufgehen sah; „sie wollen lauter wüste, tolle Heilige haben, denken auch keine Christen zu erziehen, sondern wollen's also machen, daß über drei Jahre alles zerstört sei, weder Gott, noch Christus, noch Sakrament, noch Christen mehr bleiben." Abschwächung der Hochschätzung des Sakraments, die er überall auch mit einer Geringschätzung des W o r t e s verbunden gesehen hatte, sah er als ein Kennzeichen der Schwarmgeisterei an, und wo er solche Abschwächung wahrzunehmen glaubte, da argwöhnte er auch, Schwarmgeisterei im Hintergrunde antreffen zu müssen. Sein allem Politischen abgewandtes Wesen, das die Sache des Reiches Gottes ganz abgetrennt von den Händeln der Welt gehalten wissen wollte, hatte nicht viel Sympathie mit den Bemühungen des befreundeten Landgrafen Philipp von Hessen, der darauf bedacht war, für einen protestantischen Bund möglichst viel Teilhaber zu gewinnen, so ging er jedenfalls ohne Enthusiasmus und ohne rechte Sympathie für die Sache zum Religionsgespräch nach Marburg, um sich mit den Schweizer Theologen über Gemeinschaft der Lehre zu verständigen; über vierzehn Artikel kam man überein, am fünfzehnten, vom Abendmahl, scheiterte der

Einigungsversuch, und daran ist das Hereinziehen der theologischen Frage über die Beschaffenheit des Leibes Christi schuld. Wenn die Schweizer zur Begründung ihrer sinnbildlichen Auffassung der Einsetzungsworte geltend machten, daß doch ein Leib nicht allgegenwärtig und an mehreren Orten zugleich sein könne, so erschien dies Luther als ein Sichhinwegsetzen der menschlichen Vernunft über das Gotteswort. Hatte er doch schon früher im Gegensatz gegen die Schwarmgeister sich ausgesprochen: „vor fünf Jahren hätte mir einer einen großen Dienst getan, wenn er mir hätte beweisen mögen, daß im Sakrament nichts als Brot und Wein wäre, aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist mir zu gewaltig und will sich nicht lassen aus dem Sinne reißen." So war denn der eigentliche Beweggrund, der ihn zur schroffen Ablehnung der Glaubensgemeinschaft mit den Schweizern führte, seine Ehrfurcht vor der unverbrüchlichen Autorität des Wortes. Er erkannte aber, daß bei den Gegnern der Respekt vor dem Worte wohl nicht minder vorhanden war, er erkannte, daß dieser Respekt doch nicht nur nicht verbietet, sondern recht eigentlich fordert, daß man frage, wie denn nach dem ganzen Schriftzusammenhange ein Wort zu verstehen sei, ob buchstäblich oder sinnbildlich, und wenn dann die Schweizer sich auf Joh. 6 beriefen, „der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze," so hielt er ihnen entgegen, daß dort eben nicht von dem sakramentlichen Genusse von Christi Leib und Blut die Rede sei, sondern von dem geistlichen; bei der Einsetzung des Abendmahls aber hieß es bündig: „das ist mein Leib." Daß aber Luther bei der Wahl zwischen der wörtlichen und der sinnbildlichen Auslegung sich ohne weiteres für die erstere entschied, daß er sich nicht zu der letzteren notwendig gedrängt fühlte, das war ihm nur möglich durch die ihm anerzogene, aus der scholastischen Lehre entnommene Vorstellung von der Allgegenwart des Leibes Christi. So schloß denn der Einigungsversuch unbefriedigend unter gegenseitigem Mißverständnisse, die Schweizer verkannten Luthers Ehrfurcht vor dem Gottesworte und hielten ihn für einen in scholastischen Lehrformen stecken gebliebenen Mönch, und Luther hielt sie für Leute, die wohl etwas besser seien, als die ihm so übel bekannten Schwarmgeister, denen es aber doch an der rechten Ehrfurcht vor dem Worte Gottes fehle.

Es folgte im nächsten Jahre der Reichstag zu Augsburg und die Ueberreichung der Augsburgischen Konfession, das Meisterwerk aus der Feder Melanchthons, das ja auch unser Glaubensbekenntnis ist. Die augsburgische Konfession ist ja nicht eigentlich eine Lehrschrift, dazu bestimmt, den Inhalt des evangelischen Glaubens in seinem vollen Umfange und seiner innern Begründung darzulegen, sondern eine Gelegenheitsschrift, erfordert durch die damalige Lage der evangelischen Kirche und bestimmt, unbegründete Anschuldigungen und Anforderungen seitens ihrer Gegner zurückzuweisen. Daher ist die Fassung ihrer Artikel bestimmt durch den Gegensatz, auf welchen jedesmal Bezug genommen ist. Aber auf der andern Seite bürgt ihre historische Stellung

dafür, daß in ihr keine Verschleierung, Trübung und Verkümmerung des evangelischen Glaubensbewußtseins anzutreffen sein wird, sondern der sorgfältig abgemessene Ausdruck desselben, und ebenso muß darauf hingewiesen werden, daß zur Zeit ihrer Uebergabe der Höhepunkt des theologischen Streites über die Sakramente schon erreicht und der Standpunkt der evangelischen Lehre gegenüber dem Romanismus einerseits, wie auf der andern Seite gegen den Anabaptismus und auch dem Zwinglianismus genügend abgegrenzt war, so daß man nicht etwa sagen kann, sie repräsentiere einen noch unentwickelten Stand evangelischer Lehre. Zwei ihrer Artikel sind es, die für uns hier insonderheit in Frage kommen, der neunte und der dreizehnte. Im neunten, vom Mahle des Herrn, heißt es: „Die Unsrigen lehren, daß Leib und Blut Christi im Mahle des Herrn wahrhaft zugegen sind und den Genießenden ausgeteilt werden; die anders Lehrenden werden verworfen." Die Tendenz des Artikels ist eine friedfertige, auf Friedensschluß mit der großen Gesamtkirche gerichtet. Die römische Kirche betrachtete natürlich alle Abweichungen von ihrer Verwandlungslehre als Ketzerei, und alle derselben Widersprechenden als Sakramentsverächter. Daß es solche gibt, will der Artikel nicht leugnen, aber er weist es zurück, daß die evangelische Kirche zu denselben gehöre, und behauptet, daß sie den Boden des allgemeinen Christenglaubens nicht verlassen habe. Der Artikel protestiert nicht gegen die Verwandlungslehre, hebt vielmehr das hervor, was dem evangelischen Glauben mit dem frommer katholischer Christen gemeinsam ist: „wir glauben an die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi." Hervorgehoben wird die objektive Wirklichkeit dieser Gegenwart, welche unabhängig ist von der subjektiven Beschaffenheit der Genießenden. Christi Leib und Blut wird ausgeteilt an die Genießenden, also daß ein jeder dasselbe zu genießen bekommt, mag er gläubig oder ungläubig, fromm oder gottlos sein. Kurz, der Artikel repräsentiert den Standpunkt lutherischer Lehre, wie er auf dem Religionsgespräche zu Marburg im Gegensatze gegen Zwinglis Auffassung abgegrenzt worden war; die anders oder minderes Lehrenden, welche verworfen worden, sind die Zwinglianischen Reformierten, die auch nicht mit zur Unterschreibung der Konfession zugelassen wurden. Aber immerhin bleibt noch die Frage offen: wie ist in unserm Artikel das „vere, wahrhaft," aufzufassen? Wahrhaft gegenwärtig braucht immerhin nicht notwendig zu heißen: materiell, als ein wenn auch noch so fein gedachter Stoff gegenwärtig, sondern kann auch heißen: geistig gegenwärtig. Hierauf gibt der 13. Artikel die Antwort.

Derselbe handelt allerdings ausdrücklich nur vom Gebrauche der Sakramente, es ist aber selbstverständlich, daß ihm kein anderer Begriff des Sakraments zu Grunde liegen kann, als ein solcher, der auf protestantischem Boden vollberechtigt ist, ja der die eigentliche protestantische Grundanschauung von demselben enthält. Wir wissen ja, daß im folgenden Jahrzehnt, als die im Jahre 1530 noch als möglich gehoffte Aussöhnung mit der römischen Kirche immermehr aussichtslos gewor-

den war, dagegen zur Verständigung mit den Reformierten bedeutende Schritte getan waren, Melanchthon in völlig gutem Glauben, dem protestantischen Glaubensbewußtsein betreffs des Abendmahls einen treffenderen Ausdruck geben zu können, und mit völliger Zustimmung Luthers, am neunten Artikel Aenderungen vorgenommen hat; der dreizehnte Artikel dagegen ist unverändert geblieben, ein Zeichen, daß man sich auf Grund des in ihm enthaltenen Sakramentsbegriffes schon zu Marburg hätte wohl einigen können, wenn nicht ein Unstern über den Verhandlungen geschwebt hätte. Er lautet: „Vom Gebrauche der Sakramente lehren die Unsrigen, daß die Sakramente eingesetzt sind, nicht nur daß sie Zeichen des Bekenntnisses unter Menschen seien, sondern vielmehr, daß sie Zeichen und Zeugnisse des göttlichen Willens gegen uns seien, geordnet zur Erweckung und Befestigung des Glaubens in denen, welche sie gebrauchen. Demnach sind die Sakramente so zu gebrauchen, daß der Glaube hinzukomme, der den Verheißungen traut, welche durch die Sakramente dargereicht und gezeiget werden. Sie verdammen also diejenigen, welche lehren, daß die Sakramente ex opere operato (d. h. schlechthin kraft der vollzogenen Handlung) rechtfertigen, und welche lehren, es werde beim Gebrauche der Sakramente nicht der Glaube erfordert, welcher glaubt, daß die Sünden vergeben würden."

Der Artikel hat, wie ersichtlich, eine doppelte Frontstellung. Zuerst soll der Vorwurf der Gegner abgewehrt werden, welche die augsburgischen Bekenner mit den Schwarmgeistern oder auch nur mit den Zwinglianern identifizierten, als sähen sie die Sakramente nur als Zeremonien an, die keinen andern Inhalt haben, als den, welchen Menschen in sie hineinlegen. Bei Zwingli ist allerdings die durchschlagende Grundanschauung die, daß die Sakramente Bekenntnisakte der Feiernden seien. So sagt er: „Als, so einer ein wyß Krüz an sich anhat, so fer zeichnet er sich, daß er ein Eydgenoß wolle syn, und wenn er an der Fahrt zu Nahenfels Gott Dank seit um den Sieg, den er unsern Vordern verliehen hat, der tut sich uff, daß er auch von Herzen ein Eydgenoß seye. Welcher nun sich mit dem Touf verzeichnet, der will hören, was im Gott sag, sie Ordnung erlernen und nach dero leben; welcher aber darnach in der Widergedächtnus oder Nachtmahl Gott mit der Gemeinde Dank seit, der tut sich uf, daß er von Herzen des Todes Christi frewe, im darum Dank sage."

Diese Fassung nun des Sakramentsbegriffes wird in unserm Artikel als unzureichend bezeichnet; das Abendmahl ist nicht bloß eine sinnbildliche Handlung, durch welche ein Mensch ausspricht, was er sel-

der empfindet und will, sondern es ist ein Zeichen und Zeugnis des göttlichen Willens gegen uns, eine Behauptung übrigens, die sich auch Zwingli wohl gefallen lassen haben würde.

Auf der andern Seite ist die Frontstellung gegen die katholische Lehre gerichtet, welche, wiederum im Grunde im priesterlichen Interesse, die heilskräftige Wirkung des Sakraments ganz allein davon abhängig sein läßt, daß der Empfänger die priesterliche Handlung an sich vollziehen läßt, mag er auch etwa im Zustande der Bewußtlosigkeit keine Ahnung davon haben, was mit ihm geschieht. Zwei einander ergänzende Bestimmungen enthält sonach unser Artikel, daß die Sakramente göttliche Bezeugungen an den Menschen sind, und daß ihre heilskräftige Wirkung dadurch bedingt ist, daß sie den Glauben im Empfänger erzeugen und befestigen. Es leuchtet ein, daß durch diese Bestimmungen das Sakrament auf wesentlich gleiche Stufe gestellt wird mit dem Worte Gottes, das ja auch die göttliche Bezugung an den Menschen zur Erzeugung und Befestigung des Glaubens ist. Daß solche völlige Parallelstellung des Sakraments mit dem Worte der wirkliche Sinn der in unserm Artikel gegebenen Sakramentsbestimmung ist, geht ja auch unwiderleglich aus den Ausführungen der zweiten protestantischen Bekenntnisschrift, der Apologie, hervor, die sich in ihrem siebten Artikel ausführlich darüber äußert. Dort heißt es am Schlusse: „Die Wirkung des Wortes und des Sakramentes ist ein und dieselbe, wie von Augustin so vortrefflich gesagt ist, das Sakrament ist das sichtbare Wort; wie das Wort in die Ohren fällt, daß es die Herzen treffe, so fällt der Ritus in die Augen, daß er die Herzen bewege."

Es ist oben darauf hingewiesen, daß das Hauptmotiv Luthers, weswegen er die sinnbildliche Auffassung der Abendmahlsworte verwarf, seine unbedingte Ehrfurcht vor dem unantastbaren Schriftworte war; er hat zwar, wie wir uns zu urteilen gestattet haben, darin geirrt, daß er gemeint hat, Treue gegen das Schriftwort sei dasselbe, wie buchstäbliche Auffassung desselben, und es hat ihn dabei die mittelalterliche theologische Vorstellung von einer geheimnisvollen Fortexistenz des Leibes Christi im Himmel beeinflußt, aber es bleibt doch dabei, daß das Interesse an der Unverbrüchlichkeit des Wortes für ihn die Hauptsache war; und so werden wir auch sagen dürfen, daß die völlige Gleichstellung des Sakramentes mit dem Worte jedes wirkliche Interesse der lutherischen Grundanschauung vom Sakramente völlig befriedigt; und daß, was darüber hinaus geht, auf den Einfluß jener aus dem Mittelalter ererbten Vorstellung zurückzuführen ist.

Die Gleichstellung des Sakraments mit dem Worte entzieht auf der einen Seite der katholischen Behauptung den Boden, daß es ex opere operato heilskräftig wirksam sei, ohne daß auf Seiten des Empfängers die heilbegehrende Stimmung vorhanden ist, eine Auffassung, die ja freilich nicht bloß auf katholischem Boden heimisch ist, sondern auch in protestantischen Kreisen noch vielfach in den Vorstellungen der Leute herumspukt. Wenn ein Mensch, der sich sein Lebtag wenig um Gottes

Wort bekümmert hat, auf den Tod krank liegt, so wird ja wohl vielfach von den Verwandten das Ansinnen an den Geistlichen gestellt, ihm jedenfalls noch das Abendmahl zu reichen, indem man diesem die geheimnisvolle Kraft zuschreibt, den Menschen selig zu machen, gleichviel ob Heilsverlangen bei ihm vorhanden ist oder nicht, gleich als ob der Sakramentsgenuß das Eine sei, was not ist. Diesem Aberglauben wird durch die Gleichstellung mit dem Worte gewehrt; auch das Wort macht den Menschen nicht selig bloß dadurch, daß es mit den Ohren vernommen wird, sondern dadurch, daß es im Hörer den Glauben erzeugt und stärkt.

Auf der andern Seite wehrt diese Gleichstellung auch das Interesse der lutherischen Lehre der reformierten gegenüber. Der Lehre Zwinglis wurde (mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt) der Vorwurf gemacht, daß sie das Abendmahl bloß als eine Handlung unter Menschen betrachte, bei der die Gegenwart Christi unnötig sei, sintemal man ein Gedächtnismahl auch zum Andenken an einen Abwesenden feiern kann. Das wird durch die Gleichstellung mit dem Worte abgewehrt. Auch das schriftgemäße Wort in seinem Namen und in seinem Geiste gepredigt, ist ja nicht bloß ein Reden v o n dem im Himmel abwesenden Christus, sondern in, mit und unter dem Worte bietet sich der gegenwärtige Christus selber den Herzen der Hörenden an.

Die reformierte Abendmahlslehre ist fördernd weiter gebildet worden durch Calvin. Seine Auffassung ist gegenüber der nüchternen Zwinglis eine idealistische. Ihm ist das Mahl nicht eine bloße Gedächtnisfeier, sondern das Mittel der innigsten Gemeinschaftsschließung des Gläubigen mit Christus. D u r ch den Genuß von Brot und Wein genießt der Gläubige Leib und Blut Christi auf eine geistige Weise, er geht in die beseligende Verbindung mit Christo ein, die der Herr im Evangelio Joh. 6 beschreibt: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben," während allerdings der Ungläubige im Abendmahle nichts genießt als Brot und Wein. Aber auch diese Lehrweise, die sich allerdings durch durchsichtige Klarheit und Wärme empfiehlt und einst sich so mächtig empfohlen hat, daß die deutsche lutherische Kirche sich in ihrer Existenz durch das Eindringen des Calvinismus bedroht sah, genügt dem Glaubensbewußtsein der lutherischen Kirche noch nicht und wird auch wirklich von einem Mangel gedrückt. So soll es also mein Glaube machen, sagt der Lutheraner, ob ich Christum zu genießen bekomme, oder bloß Brot und Wein? Ich soll mich auf den Flügeln der gläubigen Andacht zu dem zur Rechten des Vaters thronenden Christus erheben, sonst bekomme ich Brot und Wein und weiter nichts? Nein, ich muß mehr haben, Christus muß zu mir herabkommen, ehe ich mich zu ihm hinaufschwingen kann; was soll ich machen, wenn mich mein Sündengefühl zur Erde niederdrückt? Dazu noch die furchtbare Ungewißheit, indem ich nicht einmal weiß, ob ich nach dem geheimen Ratschlusse Gottes zu den Erwählten gehöre, und ob deswegen mein Glaube der ächten, vor Gott beständigen Art ist! Demnach hat die lutherische Lehre auch dieser verbesserten Art reformierter

Lehre gegenüber ein Interesse zu verteidigen, nämlich, daß die Selbstmitteilung im heiligen Mahle unabhängig ist von der subjektiven Beschaffenheit des Empfängers. Sie behauptet demnach, daß in, mit und unter dem Brote und Weine im Abendmahle jeder Genießende, er sei fromm oder gottlos, den Leib und das Blut Christi empfange, nur natürlich mit dem Unterschiede der Wirkung, daß dieser Empfang den Gläubigen zum Heile, den Gottlosen aber zum Gerichte gereiche. Aber auch dies Interesse der lutherischen Lehre wird durch die Gleichstellung von Wort und Sakrament völlig gewehrt. Ist es nicht mit dem gepredigten Gottesworte gerade so? Wo Gottes Wort lauter und rein gelehrt wird, da empfangen alle, die es hören, ein und dasselbe; der Charakter des Gotteswortes bleibt unberührt durch das Verhalten des Menschen zu ihm, und nur die Art seines Wirkens wird durch Glauben oder Unglauben des Hörenden beeinflußt.

So ist denn unter den Motiven, welche das eigentliche Glaubensinteresse der lutherischen Kirche bewogen haben, ihre Sonderstellung gegenüber den andern Konfessionen zu behaupten, keins, das dazu drängte, über den Begriff des Sakramentes als eines sichtbaren Wortes hinauszugehen.

Es leuchtet nun aber auch ein, daß von diesem Standpunkte, von der Auffassung des Sakramentes als einer sprechenden Handlung aus, an das den Willen Gottes ausdrückende Zeichen keine andere Forderung zu stellen ist, als daß es eben spreche, daß es den zur Erweckung und Stärkung des Glaubens erforderlichen Verheißungsinhalt deutlich und nachdrücklich ausdrücke. Das will sagen, daß die Zeichen im Abendmahle, Brot und Wein, ihren Dienst, den Glauben zu erzeugen und zu erwecken, gerade so gut ausrichten, wenn sie selber allein die Hingabe Christi für uns in den Tod ausdrücken, als wenn eine andere himmlische Sache geheimnisvoller Weise mit ihnen verbunden ist, die gleichfalls keine andere Bedeutung als die eines Zeichens und Zeugnisses hat; d. h. es ist für den durch das Abendmahl zu erreichenden Zweck, den Glauben zu erzeugen und zu stärken, gleichgiltig, ob Brot und Wein der Leib und das Blut Christi wirklich sind, oder ob sie dieselben bloß bedeuten.

Heißt es doch beim Sakramente der Taufe in Luthers kleinem Katechismus: „Die Taufe ist nicht allein schlecht Wasser, sondern sie ist das Wasser in Gottes Gebot verfasset und mit Gottes Wort verbunden," und: „Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, der solchem Wort Gottes im Wasser trauet" u. s. w. Warum soll es nun nicht auch beim Abendmahle heißen können: „Das Abendmahl ist nicht allein schlecht Brot und Wein, sondern es ist Brot und Wein in Gottes Gebot verfasset und mit Gottes Wort verbunden," und: „Brot und Wein tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Brote und Weine ist?" Von der Taufe heißt es weiter in Luthers Katechismus: „Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel und gibt die

ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie die Worte und Verheißungen Gottes lauten.“ Kann das Abendmahl etwa noch andere, höhere Güter mitteilen, gibt es noch höhere? Wenn nun zur Zuwendung dieser Güter in der Taufe Wasser so große Dinge tun kann, so anders es nur in Gottes Gebot verfasset und mit Gottes Wort verbunden ist, warum soll nicht im Abendmahle Brot und Wein mit Gottes Wort verbunden, dasselbe ausrichten können? Es ist gleichgiltig, ob zum Träger der göttlichen Verheißungen der Leib der zweiten Person in der Dreieinigkeit selber, oder schlecht Brot und Wein dienen, wenn nur die Gottesverheißungen selber richtig überbracht werden, und daß sie richtig überbracht werden, dafür bürgt das Wort Gottes, das mit und bei dem Brot und Wein ist. Wenn etwa zu einem Gefangenen ein Befreier an das Fenster seines Kerkers kommt und schickt ihm ein Zeichen, ihm kund zu tun, „ich bin da,“ so ist's gleichgiltig, ob er ihm zu solchem Zeichen einen Strohhalm oder eine goldene Kette, einen leeren oder einen vollen Beutel schickt, wenn anders nur die Ankündigung: „ich bin da,“ durch das Zeichen dem Gefangenen auf unzweifelhafte Weise versichert wird.

Das Zugeständnis von der relativen Gleichgiltigkeit der innern Qualität des im Abendmahle gebrauchten Zeichens, ob es nämlich schlecht Brot und Wein sei, dadurch die Selbsthingabe Christi nur versinnbildlicht wird, oder ob es der wahre materielle Leib und das wahre Blut des erhöhten Christus sei, ist in der Tat von der lutherischen Theologie mehrfach gemacht worden. Im Jahre 1536 gelang es den Bemühungen hauptsächlich des unermüdlichen Martin Bucer das im Jahre 29 zu Marburg gescheiterte Unionsbestreben doch dem Ziele näher zu bringen und in der sogenannten Wittenberger Concordia doch ein Einverständnis zu erreichen. Darin erklärten die Lutherischen den Reformierten: „Wir haben nun eure Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr glaubet und lehret, daß im Abendmahl der ächte Leib und das ächte Blut des Herrn gegeben und empfangen werde, und nicht allein Brot und Wein, auch daß dieses Uebergeben und Empfangen wahrhaftig geschehe und nicht bloß imaginarie (in der Einbildung); stoßet euch alleine der Gottlosen halber, bekennet aber doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib Christi empfangen; darob wollen wir nicht zanken; weil es denn also stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder in dem Herrn.“ Es ist ersichtlich, daß in dieser Vertragsform für die lutherische Sakramentsanschauung gerade so viel, nicht mehr und nicht weniger als unerläßlich gewahrt ist, als zur Gleichstellung des Sakramentes mit dem Worte gehört, daß aber, was darüber hinausgeht, als für die Einheit des Glaubens minder bedeutend, dahingestellt gelassen wird. Die Gleichstellung des Sakraments mit dem Worte verlangt zu bekennen, daß man im Abendmahle Leib und Blut Christi wahrhaftig empfange, denn es wäre sicherlich eine Herabsetzung des Wortes, wenn man behaupten wollte, durch dasselbe werde Leib

und Blut Christi nicht wahrhaftig empfangen, das Wort ist doch auch kein leerer Schall, sondern eine Selbstmitteilung Christi; auch darf die Gegenwart Christi im Abendmahle nicht von unserer Würdigkeit abhängig gemacht werden, weil auch im Worte seine Gegenwart nicht von unserer Würdigkeit abhängt. Wenn aber doch dahin gestellt bleiben darf, ob die Gottlosen im Abendmahle Leib und Blut des Herrn empfangen oder nicht, so ist damit gerade das preisgegeben, was den Unterschied des Sakraments vom Worte ausmachen wird, denn es ist klar, daß die Gottlosen sich Christum nicht dadurch aneignen, daß sie das Wort hören; es ist also dahingestellt gelassen, was im Abendmahle mit dem Munde genossen wird, ob der Leib Christi selbst, oder Brot und Wein in Gottes Gebot verfasset.

Das Zugeständnis von der relativen Gleichgiltigkeit der innern Beschaffenheit des Heilmittels ist aber auch öfter direkt ausgesprochen, von Luther, seiner derben Art nach, öfter in sehr starken Ausdrücken. So in der Schrift „wider die himmlischen Propheten": „Wo gleich eitel Brot und Wein da wäre, wie sie sagen, so aber doch das Wort da wäre ‚nehmet hin, das ist mein Leib,' so wäre doch desselben Wortes halber im Sakramente Vergebung der Sünden." Und an anderer Stelle: „Wenn es gleich wahr wäre, daß Christi Leib eitel Rindfleisch wäre, Gottes Wort aber wäre dabei, so würde es doch um des Wortes willen nütze sein."

Festzuhalten ist jedenfalls, daß beim Abendmahlsgenusse Christi Leib und Blut nur in Betracht kommen als Zeichen und Zeugnis; es gibt allerdings noch einen andern Genuß von Leib und Blut Christi, unmittelbares Gnaden gut. Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit sind mit ihren Genüssen unmittelbar verbunden, in sakramentlichem Sinne sind sie bloß Gnaden mittel, das beim rechten Gebrauche zum Heil, beim unrechten zum Gericht gereicht. Nach jenem ersten Gedankengange, Joh. 6, ist der Genuß von Leib und Blut Christi die Aneignung seiner ganzen gottmenschlichen Person nach Leib, Seele und Geist, im sakramentlichen Sinne nicht, da wird mit dem Munde nur der Leib Christi empfangen und von seinem Geiste gar nichts. Luther hat den Schluß, daß, wo Christi Leib sei, auch sein Geist sein müsse, wo seine Menschheit sei, auch seine Gottheit, als eine Eingabe Satans bezeichnet, (mit welchem Recht freilich ist eine andere Frage). „Satan hat's getan und tut's auch noch, uns zu spotten und uns von den einfältigen Worten Christi zu reißen. Wer hat uns befohlen, mehr ins Sakrament zu ziehen, denn die klaren, hellen Worte Christi geben? Wer will's gewiß machen, daß, weil Christi Leib nicht ohne seine Seele sei, darum auch seine Seele müsse im Sakrament sein?" Ist aber Christi bloßer menschlicher Leib, ohne seine Seele, ohne seine Gottheit, bloß als ein Zeichen und Zeugnis, das auch die Gottlosen empfangen im Abendmahle, zugegen, so leuchtet ein, daß schlecht Brot und Wein in Verbindung mit Gottes Wort dasselbe leisten kann, und daß diese theologische Vorstellung, die man wohl aus Gehorsam gegen Autorität nach-

reden, aber niemals in einen klaren Begriff umsetzen und in erfahrbarem Glauben aufnehmen kann, ohne Schaden für die Würde des Sakramentes fallen gelassen werden darf.

Werfen wir nun noch einmal einen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der Abendmahlslehre. Die katholische Verwandlungslehre wurzelt in dem schönen Gefühle, daß im heiligen Mahle Christus den Seinen so innig nahe kommt, daß sie das Irdische vergessend ihn selber gegenwärtig wissen können, aber sie ist ein verkehrter Ausdruck für dies Gefühl, indem sie das Auge des Gläubigen nicht auf den geschichtlichen Christus, sondern auf den Altar lenkt und das Wunder der Wandlung nicht in den Herzen, sondern auf dem Brotteller sich vollziehen läßt. Auch die katholische Lehre von der Wirkung des Sakraments ex opere operato wurzelt in einem richtigen Gedanken. In Einfalt und Gehorsam soll der Mensch tun und annehmen, was ihm Gott geboten und dargeboten hat, der heilsame Erfolg wird nicht durch menschliche Anstrengung erreicht, sondern durch Gottes Gnade verbürgt. Aber der Gedanke ist veräußerlicht, vermaterialisiert, die Beseligung des Menschen wird als ein Prozeß gedacht, der irgendwie auf sinnliche Weise von ihm empfunden wird, und nicht als ein Werk des Geistes Gottes am und im Geiste des Menschen.

Zwingli mit seiner Auffassung des Abendmahls als Gedächtnis- und Bundesmahl hat Recht; aber sein „bedeutet" ist nicht ausreichend. Auch das im Namen und Geiste Christi gepredigte Wort bedeutet nicht bloß Christum, sondern es bringt ihn, ja er bringt sich selber mit demselben in die Herzen. Calvins idealistische Auffassung vom Abendmahle, daß wir durch dasselbe den Leib und das Blut des Herrn auf eine geistige Weise empfangen, hat Recht, indem sie ausmalt, was wir am Abendmahle haben können, was dasselbe normaler Weise sein soll, das Mittel der höchsten geistigen Erhebung zu Gott. Mit ihrem Appell an das andächtige Gefühl ist sie der katholischen verwandt, nur daß sie dasselbe nicht auf das sich am Altar vollziehende Wunder, sondern auf den zum Himmel erhobenen Christus empor weist. Sie hat aber den Mangel, daß sie entsprechend dem mehr gesetzlichen Charakter der calvinischen Lehrweise mehr ausdrückt, was das Abendmahl für uns sein sollte, als was es durch Gottes Gnade unter allen Umständen wirklich für uns ist.

Die lutherische Lehre mit ihrer Behauptung, daß alle Genießenden im Abendmahle, Gläubige und Gottlose, in, mit und unter dem Brot und Wein im Abendmahle den Leib und das Blut Christi empfangen, nur mit verschiedener Wirkung, zum Heil oder zum Gericht, hat zu dem in sich klaren Gedanken, daß es hierin in völliger Analogie mit dem Worte Gottes steht, das gleichfalls seinen Charakter als eine Kraft Gottes nicht erst von unserm Glauben erhält, sondern denselben in sich unabänderlich besitzt, noch eine andere Vorstellungsreihe hineingetragen, die aus der mittelalterlichen Theologie stammt. Hiernach ist Brot und Wein im Abendmahle auch in Verbindung mit dem Worte Gottes nicht

gut genug, der Träger und Uebermittler der göttlichen Verheißungen zu sein, sondern darin bestehe eben der Vorzug des Sakraments vor dem Worte, daß in ihm eine höhere, himmlische Materie, der Leib Christi selber der Träger der Verheißungen sei. Diese Vorstellung hat namentlich in der neulutherischen Theologie jene altprotestantische, im 13. Artikel der augsburgischen Konfession ausgesprochene fast völlig verdrängt. Das ist eine Höherschätzung des Sakramentes, die im Grunde auf eine Minderschätzung des Wortes hinausläuft. Damit ist eigentlich gesagt, daß man im Worte Christum nur bildlich, d. i. so gut wie nicht empfangen könne, im Sakrament dagegen empfange man ihn leiblich, d. h. wirklich. Ein Materialismus auf theologischem Gebiete, der dem Materiellen eine größere Wirklichkeit zuschreibt als dem Geistigen.

Wir werden natürlich diesen verfeinerten Materialismus nicht aus den Köpfen herausbringen, und es ist vorauszusehen, daß die Ausführungen dieses Aufsatzes vielen, (wenn überhaupt viele ihn lesen) unbefriedigend erscheinen werden, als dem Vollinhalte des Sakramentes nicht entsprechend, aber daß dieselben genuin protestantisch, bekenntnismäßig und auf dem Boden der evangelischen Kirche berechtigt sind, glauben wir doch nachgewiesen zu haben.

Fragen wir nun noch einmal überblickend: Was ist das Abendmahl für uns Evangelische? so können wir mit dem Satze unsers Katechismus antworten: „Das heilige Abendmahl ist dasjenige Sakrament, in welchem der neue Mensch den Leib und das Blut Christi als die Nahrung seines Lebens empfängt, die Gemeinschaft mit Christo und allen Gläubigen erhält und befestigt und des Herrn Tod verkündigt.“ Nur daß wir vorschlagen würden, bei der katechetischen Behandlung die Reihenfolge der Sätze umzustellen und mit dem Einfachsten und Durchsichtigsten zu beginnen.

Das heilige Abendmahl ist in erster Linie die Feier, in welcher die Gemeinde den Tod Christi preisend verkündigt. 1. Kor. 11, 26. Es ist eine sprechende Handlung, sichtbares Wort. Nun gibt's ja in der Bibel großgedruckte Stellen, in welchen der Inhalt der Gottesoffenbarung in besonders umfassender, zu Herzen sprechender Weise ausgesprochen ist; solch einer großgedruckten Stelle ist das Abendmahl zu vergleichen, darauf beruht seine Würde, es ist die heiligste Feier der Christenheit. Der Verkündiger ist bei dieser Feier nicht der Prediger allein, sondern die ganze Gemeinde, „ihr“, sagt Paulus, „verkündiget des Herrn Tod,“ und da sie nicht Eigenes, Selbstgewähltes verkündigt, sondern was der Herr ihr in den Mund legt, so ist Christus selber in der Mitte seiner Gemeinde der Verkündiger seines Todes, wie er's einst unter seinen Jüngern war. Der Vorrang des Sakraments vor dem mündlich verkündigten Worte, wenn man einen solchen zugestehen will, besteht darin, daß er erstens so schlechthin auf die Einsetzung Christi zurückgeht; die Predigt ist ja auch von Christo eingesetzt, aber in der Predigt wird doch die Verkündigung Jesu mehr menschlich ermittelt, der menschliche Vermittler fällt mehr in die Augen und lenkt die Aufmerksamkeit des

Hörers oft von Christo ab auf seine Person; beim Abendmahl hat der Prediger und die Gemeinde nichts dazu und davon zu tun, wie Christus getan und geredet hat, so tun und reden wir. Zum andern behauptet das Abendmahl eine Würde und einen Vorrang dadurch, daß es nicht wie ein einzelner Spruch der Bibel nur einen Teil der christlichen Wahrheit zum Ausdrucke bringt, sondern das ganze Wort vom Kreuze in einem zusammenfaßt. Wer kann es alles aufzählen, was für ein Umfang christlicher Glaubenswahrheit im Abendmahl ausgesprochen ist. Wer zum Abendmahle geht, bekennt damit vor Gott und aller Welt, daß er ein Sünder ist, daß er eine Versöhnung mit Gott braucht und sucht, und daß er die durch Christum gestiftete Versöhnung im Glauben für sich annehmen will. Das Abendmahl hat ferner den Vorrang der größeren Eindringlichkeit, indem die Mitteilung Christi, nicht bloß durchs Ohr, sondern durch alle Sinne aufgenommen, sich an jeden Einzelnen persönlich wendet; der Empfänger des Abendmahls soll und darf sich sagen: der Ruf und die Verheißung Gottes gilt mir, so wahr ich Brot und Wein genossen habe.

Ueber die bei der Austeilung zu gebrauchende Spendeformel ist ja wohl nicht zu streiten; Beweis dafür ist die verschiedene Form, in welcher die Einsetzungsworte in den biblischen Berichten wiedergegeben sind; Gewöhnung und, sozusagen, Geschmack mögen die Vorliebe für die eine oder andere Form bestimmen. Von der Auffassung des Abendmahls als Gedächtnis- und Bekenntnismahl aus empfiehlt sich doch die referierende Form als die schönste: „Nehmet hin und esset, unser Herr und Heiland Jesus Christus spricht: „das ist mein Leib" u. s. w. Geradezu schofel ist doch die Verdächtigung, die von unsern lutherischen Brüdern öfter gegen die ausgesprochen wird, die dieser Form den Vorzug geben, als diene sie zum Deckmantel der eigenen Bekenntnislosigkeit und werde eben deshalb bevorzugt, weil man dabei nicht zu sagen brauche, was man selber vom Abendmahle glaubt oder nicht glaubt.

Das Abendmahl ist ferner Bundes- und Liebesmahl. „Ein Brot, das wir brechen, so sind wir viele ein Leib in Christo." Wer zum Abendmahle geht, der bekennt damit vor Gott und Menschen: ich will meinen Nächsten lieben als mich selbst. Und so vollzieht sich drittens, was in unserm Katechismus zuerst genannt ist, die geheimnisvolle Neuverbindung des Gläubigen mit Christo, daß „der neue Mensch Leib und Blut Christi als die Nahrung seines Lebens empfängt, eine Neuverbindung, die sich um so klarer und inniger vollziehen kann, je nüchterner auf die Grundbestimmung des heiligen Mahles, ein Gedächtnismahl zu sein und auf seinen Grundbegriff als ein sichtbares Wort zurückgegangen wird.

Eine Neubelebung und Reform der Abendmahlspraxis werden wir schwerlich erreichen noch erleben, eingewurzelte Anschauungen und Gewohnheiten verlangen das Festhalten am Alten; wer in der Lage ist, Neubildungen einzuführen, der mag es versuchen. Das Abendmahl ist seinem Begriffe nach Gemeindefeier und sollte unter Beteiligung der

ganzen Gemeinde und derer, die man als Gäste derselben ansehen kann, gehalten werden; so gut, wie etwa festgesetzt werden kann, nächsten Sonntag ist Missionsgottesdienst, so gut kann auch festgesetzt werden, es ist Abendmahlsgottesdienst, so daß der ganze Gottesdienst sich auf die ihn schließende eigentliche Abendmahlsfeier bezieht. Auch besondere Abendgottesdienste wären, wo die Umstände es gestatten, dafür zu empfehlen. Der Ort, wo die Austeilung zu geschehen hat, ist nicht der Altar, sondern die Mitte der Gemeinde, Vorsteher oder Diakonen gehen umher und teilen aus, wie dies ja bei mehreren andern Kirchengemeinschaften üblich ist. Doch das sind Aeußerlichkeiten; die Hauptsache kommt auf die der Abendmahlsfeier vorangehende Predigt an. Es ist ja wahr, wie unsere Agende sagt, daß dies heilige Mahl dient zu einem besondern Troste den armen, betrübten Gewissen, die ihre Sünden bekennen und herzlich bereuen, aber die fast einseitige Betonung des Zweckes der Sündenvergebung wird doch auch dem Vollinhalte der im Abendmahle sich aussprechenden Kundgebung Gottes nicht gerecht; es ist doch das Mahl auch zugleich ein Dankes- und Freudenmahl. Der schleppende Schritt und die langen Gesichter, mit denen viele Abendmahlsgäste glauben herzutreten zu müssen, zeugt doch von dem Vorhandensein einer Auffassung, durch welche wiederum andere sich abgestoßen fühlen. Lebendige Predigt des Evangeliums wird immer das Hauptmittel bleiben, den Gebrauch des Abendmahls in der Gemeinde zu mehren und wert zu machen; auf der andern Seite ist's aber auch das Abendmahl, welches der Predigt Halt und Richtschnur gibt; das was Christus im Abendmahle seiner Gemeinde hinterlassen hat, ist sein Vermächtnis, und an diesem Inhalte darf nichts verkürzt und verändert werden.

Der Heilige Geist.

(Eine religiös-philosophische Studie von P A. A. Müller.)

Gott, der Heilige Geist, ist außer diesem regelmäßigen Namen mit dem Namen Gabe und Liebe Gottes ausgezeichnet.

Heiliger Geist.

1. Der Name „Heiliger Geist" ist besonders für die relative Person geeignet, wenn er in seiner etymologischen Wurzel genommen wird; dem Sinne zufolge, den er im Sprachgebrauch angenommen hat, bezeichnet er das unkörperliche Wesen, welches Vernunft und Willen betätigt. Das Wehen der Luft und des Odems ist es, wodurch die Tatsächlichkeit dieses unsichtbaren Stoffes bemerklich wird; ein geeignetes Sinnbild zur Bezeichnung derjenigen Kraft, mit welcher sich das Immaterielle als ebenso tatsächlich, wie der sichtbare und greifbare Stoff geltend macht, des Willens. Die realenergische Selbstbetätigung der unendlichen Vollkommenheit ist es daher, die bei dem Namen „Heiliger Geist" vorzüglich ins Auge zu fassen ist; das Geheimnis der Aseität, daß in selbstwirklicher Kraft ewig besteht, was dem Inhalt nach die

Fülle alles Idealen ist. Die Realität läßt sich nicht aus der Idealität, die Existenz nicht aus dem Wesen ableiten, noch umgekehrt; die Bewegung nicht aus der Ruhe, die Tat nicht aus dem untätigen Sein als dem begrifflich Ersten: das begriffliche Erste muß die wesenhafte Tat, der actus purus der Selbstwirklichkeit in unendlicher Vollkommenheit sein: τὸ πνεῦμα ὅπου θέλει πνεῖ, καὶ τὴν φωνὴν αὐτοῦ ἀκούεις, ἀλλ' οὐκ οἶδας πόθεν ἔρχεται καὶ ποῦ ὑπάγει. Joh. 3, 8. Gott besteht durch seinen eigenen Willen; daher als Heiliger Geist im Sinne des Hauchers und des hervorgehenden Geistes; des Willens, welcher das eigene Dasein begründet, und dieses Seins,, welches vom eigenen Willen begründet wird. Weil diese Selbstbegründung in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Inhalt des unendlich vollkommenen Wesens ist und nicht anders sein kann, darum ist sie sichtlich notwendig und heilig. Gott ist wesenhafte Heiligkeit; die Tat seiner sittlichen Heiligkeit ist seine ewige Selbstverwirklichung mit einer Willenskraft, welche der unendlichen Güte dessen entspricht, was er ist. Gott wird indeß nur als Produkt dieser Selbstbegründung mittelst des Willens der Heilige Geist genannt, weil im Produkte die Eigenart der Produktion eigentlich hervortritt. Diese Eigenart liegt in der Tätigkeit des Willens, sodann in der sittlichen Notwendigkeit und Vollkommenheit, sowie in der Kraft und Innigkeit des Willens, durch welchen Gott besteht.

Der Begriff „Geist" läßt seinen relativen Charakter deutlich hervortreten in der Verbindung: Geist des Vaters, Geist des Sohnes, Geist Gottes. In diesen Verbindungen erinnert er daran, daß er eine Tendenz, ein Streben und Drängen, eine reale Kraft, kurz einen Willen bedeutet: dasjenige, wodurch das Verborgene bemerklich, das Ideale real wird. Wird hingegen bei dem Namen „Geist" eine passende Erinnerung daran sein, daß die Substanz Gottes heilige Tat ist, und daß im Heiligen Geiste die geistige Wesensgemeinschaft des Vaters und Sohnes besiegelt ist.

Liebe.

2. Der zweite Name des Heiligen Geistes offenbart den Ursprung desselben aus der ewigen Willensbetätigung Gottes: er ist die Frucht der göttlichen Liebe. Das göttliche Wesen ist die ewige Liebe des Unendlichen zu sich selbst, wenn es in seiner Beziehungslosigkeit (hinsichtlich dessen, was nicht unendlich vollkommen ist) betrachtet wird; nach innen ist dieser ewige Liebeswille, der keine Beziehung nach außen kennt oder absolut ist, durch einen bezüglichen Gegensatz vermittelt, nämlich zwischen der Liebe, insofern sie dem Guten Wirklichkeit gibt, und dem Guten, welches aus der Liebe als seiner eigenen Willensmacht hervorgeht. Wird die Liebe wesenhaft, absolut oder beziehungslos verstanden, so lieben sich die göttlichen Personen in ihrem Wesen, welches als actus purus Willenstat ist; sie lieben sich dagegen im Heiligen Geiste, insofern dieser die Frucht ihres ewigen Liebeswillens ist.

Welches ist der Gegenstand und Inhalt der Liebe? Es liegt in der Natur der Liebe, daß sie auf einen andern geht, um ihm Gutes mitzu-

teilen. Inwiefern hat dies seine Wahrheit bei Gott? Wenn seine Liebe nur als Selbstliebe begriffen wird, welche keine Beziehung zu einem andern kennt, und als ewige Tatsache der Vollkommenheit, welche keines Gutes bedarf, weil sie alles Gute in sich birgt, so wird dadurch der Schein erweckt, als ob bei Gott nicht mit demselben Recht von Liebe gesprochen werden könne, wie bei dem endlichen Geiste, der einem andern wahrhaft Gutes wollen und geben kann. Gott kann dies natürlich durch die Erschaffung; allein die Frage lautet, ob er an sich den Begriff der Liebe eigentlich erfülle?

Die Beziehungslosigkeit nach außen ist im Begriff der unendlichen Vollkommenheit gegeben, aber um dieser Vollkommenheit willen zugleich lebendige Beziehung nach innen. Was von keinem andern abhängt, kann nur durch die eigene Tat und Kraft bestehen; sein Wesen muß seine eigene Tat, sein eigener Gedanke und Wille sein. In letzterer Hinsicht birgt es also eine Beziehung in sich; nämlich des Willens, der sich selbst bewirkt, zu dem Sein, welches durch seine eigene Willenstat bewirkt wird. Der Gegenstand und Beweggrund des Willens ist diese Selbstwirklichkeit. Der absolute Wille Gottes hat den Charakter wahrer Liebe, wenn es Personen sind, in welcher sich jener bezügliche Gegensatz darstellt; wovon uns die Offenbarung Kunde und Gewißheit gibt. Der sittliche und heilige Charakter dieser Liebe ergibt sich aus der Harmonie zwischen dem, was Gott seinem idealen Wesen nach ist, und der tatsächlichen Existenz, welche er kraft eigener Willensmacht ewig besitzt. Die Liebe Gottes zu sich selbst, deren Frucht der Heilige Geist ist, erfüllt demnach vollkommen den Begriff der Liebe: sie ist die Willenstat, durch welche sich Gott in unendlicher Wesensfülle selbstverwirklicht, weil es so gut und heilig ist und nicht anders sein darf, als daß das unendlich Vollkommene in wahrer Tatsächlichkeit durch eigene Tatkraft bestehe. Da diese Existenz durch Aseität für keinen andern als den unendlich Vollkommenen gut ist, so ist die Liebe Gottes kraft innerer Notwendigkeit nur Selbstverwirklichung oder Selbstliebe. Ihre affektive Innigkeit wie ihre effektive Tatkraft wirkt sich aus in der Hauchung des Heiligen Geistes ουδεὶς ἀγαθὸς εἰ μὴ (εἷς) ὁ θεός. Luk. 18, 19.

Gabe.

3. Dieselbe Wahrheit macht die Benennung des Heiligen Geistes als „Gabe" verständlich. Auch dieser Gottesname hat zuerst eine innergöttliche Bedeutung; erst an diese schließt sich die Benennung des Heiligen Geistes als Liebe und Gabe Gottes für die Schöpfung an. Luk. 11, 13.

„Gegeben" zu werden hat einen Ursprung zur Voraussetzung, daher wird nie gesagt, der Vater werde gegeben; wohl aber wird der Sohn vom Vater, und der Heilige Geist von beiden gegeben; der Heilige Geist in ganz besonderer Weise, weil er die Seele und der Beweggrund alles Gebens ist, nämlich die mittreibende Liebe: er ist die Gabe aller Gaben, und aller guten Gaben Quelle. Allein welchen Sinn hat der Name

„Gabe“ im innergöttlichen Leben? wie kann von einem wechselseitigen Geben des Vaters und des Sohnes gesprochen werden? Abgesehen von der Wesensmitteilung in der Generation findet ein Geben des Vaters an den Sohn nicht statt. In welchem Sinne ist also der Heilige Geist die wechselseitige Hingabe und das gegenseitige Liebespfand von Vater und Sohn? Was wird in ihm gegeben? und welches ist die Bedeutung dieses Gebens?

Wenn die Generation in abstracto betrachtet wird, ist sie etwas rein Intellektuelles, der idealen Ordnung Angehöriges; den Charakter der wirksamen Tat, der realen Produktion hat sie nur daher, daß sie zugleich Willenskraft, energische Aktion ist, nur in der konkreten Einheit mit der Spiration, als vom Willen getragene Betätigung der Erkenntnis. Die ideale Wesensmitteilung vom Vater zum Sohne findet ihre innere Vollendung dadurch, daß sie zugleich realenergische Willensbetätigung ist, welche zum Gegensatz von Spirator und ausgehendem Geiste führt. Als Haucher erscheinen die realen Gegensätze der idealen Wechselbeziehung in der Macht realenergischer Tatkraft, in wahrem und realem Selbstand. Da nun nicht bloß der Sohn in der Beziehung zum Vater, sondern auch der Vater nur in der Beziehung zum Sohne auf Grund der Generation besteht, so gibt jede Person der andern Wirklichkeit und Persönlichkeit, obgleich nur der Vater dem Sohne das Wesen mitteilt. Diese wechselseitige Gabe subsistiert im Heiligen Geiste, weil in seiner Spiration Vater und Sohn als realenergische Willensmacht, (nicht bloß als ideale Erkenntnisbeziehung) offenbar werden. Daher ist der Heilige Geist das Liebespfand von Vater und Sohn, die Besiegelung ihres ewigen Zusammenhangs und der Abschluß des innergöttlichen Lebens, d. i. der Selbstverwirklichung Gottes oder der Aseität. Die Innigkeit und Kraft dieses Lebens offenbart sich im Heiligen Geiste, die Innigkeit in der vollkommenen Wechseldurchdringung und Wechselbeziehung der Dreieinigkeit; seine unendliche Kraft in der selbständigen, unbedingten und beziehungslosen Selbstverwirklichung durch eigene Dank- und Willenstat.

Die Namen des Heiligen Geistes „Liebe und Gabe Gottes“ beziehen sich unter Voraussetzung des Schöpfungs- und Heilsratschlusses auch auf die Kreatur, insbesondere vermöge seiner unsichtbaren Sendung in der Gnade der Rechtfertigung und Heiligung. Im Hinblick auf die Sendung am Pfingstfeste nennt ihn Christus den Parakleten, den Tröster und Sachwalter der Erlösten — kraft seiner Bedeutung als mitgeteilter Gottesliebe, dieses Erstlings und Samens aller Gottesgaben. 1. Petri 1, 23; 1. Joh. 3, 9; 5, 8; Röm. 8, 23. Wenn in diesem Namen die Innigkeit des Gnadenwillens hervortritt, so wird die zuverlässige Treue, erfolgreiche Kraft und siegreiche Vollbringung des Heilswillens in dem Namen ἀῤῥαβών, „Unterpfand und Bürgschaft“ ausgesprochen. Vergl. Röm. 8, 11—17; Gal. 4, 4—7; Eph. 1, 13. 14; Tit. 3, 5—7; 1. Joh. 3, 24; 4, 13; 5, 8 u. 10—20. Der Geist, durch den wir aus Gott geboren sind, ist die Bürgschaft der siegreichen Durchführung des

Heilsratschlusses, wie er das Siegel der ewigen Gottheit, der innere Abschluß des göttlichen Lebens ist, der starke und milde Hauch jener wesenhaften Tat, durch welche Gott aus sich selbst in unendlicher Vollkommenheit ewig besteht, in beziehungsloser Einzigkeit nach außen, dreieinig nach innen.

Häckel und Moses.

Von P. Th. Tanner.

In seinem Buche: „Die Welträtsel“, Studien über monistische Philosophie, sucht Prof. E. Häckel die Einheitlichkeit des Kosmos, die Einheitlichkeit der Welt, welche wir bewohnen, und die Einheitlichkeit der organischen Natur klar zu legen. Eine entgegengesetzte Anschauung ist zwar allgemein nicht vorhanden, denn für Jud und Christ und Muhammedaner bildet die Einheitlichkeit der Welt schon deshalb keine Frage, weil von ihnen die gesamte Welt als aus eines Schöpfers Hand hervorgegangen betrachtet wird. Gerade diese Einheitlichkeit ist es aber, welche Häckel dazu bewegt, Gott zu leugnen, eine Vorsehung, eine sittliche Weltordnung, einen Weltzweck als nicht vorhanden anzunehmen, und zu behaupten, daß es weder Freiheit noch Unsterblichkeit gebe. Die Rätsel der transcendentalen Welt löst er somit auf verblüffend einfache Weise, indem er eben eine trancendentale Welt einfach leugnet.

Um zur Erkenntnis des Wesens der Dinge zu gelangen, geht die Naturwissenschaft von der Materie aus. Sie zerlegt dieselbe auf die denkbar einfachste Weise in so kleine Teilchen, daß diese nicht mehr teilbar sind. Diese Teilchen „Atome“ erklärt Häckel für ewig, und als die Urbestandteile, aus welchen, kraft der ihnen immanenten geistigen Fähigkeiten, die Welt sich ohne transcendentale Bevormundung im Laufe von Jahrmillionen entwickelt habe. Dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach, sei die materielle Welt deshalb von Ewigkeit her. — So ist denn auch ein kosmisches Rätsel auf einfache Weise gelöst, der Ursprung der Welt ist nachgewiesen. Die vergleichende und die mikroskopische Anatomie haben mit Zuhilfenahme der Selektionstheorie Darwins zu der Behauptung geführt, daß aus einer Urzelle, in welcher die Wunder des Wachstums und des Lebens von Anfang an ruhen, nach und nach die ganze organische Welt durch allmähliche Umbildung entstanden sei, und daß auch der Mensch nichts anderes sei, als die höchste Stufe der Entwicklung in der Tierwelt. Aus einer Urzelle habe er sich, durch alle schon untergegangenen und noch bestehenden Lebensformen hindurch zu dem entwickelt, was er jetzt ist. Also auch hier sind Rätsel gelöst. Der Ursprung und das Leben der organischen Welt und des Menschen sind klar gelegt. Ob nun mit dem Menschen die Entwicklung aufhöre, oder er sich im Laufe der noch kommenden Jahrmillionen zu einem noch höhe- Tier entwickeln werde, das bleibt der Ansicht des Laien überlassen.

Die Schlußfolgerungen, welche aus der Atomen- und Zellularhypothese gezogen worden sind, berechtigen aber doch zu der Frage: Wie kommt es, daß in den Jahrtausenden, in welchen Menschen auf Erden

wohnen, auch noch nicht ein einziger Fall beobachtet worden ist, der einen tatsächlichen und unbestreitbaren Beleg gegen die Konstanz der Arten bilden könnte? Wenn in längst vergangenen Zeiten die Natur es fertig gebracht hat, aus einer Pflanzen- und Tiergattung unzählige Arten hervorgehen zu lassen, warum gelingt das heute nicht mehr, obschon der Landwirt, der Gärtner und der Viehzüchter ihren Einfluß in die Wagschale werfen? Warum wird heute kein Affe mehr Mensch, obwohl die Menschen es nicht versäumen, durch Vorbild, Abrichtung, Erziehung dem Affen den salto mortale aus dem Tierreich in das Menschenreich zu erleichtern? Jede Wissenschaft, welche Anspruch auf den Namen Wissenschaft erheben will, muß auf Erfahrung und nicht bloß auf Hypothesen sich gründen. Hier aber stehen Erfahrung und Theorie im Widerspruch.

Die Befunde der vergleichenden Anatomie und der Biologie berechtigen zu einer ganz andern Schlußfolgerung als derjenigen, zu welcher Häckel gelangt. Sie liefern den Beweis, daß der organischen Welt, wie der anorganischen, ein einheitlicher Plan zugrunde liegt. Seitdem es Menschen auf Erden gibt, wird in der kurzen Spanne Zeit, in wenigen Monaten aus einer einfachen befruchteten Zelle ein Mensch, und zwar in der Weise, *wie wenn er die Entwicklung durch alle niedriger stehenden Lebensformen hindurch gemacht hätte.* Das ist der Fall bei allen Tieren und Pflanzen. In jedem höher stehenden Organismus finden sich die Spuren niedriger stehender Lebewesen. Die organische Welt bildet ein großes einheitliches Ganze, wie es bei der anorganischen Welt der Fall ist. Ein einheitlicher Schöpfungsplan, welcher kontinuirlich ausgeführt wird, durch fortwährende Erneuerung der Materie, durch Keimung und Zeugung, liegt allem zugrunde. Diesen Plan aufzufinden und nachzuweisen, das allein kann zu dem Standpunkt führen, von welchem aus das Wesen der Dinge erkannt und die Rätsel der Welt in befriedigenderer Weise gelöst werden können, als es der monistischen Naturphilosophie zu tun beschieden ist. Gerade die positiven Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, der physikalischen Astronomie und der Biologie weisen mit zwingender Notwendigkeit hin auf eine, in allen Teilen einheitliche Schöpfung und auf einen Schöpfer derselben. *Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.* (Moses.)

Es ist aber doch befremdlich, warum die Wissenschaft von der Materie ausgeht und ihr System der Rätsellösung auf einer Grundlage aufbaut, welche selbst ein Rätsel ist und bleibt. Ein Atom und seine Definition rückt das, was es ausdrücken soll, durchaus nicht in den Kreis menschlichen Begriffsvermögens. Es erklärt auch nichts vom Wesen des Stoffes und seiner Kräfte. Atome im Sinne der Wissenschaft, Atome als Fundament der Materie und Ausgangspunkt der Weltentwicklung sind eine mathematische, chemische und physikalische Unmöglichkeit. Die mechanische Teilbarkeit der Materie hört nicht dann auf, wenn dieselbe in Atome zerlegt ist, sondern erst dann, wenn dieselben

chemischen Gesetzen nicht mehr unterworfen sind, und sie auf physikalischem Wege die Eigenschaft als Materie überhaupt verloren haben, also keine Atome mehr sind. Dies geschieht aber tatsächlich, wo die Materie dahin zurückgekehrt ist, woher sie kommt, zu ihrem kosmischen Ursprung, und dieser ist das Licht.

Es ist eine Tatsache, daß die Materie sich fort und fort erneuert, und zwar in allen ihren Teilen. Wie die Materie des menschlichen Körpers eine andere ist, als sie es war vor einer Reihe von Jahren, so ist es auch mit der Materie im Großen und Ganzen der Fall. Es ist in der Welt kein Atom (im figürlichen Sinne), das ewig, unveränderlich, das bleibend wäre. Die Materie verändert sich, transformiert und erneuert sich fortwährend, und die Quelle, aus der sie stammt und die Ursache ihrer Erneuerung ist das Licht. In Häckels „Welträtsel" gibt es kaum eine irrigere Behauptung als die Statuierung des sogenannten Substanzgesetzes, auf welches Häckel so großen Wert legt und von dem er sagt, er sei von Ewigkeit her und bleibe in Ewigkeit das fundamentale kosmische Gesetz.

Die Materie ist im Weltall nicht das Vorherrschende, sondern ist dem Volumen nach das Geringere. Milliardenmal verbreiteter als die Materie ist das Licht, welches das Weltall durchflutet, und ohne welches eine materielle Welt absolut undenkbar ist. Alle Gesetze, denen die Materie unterworfen ist, sind im Licht enthalten. Dieses ist die conditio sine qua non jeglicher Entwicklung, und alle Materie läßt sich wieder zurückversetzen in das Licht. Dieses und nicht die Materie ist das Bleibende im ewigen Wechsel der Schöpfung. Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. (Moses.)

In seinem Buche: „Die Welträtsel", behauptet Häckel die Ewigkeit der Materie, auf Grund seines Substanzgesetzes, des nach seiner Meinung einzigen und wahren kosmologischen Grundgesetzes. Daneben aber sagt er wieder, Seite 87, „Die ganze wunderbare Gestaltenfülle, welche unsern Erdball belebt, ist in letzter Instanz umgewandeltes Sonnenlicht. Wärme wird in Massenbewegung, diese wieder in Licht und Schall, diese in Elektrizität übergeführt, und umgekehrt." Häckel hätte dreist hinzufügen können, Stoff wird in Wärme umgewandelt und in Licht übergeführt. Die Ausstrahlungen des Radiums gehen nachgewiesener Maßen in Helium über, in ein Metall ganz verschiedenen Wesens und Charakters. Aus einem Metall wird ein anderes und zwar in der Weise, daß es zurückversetzt wird in Licht, aus welchem das neue Metall hervorgeht. Licht ist eine Summa von Kraft und Stoff, von Substanz und Gesetz. Licht ist die Mutter aller Materie und zugleich das Blut des Weltalls.

Die Materie steht unter dem Gesetz des Beharrungsvermögens, der Trägheit. Sonderbarer Weise wird dieses Gesetz auf das Licht nicht angewendet. Es herrscht vielmehr die Annahme, daß das Licht frei ausstrahle in den Weltenraum. Ein Gesetz der Ausstrahlung gibt es aber nicht, vielmehr steht auch das Licht unter dem Gesetz der Trägheit,

und nur die Anziehungskraft vermag es, das Licht aus seiner Ruhe aufzuscheuchen. In den leeren Weltenraum hinaus sendet keine Sonne ihr Licht. Nur wo eine andere Sonne, ein Stern oder Planet sich befindet, nur dahin senden Lichteskörper ihr Licht, weil Anziehung stattfindet. Stände das Licht nicht unter dem Gesetz des Beharrungsvermögens, und würde es mit der ihm eigenen Schnelligkeit überall hin ausstrahlen, so müßte ein Lichteskörper von der Größe unserer Sonne, nicht in Jahrmillionen, sondern in einem kleinen Zeitbruchteil verschwinden, wie ein Häuflein Blitzpulver, wenn es entzündet wird. Würden alle Sonnen des Universums vereinigt zu einer Sonne, mit Einschluß aller Planeten und Monde, so würde diese ihr Licht behalten, und auch nicht ein einziger Strahl würde von ihr ausgehen. Nicht auf dem kinetischen Substanzbegriff der Vibration des Weltäthers, (welcher so wie so bloß in der Einbildung beruht), sondern aus dem Gesetz der Trägheit des Lichtes begründet sich Newtons Gravitationsgesetz, dessen mathematische Formel die gleiche ist, wie diejenige für das Licht.

Häckel schreibt nun auf Grund der Auffassung von einer freien Lichtausstrahlung in den Weltenraum (Seite 118, Welträtsel) „durch Ausstrahlung der Wärme in den kalten Weltenraum wird die Temperatur so herabgesetzt, daß alles tropfbarflüssige Wasser zu Eis erstarrt. Damit hört die Möglichkeit organischen Lebens auf. Zugleich zieht sich die Masse der rotierenden Weltenkörper immer stärker zusammen; ihre Umlaufsgeschwindigkeit ändert sich langsam. Die Bahnen der kreisenden Planeten werden immer enger, ebenso diejenigen der sie umgebenden Monde. Zuletzt stürzen die Monde in die Planeten, und diese in die Sonne, aus denen sie geboren sind. Durch diesen Zusammenstoß werden wieder ungeheure Wärmemengen erzeugt. Die zerstäubte Masse der zerstoßenen kollidierten Weltkörper verteilt sich frei im unendlichen Weltenraum, und das ewige Spiel der Sonnenbildung beginnt von neuem.“

Diesem titanischen Zukunftstraum Häckels liegen verschiedene irrige Annahmen zugrunde. Neben dem ganz willkürlich auf die Seite geschobenen Gesetz des Beharrungsvermögens, welches auch dem Lichte gilt, vergißt er, daß durch ein sich Zusammenziehen der Weltkörper ihre spezifische Schwere nicht beeinflußt, und deshalb die Umlaufsgeschwindigkeit nicht beeinträchtigt werden würde. Geschähe aber, auf Grund von Wärmeverlust, durch Erkalten der Sonne (was nie geschieht) eine Störung im Planetensystem, so würden die Monde und Planeten nicht in die Sonne stürzen, sondern, weil mit der Wärmeabnahme eine Abnahme der Anziehungskraft verloren ginge, sie würden entweder mit verminderter Schnelligkeit auf ihrer Bahn beharren, oder wahrscheinlicher in den Weltenraum hinausfliegen. Nehmen wir aber an, die Planeten und Monde stürzten allen Gesetzen entgegen in die Sonne, so geschähe das doch nur in einzelnen, nach einander eintretenden Katastrophen. Ein Planet nach dem andern würde sich der Sonne nähern und

endlich, nicht in senkrechter Richtung, sondern in schiefer Linie tangentenartig mit der Sonne in Berührung kommen. Dadurch möchte wohl der betreffende Planet in Stücke fallen, nie aber würde die Sonne dadurch in Staub verwandelt. — Nehmen wir aber mit Häckel auch dieses an, die Sonne und die Planeten würden durch den Anprall in Staub sich auflösen, nach welchem Gesetze könnte derselbe sich frei verteilen im Weltenraum? Wann würde es dem Zufall oder irgend einer andern, kosmischen Kraft gelingen, das aufgehobene Gravitationsgesetz wieder in Aktion treten zu lassen, um die abgekühlten, vereisten, im Weltenraum zerstreuten Staubpartikelchen wieder zu sammeln in Licht strahlende Sonnen?

Häckel leugnet das Gesetz des Beharrungsvermögens überhaupt, denn seine Substanz ist in ewiger Bewegung. Nach ihm ist in der Substanz die Kraft der Bewegung immanent. Da aber dieses Leugnen bloß deshalb geschieht, um einer transcendentalen Bewegungsursache aus dem Wege zu gehen, so hat seine philosophische Annahme keinen Wert und sie kann das Gesetz der Trägheit nicht aus der Welt schaffen. Das Beharrungsvermögen ist vielmehr gerade das, was Häckel von seinem Substanzgesetz behauptet, das erste kosmologische Gesetz, in welchem das Gravitationsgesetz seine Erklärung findet.

Auf Grund des letzteren findet zwischen den Weltkörpern ein Austausch des Lichtes statt. Dieser Austausch geschieht aber nur auf gerader Bahn. Der ganze Kosmos ist der Form nach zu betrachten als ein ungeheures Spinngewebe, bei welchen in den Kreuzungspunkten der Fäden die Sonnen liegen, während die Fäden die Lichtstraßen darstellen, auf welchen ein Austausch des Lichtes ohne Unterbrechung und ohne Lichtverlust und Wärmeverlust, stattfindet. Neben die Lichtbahn hinaus verirrt sich kein Strahl. Dort ist kein Aether, noch irgend etwas, was außerhalb der kosmischen Gesetze stünde. Dort ist nichts — absolute Finsternis. — Und Gott schied das Licht von der Finsternis. (Moses.)

Ob Moses die Tragweite dieser Worte gekannt hat oder nicht, bleibt sich gleich, in ihnen liegt die Lösung des Rätsels von der Bewegung. Das Scheiden des Lichtes von der Finsternis, d. h. die Konzentrierung des Lichtes zu einzelnen Lichteszentren, ist das erste Eingreifen Gottes in die Entwicklung der Welt; das Licht war gleichmäßig verteilt durch den ganzen Weltenraum, und entgegen dem Beharrungsvermögen, nach welchem das Licht in Ruhe bleiben wollte, stellt die Sammlung des Lichtes in einzelne Lichteszentren einen so gewaltigen Kraftaufwand dar, daß er auch bis heute noch nicht aufgebraucht ist. Die Welt ist kein Perpetuum Mobile, wie Häckel behauptet. Auch im Kosmos ist eine transcendentale Kraft vorhanden, welche von den kosmischen Kraftäußerungen nie aufgebraucht werden kann. Aus dieser Kraftanwendung beim Scheiden des Lichtes von der Finsternis, und seiner Konzentration in einzelnen Lichtzentren geht als erste kosmische Kraft die Anziehungskraft hervor; aus dieser die Bewegung.

Stellt man sich vor, daß das Licht im Anfang den ganzen Weltenraum gleichmäßig erfüllte, bis es zu einzelnen Lichteszentren sich verdichtete, so könnte selbstverständlich der Raum zwischen zwei oder mehreren Lichthaufen in gerader Linie nie lichtleer werden, und wir müßten deshalb Sterne sehen, deren eigenes Licht noch nicht bis zu uns hätte dringen können.

Wenn Licht auf Materie fällt, so zerlegt sich dasselbe in Strahlen von verschiedener Beschaffenheit und Wirkung. Einzelne Strahlen wirken bloß auf die Oberfläche, andere durchdringen teilweise, wieder andere vollständig die Materie. Im menschlichen Körper, ja auch im Innersten der Erde, und wäre sie noch tausendmal größer als sie ist, kann kein Punkt gefunden werden, kein Atom, das nicht unter die mächtig zersetzende und erneuernde Wirkung des Lichtes gestellt wäre. Auch kann kein Punkt im Innersten der Erde gefunden werden, wo nicht Materie in Wärme, Elektrizität in Licht sich umsetzten könnte.

Daß das Licht das alleinige Mittel ist, durch welches diese Erde in ihren Verhältnissen erhalten wird, und daß durch die Einwirkung des Lichtes allein Wachstum und Entwicklung ermöglicht wird, ist eine Tatsache. Ein Ausschluß desselben würde allem Leben und aller Entwicklung radikal ein Ende bereiten. Dieser Einfluß des Lichtes auf die materielle Welt, auf die organische und anorganische, ist aber doch nur dann verständlich, wenn es als Tatsache anerkannt wird, daß die materielle Welt in ihrer Natur nicht etwas vom Lichte wesentlich Verschiedenes ist. Die Materie hat im Lichte ihren Ursprung. In der Einwirkung des Lichtes liegen die Möglichkeiten ihrer Erscheinungsformen und Naturbeschaffenheiten, und im Lichte wiederum liegt ihr Ziel. Hitze könnte bei noch so kräftiger Reibung nicht entstehen, aus zusammenprallenden Steinen könnten keine Funken sprühen, Holz könnte nicht in Brand geraten, aus Kraft und Stoff könnte keine Elektrizität erzeugt und dieselbe in Licht trasformiert werden, wenn die Materie, wenn Holz und Stein und Eisen nicht Licht wären in materieller Form. Das Licht ist die Mutter aller Materie, die Ursache aller Farbenerscheinungen, die Trägerin des Schalles und die Säugamme der ganzen organischen Welt.

Häckel behauptet, daß nur aus dem Studium der Physiologie der Zelle jener höhere Standpunkt gewonnen wird, von welchem aus das Gesamtgebiet der Lebenserscheinungen überschaut werden kann. — Es ist ja selbstverständlich, daß die chemischen und physikalischen Vorgänge im Organismus in jeder Einzelzelle wirksam sein müssen. Aber nicht die Zelle als solche, und nicht ihre Anordnung im Bau der Zellgewebe, sondern die Materie, aus welcher die Zelle besteht, und die Veränderungen, welchen diese Materie unterworfen ist, ist der letzte Grund der anatomischen Veränderungen. Die Kenntnis der Natur der materiellen Veränderungen allein, kann zur Kenntnis der geheimnisvollen Kräfte führen, welche im Organismus wirksam sind.

Die Behauptung, daß sämtliche Lebenstätigkeiten allein den Ge-

setzen der Chemie und der Physik unterliegen, ist nur insofern richtig, als durch chemischen Prozeß die Materie, aus welcher die Zelle besteht, aufgebaut wird, während durch den physikalischen Verbrennungsprozeß die Materie wieder umgewandelt wird in Wärme, Kraft, mit einem Wort in Licht und zwar in einem normalen oder abnormalen Verhältnis zur Stoffbildung. Nicht der chemische Stoffwechsel zum Zweck der Stofferneuerung, sondern der physikalische Stoffwechsel, die Umwandlung der Materie in Lebenswärme, liefert die Lebensenergie, welche so lange im Körper gebunden bleibt, bis sie in mechanischen Kraftäußerungen Verwendung gefunden hat.

Die Wissenschaft hat sich bis jetzt hauptsächlich mit der Materie beschäftigt und die vornehmsten Gesetze, welchen die Materie, die Farbe und der Schall unterliegen, festgestellt. Ob und welche Untersuchungen über die Wärme stattgefunden haben, ist mir nicht bekannt, aber das scheint mir keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß die Wärme ebensolche Naturverschiedenheiten aufweist, wie die Materie, die Farbe und der Schall. Chemische und physikalische Wärme sind verschiedener Natur. Ofenwärme und Körperwärme sind sich nicht gleich. Die chemische Wärme, die bei der Scheidung des Sauerstoffs, Stickstoffs und Kohlenstoffs bei der Atmung erzeugt wird, ist eine andere Wärme als diejenige, welche sich entwickelt, wenn die Materie der Zellgewebe sich umwandelt in Lebenswärme. Durch Entdeckungen auf diesem Gebiete ließen sich möglicher Weise Mittel finden, durch welche eine Kontrolle in der Umsetzung des Stoffes in Lebenswärme erreicht werden möchte.

Die Summa der einzelnen Kräfte, welche man Lebensenergie nennt, ist aber noch nicht *das Leben* selbst, so wenig als die Summa der mechanischen Kräfte, welche der Bewegung in der Astralwelt zugrunde liegen, Leben ist. Leben ist ein Geheimnis, das nicht gelüftet werden kann durch Untersuchungen über die Substanz und ihre Kräfte, oder durch Untersuchungen über das Licht und sein Wesen. Auch das Licht ist an sich tot, und weder dieses, noch die mechanischen, chemischen und physikalischen Gesetze können Leben erzeugen. Das Leben kann nur kommen von einem, der als der Lebendige über dem Lichte und über der Substanz steht. *Das Leben innerhalb der materiellen Welt ist ursprünglich etwas ihr Fremdes*, und kann deshalb auch von ihr geschieden werden. Auch ist der Sitz des Lebens, sein eigentliches Organ, im Organismus nicht das Atom, nicht die Molecule, nicht die Zelle. Das Leben ist transcendent und *sein Organ ist die Seele*. Ohne Stoff keine Kraft, ohne Substanz keine Gesetze, und kein Leben ohne Seele. Kreatürliches Leben ist an eine kreatürliche Seele, ewiges Leben an eine unvergängliche Seele gebunden.

Die Gesamtheit der Lebenserscheinungen in der Zelle nennt Häckel „Zellseele", aus welcher er die Pflanzen-, Tier- und Menschenseelen hervorgehen läßt. Damit leugnet er aber gerade die Existenz der Seele, denn diese ist so wenig eine Summa von geistigen Fähigkeiten, als der

Stoff eine Summa von Gesetzen ist. Die außergewöhnliche Geringschätzung der Würde des Menschen, welche wir bei Häckel finden, ist erklärlich, weil er den Geist und die Seele desselben auf kosmogonischem Weg entstehen läßt. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen ist aber der Mensch doch in seinem innersten Wesen naturfrei, und unabhängig vom ganzen Makrokosmus. Es hat dem ewig Lebendigen, dem Schöpfer des Universums gefallen, dem Menschen eine lebendige Seele einzuhauchen, um sie mit ewigem Leben füllen zu können. Darum ist der Mensch die Krone der Schöpfung, über welche hinaus es keine weitere Naturentwicklung gibt. Der Mensch ist Bild Gottes, d. h. sein sichtbarer Repräsentant für die umgebende, unbewußte Natur, welche Gott nicht zu erkennen vermag. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. (Moses).

Die bewußte und vorhergefaßte Absicht, alles Transcendentale, das in diese Welt hineinragt, zu leugnen, ist die Grundursache, warum in Bezug auf die Welträtsel der monistische Materialismus Häckels überall im Finstern tappt, und etwas für ihre Lösung ausgibt, was nur ein sehr niedrig stehendes Denken zu befriedigen vermag, ein Denken, für welches der ganze Organismus des gewaltigen Kosmos bloß deshalb da zu sein scheint, um es durch alle Zeiten und Räume zu verkündigen: Es gibt keinen Gott, keine Seele, und kein Leben.

Der mosaische Schöpfungsbericht bereitet den Naturforschern weniger deshalb ein Aergernis, weil derselbe Gott als den Schöpfer der Welt hinstellt, als vielmehr dadurch, daß durch ihn die Schöpfung zeitlich und räumlich, so eng begrenzt wird. Den modernen Naturphilosophen erscheint alles unendlich. Die materialistische Richtung kennt für den Kosmos keinen zeitlichen und keinen räumlichen Anfang, kein zeitliches und kein räumliches Ende. Sie kennt kein „Außerhalb" der Schöpfung, und in derselben keinen leeren Raum, keinen Raum für Gott, und keinen Raum für das Nichts. Häckel gibt zu, daß die geologischen und paläontologischen Tatsachen, auf welche die Zeitberechnungen unserer Weltgeschichte sich gründen, nur sehr unsichere und schwankende Zeitangaben zulassen. In der Tat schwankt die Erdgeschichte zwischen 25 Millionen und vierzehnhundert Millionen Jahren hin und her. Welcher Geist vermag solche Zeitangaben zu fassen!! Sie bleiben Rätsel, wie die Atome, die Molecülen, die unendliche Ausdehnung des Raumes. Aber Häckel braucht diese Rätsel. — Wozu? — Zur Lösung von Welträtseln, obschon er weiß, daß sie kosmogonischen und kosmologischen Gesetzen widersprechen.

Häckel beruft sich auf die neueren Fortschritte und Errungenschaften der Geologie, um die mythischen Zeitalter der paläozoischen, mesozoischen, cänozoischen u. s. w. Formationen zu rechtfertigen, und großes Gewicht legt er darauf, daß die Geologie den Beweis liefere, daß die versteinerten Ueberreste von Organismen, welche in früheren Perioden der Erdgeschichte lebten, durch langsame Umbildung aus vorangegange-

nen Ahnenreihen entstanden seien. Den Beweis dafür liefert die Geologie durchaus nicht. Unter gewissen Verhältnissen versteinern auch heute noch pflanzliche und animalische Stoffe in kurzer Zeit, und es ist zum mindesten nicht wissenschaftlich, behaupten zu wollen, daß solche Verhältnisse zu keiner Zeit in größerem Umfange hätten eintreten können. Nicht die Zeit ist es, welche animalische Materie versteinert, oder Torflager in Steinkohlen verwandelt, sondern Verhältnisse chemischer, physikalischer und mechanischer Natur. In der Geologie steht der neptunischen Schule die plutonische gegenüber, und der Aktualismus kämpft mit der Katastrophentheorie. Noch ist aber in der Geologie keine Schule entstanden, welche das Licht als solches, und seine Einwirkung auf Stoffbildung und Substanztransformation gewürdigt, und in den Kreis ihrer Forschung gestellt hätte. Die Theorien der Geologie bleiben deshalb Theorien, welche wohl zum Teil den biblischen Bericht Moses lächerlich zu machen versuchen, seine innere Wahrhaftigkeit aber nicht erschüttern können.

Mit einer erstaunlichen Fülle von theoretischem Wissen sucht Häckel zu beweisen, daß die Materie ewig, und daß die Welt aus sich selbst entstanden sei; daß es keinen Gott gebe, der, wenn vorhanden, ein gasförmiges Wirbeltier sein müßte; daß die Welt keinen Zweck habe und daß sie keine sittliche Weltordnung berge; daß der Mensch vom Affen abstamme, und daß Freiheit und ewiges Leben Hirngespinste seien. Auf den denkenden und fühlenden Menschen kann aber eine solche Naturalphilosophie keinen andern Eindruck hervorrufen, als etwa ein, mit meisterhafter Technik vorgetragenes Musikstück, in welchem alle bekannten Regeln und Gesetze der Tonkunst, (und noch einige andere), verwertet sind, dem aber die Hauptsache fehlt, — die Musik.

Ganz anders tönt's und klingt's im Schöpfungsbericht des Moses. Einen G o t t, und nicht den Zufall, e i n e n Gott und nicht mehrere Götter stellt der Bericht obenan als Urgrund des Geschaffenen, u n d e i n e n G e i s t, der die werdende Welt die Ziele erreichen läßt, welche Gott vorherbestimmt hat. Das ist die Einleitung des Berichtes.

Und nun kommt das klare einfache „Wie", wie Gott die Schöpfung begann. — Licht — Licht die Summa von Kraft und Stoff, von Substanz und Gesetz. Licht, aus dem alles emaniert, in das alles wieder zurückkehren kann, Substanz und Form, Farbe und Ton.

Das Licht ist aber nicht Gott selbst, und ist auch nicht das Leben. Letzteres ist nicht einmal in der Materie enthalten. Das Leben schwebt als G e i s t „ü b e r d e n W a s s e r n," und tritt erst bei der Schöpfung der organischen Welt in diese ein. Die Fähigkeit einer endlosen Selbstentwicklung ist deshalb dem Lichte versagt. Moses redet von Schöpfungstagen. Diese Tage stellen erst in zweiter Linie Zeitangaben dar. Vor allem enthalten sie die Behauptung, daß aus dem Lichte, das Gott schuf, weder die anorganische Welt, noch die organische des Pflanzenreiches und der Tierwelt sich entwickelt habe, ohne ein jedesmaliges, direktes Eingreifen Gottes. Erst wenn eine Entwicklungsperiode zu

ihrem Ende gekommen ist, wenn es für sie Abend geworden, greift Gott aufs neue ein, und es beginnt der Morgen eines neuen Tages, einer neuen Entwicklungsperiode.

Sechs solcher Perioden folgen aufeinander. Es erscheinen Pflanzen, Fische, Vögel, Landtiere und zuletzt der Mensch, jedes in seiner Art, und in seiner Art bleibend.

Auf den sechsten Tag folgt ein siebenter, eine Periode, welche sich von den vorhergehenden wesentlich unterscheidet. Gott ruht, d. h. er schafft in dieser Periode nichts Neues; dafür soll der Mensch in seinem Auftrage, als sein Bild, d. h. sein Stellververtreter, seinen Einfluß auf Erden geltend machen. An diesem Ruhetage Gottes nimmt eine innerartliche Entwicklung und Veredlung durch Ackerbau, Viehzucht, Industrie, Kunst und Wissenschaft des Menschen ihren Anfang, und sie wird fortdauern, bis dieser Ruhetag Gottes zu seinem Abschlusse gelangt ist, und mit ihm die Menschheitswoche. Dann beginnt, (aber nicht nach Häckels Phantasiebild ein Weltuntergang und eine neue Sonnenbildung), sondern eine Umwandlung und Neuschaffung der Welt. Nicht wieder in Atome wird die alte Welt zerschlagen, sondern sie kehrt zurück ins Licht, aus dem sie stammt, und aus dem Licht schafft Gott die neue Welt.

Die Gotteswoche (Weltenwoche) setzt Moses nun zum Vorbild für die Menschheitswoche und sagt: Sechs Tage sollst du arbeiten und deine Dinge beschicken. Und auch einen siebenten Tag, einen Ruhetag, soll's geben für die Menschheit. Dieser letztere wird nun sechsmal hintereinander als ein Tag von tausend Jahren genannt, nach welcher Bestimmung die Menschheitswoche 7000 Jahre währen würde. Da der Ruhetag Gottes und die Menschheitswoche sich decken, so liegt konsequenter Weise die Schlußfolgerung nahe: die Schöpfungstage Gottes sind auch Tage von je 7000 Jahren, also die Welten- oder die Schöpfungswoche umfaßt 49,000 Jahre. Auf diese Zahl hin weisen auch tatsächlich alle im Gesetz Mosis befindlichen Bestimmungen betreffs der Tag-, Jahr- und Halbjahrswochen. Der Schöpfungsbericht Mosis ist nicht lächerlich, nicht unklar. 49,000 Jahre bilden eine ausreichend lange, und dabei für den menschlichen Geist erfaßbare Zeit, in welcher aus dem Lichte, mit seinem noch lange nicht genügend bekannten Wesen und seinen Kräften, und dem, mit absoluter Notwendigkeit erforderlichen zeitweiligen Eingreifen Gottes, das sich entwickelt hat, was heute steht.

Vor 3000 Jahren sagte ein Naturkundiger, Salomo: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen, 'es ist kein Gott.'" Diese Toren sind noch nicht ausgestorben, sondern sie mühen sich ab, heute noch Welträtsel lösen zu wollen, die schon längst gelöst sind, nicht durch Prof. Häckel, sondern durch die Offenbarung Gottes, im Schöpfungsbericht Mosis. Mehr als je zuvor wenden sich berufene Kräfte der Erforschung des Lichtes, seines Wesens, seiner Eigenschaften und Kräfte zu. Die Atomenhypothese wird fallen, und sich eben so unhaltbar erweisen, wie die Selektionstheorie Darwins; und die monistische Welträtsellösung

Häckels wird vergeblich ein Feigenblatt suchen, um ihre Schande zu bedecken.

Was die weitere Entwicklung der Welt anbetrifft, kann uns die materialistische Naturphilosophie nichts lehren. Selbst der Aktualismus in der Geologie sieht in der Zukunft nichts anderes als Weltkatastrophen!! Aber der verachtete Moses zeigt uns doch wieder ein Ziel. Durch ein neues Eingreifen Gottes wird diese Welt sich verwandeln, nicht in eine Welt zerschlagener Trümmerhaufen, auch nicht in eine geistige Welt ohne Substanz, sondern in eine reale Welt, voller Leben, voller Licht und voller Herrlichkeit.

Cyprien Vignes, der Cevennenbauer.

Ein Gegenstück zu dem aufgedunsenen, vom Hochmut geschwollenen falschen Propheten Al. Dowie, und der falsch berühmten Kunst „der christlichen Wissenschaft", die leider in unserm Lande zu solch trauriger Berühmtheit kamen. Abdruck aus „Reformation".

„Lebt er noch? Wirkt er noch?"

Auf diese an einen Rekruten gerichtete Frage erhielt ich die Antwort: „Noch immer lebt und wirkt Vignes in derselben Weise, wie seit ca. 50 Jahren. Selten kommen Leute so weit her zu ihm, wie vor zehn Jahren, als er 'entdeckt' worden war, aber der damalige Ansturm von Heilungsuchenden ging auch über seine Kräfte und war etwas Anormales. Er ist froh, daß nun wieder nur seine Landleute kommen."

„Nach langer Zeit," schreibt der 'Christliche Volksbote' aus Basel, „erfährt man wieder einmal etwas über den Glaubensmann Vignes im Cevennengebirg, von dessen Krankenheilungen vor zehn Jahren so viel die Rede war. Ein Besucher berichtet im „Stuttg. Sonntagsblatt", wie bei dem jetzt 83jährigen Greis sich noch fort und fort in den Sprechstunden, nachmittags 1 Uhr, die Dorfbewohner einzufinden pflegen, um ihn als Helfer für Menschen und Vieh in Anspruch zu nehmen. Wie damals nimmt er immer noch ohne ein Wort der Begrüßung in seinem Lehnstuhl Platz und beginnt: „Warum kommt ihr zu mir? Ich kann euch nicht helfen. Ihr glaubt alle nicht an Gott, deshalb kommt ihr zu mir! Klagt Ihr dem einzigen und richtigen Arzt, der alle Gebrechen heilt, wenn ihr nur vollkommen auf ihn vertraut ohne jeden Zweifel und ohne Zögern."

Ein armer Bauer aus der Gegend hatte, gestützt von mehreren Personen und selbst noch zwei Stöcke gebrauchend, das Zimmer betreten. Vignes forderte ihn auf, ohne seine Stöcke sich zu erheben und im Zimmer auf und ab zu gehen. Und siehe da! Zum Erstaunen aller ging der Mann mit Leichtigkeit und ohne Hilfe hin und her. „Seht ihr, was Gott tut?" rief nun Vignes der Versammlung zu. — Ich traf mit dem Geheilten am gleichen Tage drunten auf der Eisenbahnstation noch einmal zusammen und konnte mich selbst überzeugen, daß er ohne fremde Hilfe gehen konnte. Er erzählte mir noch, daß er einmal für seine Tochter, die an einer schmerzhaften Geschwulst litt, in Vialas ge-

wesen sei. Vignes habe damals gesagt: „Sehen Sie auf die Uhr! Wenn Sie heimkommen, werden Sie erfahren, daß Ihre Tochter zu dieser Zeit geheilt ist!“ Und richtig, die Geschwulst sei genau zu dieser Zeit aufgebrochen und dann schnell geheilt.

Derselbe Mann war auch einmal Zeuge davon, wie sich Vignes auch im Besitz einer andern Gabe erwies. Eine Frau klagt ihm ihr Leid. Aber noch ehe sie fertig war, entgegnete ihr Vignes: „Sie können nicht geheilt werden, denn Sie sind eine Diebin! Das Huhn, das Sie da draußen in Ihrem Korbe haben, haben Sie gestern abend Ihrer Nachbarin gestohlen. Sie müssen es ihr wiederbringen.“ Und in der Tat, draußen hatte sie einen zugedeckten Korb stehen, der ein Huhn enthielt, welches sie nachher Vignes als Geschenk anbieten wollte. Beschämt mußte sie abziehen.

Neben vielen Mißerfolgen, die nicht verschwiegen werden dürfen, wurde erfahrungsgemäß an schlichten, einfachen Leuten am meisten ausgerichtet. Leichtfertige Menschen hatten von Vignes nichts zu erwarten. Bekanntlich nimmt er auch nicht die kleinste Gabe an und verweist die Leute nur zur Dankbarkeit gegen Gott.

Soweit die neuesten Nachrichten.

Es ist bekannt, daß der berühmte Mann jenem Volke entstammt, das in flammender Begeisterung durch fast hundert Jahre (1700 bis 1800) für seinen Glauben gekämpft und immer wieder Leute hervorgebracht hat, welche die Gaben der ersten apostolischen Gemeinde, Weissagung, Zungenreden, Prüfung der Geister u. s. w. zu besitzen fest überzeugt waren und darum gleich den Propheten des alten Bundes Führer in religiöser und politischer Hinsicht wurden. Der einfache patriarchalische Charakter ist dem Volke geblieben. In manchem Außenort findet sich nicht eine einzige Uhr, so daß die Leute sich für ihren Kirchgang ganz und gar auf die Sonne verlassen und infolgedessen auch oft zu spät in der Kirche eintreffen.

In erster Linie sind es Schweizer, die sich mit der Persönlichkeit und dem Wirken jenes Mannes eingehend befaßt haben, dessen Ruf vor zehn Jahren weit durch die Welt drang, und auf ihre älteren und neueren Berichte sind wir angewiesen. Sie stimmen in der Schilderung der Persönlichkeit in allen wesentlichen Punkten überein. Der einfache, für seine Landwirtschaft interessierte, sehr zurückgezogen lebende Mann bleibt dabei, daß er niemand heilen könne, das tue allein Gott, und darum will er auch von einer Unterweisung in seiner Art des Gebets nichts wissen. „Ich bin nichts, ich bin weniger als nichts, ein zerbrechliches, armes Geschöpf. Geht zu meinem Gott, er ist ein lebendiger Gott, da werdet ihr alles finden, was ihr braucht.“

Daß er als Knabe, für seine todkranke Mutter um Heilung betend, erhört wurde, mag seinem Leben die entscheidende Wendung gegeben haben, und die ihn ermüdende und schwer belastende Arbeit für andere ist ihm göttliches Gebot. Im übrigen zerbricht er sich selber den Kopf nicht über seine Gaben, sondern stellt die Praxis kurzweg über die Theo-

rie. Ob er glaube, die von Paulus 1. Kor. 12, 9 erwähnte Gabe der Gesundmachung zu besitzen? wurde er von einem Schweizer gefragt. Er erwiderte: „Wenn Sie es annehmen wollen, ja. Indessen Gott weiß es."

Für uns Fernstehende ist es zweifellos bedeutsam, in welcher Weise die Wirkungen des Mannes aufgefaßt und beurteilt werden, und es ist mir gelungen, eine Anzahl von Urteilen zusammenzustellen, die durchaus beachtenswert sind. Vorher jedoch einige dazugehörige Berichte.

An eine Frau B. aus Havre, die mit ihrem Leiden nach Vialas gekommen ist, wendet sich Vignes mit der Frage: „Was fehlt Ihnen?" — „Ach, ich habe so schreckliche Schmerzen!" antwortet sie. „Bewegen Sie sich!" — Frau B. bewegt einen Finger nach dem andern. „Aber .... aber ...." ruft sie aus, „was ist das? Der tut mir nicht mehr weh, jener auch nicht! Ich fühle keine Schmerzen mehr! Aber, Herr Vignes, wird das anhalten?" Der antwortete nichts, sondern wandte sich zu einem Kind mit einem lahmen Arm. „Strecke deine Hand aus!" Das Kind gehorcht. „Lege sie auf den Kopf!" Das Kind gehorcht. Die Eltern trauen ihren Augen nicht, das Kind ist geheilt.

Ein Patient war so krank, daß er nicht vom Wagen heruntersteigen konnte. Herr V. tritt zum Wagen und spricht: „Steigen Sie herunter!" — „Das kann ich nicht," entgegnete der Kranke. „Im Namen Gottes steigen Sie herunter!" — Und der Kranke tut es und ist gesund.

So ergeht oft an die Kranken, die irgendwie gelähmt sind, die einfache Aufforderung: „Bewegen Sie die Hand!" oder „Gehen Sie!" Gelingt es nicht, so kommt dann wohl der Verweis: „Sie sind von der Welt! Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht!"

Aus einer Sprechstunde teilt der gleiche Berichterstatter mit: Ein Mann brachte seinen Schwiegersohn herbei, der vom Schlage gerührt auf der rechten Seite gelähmt war und die Sprache verloren hatte. Herr Vignes sagte ihm ganz dasselbe wie allen andern, nur ermahnte er ihn, sich vom Alkohol und Tabak zu enthalten, welche Dinge unser gegenwärtiges Geschlecht ruinierten. Schon nach einer Viertelstunde sah ich den Kranken bedeutend besser marschieren und hörte ihn sprechen. Je einfacher die Leute, desto sicherer die Heilung, so schließt der Bericht.

Eine Frau aus Basel berichtet u. a. von einer Kranken, die, an den Nieren leidend, nach fünf Minuten keinen Schmerz mehr spürte. Eine andere hatte Lupus im Gesicht schon seit 15 Jahren. Ihre hochentzündeten Stellen wurden blässer. Eine andere Mitreisende hatte keinen Erfolg verspürt, weil sie Skrupel hegte, später jedoch sei Heilung eingetreten. —

Die Literatur über Vignes ist hinsichtlich der Krankheitsarten und ihrer Heilungen sehr reich. Bei einem 1½jährigen Kinde trat Heilung eines Leistenbruches ein, mehrere Fälle von Wassersucht werden aufgeführt, sogar Fernheilung wird hierbei ausdrücklich erwähnt, Lähmungs-

erscheinungen, Gicht, Magen- und Unterleibskrankheiten wiederholt genannt.

Ein stummes Mädchen wird Vignes gebracht. „Wie heißen Sie?" fragt er. „Emma!" lautet die Antwort der seit Jahren Sprachlosen. „Wie alt sind Sie?" „17 Jahre." „Wo kommen Sie her?" „Von da und da." — Sie ist geheilt.

In derselben Sprechstunde findet sich ein junger Mann mit Gicht ein, er hat einen steifen Rücken. Herr Vignes befiehlt ihm, den Regenschirm vom Boden aufzuheben. „Ich kann nicht," sagt der Patient. „Doch, ich sage Ihnen, Sie sind geheilt!" Der junge Mann bückt sich, es geht.

Die Landleute aus der Gegend von Vialas kommen auch mit kleineren Uebeln wie Zahnweh, Kopfweh, Schnitt- und Brandwunden. Dann sagt er einfach: „Du hast nicht mehr Zahnweh, du hast keine Schmerzen." Handelt es sich um Arm- und Beinbrüche, so schickt er die Kranken zunächst zum Arzt, „um es einrichten zu lassen," das übrige sei dann seine Sache.

Zugegeben wird von den von Vignes Heilkraft überzeugten Berichterstattern, daß *nicht nur der mangelhafte Glaube der Patienten, sondern auch öfter die Krankheit selbst ein unüberwindliches Hindernis sei.* Einem Blinden, der seit zehn Jahren sein Augenlicht eingebüßt hat, erklärt er, nicht heilen zu können, ebenso einen Taubstummen. Auch die Fälle werden ausdrücklich registriert, in denen Vignes die Heilung verheißt, während sie tatsächlich nicht erfolgt. Ein Herr aus der Genfer Gegend habe die Zusicherung erhalten: „Ihre Frau ist geheilt," und dann bei seiner Rückkehr keine Spur von Besserung entdeckt.

Ebenso sind die augenblicklich verschwundenen Leiden später—oft recht bald—wiedergekehrt.

Bemerkenswert für die Beurteilung der Vorkommnisse erscheint mir die Mitteilung, Vignes sei mit den Deutschredenden oft unzufrieden, sie seien ihm nicht kindlich genug, seine Hugenotten wären besser. Offenbar steht doch die Reflexion jener der unmittelbaren Einwirkung auf die Kranken im Wege.

Jedenfalls aber ist festzustellen, daß nach wie vor— es liegen mir auch persönliche Zeugnisse aus der Schweiz vor — Vignes Tätigkeit von einem großen Teil gläubiger Laien und Theologen in dem Sinne beurteilt wird, wie es die Titel mehrerer Traktate: „*Frohe Botschaft für die Kranken*" und „*Eine wiedererweckte Gabe*" deutlich machen. Die darin geäußerten Gedanken über die Heilung durch den Glauben beruhen auf der Ueberzeugung, daß dem schlichten frommen Manne *tatsächlich die Gabe der Krankenheilung, wie sie die apostolische Zeit aufgewiesen hat,* eignet, und die Erfolge seines Tuns Beweise für die Kraft des Glaubens sind. Die Schreiber jener Broschüren entwickeln den Gedanken: der Glauben kann bis zu einem *hohen Grad von*

Leistungsfähigkeit entwickelt werden, das ist im Alten und Neuen Testament nachgewiesen, und die Heilungen Vignes sind auf demselben Wege zustande gekommen. Es ist ein Armutszeugnis für die Christenheit, daß sie diese Entwicklung des Glaubens bis zu seiner sieghaften Kraft auch nach außen hin nicht besser zu fördern versteht, denn was einst Gut der Gemeinde war, ist hier einem einzigen nur wiedergegeben. Friedrich von Schweinitz.

John Wesley's Predigt über die freie Gnade.*)

(Diese Predigt ist der Sammlung entnommen, die wir unter Literatur, Seite 76, in diesem Jahrgang anzeigten, auf welche wir verweisen möchten. D. R.)

„Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken!" Röm. 8, 32.

1. Wie unverdienter Weise liebt Gott die Welt! Während wir noch Sünder waren, starb Christus für uns Gottlose. Während wir tot in Sünde waren, hat Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont,

---

*) Vorbemerkung. Wohl keine andere Predigt war für die innere Geschichte der methodistischen Bewegung in ihren Anfängen von schwereren Folgen begleitet als die Predigt über „Freie Gnade", welche Wesley am 28. April 1739 vor etwa 4000 Zuhörern zu Bristol gehalten hat. Sie wurde veranlaßt durch die Differenzen über die Prädestinationslehre, welche in den Gemeinschaften zu Diskussionen und Zwistigkeiten geführt hatte. Die Predigt wurde sofort in den Druck gegeben und erschien unter dem Titel: "Free Grace: A Sermon preach'd at Bristol. By John Wesley, M. A., Fellow of Lincoln College, Oxford. Bristol: Printed by S. and F. Farley. 1739, 12mo, pp. 35. Ein Gedicht von Charles Wesley über „Universale Erlösung" in 36 Stanzen war als Anhang beigegeben. Auf das dringende Ersuchen Whitefields wurde sie vorläufig nicht in den Handel gebracht, doch da die Unruhen immer mehr zunahmen, so sah Wesley sich veranlaßt, den Verkauf anzuordnen. Eine neue Auflage erschien in London im Jahre darauf mit folgendem Vorwort Wesleys: „Nichts als die stärkste Ueberzeugung nicht nur davon, daß was hier vorgetragen wird die Wahrheit, wie sie in Jesu Christo ist, enthält, sondern auch, daß ich unerläßlich gezwungen bin, diese Wahrheit aller Welt zu verkündigen, konnte mich veranlassen, offen den Ansichten derer entgegenzutreten, die ich um ihrer Arbeit willen liebe, und zu deren Füßen ich am Tage des Herrn gefunden werden möchte. Sollte es jemand als seine Pflicht erachten, darauf zu erwidern, so habe ich nur eine Bitte an ihn zu richten: Laß alles, was du tust, in Güte, in Liebe und in dem Geist der Sanftmut geschehen. Laß gerade dein Argumentieren zeigen, daß du angezogen hast als ein „Auserwählter Gottes herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld," so daß es auch jetzt noch gesagt werden kann: „Siehe wie haben die Christen einander so lieb."

Die Predigt rief sofort eine Anzahl Gegenschriften hervor. Sie führte zur Trennung von Whitefield, zur Spaltung einer Anzahl methodistischer Gemeinschaften, zur Gründung der „Lady Huntington Connexion" und der calvinischen Methodistengemeinschaften in Wales. Auch die heftige Kontroverse von 1770 ist als eine weitere Folge dieser Predigt anzusehen. Sie wurde wieder in den Jahren 1741, 1754, 1765 und 1809 gedruckt. Es ist merkwürdig, daß Wesley sie nicht in die von ihm herausgegebene Sammlung der 53 Predigten aufgenommen hat, welche offiziell zum Bestande der methodistischen Lehre gehören. In der von ihm selbst besorgten Gesamtausgabe seiner Werke befindet sie sich unter den Kontroversschriften, in den späteren Ausgaben folgt sie als Nr. 54 den 53 Lehrpredigten.

Southey, um von andern ähnlichen Urteilen abzusehen, nennt diese Predigt Wesleys eine der tüchtigsten und beredtesten aller seiner Predigten, ein triumphierendes Beispiel von leidenschaftslosem Argumentieren.

sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, und wie gerne schenkt er uns alles mit ihm! Wahrlich freie Gnade ist alles in allem!

2. Die Gnade oder Liebe Gottes, von welcher unsere Erlösung kommt, ist unverdient bei allen und frei für alle.

3. Erstlich ist sie unverdient bei allen, welchen sie gegeben wird. Sie hängt von keiner Macht oder Verdienst im Menschen ab; nein, in keiner Hinsicht, weder im ganzen noch im einzelnen. Ebenso wenig hängt sie von den guten Werken oder von der Gerechtigkeit des Empfängers ab, von irgend etwas, was er ist oder getan hat. Sie hängt nicht ab von seinen Bemühungen, von seinen guten Gesinnungen, oder guten Wünschen, oder guten Vorsätzen und Absichten, denn alle diese fließen aus der unverdienten Gnade Gottes; sie sind nur die Ströme, nicht die Quelle; sie sind die Früchte der freien Gnade und nicht die Wurzel; — sie sind nicht die Ursache, sondern die Wirkung. Was Gutes am Menschen ist oder von ihm getan wird, das erzeugt und vollbringt Gott. Auf diese Weise ist seine Gnade unverdient bei allen; d. h. sie hängt in keiner Hinsicht von der Macht oder dem Verdienste der Menschen ab, sondern von Gott allein, der freiwillig seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat und mit ihm uns alles schenkt.

4. Aber ist sie ebenso frei für alle, als sie unverdient ist bei allen? Auf dieses haben einige geantwortet: „Nein, sie ist nur frei für diejenigen, welche Gott verordnet hat zum Leben; und sie sind nur eine kleine Herde. Den größten Teil der Menschen hat Gott verordnet zum Tod; sie ist nicht frei für sie. Gott haßt sie, und deswegen, ehe sie geboren sind, verordnete er, daß sie ewig sterben sollen. Und dieses verordnete er ohne Einschränkung, weil es ihm so gefiel, weil es sein souveräner Wille ist. Demgemäß werden sie dazu geboren, daß sie mit Leib und Seele in der Hölle verderben sollen. Sie wachsen auf unter dem unwiderruflichen Fluche Gottes, ohne irgend eine Möglichkeit der Erlösung. Denn welche Gunst Gott ihnen auch erzeigen mag, erzeigt er ihnen nicht um ihre Verdammnis zu verhindern, sondern sie zu erhöhen."

5. Dies ist jener Ratschluß der Vorherbestimmung. Allein es mag einer entgegnen: „Dies ist nicht die Vorherbestimmung, welche ich behaupte. Ich behaupte nur eine Gnadenwahl. Was ich glaube, faßt nicht mehr in sich, als dies, daß Gott vor Gründung der Welt eine gewisse Anzahl von Menschen erwählte, um sie zu rechtfertigen, zu heiligen und zu verherrlichen. Alle diese werden nun selig werden, und sonst niemand, denn den Rest der Menschen überläßt Gott sich selbst. So folgen sie den Einbildungen ihrer eigenen Herzen, welche nur böse sind immerdar. Und da sie schlimmer und schlimmer werden, so werden sie zuletzt gerechter Weise mit der ewigen Verdammnis bestraft."

6. Ist dies die ganze Vorherbestimmung, welche du behauptest? Besinne dich, vielleicht ist sie es nicht. Glaubst du denn nicht, daß Gott sie gerade dazu verordnet hat? Wenn dem so ist, so glaubst du den ganzen Ratschluß. Du behauptest die Vorherbestimmung in dem eben beschriebenen vollen Sinne. Aber es mag sein, daß du meinst, du tust

es nicht. Glaubst du denn nicht, daß Gott die Herzen derjenigen verhärtet, welche verloren gehen? Glaubst du nicht, daß er (wörtlich genommen) Pharaos Herz verhärtet habe, und daß er ihn zu diesem Ende ins Dasein gerufen oder erschaffen habe? Nun wohl, dies läuft auf dasselbe hinaus. Wenn du glaubst, Pharao oder irgend ein Mensch auf Erden sei zu diesem Zweck erschaffen worden, um verdammt zu werden, so behauptest du alles, was von der Vorherbestimmung gesagt worden ist. Und du brauchst nicht hinzuzusetzen, daß Gott seinen unveränderlichen und unwiderstehlichen Ratschluß ausführe durch die Verhärtung der Herzen jener Zorngefäße, welche eben dieser Ratschluß zuvor zum Verderben tüchtig gemacht hatte.

7. Doch es mag sein, daß du nicht einmal dieses glaubst. Du behauptest gar keine Bestimmung zur Verdammnis; du glaubst ebenso wenig, daß Gott irgend einem Menschen verordne, verdammt zu werden, als daß er ihn verhärte, oder unwiderstehlich zur Verdammnis geschickt mache. Du sagst nur: „Gott beschloß von Ewigkeit her, daß, da alle Menschen in der Sünde tot sind, er zu einigen von den verdorrten Gebeinen sprechen wolle: 'Lebe!' und zu andern nicht; daß folglich die erstern lebendig gemacht werden, die letztern im Tode verbleiben; — die erstern sollen Gott durch ihre Seligkeit, die letztern durch ihre Verdammnis verherrlichen.

8. Verstehst du nicht dieses unter der Gnadenwahl? Und wenn so, dann möchte ich nur eine oder zwei Fragen stellen: Wird irgend jemand, der nicht so erwählt ist, selig, oder ist jemals einer selig geworden? Ist es möglich, daß irgend jemand selig werden kann, wenn er nicht auf diese Weise erwählt worden ist? — Wenn du sagst, nein, so bist du, wo du warst; du bist kein Haar breit weiter gekommen; du glaubst immer noch, daß infolge eines unwandelbaren, unwiderstehlichen Ratschlusses Gottes der größere Teil der Menschen im Tode verbleibe, ohne irgend eine Möglichkeit der Erlösung, insofern als niemand sie selig machen kann, als Gott, und er will sie nicht selig machen. Was ist dies anders als ein Ratschluß, sie zu verdammen? Es ist in Wirklichkeit weder mehr noch weniger, es kommt auf dasselbe heraus; denn wenn du tot und durchaus nicht imstande bist, dich selbst lebendig zu machen, dann hat Gott, wenn er absolut beschlossen hat, nur andere, aber nicht dich selig zu machen, absolut deinen ewigen Tod beschlossen. Du bist unbedingt zur ewigen Verdammnis bestimmt. Du meinst also, obgleich du mildere Worte als einige andere gebrauchst, ganz dasselbe; und der Ratschluß Gottes in Bezug auf die Gnadenwahl bezweckt nach deiner eigenen Erklärung nichts mehr und nichts weniger, als was andere „Gottes Ratschluß zur Verstockung" nennen.

9. Nenne es daher wie du willst: Erwählung, Vorübergehung, Vorherbestimmung oder Verstockung, — es läuft am Ende auf ganz dasselbe hinaus. Der Sinn von alle diesem ist klar: Kraft eines ewigen, unveränderlichen und unwiderstehlichen Ratschlusses Gottes wird ein Teil der Menschen unfehlbar selig, und der Rest unfehlbar verdammt,

denn es ist unmöglich, daß irgend einer der ersteren verdammt, oder einer der letzteren selig wird.

10. Wenn dem aber so, dann ist ersten s alles Predigen vergeblich. Es ist unnötig für diejenigen, welche auserwählt sind, denn diese werden unfehlbar selig, ob ihnen gepredigt wird oder nicht. Deswegen wird der Zweck des Predigens, nämlich Seelen zu retten, bei ihnen nicht erreicht. Es ist auch nutzlos für diejenigen, welche nicht erwählt sind, denn sie können unmöglich selig werden. Sie werden, ob ihnen gepredigt wird oder nicht, unfehlbar verdammt. Der Zweck des Predigens wird daher bei ihnen gleichfalls vereitelt. In beiden Fällen ist unser Predigen ebenso vergeblich, als ihr Hören.

11. Dieses ist also ein klarer Beweis, daß die Lehre von der Vorherbestimmung keine Lehre von Gott ist, weil sie den Befehl Gottes ungültig macht, und Gott ist nicht uneins mit sich selbst. Ein weiterer Beweis liegt darin, daß sie zweitens dazu dient, jene Heiligung welche den Zweck aller Gebote Gottes ist, zu zerstören. Ich sage nicht, daß niemand heilig sein könne, welcher diese Lehre hält, (denn Gott ist voll liebreichen Erbarmens mit denjenigen, welche unvermeidlich in Irrtümer irgend einer Art verwickelt werden), sondern daß diese Lehre an sich selbst — „daß jeder Mensch von Ewigkeit entweder erwählt oder nicht erwählt ist, und daß der eine unvermeidlich selig und der andere unvermeidlich verdammt werde," — offenbar die Tendenz habe, die Heiligung im Allgemeinen aufzuheben; denn sie nimmt die wichtigsten, so häufig in der Heiligen Schrift vorgehaltenen Beweggründe, ihr nachzujagen, gänzlich hinweg: die Hoffnung auf zukünftige Belohnung und die Furcht vor Bestrafung; die Hoffnung des Himmels und die Furcht vor der Hölle. Daß diese in die ewige Pein und jene in das ewige Leben eingehen sollen, ist kein Beweggrund nach dem ewigen Leben zu streben für den, der da glaubt, sein Los sei bereits bestimmt. Wozu sollte er sich anstrengen, wenn er glauben muß, sein Urteil über Leben und Tod sei schon unabänderlich gefällt? Du magst sagen: „Aber er weiß nicht, ob es zum Leben oder zum Tode ist." Was dann? Dies hilft nichts zur Sache, denn wenn ein kranker Mensch weiß, daß er unabänderlich sterben, oder unabänderlich wieder gesund werden muß, obgleich er nicht weiß, welches von beiden der Fall sein wird, so ist kein Grund für ihn vorhanden, irgend ein Heilmittel zu gebrauchen. Er könnte mit Recht sagen (und so habe ich auch schon manche reden hören, in geistlicher und körperlicher Krankheit): „Wenn ich zum Leben bestimmt bin, so werde ich leben; und wenn zum Tode, so werde ich sterben. Ich brauche mir deshalb keine Sorgen zu machen." So dient diese Lehre gerade dazu, den Weg zur Heiligung im allgemeinen zu verschließen und die Unbekehrten davon abzuhalten, zu ringen, daß sie durch die enge Pforte eingehen.

12. Ebenso direkt dient diese Lehre dazu, verschiedene besondere Zweige der Heiligkeit zu zerstören, wie zum Beispiel Sanftmut und Liebe; ich meine Liebe zu unsern Feinden, zu den Bösen und Unbankbaren. Ich sage nicht, daß niemand, welcher diese Lehre behauptet,

Sanftmut und Liebe habe (denn die Barmherzigkeit Gottes ist so groß als seine Macht), sondern daß sie die natürliche Tendenz habe, eine gewisse Schärfe oder Strenge einzuflößen oder zu vermehren, welcher der Sanftmut Christi ganz entgegen ist; was sich besonders offenbart, wenn man ihnen in diesem Punkte widerspricht. Und sie verursacht eben so leicht Kälte oder Verachtung gegen diejenigen, welche wir als von Gott verworfen ansehen. „O nein!" sagst du, „ich setze von keinem besondern Individuum voraus, daß es verstockt sei." Du meinst, du wolltest es nicht, wenn du es könntest. Allein, du kannst bisweilen nicht umhin, deine allgemeine Lehre auf gewisse Personen anzuwenden. Der Feind deiner Seele wird für dich die Anwendung machen. Du weißt, wie oft er es schon getan hat. Allein du wiesest den Gedanken mit Abscheu zurück. Richtig, so bald als du konntest. Allein, wie bitter und heftig machte es dein Gemüt unterdessen! Du weißt es recht wohl, es war nicht der Geist der Liebe, welchen du damals fühltest gegen jenen armen Sünder, von welchem du voraussetztest oder argwöhntest — du mochtest wollen oder nicht — daß er von Gott von Ewigkeit her gehaßt worden sei.

13. Drittens dient diese Lehre dazu, den Trost der Religion, die Glückseligkeit des Christen zu vernichten. Dies ist augenscheinlich bei allen denen der Fall, welche von sich selbst glauben, daß sie verstockt seien, oder welche es nur vermuten oder befürchten. Alle die großen und kostbaren Verheißungen sind für sie verloren. Sie geben ihnen keinen Strahl von Trost, denn sie sind nicht die Auserwählten Gottes und haben deswegen keinen Teil an Gottes Zusagen. Es versperrt ihnen sogar den Weg, irgend einen Trost oder Glückseligkeit in der Religion zu finden, „deren Wege liebliche Wege und deren Steige Frieden" sind.

14. Und was dich betrifft, der du glaubst ein Auserwählter Gottes zu sein, worin besteht deine Glückseligkeit? Ich hoffe, nicht in einer Meinung, in einem spekulativen Glauben, oder in einem bloßen Begriff irgend einer Art, sondern in einem durch den Heiligen Geist in dir bewirkten Gefühle, daß du Gott in deinem Herzen hast, in dem Zeugnis des Geistes Gottes, daß du ein Kind Gottes bist. Diese völlige Glaubensgewißheit ist der wahrhafte Grund zur Glückseligkeit eines Christen. Und in der Tat schließt sie eine volle Versicherung in sich, daß alle deine vergangenen Sünden vergeben sind, und daß du jetzt ein Kind Gottes bist. Allein sie faßt nicht notwendiger Weise eine vollkommene Versicherung deines Beharrens bis ans Ende in sich. Ich sage nicht, sie sei niemals damit verbunden, sondern sie sei nicht notwendig darin begriffen. Denn viele haben das eine ohne das andere.

15. Diese Erfahrung zeigt nun, daß das Zeugnis des Geistes durch diese Lehre sehr gehindert wird, nicht nur bei denjenigen, welche, indem sie sich selbst für verstockt halten, es deshalb von sich stoßen, sondern auch bei denen, welche die himmlische Gabe geschmeckt, aber bald wieder verloren haben und zurückgefallen sind in Zweifel, Furcht und Finsternis — schreckliche Finsternis, die man mit den Händen greifen kann! Und ich

rufe irgend einen von euch, welche diese Lehre behaupten, auf, gewissenhaft vor Gott zu erklären, ob ihr nicht oft eine Rückkehr von Zweifeln und Besorgnissen in Betreff eurer Erwählung oder Bewahrung empfindet? Wenn du fragst: Wer hat solche Zweifel nicht? so antworte ich: Sehr wenige von denen, welche diese Lehre behaupten, — aber in allen Teilen der Welt viele, sehr viele von denen, welche sie nicht behaupten; viele von denen, welche wissen und fühlen, daß sie heute in Christo sind und nicht für den morgenden Tag sorgen, sondern in ihm bleiben durch den Glauben von Stunde zu Stunde oder vielmehr von einem Augenblick zum andern. — Viele von diesen haben das ununterbrochene Zeugnis seines Geistes, das beständige Licht seines Angesichtes genossen, von dem Augenblick an, wo sie zuerst glaubten, viele Monate oder Jahre lang, bis auf diesen Tag.

16. Diese Gewißheit des Glaubens treibt allen Zweifel und alle Furcht aus. Sie schließt alle Unruhe und Besorgnis in Bezug auf ihre zukünftige Beharrlichkeit aus; obgleich es nicht eigentlich, wie schon zuvor bemerkt, eine Versicherung dessen ist, was zukünftig, sondern nur dessen, was gegenwärtig ist, und sie sich auch nicht auf den Lehrsatz stützt, daß, wer nur immer einmal zum Leben verordnet sei, leben müsse; sondern sie wird von einer Stunde zur andern gewirkt durch die allmächtige Kraft Gottes, „durch den Heiligen Geist, welcher ihnen gegeben ist." D i e Lehre aber kann nicht von Gott sein, welche berechnet ist, das große Werk des Heiligen Geistes, woraus der Haupttrost der Religion, die Glückseligkeit der Christen fließt, wo nicht zu zerstören, doch wenigstens zu hindern.

17. Wie trostlos ist überdies der Gedanke, daß Tausende und Millionen von Menschen ohne irgend ein vorausgegangenes Vergehen oder einen Fehler von ihrer Seite unwandelbar zum ewigen Feuer verurteilt seien! Wie besonders trostlos muß dieser Gedanke für diejenigen sein, welche Christum angezogen haben, welche dankerfüllt sind mit herzlichem Erbarmen, Freundlichkeit, Demut und Geduld, und sogar sich wünschen könnten, um ihrer Brüder willen verbannt zu sein!

18. V i e r t e n s. — Diese trostlose Lehre trägt dazu bei, unsern Eifer in guten Werken zu zerstören, indem sie für's erste (wie schon oben bemerkt worden ist) die natürliche Wirkung hat, unsere Liebe gegen den größten Teil der Menschen, nämlich gegen die Bösen und Undankbaren, auszulöschen. Denn was immer unsere Liebe vermindert, muß auch unser Verlangen, Gutes zu tun, vermindern. Für's zweite schneidet sie einen unserer stärksten Beweggründe ab zu allen Werken der Fürsorge für das irdische Wohl unserer Nebenmenschen wie das Speisen der Hungrigen, das Kleiden der Nackten und dergleichen — nämlich die Hoffnung, ihre Seele vom ewigen Tode zu erretten. Denn was hilft es, das zeitliche Los derer zu lindern, welche gerade im Begriffe sind, in das ewige Feuer zu stürzen? „Ja, du solltest sie aber auch als Brände aus dem Feuer zu retten suchen." Doch nicht; du hältst dieses für un-

möglich. Sie waren, wie du behauptest, dazu bestimmt von Ewigkeit, ehe sie Gutes oder Böses getan hatten. Du glaubst, es ist der Wille Gottes, daß sie sterben sollen, und wer kann seinem Willen widerstehen? Willst du entgegnen, man wisse ja nicht, ob sie erwählt oder nicht erwählt seien, so ändert sich die Sachlage nicht. So bald du weißt, sie seien das eine oder das andere, erwählt oder nicht erwählt, so ist alle deine Arbeit vergeblich und verloren. In beiden Fällen ist dein Rat und deine Ermahnung so unnötig und nutzlos, als unser Predigen. Es ist unnötig für die Erwählten, denn sie werden ohne dies unfehlbar selig. Es ist nutzlos für die Nichterwählten, denn sie werden, ob du sie ermahnst oder nicht, unfehlbar verdammt werden. Deshalb hast du deinen Grundsätzen gemäß keinen Grund, dich um ihre Seligkeit zu bemühen. Diese Grundsätze haben also die direkte Tendenz, deinen Eifer für alle guten Werke und besonders für das größeste derselben, die Errettung unsterblicher Seelen, zu vernichten.

19. Fünftens dient aber diese Lehre nicht nur dazu, christliche Heiligung, Glückseligkeit und Tätigkeit zu vernichten, sondern sie hat auch eine direkte und offenbare Tendenz, die ganze christliche Ordnung umzustoßen. Was die klügsten unter den modernen Ungläubigen zu beweisen sich besonders angelegen sein lassen, ist, daß die christliche Offenbarung nicht notwendig sei. Sie wissen wohl, wenn sie einmal dieses nachweisen könnten, so wäre die Folgerung unbestreitbar: „Wenn sie nicht notwendig ist, so ist sie auch nicht wahr." Diesen Hauptpunkt aber gibst du auf; denn wenn man jenen ewig unveränderlichen Ratschluß annähme, so müßte ein Teil der Menschheit erlöst werden, wenn auch die christliche Offenbarung nicht vorhanden wäre; und der andere Teil derselben müßte verdammt werden, trotz dieser Offenbarung. Was könnte ein Ungläubiger mehr verlangen? Du räumst ihm ja alles ein, was er verlangt. Indem du auf diese Weise das Evangelium für jede Klasse von Menschen unnötig machst, gibst du die ganze Sache Christi auf. „Ach, saget es nicht an zu Gath, verkündet es nicht auf der Gasse zu Askalon, daß nicht frohlocken die Töchter der Uebeschnittenen", daß nicht die Söhne des Unglaubens triumphieren!

20. Wie nun diese Lehre augenscheinlich und direkt dazu führt, die ganze christliche Offenbarung umzustoßen, so tut sie dasselbe, wie leicht zu schließen ist, — sechstens — auch dadurch, daß sie diese Offenbarung sich selbst widersprechen macht; denn sie ist gegründet auf eine solche Auslegung einiger Stellen, die allen übrigen Stellen, ja dem ganzen Zweck und Inhalt der Heiligen Schrift geradezu widerspricht. So legen z. B. die Verteidiger dieser Lehre jene Schriftstelle: „Jakob habe ich geliebt, aber Esau habe ich gehaßt," so aus, als habe Gott in buchstäblichem Sinne Esau und alle Verworfenen von Ewigkeit her gehaßt. Nun was könnte wohl ein größerer Widerspruch sein, als dieser, nicht nur gegen den ganzen Zweck und Inhalt der Heiligen Schrift, sondern auch gegen alle jene besondern Stellen, welche ausdrücklich erklären, daß Gott die Liebe ist? Ferner schließen sie aus der Stelle: „Welchem ich

gnädig bin, dem bin ich gnädig" (Röm. 9, 15), daß Gott nur für einige Menschen die Liebe sei, nämlich für die Erwählten, und daß er nur diesen gnädig sei; was in geradem Widerspruch steht zu dem ganzen Inhalt der Heiligen Schrift, und insbesondere mit jener ausdrücklichen Erklärung: „Der Herr ist allen gütig und erbarmt sich aller seiner Werke," Ps. 145, 9. Ferner schließen sie aus Stellen, wie z. B.: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen," daß er sich nur über diejenigen erbarme, die er sich von aller Ewigkeit her ausgewählt habe. Widersprichst du hier nicht dem Worte Gottes, das doch durchgängig erklärt, daß Gott die Person nicht ansieht? Apg. 10, 34. Röm. 2, 11: Es ist kein Ansehen der Person vor Gott. — Ferner aus der Stelle Röm. 9, 11. 12: „Ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses getan hatten, auf daß der Vorsatz Gottes bestände nach der Wahl, ward zu ihr (Rebekka) gesagt, nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden des Berufers, also: der Größere soll dienstbar werden dem Kleineren," — folgerst du, daß unsere Vorherbestimmung oder Erwählung keineswegs von dem Vorherwissen Gottes abhänge. In geradem Widerspruch hiermit steht die ganze Heilige Schrift und insbesondere folgende Stellen: „Erwählt nach der Vorhersehung Gottes," 1. Petr. 1, 2; „Welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet" (vorher bestimmt), Röm. 8, 29; „Und es ist aller zumal ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen," Röm. 10, 12. Aber du sagst: Nein, er ist nur über die reich, für welche Christus gestorben ist, und das sind nicht alle, sondern nur die wenigen, die Gott von der Welt erwählt hat; denn er ist nicht für alle gestorben, sondern nur für die, „die er erwählt hat durch denselbigen, ehe der Welt Grund gelegt war," Eph. 1, 4.

21. Deine Auslegung dieser Stellen steht ebenfalls in geradem Widerspruch mit dem ganzen Inhalt des Neuen Testamentes und insbesondere mit folgenden Stellen: „Lieber, verderbe den nicht mit deiner Speise, um welches willen Christus gestorben ist," Röm. 14, 15. (Ein deutlicher Beweis, daß er nicht allein für die, welche selig werden, gestorben ist, sondern auch für die, welche verloren gehen.) „Er ist der Welt Heiland," Joh. 4, 42; Er ist „Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt," Joh. 1, 29; Er ist „die Versöhnung für unsere Sünden; nicht allein für die unsern, sondern auch für die der ganzen Welt," 1. Joh. 2, 2; „Welcher (der lebendige Gott) ist der Heiland aller Menschen," 1. Tim. 4, 10; „Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung," 1. Tim. 2, 6; „Er schmeckte den Tod für alle," Hebr. 2, 9.

22. Fragst du nun: „Warum werden denn nicht alle Menschen selig?" so antwortet das ganze Gesetz und das Zeugnis: Erstens nicht wegen irgend eines Ratschlusses Gottes; nicht weil es Gottes Wohlgefallen ist, daß sie sterben sollen; denn: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden," Hesekiel 18, 32. Was immer die Ursache ihres Verderbens sein mag, es kann nicht der Wille Gottes sein, wenn sein Wort wahr ist; denn dieses erklärt,

daß er „nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre," 2. Petri 3, 9. Er will vielmehr, „daß allen Menschen geholfen werde." Zweitens erklärt die Heilige Schrift, warum nicht alle Menschen selig werden, nämlich, weil sie nicht alle wollen. Unser Herr sagt ausdrücklich: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet," Joh. 5, 40. Die Kraft des Herrn ist da, sie zu erlösen, aber sie wollen sich nicht erlösen lassen. Sie verachten den Rat Gottes wider sich selbst; gleichwie ihre hartnäckigen Vorväter taten. Und daher sind sie ohne Entschuldigung, weil Gott sie retten wollte, sie aber wollten nicht. „Wie oft habe ich euch versammlen wollen, und ihr habt nicht gewollt," Matth. 23, 37.

23. Offenbar dient also diese Lehre dazu, die ganze christliche Offenbarung umzustoßen, weil sie dieselbe in Widerspruch mit sich selbst bringt, indem sie einige Stellen so auslegt, daß diese Auslegung in geradem Widerspruch steht mit allen übrigen Stellen, ja mit dem ganzen Inhalt und Zweck der Heiligen Schrift. Das ist ein deutlicher Beweis, daß sie nicht von Gott ist. Dies ist aber noch nicht alles, denn sie ist siebentes eine Lehre voll Gotteslästerung, von solcher Gotteslästerung, daß ich mich scheuen würde, sie anzuführen, wenn ich es nicht um der Ehre unsers gnädigen Gottes und der Sache seiner Wahrheit willen tun müßte. Ich will daher in aufrichtigem Bemühen um die Sache Gottes und um die Ehre seines großen Namens einige der in dieser entsetzlichen Lehre enthaltenen schrecklichen Gotteslästerungen anführen. Vorerst aber muß ich einen jeden Zuhörer warnen, da er es vor Gott würde zu verantworten haben, mich nicht (wie einige getan haben) der Gotteslästerung zu beschuldigen, weil ich die Gotteslästerung anderer anführe. Und je mehr ihr betrübt werdet über die, welche also Gott lästern, sehet wohl zu, daß ihr desto mehr Liebe an ihnen beweiset, und daß euer Herzenswunsch und beständiges Gebet zu Gott sei: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

24. Dies vorausgeschickt, will ich bemerken, daß diese Lehre „unsern hochgelobten Herrn Jesum Christum, den Gerechten," den „eingeborenen Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit" als einen Heuchler, einen Betrüger des Volks und als einen Menschen ohne alle Aufrichtigkeit darstellt. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß er überall so redet, als sei es sein Wille daß alle Menschen selig werden. Folglich, zu sagen, er wolle nicht, daß alle Menschen selig werden — stellt ihn als einen rechten Heuchler dar. Es kann nicht geleugnet werden, daß die gnadenreichen Worte, die von seinen Lippen flossen, voll von Einladungen für alle Sünder sind. Wenn man nun sagt, er habe nicht beabsichtigt, alle Sünder zu erlösen, so stellt man ihn als einen groben Betrüger des Volks dar. Du kannst es nicht leugnen, daß er gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Wenn du nun sagst, daß er die zu sich rufe, die nicht kommen können; die, von denen er weiß, daß sie unvermögend sind zu kommen; die, welche er vermögend machen kann, aber nicht will — wäre es wohl möglich, sich

größere Unaufrichtigkeit vorzustellen? Du stellst ihn als einen solchen dar, der nur seiner hilflosen Geschöpfe spottet, indem er ihnen etwas anbietet, was er nie beabsichtigt ihnen zu geben. Du beschreibst ihn als einen solchen, der etwas anderes sagt, als er meint; der Liebe vorgibt und doch keine hat. Den, „in dessen Munde kein Betrug erfunden ward," machst du zum ärgsten Betrüger und Lügner. Besonders damals, als er, sich der Stadt nahend, über dieselbe weinte und sprach: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!" (ἠθέλησα καὶ οὐκ ἠθελήσατε). Sagst du nun, daß sie gewollt hätten, er aber habe nicht gewollt, so stellst du ihn (und wer könnte es anhören?) als einen dar, der nur Krokodilstränen weint, der weint über die Opfer, die er selbst zum Verderben verurteilt hat!

25. Dies ist eine solche Gotteslästerung, daß man glauben sollte, es müßten einem jeden Christen die Ohren davon gellen. Aber es steckt noch mehr dahinter; denn gleichwie diese Lehre den Sohn verunehrt, so verunehrt sie auch den Vater. Sie zerstört auf einmal seine Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Wahrheit; ja sie stellt den allerheiligsten Gott schlimmer dar als den Teufel, falscher, grausamer und ungerechter. Falscher, weil der Teufel, so ein großer Lügner er auch ist, dennoch niemals gesagt hat, daß er wolle, daß die Menschen selig werden; ungerechter, weil der Teufel, wenn er auch wollte, sich keine solche Ungerechtigkeit zu schulden kommen lassen könnte, als du Gott zuschreibst, wenn du sagst, daß Gott Millionen von Seelen verurteilt habe zum ewigen Feuer, das bereitet ist den Teufeln und seinen Engeln, weil sie in der Sünde verharren, da sie doch wegen Mangel an Gnade, die er ihnen nicht geben will, es nicht vermeiden können; und grausamer, weil dieser unselige Geist Ruhe sucht und keine findet, so daß sein eigenes ruheloses Elend eine Art Versuchung für ihn ist, andere zu versuchen. Aber Gott ruht in seiner erhabenen und heiligen Stätte und — von ihm vorauszusetzen, daß er aus bloßer Laune, aus bloßer Willkür, so selig er auch ist, seine Geschöpfe, sie mögen wollen oder nicht, zum ewigen Elend verurteile, heißt ihm eine solche Grausamkeit zuschreiben, wie wir selbst dem großen Feinde Gottes und der Menschen nicht zuschreiben können. So wird Gott der Allerhöchste (wer Ohren hat zu hören, der höre!) grausamer, hinterlistiger und ungerechter dargestellt als der Teufel.

26. Dies ist die Gotteslästerung, welche offenbar in der Lehre von dem schrecklichen Ratschluß der Vorherbestimmung enthalten ist! Hier fasse ich den Stand; hier stelle ich mich einem jeden entgegen, der diese Lehre hält! Du stellst Gott dar schlimmer als den Teufel, falscher, grausamer und ungerechter. Du sagst, du könntest es mit der Heiligen Schrift beweisen. Halt! Was wirst du mit der Schrift beweisen? Daß Gott schlimmer als der Teufel ist? Das kann nicht sein. Was auch immer die Schrift beweisen mag, dies kann sie nie beweisen. Was auch

immer ihr wahrer Sinn sein mag, dies kann nicht ihr wahrer Sinn sein. — Fragst du: Was ist denn ihr wahrer Sinn? Wenn ich darauf antworte: Ich weiß es nicht; so hast du nichts dabei gewonnen, denn es gibt viele Schriftstellen, deren wahren Sinn weder du noch ich verstehen werden, bis der Tod vom Leben verschlungen ist. Aber so viel weiß ich, es wäre besser zu behaupten, eine Schriftstelle habe gar keinen Sinn, als solch einen, wie du ihn hinein legst. Keine Schriftstelle, mag sie bedeuten, was sie will, kann sagen wollen, daß der Gott der Wahrheit ein Lügner, daß der Richter aller Welt ungerecht sei. Keine Schriftstelle kann bedeuten, daß Gott nicht die Liebe sei, daß er sich nicht aller seiner Werke erbarme. Das heißt mit andern Worten: Keine Schriftstelle, was sie auch sonst beweisen mag, kann die Lehre von der Vorherbestimmung beweisen.

27. Dieses ist die Gotteslästerung, um welcher willen ich die Lehre von der Vorherbestimmung verabscheue, so sehr ich auch viele derer achte, welche dieselbe behaupten. Nimmt man diese Lehre an (heiße man sie nun Erwählung, Verwerfung, oder wie man will), so kann man zu unserm Widersacher, dem Teufel, sagen: „Du Narr, warum gehst du noch länger umher wie ein brüllender Löwe? Daß du den Seelen nachstellst, ist ebenso unnötig und vergeblich als daß wir ihnen predigen. Weißt du nicht, daß Gott deine Arbeit aus deinen Händen genommen hat, und daß er sie mit weit besserem Erfolge tut? Du, mit allen deinen Fürstentümern und Mächten kannst uns nur so angreifen, daß wir dir widerstehen können; er aber kann Leib und Seele unwiderstehlich in die Hölle verderben. Du kannst nur zur Sünde reizen, aber sein unveränderlicher Ratschluß, Tausende von Seelen im Tode zu lassen, zwingt sie in Sünde zu verharren, bis sie ins ewige Feuer hineinfallen. Du versuchst, er zwingt uns zur Verdammnis, denn wir können seinem Willen nicht widerstehen. Du Narr, warum gehst du noch länger umher und suchst, welchen du verschlingen magst? Hörst du denn nicht, daß Gott der verschlingende Löwe, der Zerstörer von Seelen, der Menschenmörder ist? Moloch ließ nur Kinder durchs Feuer gehen; und jenes Feuer war bald erloschen oder seine Qual war vorüber, sobald er den verweslichen Körper verzehrt hatte. Aber Gott läßt, wie dir gesagt wird, durch seinen ewigen Ratschluß, den er gefaßt, ehe sie weder Gutes noch Böses getan haben, nicht nur Kinder eine Spanne lang, sondern auch die Eltern durch das Feuer der Hölle gehen, durch das Feuer, das nimmer erlischt; und der Körper, der hineingeworfen wird, da er nun unverweslich und unsterblich ist, wird immer brennen und nimmer verzehrt werden, sondern der Rauch ihrer Qual, weil es so Gottes Wohlgefallen ist, steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit."

28. Würde nicht der Feind Gottes und der Menschen sich freuen, solches zu hören? Wie würde er laut rufen und keine Worte sparen! Wie würde er seine Stimme erheben und sagen: „Israel, hebe dich zu deinen Hütten! Fliehet vor dem Angesichte dieses Gottes, oder ihr geht gänzlich verloren! Aber wohin wollt ihr fliehen? In den Himmel?

Siehe, da ist er. Hinunter in die Hölle? Siehe, da ist er auch. Ihr könnt einem allgegenwärtigen, allmächtigen Tyrannen nicht entgehen. Und ob ihr fliehet oder bleibet, so rufe ich den Himmel, seinen Thron, und die Erde, seiner Füße Schemel, zu Zeugen über euch an: ihr werdet verloren gehen, ihr werdet ewig sterben! Singe, o Hölle, und freuet euch, die ihr unter der Erde seid! Denn Gott, ja, der allmächtige Gott hat gesprochen und hat Tausende von Seelen, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang derselben, für den Tod verordnet. Hier, o Tod, ist dein Stachel! Sie werden nicht, sie können dir nicht entrinnen, denn der Mund des Herrn hat es geredet. Hier, o Hölle, ist dein Sieg! Völker, die noch nicht geboren, und ehe sie weder Gutes noch Böses getan, sind verurteilt, nimmer das Licht des Lebens zu sehen, sondern du wirst an ihnen nagen immer und ewiglich! Singet mit einander, ihr Morgensterne, die ihr mit Luzifer, dem Sohne des Morgens, gefallen seid! Jauchzet vor Freude, all ihr Söhne der Hölle! denn der Ratschluß ist gefaßt, wer kann ihn aufheben?"

29. Ja, der Ratschluß ist gefaßt, und zwar ehe der Welt Grund gelegt war. Aber was für ein Ratschluß? Kein anderer als dieser: „Ich will den Menschenkindern Leben und Tod, Segen und Fluch vorlegen. Und die Seele, welche sich das Leben wählt, die soll leben; die Seele aber, welche sich den Tod wählt, die soll sterben!" Dieser Ratschluß, wodurch Gott „die verordnet hat, die er zuvor ersehen hat," war gewißlich von Ewigkeit her; ja dieser Ratschluß, wodurch alle, die sich durch Christum ins Leben bringen lassen, „erwählt sind nach der Vorsehung Gottes," steht jetzt ebenso fest, als der Mond und als die treuen Zeugen im Himmel. Und wenn Himmel und Erde vergehen, wird doch dieser Ratschluß nicht vergehen, denn er ist so unveränderlich und ewig, als das Wesen Gottes, der ihn machte. Dieser Ratschluß gibt die kräftigste Ermunterung zu allem Guten, und er ist eine Quelle der Freude, wie auch der Glückseligkeit, zu unserm großen und ewigen Troste. Er ist Gottes würdig; er ist in jeder Hinsicht in Uebereinstimmung mit allen den Vollkommenheiten seines Wesens. Er gibt uns die erhabenste Ansicht von seiner Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Wahrheit. Mit ihm stimmt überein die ganze christliche Offenbarung wie auch jede einzelnen Teile derselben. Es bezeugen ihn Moses und alle Propheten, unser hochgelobter Herr und alle seine Apostel. So spricht Moses im Namen seines Herrn: „Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwähltest, und du und dein Same leben mögen." So Hesekiel (um einen Propheten für alle anzuführen): „Welche Seele sündigt, die soll sterben. Der Sohn soll nicht tragen (ewiglich) die Missetat des Vaters. Des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein," Kap. 18, 20. So unser Herr: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke," Joh. 7, 37. So sein großer Apostel Paulus, Apg. 17, 30: „Gott gebietet allen Menschen an allen Enden, Buße zu tun." — „Allen Menschen an allen En-

den": jedermann an jedem Ort, ohne Ausnahme von Ort oder Person. So Jakobus: „So jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältiglich jedermann und rückt es niemand auf, so wird sie ihm gegeben werden," Kap. 1, 5. So Petrus: „Der Herr will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre," 2. Petri 3, 9. Und so Johannes: „Ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, und derselbe ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsern, sondern die der ganzen Welt," 1. Joh. 2, 1. 2.

30. O, höret doch dies, die ihr Gottes vergesset; ihr könnt ihm nicht die Schuld an euerm Tode geben! „Meinst du, daß ich Gefallen habe an dem Tode des Gottlosen? spricht der Herr Herr," Hes. 18, 23. „Darum bekehret euch von aller eurer Uebertretung, auf daß ihr nicht fallen müsset um der Missetat willen. Werfet von euch alle eure Uebertretung, womit ihr übertreten habt; denn warum willst du also sterben, du Haus Israel? Denn ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden, spricht der Herr Herr. Darum bekehret euch, so werdet ihr leben!" V. 30—32. „So wahr ich lebe, spricht der Herr Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen. So bekehret euch doch nun von euerm bösen Wesen. Warum wollt ihr sterben, ihr vom Hause Israel?" Kap. 33, 11. Amen.

Exegetisches.

Von P. E. Otto.

In der Epistel des Sonntags Exaudi, 1. Petri 4, 7 ff., findet sich bekanntlich eine Stelle streitiger Auslegung, und zwar wird die Exegese dabei vielfach von dogmatischem Postulat beeinflußt. „Die Liebe deckt (oder wird decken) auch die Menge der Sünden." In manchmal etwas apodiktischer Weise wird in Predigten die Behauptung aufgestellt, der Apostel könne dabei unmöglich an eine Beeinflussung des göttlichen Urteils durch unsere menschliche Liebe gedacht haben, also daß um der einen werten Eigenschaft willen der richtende Gott die sonstigen schlechten Eigenschaften an uns übersehen werde; das sei ja römischer Irrtum und streite mit dem evangelischen Grundgedanken von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben, es könne vielmehr an unserer Stelle nur von der Betätigung der wahren Liebe die Rede sein, deren Kraft sich durch die dem Nächsten anhaftenden Fehler und die von ihm ausgehenden Widerstände nicht abschwächen lassen dürfe. So richtig nun der Gedanke ist, daß die rechte Liebe alles glaubt, hofft und duldet, daß sie ihren eigentlichen Charakter als Nachbild der göttlichen Liebe erst den Beleidigungen und Verfolgungen seitens der Feinde gegenüber als verzeihende Liebe zu offenbaren vermag, so folgt daraus doch nicht, daß dieser Gedanke an unserer Stelle im Ideengange des Apostels gelegen habe, und daß jene erste Auffassung vom Werte der Liebe in Gottes Augen um des Mißbrauchs willen, dem sie ausgesetzt sein mag, zu verwerfen sein müsse. Unvoreingenommenheit ist ja die erste Forderung an die Exegese, und so müssen wir jener ersten Auffassung, die wir der Kürze wegen die katholische nennen wollen, das Wort reden.

Seinen religiös sittlichen Ermahnungen legt der Apostel den Hinweis auf das Ende aller Dinge zu Grunde. Unter dem Ende aller Dinge versteht er selbstverständlich nicht ein Versinken ins Nichts, sondern den Anbruch einer neuen Weltordnung, eingeführt durch die Wiederkunft des Herrn zum Gericht. Wir werden es nicht in Abrede stellen können, daß die Ankündigung des bald hereinbrechenden Weltgerichtes für die ersten Verkündiger des Evangeliums und für die Generation, an die dieselbe gerichtet war, eine noch größere Bedeutung gehabt hat, als ihr im ganzen gegenwärtig im Zusammenhange der christlichen Verkündigung eingeräumt wird. Der Hinweis auf das nahekommende Ende und Gericht und der Glaube an dasselbe ist wohl das bedeutendste Motiv, aus welchem die überraschend siegreiche Verbreitung des Christentums in der alten Welt zu erklären ist. Heutzutage wird in der christlichen Verkündigung des Evangeliums doch mehr der andere Gedanke zur Geltung gebracht, daß die religiösen Wahrheiten und Forderungen um ihrer selbst, um ihres innern Wertes willen anerkannt und befolgt werden müssen. Da ist nicht nach einem „Warum?" zu fragen, warum soll ich beten, lieben, nach Heiligung streben, sondern gewissermaßen mit logischer Notwendigkeit ergeben sich diese Forderungen aus der Sache selbst. Gott *ist* Geist, und die ihn anbeten, *müssen* ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Ja, es steigert sich dieser Gedanke bei vielen so, daß der Gedanke ans Ende ihnen ganz gleichgiltig wird; mag ein Ende kommen oder nicht, mag es kommen, wann und wie es will, mag es eine Zukunft, eine Vergeltung, einen Himmel und eine Hölle geben oder nicht, das ist gleichgiltig; das höchste Gut ist trotzdem um seiner selbst willen anzustreben. Solche moderne Gedanken waren der ersten christlichen Verkündigung fremd. Gleichsam wie ein geistiges Erdbeben ging durch die Völkerwelt die Empfindung: es wankt alles, das Alte vergeht, und das Warum drängte sich auf: warum müssen wir anders werden, ein Neues anfangen? Weil wir gerettet sein wollen beim Zusammenbruch der Dinge. Als dann die Erfahrung von Jahrzehnten die ursprünglichen Erwartungen von der Nähe des Endes zu modifizieren nötigten, als die Väter entschlafen waren und doch alles blieb, wie es zuvor war, da ward doch an der Sache selbst festgehalten, wenngleich betreffs der Zeit Konzessionen gemacht wurden: Gottes Jahre sind nicht die unsrigen, tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, aber das Ende kommt doch und kommt bald.

So sind nun die Mahnungen unserer Epistel durch den Hinweis auf das Ende motiviert und werden durch die Folgerungspartikel „nun" an denselben angeknüpft; eben weil das Ende nahe ist, *darum* sollen die Christen mäßig und nüchtern sein zum Gebet. Eigentlich: „zu den Gebeten." Der Apostel denkt hier nicht allein und zunächst an das innere ununterbrochene Gespräch des Herzens mit Gott, wie es jeder einzelne Christ für sich besonders pflegen soll, sondern an die gemeinschaftlichen, zu bestimmten Zeiten gehaltenen, regelmäßigen Andachtsversammlungen, die dazu bestimmt waren, das Gefühl der Gemeinschaft

und das Bewußtsein ihres Christenberufes in den Einzelnen zu stärken. Zur Bereitschaft auf das Ende gehört Weckung und Belebung des Einzelnen durch die geistliche Gemeinschaft, dazu sind die „Gebete" da, und sie leisten dies, wenn jeder Einzelne in der rechten Stimmung und Verfassung hinzukommt, während ohne dieselbige die äußere Bewahrung der Gebetssitte segenslos bleiben muß und das Gebet verhindert wird. Diese rechte Verfassung ist Mäßigkeit und Nüchternheit in sinnlicher und geistiger Beziehung. Schlichte und einfache Tugenden sind's, die der Christenstand erfordert, kein exaltiertes, hinaufgeschraubtes, unnatürliches Wesen, Demut und Geistlichkeit der Engel, auch kein unfreies, nie zur Sicherheit kommendes in Aeußerlichkeiten sich verlierendes Fragen, was und wie viel man essen und trinken und genießen dürfe, sondern einfach klar und sicher gibt das Evangelium jedem Einzelnen die Weite oder Enge und die Richtschnur seiner Schranken an, innerhalb deren er sich mit Freiheit bewegen darf: genieße und tue, was du betend tun und betend genießen darfst. Das Gebet, das Wachhalten der Seele für die Gemeinschaft mit Gott ist die unbedingt nötige Vorbereitung auf das Ende aller Dinge, und alle sonst zu übende Selbstzucht ist Mittel zum Zweck, damit diese Vorbereitung ungehindert mit voller Wirkung geübt werden könne.

So steht's mit der Vorbereitung auf's Ende, wie aber wird's, wenn die Vorbereitungszeit aus ist und das Ende nun selber kommt; was bedürfen wir da, und wie erreichen wir's? Es ist keine Frage, dann bedürfen wir Vergebung der Sünden, denn daß alle Selbstzucht in Mäßigkeit und Nüchternheit, und aller Eifer in den Andachtsübungen nicht ausreichen kann, unsere Sündhaftigkeit auszutilgen, ist selbstverständlich. Das ist wohl der Gedankenfortschritt im Ideengang des Apostels, der ihn veranlaßt, die nächste Forderung mittest der etwas auffälligen Verbindung „vor allem aber" anzuschließen. Gewöhnlich brauchen wir doch diese Verbindung „vor allem aber," wenn wir von einer Summe von Mitteln, die zur Erreichung eines Zweckes angewendet werden müssen, eins als das richtigste herausheben wollen, neben dem alle andern nur nebensächliche Bedeutung haben, also daß eine Vergleichbarkeit zwischen diesen Mitteln, eine Möglichkeit, die Bedeutung jedes einzelnen abzuwägen, vorausgesetzt wird. Dies ist doch nun hier kaum der Fall; die Wichtigkeit der Liebe kann doch gegenüber der Wichtigkeit von Mäßigkeit und Nüchternheit und Gebetsandacht kaum abgewogen werden; wohl ist ja der Gedanke anerkannt, daß die Liebe erst allen andern geistlichen Begabungen und Leistungen ihren Wert verleiht (1. Kor. 13), aber umgekehrt ist doch auch richtig, daß Liebe ohne Mäßigkeit und Nüchternheit und Gebetstreue ein Nichts sein müßte. Es kann also die Verbindung: „vor allem aber" nicht einen Fortschritt vom Minderwichtigen zum Wichtigeren bedeuten, sondern den Uebergang von dem, was in einer Entwicklung zur Vorbereitung gehört, zum vollendeten Resultat derselben. Nun ist klar, daß Zudeckung, Vergebung der Sünden im Gericht nicht durch menschliche Leistung, sondern nur durch Gottes Tat be=

gründet sein kann; es muß also der Mensch, wenn er im Gerichte bestehen will, eine Entwicklung durchgemacht haben, deren Resultat unbedingt und zweifellos die Garantie gewährt, daß in ihm nicht nur eine Reihe menschlicher Erfahrungen und Leistungen, sondern eben eine solche Gottes Tat vorgegangen ist; dieses Resultat, an dem die Aechtheit und göttliche Natur der im Menschen vorgegangenen geistlichen Entwicklung zu Tage tritt, ist die Liebe; Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. In diesem Sinne kann der Apostel anknüpfen: „Vor allem aber habt untereinander eine brünstige Liebe." Das Wort, das Luther mit „brünstig" übersetzt, ἐκτενής, von ἐκτείνω, ausdehnen) heißt eigentlich: dehnbar, zähe, elastisch, haltbar; die Uebersetzung „brünstig" gibt ja auch eine treffende und schöne Beschreibung der Liebe; wie die Kohle, die unter der Asche glimmt, bei jedem Windhauch und bei jeder Annäherung eines Brennstoffes bereit ist, zur Flamme emporzuschlagen, so wird ächte, gottgewirkte Liebe zwar auch nicht immer in der Alltäglichkeit des Lebens weithin erkennbar durch Taten leuchten, aber jeder neuen Anregung des Geistes und jeder neu dargebotenen Gelegenheit zu tatkräftigem Dienste entgegen kommen. Aber dieser Gedanke liegt hier weniger im Ideengange des Apostels, sondern er redet von der D a u e r haftigkeit, welche die Liebe besitzen muß, wenn sie im entscheidenden Momente leisten soll, was von ihr zu erwarten ist. Sie soll und kann im Gerichte die Menge der Sünden bedecken, das kann sie eben nur dann, wenn sie im entscheidenden Momente noch da ist, wenn sie nicht vorher in die Brüche gegangen ist, wenn sie sich durch ihre Dauerhaftigkeit als ächter Ausfluß der ewigen Gottesliebe bewährt hat. Dazu gehört nun allerdings auch, daß sie den Mängeln und Verschuldungen des Nächsten gegenüber sich geduldig und langmütig, zur Vergebung geneigt erweist, aber wenn der Apostel mit seinem folgenden Zusatze: „Die Liebe decket der Sünden Menge," den Begriff des Wortes ἐκτενής, (brünstig), dauerhaft, hätte näher erklären wollen, so hätte er ihn nicht durch „ὅτι, denn" anknüpfen dürfen, sondern hätte sagen müssen: haltet die Liebe unter einander ausdauernd, ausdauernde Liebe a b e r deckt auch der Sünden Menge. Die Anknüpfung des Satzes, durch ὅτι, denn, weil" zeigt unfehlbar, daß ein Grund angegeben werden soll, Wert und Wichtigkeit der Liebe für das ewige Wohl der eigenen Persönlichkeit zu empfehlen. Auch hätte, wenn an unserer Stelle von Bereitwilligkeit echter Liebe, dem Nächsten zu vergeben, die Rede sein sollte, wohl ein bestimmter Ausdruck gebraucht werden müssen; der Ausdruck: „Menge der S ü n d e n" ist zu allgemein, wenn von Vergebung der Beleidigungen und Verfolgungen die Rede sein sollte. In der verwandten alttestamentlichen Stelle Spr. 10, 12 heißt's allerdings: „Haß erzeugt Hader, aber alle Sünden deckt die Liebe," aber hier ergibt Zusammenhang und Gegensatz deutlich, daß von der vergebenden Nächstenliebe die Rede ist; was an unserer neutestamentlichen Stelle nicht erkennbar wäre. Hätte der Apostel jene alttestamentliche Stelle im Sinne gehabt, so wäre nicht einzusehen, warum er den Grundtext

ändernd übersetzt haben sollte; dort heißt es: „alle Sünden deckt die Liebe,“ warum sollte er das in den vorliegenden Wortlaut geändert haben: „Liebe deckt der Sünden Menge?“ Der Ausdruck: „Menge der Sünden“ ist sicherlich nicht gewählt, um einen Gegensatz gegen „alle Sünden“ zu bezeichnen, als wolle der Apostel darauf hinweisen, daß die Liebe zwar bereit ist, sehr viele Sünden zu vergeben, aber doch nicht alle vergeben kann, sondern „Menge der Sünden“ ist in Gegensatz zu denken gegen „einige wenige Sünden.“ Sowohl die Gottesliebe wie die ächte Nächstenliebe kennt keine Grenzen in der Vergebung. „Wenn eure Sünde blutrot wird, soll sie doch schneeweiß werden,“ und: „nicht siebenmal, sondern siebenzig mal sieben mal!“ Auch ist ferner das Vorhandensein der Lesart „καλύψει, wird bedecken“, in alten Handschriften zu beachten. Zwar haben die meisten und wichtigsten Handschriften die Lesart „καλύπτει, deckt“, so daß Lachmann und Tischendorf der Lesart des rezipierten Textes, der die Präsensform gebraucht, hier den Vorzug gegeben haben, aber der Gebrauch der Futurform in mehreren gleichfalls alten Handschriften zeigt doch vom Vorhandensein einer Auffassung unserer Stelle, wonach in derselben nicht von einem gegenwärtigen Verhalten der Liebe dem Nächsten gegenüber, sondern von einem zukünftig an den Tag kommenden Worte der Liebe die Rede ist. In der Stelle Jak. 5, 20 ist der Gebrauch der Futurform ausdrücklich bezeugt und ausschließlich am Platze: „So jemand irren würde von der Wahrheit, und jemand bekehret ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehrt hat vom Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und (es) wird bedecken die Menge der Sünden.“ Hier ist entschieden von dem Werte einer Liebestat die Rede, der einst im göttlichen Gerichte zum Heile des Täters ausschlaggebend in die Wagschale fallen wird. Ob nun in den Handschriften die Lesart in einem Briefe, die im andern beeinflußt hat, und ob der Verfasser des Petrusbriefes den Jakobusbrief gekannt und sich nach ihm gerichtet hat, oder umgekehrt, wer kann das sagen! Jedenfalls geht aus den beiden Briefstellen hervor, daß in der Zeit ihrer Abfassung es als eine fast sprichwörtlich ausgeprägte Wahrheit unbefangen und unbeanstandet ausgesprochen werden konnte, die Liebe sei das Wertgebende im Menschen und gewinne ihm trotz aller ihm anhaftenden Sünde das Wohlgefallen Gottes. Das wird ja denn auch wohl wahr bleiben, man darf nur solche Aussprüche nicht unter die dogmatische Presse werfen und den unzutreffenden Maßstab menschlicher Konsequenzmacherei dran anlegen. Selbstverständlich hat der Apostel der Meinung nicht das Wort reden wollen, daß man durch sogenannte Werke der Liebe ohne eine wirkliche Neugeburt aus Gott die Vergebung der Sünde erkaufen könne, denn wenn das sogenannte Liebeswerk nur Mittel zum Zweck ist, Vergebung der Sünde zu erwerben, so ist's im Grunde gar kein Werk der Liebe, sondern nur Selbstsucht, und ebensowenig hat er der sittlichen Leichtfertigkeit das Wort reden wollen, mit der ein Mensch sich die Sünden selbst vergibt und sie für unbedeutend rechnet, weil er im Gefühle eignen Wohlseins sich auch eines ge-

wissen Wohlwollens gegen alle Welt bewußt ist. Nur die Liebe Gottes ist's, die Sünden vergeben hat und Sünden vergeben kann, aber sie muß doch angeeignet, ausgegossen sein in unser Herz; zum Zudecken gehört doch eine wirkliche Decke, das alte Wesen der Sünde muß in den Hintergrund gedrängt sein durch die Neuheit des Lebens, das sich in Mäßigkeit und Nüchternheit bewahrt, in Gebetstreue bereichert und in der Liebe bewährt und vollendet. Die Herrlichkeit der Liebe hat der Apostel in unserm Worte anpreisen wollen; sie ist göttlich, und nur Gott kann sie wirken, und wo er sie gewirkt hat, kann er sein Werk nicht verkennen und nicht verleugnen, er muß die Menge der Sünden als zugedeckt ansehen, weil er sie tatsächlich schon zugedeckt hat durch die Neuheit des Lebens, die er im Sünder gewirkt hat.

Wenn Luther die Vereinigungsformel, die auf dem Colloquium zu Regensburg 1541 zwischen katholischer und protestantischer Lehrweise erreicht ward, „wir glauben, daß der Mensch vor Gott gerecht wird, durch einen lebendigen, in der Liebe tätigen Glauben", eine elende, geflickte Notel genannt hat, so hat er insofern Unrecht, als dieser Ausspruch in der Tat die gemeinsame Ueberzeugung aller einfältigen Bekenner in beiden Kirchen ist, und nur insofern hatte er Recht, als er scharf erkannte, wie die reale Verschiedenheit der Interessen, durch welche der Riß zwischen den Kirchen entstanden und bedingt ist, praktischer Art waren und sind und sich durch wohlmeinende theoretische Vereinbarungen nicht überdecken lassen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Gastfreundschaft bei Synodal-Versammlungen.— Wir sind es in unserer Synode so sehr gewöhnt, bei unsern Konferenzen freies Quartier und Kost von der die Konferenz beherbergenden Gemeinde zu bekommen, daß wir uns das gar nicht anders denken können, und meinen, das müsse wohl überall so sein. Daß das aber nicht der Fall ist, zeigt eine Anzeige der Konferenz des Evang. Luth. Ministeriums von New York, die mit folgenden Worten schließt: „Da die St. Pauls-Gemeinde, auf die Bitte der Synodalbeamten hin, der Synode ihre Kirche zur Verfügung stellt, so werden die Synodalen für ihre eigene Beköstigung resp. Quartier selber Sorge tragen müssen. Zimmer in anständigen „Hotels" können zu $1.00 pro Tag gemietet werden, ohne Kost. Mahlzeiten sind zu gewöhnlichen Preisen zu haben in den vielen Restaurants in der Nähe der Kirche. Wenn ich für Synodale Zimmer mieten soll, wozu ich gern bereit bin, wollen es die Brüder mich gefälligst eine Woche vor der Synodal-Versammlung wissen lassen. Da anzunehmen ist, daß die lieben Brüder in New York und Umgebung einen oder mehrere Pastoren während der Synode beherbergen werden, so möchte ich die Brüder bitten, mich wissen zu lassen, welche Pastoren sie beherbergen werden. Eine beschränkte Anzahl von Quartieren werde ich wahrscheinlich für die Synodalen besorgen können. Man wolle sich gefälligst rechtzeitig melden."

Wir lassen den Namen des Einsenders weg, der ja zur Sache nichts tut. In demselben Blatt („D. Luth. Herold"), das diese Anzeige enthielt, findet

sich eine Anzeige der Versammlung der Pittsburg-Synode. Dieselbe enthält folgenden Satz bezüglich der Quartierordnung und Reisekosten:

„Nach einem stehenden Synodalbeschluß hat jede Gemeinde selbst Sorge zu tragen für die Reise- und Unterhaltungskosten ihres Pastors und Delegaten, jedoch werden die Pastoren und Laien-Vertreter der Missions-Gemeinden von der St. Johannis-Gemeinde gütigst freie Bewirtung erhalten, falls man sich brieflich an Herrn Pastor G. A. Benze, 118 West 23. Straße, Erie, Pa., wendet. Auch ist derselbige gern bereit, allen, denen das Zirkularschreiben betreffs Hotels oder Privat-Logis nicht genügenden Aufschluß gibt, oder die im voraus ein Logis engagieren wollen, behilflich zu sein. Ermäßigte Eisenbahnpreise konnten nicht erlangt werden; die Pastoren machen natürlich Gebrauch von ihren "clerical orders", soweit tunlich."

Wo die Gastgeberin, die Gemeinde, die Versorgung ihrer Gäste nicht selbst tragen kann oder will, dürfte das die beste Lösung sein, daß jede Gemeinde die Kosten für Pastoren und Delegaten trägt. Doch mag das eine ziemlich teure Sache werden jedes Jahr.

Heilsgemeinschaft oder Kirchengemeinschaft. Im K. Bl. der Iowa Synode finden wir folgendes Item:

Der Biograph von Dr. R. Rocholl schrieb von diesem im „A. Gl.": „Wir finden bei ihm eine seltene, geradezu vorbildliche Vereinigung von lutherischer Bekenntnistreue und ökumenischer Weitherzigkeit. . . . Wie tröstlich und labend war ihm, der über die Zerrissenheit der Kirche so herzlich leid trug, einstweilen die wahre Union der Kinder Gottes! Da sitzen wir denn im alten Pfarrhaus Zwinglis zur Tafelrunde! Drei Reformierte und zwei Lutheraner! Das ist eine „Union", die mir höchlich gefällt. Wir ließen sie auch hoch leben. Jeder bleibe, wenn er will, in Gottes Namen in seinem Haus! Aber über Zaun und Hecke und die Gasse hinüber grüße man sich und schüttle einander die Hände." Hierzu bemerkt das „K. Bl.": Daß Rocholl hier nicht von der Kirchengemeinschaft redet, wie sie von der General-Synode in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gepflegt wird, ist auf den ersten Blick klar. Rocholl hat für die Reinheit des lutherischen Altars gekämpft und gelitten. Etwas anderes aber ist die Heilsgemeinschaft, deren er sich herzlich freut und der er auch den rechten Ausdruck zu geben vermag. Die lutherische Kirche ist wohl die Kirche des reinen Wortes und Sakramentes. aber nicht die alleinseligmachende, und ein wahrer Lutheraner anerkennt an anderen Kirchen, was recht und gut ist und freut sich der Wahrheit, die sich auch dort findet, und dankt Gott für den Segen, den er auch in andern Kirchen ausstreut, aber dies Bewußtsein der Heilsgemeinschaft verleitet ihn nicht, Zaun und Hecke niederzureißen und eine Union zu praktizieren, die ohne Verleugnung der Wahrheit und ohne Verletzung des Gewissens nicht möglich ist. Der Grundsatz: Lutherische Kanzeln für lutherische Prediger, und lutherische Altäre für lutherische Kommunikanten, der die Kirchengemeinschaft ordnet und regelt, schließt die Heilsgemeinschaft mit anderen nicht aus." — Wenn nur diese „Heilsgemeinschaft" in offenem brüderlichen Verkehr mehr aufrichtig anerkannt und gepflegt und weniger durch Polemik verbittert würde, so könnten andere Brüder sich leichter in die besondere lutherische Kirchengemeinschaft finden.

Abnahme der Säuglingstaufe. In manchen der kindertäuferischen Gemeinschaften ist die Praxis der Säuglingstaufe sehr in der

Abnahme begriffen. In den südlichen Staaten, wo die Presbyterianer 246,000 Glieder zählen, fanden letztes Jahr nur 4877 Säuglingstaufen statt, eine bedeutend geringere Zahl, als im vorhergehenden Jahre. Ein Schreiber in einem presbyterianischen Blatt berichtet, daß 1548 Gemeinden, beinahe die Hälfte der ganzen Zahl der Gemeinden, keine einzige Säuglingstaufe berichtet haben. Aehnlich ists in andern Gemeinschaften. Das ist ohne Zweifel großenteils der Betonung der biblischen Lehre von der Taufe der Gläubigen seitens der Baptisten zuzuschreiben. Die Schriftwahrheit wird schließlich den Sieg davontragen über den Irrtum der Säuglingstaufe.

(„D. Sendbote".)

Wir glauben, daß an der Abnahme der Kinder- (resp. Säuglings-) Taufe die Lehre der Baptisten so unschuldig ist, als die „Mutter Gottes" an der Verschonung des Kirchhofs von Loscotrecase von dem Lavafluß. Diese Verschonung schrieben die Italiener darum der Mutter Gottes zu, weil sie ihr so fleißig den Schweiß abgewischt haben, während dem Ausbruch des Vesuvs. Jene Abnahme der Kindertaufe zeigt nur die religiöse Gleichgiltigkeit und Entfremdung großer Massen von dem Interesse an der Religion und häuslichen Gottesfurcht. Was wollen 246,000 Presbyterianer „in den Südstaaten" bedeuten gegen die Millionen, die in den Südstaaten wohnen und die sich aus einem guten Teil Katholiken und Negern bevölkern; von welch letzteren eine Unzahl kirchlich, sozial und sittlich verwahrlost heranwächst durch Schuld der Weißen.

Ein augenscheinlich nutzloses Geschenk. Ein solches scheint uns der „goldene Pokal" zu sein, welchen Bischof Th. Bowmann von der Evang. Gemeinschaft zu seiner goldenen Hochzeitsfeier als Geschenk erhielt. Derselbe ist im Chr. B. abgebildet. Als Abendmahlskelch ist er offenbar nicht gedacht und nicht zu brauchen. Wie aber sollte der Bischof jener Kirche den Pokal sonst gebrauchen? Etwa bloß, um Wasser daraus zu trinken? Stärkere Getränke sind ja doch als „Sünde" verpönt! Oder sind sie bei besonderen Gelegenheiten doch zulässig? Wir wünschen gleichwohl dem ehrw. Bischof in dem „Goldenen Pokal" ein reiches Maß heilig-seliger Freude in dem Herrn.

In manchen Gegenden sind die sogenannten Russeliten, oder „Tagesanbrüchler", deren Hauptquartier in Pittburg, Pa., ist, sehr eifrig in der Verbreitung ihrer Schriften, die neben manchen Wahrheiten viele falsche Lehren enthalten, wie schon früher in den Spalten unsers Blattes nachgewiesen worden ist. Rev. Chas. T. Russell, der Gründer dieser Sekte und Verfasser ihres Buches „Tagesanbruch", sowie auch der Zeitschrift „Wacht-Turm", ist vor kurzem von seiner Frau wegen schweren Vergehungen verklagt und gerichtlich von ihr geschieden worden. Die von der Frau, mit der Russell seit 1877 verheiratet war, auf dem Zeugenstand gegen ihn gemachten Aussagen, die von ihm nicht widerlegt wurden, lassen erkennen, daß er gleich Dowie sehr lose Ansichten bezüglich des Familienlebens zu haben scheint. Das Gericht war auch ohne weiteres bereit, die Bitte der Frau zu gewähren und sie von Russell zu scheiden. Und dieser Mann will ein Prophet sein, er verbreitet überall durch seine Sendlinge seine Schriften, und leider gelingt es ihm, manche in sein Netz zu ziehn. Kürzlich hielt er in unserer Stadt einen Vortrag, in welchem er zu beweisen suchte, daß es keine Hölle gebe. Solchen Leuten muß allerdings der Gedanke an eine Hölle sehr unbequem sein. („Der Sendbote.")

Auf einer gemeinschaftlichen Konferenz von Pastoren der Michigan-Synode und der Distrikts-Synode von Michigan ist es zu einer Verständigung und Aussöhnung zwischen genannten beiden, seit etlichen Jahren getrennten Teilen gekommen. Damit wäre die Michigan-Synode in den Schoß der Synodal-Konferenz zurückgekehrt. Der gegen solche Vereinigung erhobene Protest des Herrn Direktor Beer vom Seminar der Michigan-Synode fand nicht die ihm gebührende Beachtung.

Die Presbyterianer arbeiten unter den Deutschen mit großer Energie. Ein Beweis dafür ist wieder der Bau eines neuen Seminars in Dubuque, Ia., welches Raum für 150 Studenten enthalten soll. Wir müssen, sagt der „Presbyterianer", nie unsern Hauptzweck aus dem Auge verlieren: deutsche presbyterianische Prediger heranzubilden. Da kann man sich nur wundern, daß gewisse lutherische Synoden die Heranbildung von deutschen Pastoren fast ganz vernachlässigen. (Luth. Kirchenztg.)

Die arme Kirchenschule! Sie hat Feinde auf allen Seiten. Die einen sind gegen die Kirchenschulen, weil diese nach ihrer Meinung die Amerikanisierung der Kinder von Eingewanderten aufhält, die andern wollen ihr den Garaus machen, weil sie den Kindern eine religiöse Erziehung gibt. Zu den Letzteren gehören die Freidenker. „Die Kirche", schreibt einer dieser Leute, „ist unstreitig die wichtigste Institution auf dem ganzen Erdenrund, Millionen und Millionen unterliegen der Falschheit und Täuschung der Pfaffenzunft. Es ist da noch eine riesige Arbeit zu verrichten von seiten der Atheisten und wahren Freidenker. Besonders muß unser Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, die Kinder dem religiösen Gift der Pfaffenzunft zu entziehen und sie auf einer naturgemäßen wissenschaftlichen Lehre heranzubilden. Deshalb muß eine unserer Devise sein: Hinweg mit den Kirchenschulen, hinweg mit dem konfessionellen Unterricht, hinweg mit der mosaischen Schöpfungslehre! Wir müssen uns bestreben, immer mehr und mehr den Weg zur Wahrheit und immer tieferen Erkenntnis zu erforschen." Die arme Kirchenschule! Die Freidenker wollen ihr den Garaus machen. Sie braucht jedoch diese Freidenker, die gewöhnlich den Mund recht voll nehmen, lange nicht so viel zu fürchten, als die vielen falschen Freunde im eigenen Lager, die zwar ganz schön über den Segen einer Gemeindeschule zu reden wissen, aber aus Geiz oder sonstigen Gründen nie wirklich etwas für sie tun. Sonderbare Käuze aber sind diese Freidenker doch. Sie reden immer von Denkfreiheit und beanspruchen dieselbe gegenüber allen Andersdenkenden. Wenn aber christliche Eltern dieselbe Freiheit beanspruchen und ihre Kinder vor allem in Gottes Wort erzogen haben wollen, so legen sie Protest ein und reden von Zerstörung der Kirchenschulen! (Luth. Kchztg.)

Ein menschenfreundliches Werk. Auf dem Gebiet der Fürsorge für entlassene Sträflinge soll in Illinois ein Versuch gemacht werden, dem man nur den besten Erfolg wünschen kann. Der Staat will nämlich dort durch freie Arbeitsnachweisungs-Bureaus in Chicago und andern Orten den aus Straf- und Besserungsanstalten entlassenen Personen, die den ernsten Willen kundgeben, ein neues, besseres Leben zu beginnen, Beschäftigung und Verdienst verschaffen. Eine größere Zahl Arbeitgeber haben sich bereit erklärt, solche Leute anzustellen und ihnen auf diese Weise zu einem ehrlichen Fortkommen zu verhelfen. Mit gutem Recht wird von den menschenfreundlichen Befürwortern des Projekts geltend gemacht, daß ein großer Teil des Verbrecherelements in Chicago und andern Großstädten aus entlassenen

Sträflingen besteht, die, überall zurückgewiesen, alle Hoffnung aufgegeben haben, jemals wieder das Vertrauen ihrer Mitmenschen zu erringen und in ihrer Not und Verzweiflung erst recht dem Verbrechen in die Arme getrieben werden.

Dieser Versuch, bei würdigen Sträflingen das Brandmal des Gefängnisses auszutilgen und ihnen die rettende Hand zu bieten, bedeutet einen großen Schritt vorwärts auf dem Gebiet philantropischer Bestrebungen, denn bisher hatte die Gesellschaft für diese Aermsten gewöhnlich nichts als Mißtrauen und Abneigung, wenn nicht offene Verachtung. Und daß der Versuch zu schönen Hoffnungen berechtigt, dafür sprechen u. a. die Erfahrungen, die Mrs. Ballington Booth mit der im Jahre 1899 ins Leben gerufenen „Hope Hall" in der Aufrichtung und Unterstützung dieser der Teilnahme und Hilfe ungemein bedürftigen Menschen gemacht hat. Von den 2800 Sträflingen, die sich hilfesuchend dorthin wandten, sind angeblich nur 5 Prozent rückfällige Verbrecher geworden, die übrigen haben einen ehrlichen Lebenswandel geführt. Aehnliche Versuche sind auch bereits an andern Orten gemacht worden, und der Erfolg zeigt, was in dieser Richtung getan werden könnte, wenn nur ehrlicher Wille und die Mittel zur Verfügung stehen. Denn was private Wohltätigkeit, in der Hauptsache die Tätigkeit Einzelner hat vollbringen können und in Bezug auf Besserung der Sträflinge faktisch erreicht hat, sollte der Staat mit seinen reichen Mitteln, wenn er die Sache recht angreift, wahrlich übertreffen können. Das Resultat des Versuches, der in Illinois gemacht wird, wird überall mit großem Interesse verfolgt werden, und wird hoffentlich zur Nachahmung in andern Saaten anreizen.

Dowie ab! Das widerliche, lästerliche Schauspiel, vor Jahren insceniert von dem Dr. Joh. Alexander Dowie, der den Höhepunkt seiner Anmaßung damit erreicht hatte, daß er sich als Elias III. proklamierte, ist nun zum Abschluß gekommen. In einer nach den Bestimmungen des Bundes-Distriktsrichters Landis gehaltenen Wahl wurde sein Gegner Wilbur Glenn Voliva fast einstimmig zum Oberaufseher von Zion City und zum ersten Propheten der von Dowie gegründeten christlich-katholischen Kirche gewählt. Voliva erhielt 1911 Stimmen, und Dowie fand in den ihm jahrelang blind folgenden Massen nur noch sechs Getreue, die ihre Stimmen für ihn abgaben. Dowie ist nun aller seiner Aemter und Würden entkleidet und aus seiner Kirche ausgestoßen. Gebrochen an Leib und Geist, verlassen von seiner Gattin und seinem Sohn, verstoßen von denen, die ihn jahrelang fast anbeteten, will er nun nach Mexiko gehen, von wo aus er wohl seine Bannstrahlen über seine Feinde aussenden wird.

Ein tragisches Ende hat dieser Charlatan in der Tat genommen. Daß es so kommen müsse, konnten vernünftige Menschen leicht voraussehen. Wir sind gespannt zu sehen, was selbst unter der neuen Verwaltung aus dieser abnormalen Bewegung werden kann. (D. Chr. B.)

Wie traurig es in den Ländern aussieht, wo allein der katholische Aberglaube herrscht und Luthers Lehre niemals hingedrungen ist, davon schreibt ein Wechselblatt unter anderm Folgendes: In dem Volk herrscht eine krasse religiöse Unwissenheit, verbunden mit dem albernsten Aberglauben, wenigstens was die auf den unteren Stufen des Volkes stehenden Leute betrifft. In den höheren Klassen aber ist der barste Un=

glaube verbreitet. So haben z. B. diese Zustände in der Campagna in der nächsten Umgebung von Rom selbst dem Papst einen heilsamen Schrecken eingejagt, der alle seine ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um dieser beklagenswerten Unwissenheit zu steuern. Aehnlich sieht es auch in Piloto auf Kuba aus. Von 200 Seelen konnte keine einzige zur österlichen Kommunion bewogen werden. Die meisten haben in ihrem ganzen Leben nicht einmal gebeichtet. Der Sonntagsgottesdienst wird gar nicht besucht. Die meisten Kinder können noch nicht einmal das heilige Vaterunser beten, und wenn der Priester die Mannsleute zur Beichte ermahnt, dann lachen sie ihn aus. So sieht es auf dem Lande aus und in den Städten. In der Stadt Nuevilas sind von 4000 Einwohnern nur 40 Weiber zur jährlichen österlichen Kommunion gegangen. So versumpft in totale Gleichgültigkeit sind diese Völker spanischer Abkunft in Süd-Amerika und in Central-Amerika. Die Geistlichkeit regt weder Hand noch Fuß zur Hebung des verwahrlosten Volkes und lebt mit Konkubinen. Ein katholischer Reisender, der Italien durchzogen hat, sagt: „es ist eine Wohltat für uns Katholiken, daß es noch Protestanten gibt." — Wo Rom, der Erzfeind des Evangeliums, der protestantischen Kirche gegenübergestellt, oder von ihr bedroht ist, wo es ihr Abbruch tun kann, da setzt es alle Energie ein, aber nicht zur Hebung des Volkes, sondern zur Beschimpfung und Verlästerung seiner Gegner. Wo es unbestrittene Alleinherrschaft hat, da leben Priester und Volk in geistiger Versumpfung und Verwahrlosung. Das ist die „allein selig machende, heilige, katholische Kirche."

Ausland.

Ein neuer Konfliktsfall zwischen dem preußischen Kirchenregiment und der liberalen Theologie ist neuerdings geschaffen worden durch die Wahl des Pastors Cèsar aus Wiesental, Großherzogtum Sachsen-Weimar, zum achten Geistlichen an der Kirchengemeinde Reinoldi in Dortmund. Da Pastor Cèsar im Ruf liberaler Richtung stand und aus einer andern Landeskirche kam, stand dem Konsistorium der Provinz Westfalen die Befugnis zu, sich durch ein Kolloquium davon zu überzeugen, ob er zum Dienst in der preußischen Landeskirche geeignet sei. Das Kolloquium hatte das Zentrum des christlichen Glaubens, den 2. Artikel, zu seinem Hauptgegenstand und dabei stellte sich heraus, daß Pastor Cèsar ganz auf dem Standpunkt der christusleugnerischen neuen Theologie steht. Die Folge war, daß das Konsistorium die Bestätigung der Wahl versagte. — Natürlich erfolgte eine Appellation an den Ev. Oberkirchenrat in Berlin, dessen Entscheidung noch aussteht. Unterdessen aber machen die der liberalen Theologie gewidmeten Blätter möglichst viel Lärm über den „Fall Cèsar", um die öffentliche Meinung zu beeinflussen gegen den klaren Rechtsstandpunkt des Kirchenregiments. Es ist klar, daß der Liberalismus mit aller Macht systematisch darauf hinarbeitet, das Kirchenregiment zur Anerkennung der Verneinungstheologie zu zwingen, und aller Orten Bresche zu schießen in den Bekenntnisstand der Evangelischen Kirche. Zu diesem Zweck wird für die Wahl liberaler Geistlichen agitiert an allen Orten, um durch möglichst viele Konfliktsfälle das Kirchenregiment zu ermüden und zum Nachgeben zu zwingen.

Die Religionsfrage bei den Sozialdemokraten. Wie über Bebels Atheismus in einer durchaus nicht einflußlosen Gruppe von Sozialdemokraten gedacht wird, erfahren wir aus einer im Augustheft

des „Türmers“ erschienenen Betrachtung, die einen süddeutschen sozialdemokratischen Abgeordneten zum Verfasser hat. Wir lesen da: „In Karlsruhe hat Bebel gesprochen. Auch über die Religion hat er sich geäußert. Wer ihn kennt, den mutigen, überzeugungstreuen Mann, der weiß, daß seine Rede ja, ja und nein, nein ist. Und wenn von Gott die Rede ist, dann hat er immer nur ein schneidendes Nein zur Antwort. Dieses Mal aber hat er mit einem eisigen Hohn, der an Nietzsche erinnert, unsern Vater im Himmel gefoppt: ‘Gibt es einen Gott, der allmächtig ist und vorausbestimmend, so ist Gott selbst schuld daran, daß ich Atheist bin, dann wird er sich doch auch wehren können, wenn man ihn abschaffen will.’ Ein Bekenner der Lehre Christi wird, wenn er auch ein Parteigenosse Bebels ist, wie ich es bin, nur Trauer und Mitleid empfinden mit einem Manne, der so spricht.... Solche offenen und mutigen Bekenntnisse des Atheismus, wie dasjenige Bebels, haben aber das eine Gute, daß sie ausgezeichnete Prüfsteine für Gläubige sind, die außerhalb aller Kirchenmauern zum Glauben kamen und die nicht den Vorteil — oder wahrscheinlich den Nachteil — haben, daß sie als politische Gegner eines Mannes, wie Bebel es ist, es für selbstverständlich erachten und vielleicht Gott dafür danken, daß sie nicht sind, ‘wie dieser da’. Denn der Glaube an Gott, der unerschütterliche Glaube, der ebenso unerschütterlich ist wie der Atheismus, zu dem sich Bebel bekennt, ist sehr leicht Selbsttäuschungen unterworfen, und es braucht manches Feuer, bis da alles nur lauteres Gold ist. Unser ganzer moderner Religionsunterricht in den Schulen und Kirchen fehlt schwer dadurch, daß er von den schweren innern Kämpfen, welche die größten Nachfolger Christi bis an ihr Ende durchgemacht, nichts sagt und die Erwerbung des Glaubens als eine leichte Sache hinstellt. Um so größer ist dann später oft die Enttäuschung derer, die das Unglück hatten, durch den üblichen Religionsdrill der Schulen in die Lehre Christi eingeführt worden zu sein....“ Und über das Wort „Knechtseligkeit“ äußert sich derselbe sozialdemokratische Christusbekenner: „Was stellt die Welt sich nicht vor unter einem ‘knechtischen Menschen’! Einen Jämmerling, der in scheinheiliger Demut durch das Leben schleicht und in Zerknirschung über seine Sünden noch dankt für die Fußtritte, die ihm, physisch und moralisch, von Höherstehenden verabreicht werden. Wie oft haben mir Gegner der Lehren unsers Herrn gesagt, die Knechtseligkeit, die aus jedem Menschen eine in ihrer Erbärmlichkeit ersterbende Kreatur mache, widere sie am Christentum am meisten an. Die Armen hatten sicherlich nie die Evangelien in der Hand gehabt und in ihrem Leben nur Karrikaturen von ‘Nachfolgern Christi’ gesehen. Und doch gibt es eine wahre Knechtseligkeit, ohne die ein wirklicher Christ undenkbar ist: eine Seligkeit, ein Knecht zu sein; allerdings nicht einiger Hunderte oder einiger Hunderttausende von Menschen, sondern ein Knecht des einzigen Herrn über uns, Gottes. Ihm allein zu dienen und die Menschen zu lieben als Brüder, das bringt Seligkeit ins Herz. Das ist ein Stück des Himmelreichs, ja das ist das Himmelreich selber, das wir nicht über den segelnden Wolken und jenseits der Sterne, sondern in unserer eigenen Seele entdecken können, wenn wir suchen, aufrichtig und geduldig suchen. Dieser ‘Dienst’ ist eine ständige Quelle der Freude und erfüllt die Brust mit Sonnenschein. Immer vermögen wir's nicht, diese freudige Demut in uns zu tragen; aber wenn wir aus den Tiefen eiteln und selbstsüchtigen Suchens auf diese Höhen gekommen sind, dann wird es uns wohl und leicht, wie auf den Bergen.“

Ueber das Eindringen des angelsächsischen Protestantismus in Deutschland wird der „Köln. Volksztg." 613 von einem Katholiken aus Berlin geschrieben: „In unmittelbarer Nachbarschaft meiner Wohnung befindet sich eine Fabrik, und seit kurzem ist der Fabrikraum zu sonntäglichen und abendlichen Gottesdiensten für die freie Zeit an eine englisch-amerikanische „Evangelische Gemeinschaft" vermietet. Obschon dieselbe in diesem Stadtteil erst neugegründet ist, finden sich zu dem Gottesdienste immer zehnmal bis hundertmal mehr Menschen ein, als zu den Gottesdiensten der ganz in der Nähe gelegenen evangelischen Pfarrkirche. Neulich wurden Evangelisationsversammlungen gehalten, wozu wohl 2000 Menschen kamen, meist solche, die früher überhaupt nicht zur Kirche gingen. Nach absolviertem harten Tagesdienst kamen abends noch ganze Scharen Straßenbahnschaffner, Unterbeamte, Geschäftsmädchen, Arbeiter u. s. w. Sie gingen erst zu den Versammlungen, bevor sie nach Haus gekommen waren und gegessen hatten. Das ist wirklich eine richtige religiöse „Bewegung", die nicht zu unterschätzen ist. In den „Bekehrten" steckt ein Propagandaeifer, der Staunen erregt. Da ist z. B. eine Bäckersfrau, die alle ihre weiblichen Kunden, sofern diese nicht zu elegant sind, darauf anspricht, besonders Dienstmädchen und Arbeiterfrauen. Sie hat schon über hundert Proselytinnen gemacht. Obschon die Gemeinschaft nur aus armen Leuten besteht, hat sie es jetzt fertig gebracht, für die Sommerferien, die am 8. Juli begonnen haben, alle schulpflichtigen Kinder der „Bekehrten" auf fünf Wochen nach dem Harz zu senden, wo sie zwar einfach gehalten, aber doch beköstigt werden. Zugleich bietet sich eine gute Gelegenheit, die Kinder hier ganz mit den Ideen der Gemeinschaft zu erfüllen. Die Prediger dieser Gemeinschaften gehen aus Handwerkerkreisen hervor; nach Aussage eines Gemeinschaftlers haben sie drei Jahre ein Predigerseminar besucht, wo sie lernen, einigermaßen grammatikalisch richtige Predigten zu halten. Im übrigen ist ihre Bildung naturgemäß sehr dürftig, aber dennoch predigen sie vor vollen Häusern, während bei den Predigten der gefeiertsten modernen Theologen die meisten Bänke leer sind. Es widerholt sich die alte Erfahrung, daß die Predigt der Fischer und Handwerker mehr Anziehungskraft ausübt, als die Lehre der Stoa. Die Ausbreitung religiöser Ideen erfolgt eben nach ganz andern Regeln, als der Siegeszug wissenschaftlicher Doktrinen, bei denen große Gelehrte die führenden Geister sind, deren Lehre erst nach und nach in die untern Volksschichten durchsickert. Die religiösen Bewegungen gehen meist den entgegengesetzten Weg, nämlich von unten auf. Gebildete Leute trifft man gar nicht, oder nur ganz vereinzelt unter den Gemeinschaftlern, aber scharenweise kommen trostbedürftige Leute aus den untern Gesellschaftklassen. Die „moderne" protestantische Theologie glaubt einen großen Siegeszug durchlaufen zu haben, aber das Ende ihres Weges ist eine völlige Isolierung in den Studierstuben, im Volksleben bildet sie keinen ins Gewicht fallenden Faktor."

Die englische Staatskirche. Die Unzulänglichkeiten, die sich aus einer Verquickung von Staat und Kirche ergeben müssen, lernt man nun auch in England kennen. Dort hat man vor zwei Jahren eine parlamentarische Kommission eingesetzt, die die Differenzen in Lehre und Praxis, wie sie zugestandenermaßen in der anglikanischen Staatskirche herrschen, untersuchen sollte. Diese "Ritual Commission" hat nun ihren Rapport in einem „Blaubuche" niedergelegt und zur Gewißheit gemacht, was bisher vermutet wurde: die heutige englische Kirche zeigt ganz unverkennbar eine Annähe-

rung an die katholische, und zwar nicht nur in bezug auf Kirchengebräuche, Rituale und Liturgie, sondern auch inhaltlich. Die anglikanische Kirche verändert also ihren Charakter. Die Abweichungen sind aber keineswegs in allen Diözesen dieselben, sie sind selbst nach einzelnen Kirchensprengeln verschieden. Und wie weit diese Abweichungen hier und da gehen, mag daraus erhellen, daß mitunter die Sakramente in einer Weise gespendet werden, die bereits an Adoration grenzt, daß Frohnleichnamsfeste stattfinden, daß die Verehrung von Heiligenbildern nicht selten ist und dergleichen mehr. Und das alles in einer von Staatswegen mit 40 Millionen Dollars subventionierten offiziellen Kirche, die ein mit Gesetzeskraft ausgerüstetes Ritual hat, ein Gebetbuch (Common Prayer Book) und einen Katechismus (Thirty-nine Articles), in denen Lehre und Praxis bis hinab zur Beschaffenheit der Kirchenkleider der Pfarrer und der Einrichtung der Kirchengeräte genau festgelegt ist und jede Abweichung mit schweren Strafen geahndet wird.

Aus dieser staatlichen Bevormundung sucht sich ein nicht unbeträchtlicher Teil der anglikanischen Kirche offenbar dadurch zu befreien, daß er sich unter die Fittiche Roms flüchtet. Diese Tendenz wurde so offenkundig, daß Sir William Harcourt schon vor mehreren Jahren von einer „Kirchenkrise" sprach. Man hielt seine Eröffnungen für übertrieben, allein jetzt, nach zweijähriger, sehr sorgfältiger, in 118 Sitzungen mit unzähligen Zeugeneinvernahmen und Lokalaugenschein aller Art angestellten Untersuchung erweisen sie sich nicht bloß als nicht übertrieben, sondern von der Wirklichkeit bei weitem übertroffen. Die anglikanische Hochkirche ist nach diesem Rapport in manchen Distrikten von der katholischen fast gar nicht mehr zu unterscheiden, und das Streben nach Rom, das ja in der klerikal-aristokratischen Fraktion der Kirche seit jeher traditionell war, hat in den letzten Jahren ein erstaunlich rasches und energisches Tempo eingeschlagen, dem nunmehr von Staats und Parlaments wegen Einhalt geboten werden soll. Der Bericht der Kommission, die unter dem Vorsitz des ehemaligen Schatzkanzlers Sir Michael Hicks-Beach, jetzt Lord St. Alwin, stand, eröffnet einen lehrreichen Einblick in ein protestantisches England, das äußerlich in seinem Gottesdienste dem katholischen von 1500 zum Verwechseln gleichsieht und auch, mehr in die Tiefe gehend, allmählich ganz in Rom aufzugehen scheint.

Die Bewegung der englischen Kirche nach Rom hin hat nicht erst in den letzten Jahrzehnten eingesetzt, diese Tendenz ist aber in letzter Zeit recht augenfällig zutage getreten. Und wenn dabei mehr eine Hinneigung an das Rituale als an das Bekenntnis zu verspüren ist, so darf man nicht vergessen, daß es im englischen Nationalcharakter liegt, dem kirchlichen Leben und seinen Formen ein ungleich größeres Augenmerk zuzuwenden als der Fortbildung der Lehre. Der Gegensatz der hochkirchlichen und der niederkirchlichen Partei (der High-churchmen und der Low-churchmen), wie er sich auch in der amerikanischen Episkopalkirche zeigt, ist ja vornehmlich durch das starre Festhalten der ersteren an den Traditionen und dem Formalismus der Staatskirche geschaffen. So legen auch viele anglikanische Geistliche äußerlich eine Hinneigung zu Rom, aber nur zum Ritual Roms an den Tag, die nicht daran denken, dem Beispiele Newmans zu folgen und katholisch zu werden. Darum sind auch jetzt wieder die Fragen, ob Altarkreuz oder Kruzifix, ob Leuchter oder gesticktes Altartuch und dergleichen diejenigen, über die das Parlament zu Gericht sitzen soll. Man denke nur, eine aus Kaufleuten, Juristen, Schiffsrhedern und ehemaligen Offizieren bestehende Versammlung soll über Fagen entscheiden, inwieweit der Gebrauch dieses oder jenes kirch-

lichen Utensils beim Gottesdienste dem Rituale der anglikanischen Kirche angemessen sei oder schon in die Sphäre des Katholizismus falle, und was dergleichen mehr ist!

Die Enthüllungen der Kommission treiben natürlich einen frischen Wasserstrom auf die Mühle der Anhänger des "Disestablishment". Und wer will leugnen, daß eine sich in Aeußerlichkeiten verlierende Kirche am besten aus der Versumpfung herauskommt, wenn sie auf die eigenen Füße gestellt wird? Als Gladstone die Trennung der irischen Kirche vom Staat durchführte, beziehentlich die Staatskirche in Irland 1869 aufhob, erwies sich dieses für die irische Kirche als vorteilhaft; ihre Prosperität ist größer als zur Zeit, da sie den staatlichen Charakter trug. Die staatliche Bevormundung der Kirche ist eben nichts wert — ebensowenig etwas wert wie die Bevormundung des Staates durch die Kirche.

Eine Vereinigung von Vertretern aller Denominationen der protestantischen Kirche hat sich in England gebildet: „Die protestantische Allianz", deren Zweck und Ziel die Abwehr des im englischen Volksleben überhand nehmenden Katholizismus und seiner zersetzenden Einflüsse ist. Ihre Basis ist: 1. Das Wort Gottes als einzige, genügende und oberste Regel des Glaubens, Gebets und Lebens. 2. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. 3. Die Lehre von dem einmaligen, am Kreuz vollendeten Opfer Christi. 4. Die Verwerfung aller menschlichen Ansprüche auf hohepriesterliche Macht und Autorität in der Kirche Christi. Die „Protestantische Allianz" arbeitet sowohl durch Verbreitung geeigneter Literatur wie durch Eingaben und Beschwerden bei den zuständigen Behörden und durch öffentliche Versammlungen.

Die neue Education Bill, welche der Kontrolle der Schule durch die Staatskirche und Katholiken in England ein Ende macht, wurde vom Unterhaus mit 369 gegen 177 Stimmen angenommen. Was freilich das Schicksal der Bill im House of Lords sein wird, muß die Zukunft lehren. Die Verwerfung der Vorlage würde zu größeren Verwickelungen führen und einen weiteren Nagel zum Sarge der Staatskirche bedeuten. Die "British Weekly" tritt für vollständige Säkularisierung der Schulen ein. Sie schreibt: „Die Hohlheit des Planes, 'einfachen biblischen Unterricht' zu erteilen, erhellt aus den Meinungsverschiedenheiten derer, welche diesem Plan beipflichten. Die Befürworter desselben teilen sich in drei Klassen: 1. Diejenigen, welche die Bibel nur in ihrem ethischen und literarischen Gehalt benutzt wissen wollen, wie z. B. seinerzeit Prof. Huxley und jetzt Dr. Clifford. Nach dieser Anschauung dürften die Unitarier als Lehrer zugelassen werden. 2. Diejenigen, welche glauben, daß die fundamentalen Lehren des Christentums gelehrt werden sollten. Die Hauptvertreter dieser Ansicht sind die leitenden freikirchlichen Prediger. 3. Diejenigen, welche glauben, daß die Bibel ohne irgend welchen Kommentar gelesen werden sollte."

„Los von Rom!" Der „Chr. B." bringt aus Deutschland eine Korrespondenz über die „Los von Rom-Bewegung", welche zugleich einen Appell an die Hilfsbereitschaft amerikanischer Christen in sich schließt. Nachdem zuerst die gewaltsame Unterdrückung der Evangelischen Kirche in Oestreich und Böhmen kurz summiert worden, heißt es dann weiter:

„Auch als Glaubensfreiheit erklärt wurde, war das Häuflein der evangelischen Kirche nur klein. Da erhob im Jahre 1897 ein Student den Ruf

„Los von Rom!" Die Deutschen hatten in ihren nationalen Kämpfen die Macht der römischen Kirche kennen gelernt. Ueberall trat diese auf die Seite der Gegner des Deutschtums; denn seit Luthers Zeiten traut sie den Deutschen nicht mehr. So unterstützte sie die Czechen, Mähren, Polen, Slowaken u. s. w. Darum riefen die nationalgesinnten Deutschen: „Los von der römischen Kirche." Wir Evangelische im Reich sahen natürlich mit Mißtrauen auf diese Leute. Wenn schlechte Katholiken aus äußern Gründen zur evangelischen Kirche kämen, dann gäbe es doch nur schlechte Evangelische, und die brauchten wir nicht. Aber siehe da, es geschah ein Wunder. Diese Ausgetretenen meldeten sich in großer Zahl zur Aufnahme in die evangelische Kirche. Sie wurden in einen Vorbereitungsunterricht aufgenommen. Sie waren meist ganz ungläubige Menschen. Sie hatten das mit Menschenwerk verschüttete Evangelium in der römischen Kirche nicht gefunden. Nun wurde es ihnen gebracht und machte ihre versteinerten Herzen weich.

Euch, liebe Brüder, die ihr die Wundermacht des Evangeliums an euern Herzen erlebt habt, wird es nicht erstaunen, daß der Geist Christi begann, an diesen armen Seelen zu arbeiten. Luthers Geist erwachte von neuem in Oestreich. „Hin zum Evangelium!" so hieß jetzt die Losung. Da war ein Rechtsanwalt Dr. Eisenkolb, vorher ein ungläubiger Katholik wurde er ein Prediger des Evangeliums mit einem Feuer des Glaubens, einer Glut der Liebe, die alle Hörer hinriß. Schwer war vielen der Uebertritt. Er bedeutete meist Loslösung von der ganzen Familie. Beamte, die die römische Kirche verließen, mußten für ihr Fortkommen fürchten. Und doch nahm die Bewegung herrlich zu, trotzdem die katholische Kirche nach Leibeskräften sich wehrte. Mit einer Flut von Schriften besudelte sie Luther und die evangelische Kirche; den Arm des Staates benutzte sie, um die herbeieilenden evangelischen Prediger des Landes zu verweisen; selbst der Papst griff in den Kampf ein. Vergeblich, das Evangelium bricht sich mächtig Bahn. Da haben auch wir die anfängliche Zurückhaltung aufgegeben, schicken ihnen junge Geistliche und sammeln für sie Geld und freuen uns des herrlichen Werkes.

Nun noch einige Zahlen; Es traten über zur evangelischen Kirche: Im Jahr 1898 1598 — 1899 6385 — 1900 5058 — 1901 6639 — 1902 4624 — 1903 4510 — 1904 4362 — 1905 4855, zusammen 38,031. Dazu kommen noch die, die zur altkatholischen Kirche übertraten, die unserer Kirche nahe verwandt ist, so daß wohl 50,000 Seelen dem Evangelium gewonnen sind. Bis Ende 1905 sind genau 100 Gotteshäuser eingeweiht worden, 74 Kirchen und 26 Betsäle. 27 neue Pfarreien und viele neue Schulen wurden gegründet. Schlägt euch nicht das Herz vor Freude, wenn ihr solches hört?

Die Korrespondenz schließt mit einer Bitte, das Werk unter den Evangelischen in Oestreich kräftig zu unterstützen.

"Habemus papam nigrum." „Wir haben einen schwarzen Papst." Mit diesen Worten meldet die „Wartburg" die Wahl eines neuen Jesuiten-Generals, die am 8. September d. J. erfolgte. Bei dieser Wahl scheinen Pilatus und Herodes Freunde geworden zu sein. Das heißt, der Vatikan und der deutsche Reichskanzler v. Bülow haben sich zusammen die Hände gereicht, um die Wahl eines Deutschen als Jesuiten-General durchzusetzen.

Die Diplomaten der Kurie waren von Anfang an eifrig an der Arbeit, die Wahl eines deutschen Jesuiten zum General zu fördern. Im gegenwärtigen Augenblick soll nämlich — so behaupten die Eingeweihten — dem deut-

schen Reichskanzler, Fürst Bülow, die Wahl eines Deutschen zum Chef des Jesuitenordens erwünscht sein, weil ein solcher die Rechtslage der Jesuiten in Deutschland verbessern, die Abtragung der letzten Trümmer des Jesuitengesetzes beschleunigen und das in Kolonialsachen verärgerte Zentrum besänftigen würde. Der Vatikan aber betreibt seinerseits die Wahl eines Deutschen, weil darin eine der schärfsten Demonstrationen gegen die „kirchenfeindliche Republik Frankreich“ erblickt würde.

Die Wahl fiel denn auch im dritten Gang auf Pastor Franz Xaver Wernz, Rektor der (vatikan.) gregorianischen Universität, mit 71 Stimmen von 85. Der neue General ist am 4. Dezember 1842 zu Rottweil in Württemberg geboren, wurde am 5. Dezember 1857 Jesuit und kam mit 29 Jahren als Professor des Kirchenrechts nach Ditton Hale. Später (1883) kam er nach Rom, veröffentlichte seit 1897 vier Bände über Romanisches Recht. — Papst Pius X. bestätigte „mit großen Freuden die Erwählung des gelehrten Deutschen“, worauf die Wähler in der Kapelle ihres seligen Bruders Joh. Berchmanns, S. J., alsbald ein feierliches Tedeum anstimmten und sich an einem reichen Festmahl für die Entbehrungen von fünf Fasttagen schadlos hielten.

Der Papst über das französische Trennungsgesetz. Die lange erwartete Entscheidung des Papstes in Sachen des französischen Trennungsgesetzes ist endlich erfolgt. In einer vom 10. August datierten Enzyklika an die französischen Bischöfe verwirft der Papst noch einmal grundsätzlich das ganze Gesetz und verbietet die Bildung der sogenannten Kultusvereine, von deren Vorhandensein bis zum 11. Dezember d. J. die ganze äußere Existenz der katholischen Kirche in Frankreich abhängt. Aus diesem Grunde ist auch der Eindruck begreiflich, den die Enzyklika auf die verschiedenen Parteirichtungen in Frankreich gemacht hat. Die fanatischen Ultramontanen jubeln über den bevorstehenden Kulturkampf, weil sie davon ein Erwachen des französischen Katholizismus nach dem Vorgang im preußisch-deutschen Kulturkampfe erwarten, die radikalen Anhänger der französischen Regierung reiben sich ebenfalls die Hände vor Vergnügen, weil sie die Vernichtung des französischen Katholizismus kommen sehen, wie denn der Vater des Trennungsgesetzes selbst, der frühere Ministerpräsident Combes, gesagt haben soll, er halte jetzt die Todesstunde der katholischen Kirche für gekommen. Nur die gemäßigten Katholiken vom Schlage der Notablen und Akademiker, Prinz Arenberg, d'Haussonville, Denys, Cochin und Brunetière, trauern, weil sie für das Schicksal der Kirche Frankreichs fürchten, da der von ihnen in der bekannten Eingabe erteilte Rat, die Kultusvereine anzuerkennen, nicht befolgt worden ist, und ihnen gesellen sich als Leidtragende die Opportunitätspolitiker des deutschen Zentrums an.

Daneben lassen sich freilich auch noch Stimmen hören, die noch nicht ganz an einem friedlichen Ausgleich verzweifeln. Der Papst gestattet nämlich, an Stelle der vom Gesetze verlangten Kultusvereine mit einer andern Vereinsform einen Versuch zu machen, die auch den kanonischen Satzungen entspricht. Gelänge es, eine Form zu finden, die dem staatlichen Gesetz und dem Kirchenrecht zugleich gerecht würde, so würde die Regierung dem nicht widerstreben. Pius X. fordert auch die Bischöfe direkt auf, auf die Bildung solcher Vereine Bedacht zu nehmen, macht aber zugleich den Versuch dazu von der Bedingung abhängig, daß vorher das Gesetz im Sinn einer größeren Berücksichtigung der Rechte des Papstes und des Episkopats

gegenüber dem Kirchenvermögen geändert werde. Diese Bedingung ist aber unter den vorliegenden Verhältnissen völlig unerfüllbar, und daher werden die Dinge ihren Lauf nehmen. Selbst die „Kölnische Volkszeitung" gibt zu, daß durch den Auftrag des Papstes an die Bischöfe nur eine „haardicke Spalte" frei gelassen sei, durch die sich vielleicht Mittel und Wege finden lassen, einen Ausgleich zu erzielen, allein auch sie hält eine Aenderung des Gesetzes nicht für erreichbar. Kommen die Kultusvereine bis zum 11. Dezember nicht in der einen oder andern Form zustande, so geht alles bewegliche und unbewegliche Kirchenvermögen samt den Kirchen und kirchlichen Gebäuden in das Eigentum der Gemeinden, beziehungsweise des Staates über. Pius X. beruft sich auf die Pflicht seines Amtes und die Lehren der katholischen Kirche, daß sie nicht anders habe handeln können. Die intelligenten Kreise der französischen Katholiken und die Zentrumsopportunisten in Deutschland sind anderer Ansicht; sie haben die Anerkennung der Kultusvereine bestimmt erwartet. Das preußische Kirchenvermögensgesetz vom 20. Juni 1875 entspricht in allen wesentlichen Punkten den Bestimmungen des französischen Trennungsgesetzes über die Kultusvereine, und die preußischen Bischöfe haben sich dem mit Zustimmung des Papstes dennoch unterworfen. Ebenso wie das französische Trennungsgesetz ist auch das preußische Kirchenvermögensgesetz vom Staat aus eigener Machtvollkommenheit erlassen, und ebensowenig wie ersteres erkennt auch das letztere irgendwelche „göttlichen" Rechte der Hierarchie auf die Verwaltung oder gar das Eigentum des Kirchenvermögens an. Ob der Vater des französischen Trennungsgesetzes daher recht hat, wenn er die Todesstunde der katholischen Kirche in Frankreich für gekommen hält, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls ist aber das Papsttum an einen kritischen Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Das sieht auch die „Kölnische Volkszeitung" ein, denn sie schließt ihre Wochenrundschau über die Vorgänge in Frankreich wie folgt: „Und was werden die französischen Katholiken tun? Gemeldet wird bis jetzt nur eine große Interessenlosigkeit und Verständnislosigkeit bei den französischen Katholiken von dem, was die Entscheidung Roms bedeutet. Die entschiedene Haltung einer Minderheit bei der Inventuraufnahme hat auf die große Masse keinen Eindruck gemacht. Wird es bei der Schließung der Kirchen anders werden? Es ist nach Lage der Dinge kaum anzunehmen, daß der Widerstand der Katholiken den französischen Machthabern politisch unbequem werden könnte. Und werden sich nicht doch gegen den Willen des Papstes Kultgenossenschaften bilden, denen nach Bestimmung des Trennungsgesetzes die Immobilien und Einkünfte benachbarter Kirchen zugewiesen werden können? Die Möglichkeit ist nach Haltung der Mehrheit nicht ausgeschlossen, und dann ist das Resultat ein offenes Schisma." („Ev. K. Anz".)

Die antiklerikale Agitation in Spanien. Rom hat nun auch in Spanien, dem bisher dem Papst so treu ergebenen Spanien, seine Not und es steht ihm in dieser römischen Hochburg ein ernster Kampf bevor. Es ist bereits so weit gekommen, daß neuerdings das Gerücht verbreitet wurde, daß der Vatikan seinen Nunzius Rinaldini von Madrid abberufen, also die diplomatischen Beziehungen mit Spanien abbrechen will. Damit dürften sich die Vorgänge wiederholen, mit denen in Frankreich die Aufhebung des Konkordats einsetzte. Auch sonst zeigt der französische Kirchenkonflikt große Aehnlichkeit mit dem, der nun in Spanien auszubrechen scheint. Wie dort, so bildet auch hier die Kongregationsfrage die Grundlage

des Zerwürfnisses. Seit Jahren schon ist diese leidige Frage in der Schwebe. Am 30. Juni 1887 wurde ein Vereinsgesetz veröffentlicht, dessen zweiter Artikel alle religiösen Genossenschaften, abgesehen von drei durch das Konkordat ausdrücklich autorisierten Orden, als dem gemeinen Gesetz unterworfen bezeichnete. Dieses Gesetz verpflichtet die Ordensgenossenschaften dazu, sich in den Präfekturen einschreiben zu lassen, und dort ihre Statuten wie auch ihre Buchführung vorzulegen. Es kam aber kein einziger Orden diesen Vorschriften nach. Der liberale Minister Gonzalez wiederholte deshalb im Jahre 1901 die Verordnung. Der Vatikan protestierte — und das Dekret blieb nach wie vor ein toter Buchstabe. Ja, unter dem konservativen Regiment, das bald darnach ans Ruder kam, erfolgte das Abkommen vom 19. Juni 1904, durch welches 535 männliche und 2967 weibliche Ordensgenossenschaften, die zusammen 54,688 Mitglieder zählten, ohne jeden Vorhalt das Heimrecht bewilligt wurde. Das jetzige liberale Kabinett hat nun aber den Kampf von neuem aufgenommen und ist entschlossen, die Orden den Vereinsgesetzen zu unterstellen.

Religionsfreiheit angekündigt. Der russische Minister des Innern, J. Schipow, hat soeben angekündigt, daß in der nächsten Bälde ein Gesetz erlassen werden wird, welches tatsächlich Religionsfreiheit gewähren und alle Einschränkungen, unter denen verschiedene Glaubenssekten in Rußland zu leiden haben, aufheben wird. Dies ist, außer der Landverteilung an die Bauern, der wichtigste Punkt in Premier Stolypins Programm. Es wurden zwar bereits am 4. April 1905 durch den Ukas des Zaren verschiedene Erleichterungen geschaffen und vielen Tausenden ermöglicht, aus der orthodoxen Kirche zu treten und sich einer ihnen besser zusagenden Religions-Genossenschaft anzugliedern, aber diese Gesetze kamen nie richtig zur Durchführung und blieben daher wertlos. Es lag dies zum großen Teil an der Versäumnis, die nötigen Supplementar-Gesetze zu schaffen, wodurch es kam, daß die Provinzial-Behörden den Ukas des Zaren ganz auf die ihnen gutdünkende Weise ausgelegten und die Wirkung des Ukas in vielen Fällen geradezu annullierten.

Unter dem neuen Gesetz, welches veröffentlicht werden wird, während das Parlament nicht in Sitzung ist, sollen die verschiedenen Religionssekten, solange sie nicht verbrecherische oder unmoralische Praktiken betreiben, auf Applikation die Sanktion der Regierung erhalten, und ihre Geistlichen sollen die gleichen Rechte und Pflichten haben, wie die der orthodoxen Kirche; sie sollen in Bezug auf Errichtung von Schulen und Kirchen und die Gewinnung von Proselyten mit der orthodoxen Kirche gleichberechtigt sein. Das Hauptgewicht soll aber darauf gerichtet sein, daß alle Sekten, mit Ausnahme der Juden, auch vor den bürgerlichen Gesetzen ganz gleiche Rechte haben sollen. Bezüglich der Juden heißt es, ihre Rechte sollen „erweitert“ und das Wohnverbot in verschiedenen Distrikten, wo immer möglich, aufgehoben werden. Dieser Unterschied in der Behandlung der Juden gegenüber andern Sekten wird dadurch zu erklären versucht, daß eine völlige Gleichstellung der Juden im Hinblick auf die gegenwärtige öffentliche Meinung in Rußland nicht opportun ist und erst später durch das Parlament gewährt werden sollte. („D. Chr. Ap.“)

Wie oft soll wohl das russische Volk und die übrige Welt mit solchen papierenen Proklamationen geäfft werden, die der nächste Windhauch wieder verweht auf Nimmerwiedersehn?

Das heilige Land scheint auf die Juden eine zunehmende Anziehungskraft auszuüben und nimmt die Einwanderung derselben nach Palästina einen immer größeren Umfang an. Der „Zionsfreund“ schreibt darüber wie folgt: „Für die Mehrheit der Juden bedeutete Palästina noch vor einigen zwanzig Jahren nur wenig. Damals waren es nur die ‚Frommen in Israel‘, die danach strebten, sich in den heiligen Stätten niederzulassen, und die dann, von den Almosen ihrer Brüder lebend, ihre letzten Lebensjahre im Gebet für die ‚Rückkehr‘ zubrachten, die fernab wie nur je erschien. Jetzt aber ist das sehr anders geworden. Man begegnet nicht mehr nur diesen kränklich aussehenden, bleichen Pharisäern, sondern neben ihnen auch den kraftvollen Söhnen harter Arbeit. In jedem Jahre beinahe sind neue Kolonien gegründet worden; es gibt davon schon über 30, und die Zeit trägt nur dazu bei, sie zu vermehren und auszudehnen. Der dritte Teil des eigentlichen Palästinas ist wieder jüdischer Boden geworden. Im Jaffadistrikt sind 40 Prozent des Landes in jüdischen Händen und in dem von Tiberias nicht weniger als 75 Prozent, während auch weite Strecken jenseits des Jordans wieder unter jüdische Kultur kommen. Die Juden sind jetzt so sehr darauf aus, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen, daß sie sich bemühen, alles aufzukaufen, was an den Markt kommt. Die deutschen Kolonisten, die sich um 1870 in Haifa, Jaffa und Jerusalem ansiedelten, können deshalb heute nicht mehr mit ihnen konkurrieren. Sie beschlossen vor einiger Zeit, Land zu einer neuen Kolonie für ihre heranwachsenden Kinder zu kaufen; aber die jüdische Konkurrenz zwang sie, von dem Vorhaben abzustehen. Die jüdische Bevölkerung hat auch ungemein zugenommen; sie ist eine aus allen Ländern zusammengebrachte, und augenblicklich dürften die Juden kaum weniger als 20 Prozent der Einwohner des ganzen Landes bilden.“

Literatur.

Vorbemerkung. Da zwischen die Ausgabe vom September und November der Umzug des Redakteurs fiel, der denselben 2000 Meilen weit von der bisherigen Heimat in eine halbfertige Wohnung brachte, so ist es demselben dieses Mal nicht möglich, mehr als eine bloße Aufzählung der eingegangenen Bücher einzurücken, und muß ein genaueres Eingehen auf deren Inhalt einer späteren Nummer vorbehalten werden.

Vom Verlag von C. Ludwig Ungelenk in Dresden und Leipzig kam uns zu:

„Vom Ernst des Lebens“, von W. Lamers. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Karl Emrich. Preis 80 Pf. Es sind ernste Zeitbetrachtungen, Mahnungen und Warnungen an die lebende Generation, angeknüpft an folgende drei charakteristisch gewählte Bibeltexte und Themata.

1. Ein bitterer Schrei. 1. Mos. 27, 30—38.
2. Simsons Ende. Rich. 16, 25—30.
3. Unsere Erinnerungen. 2. Sam. 23, 13—17.

Es sind ernste und beherzigenswerte Mahnungen, die der Verfasser unserm heutigen Geschlecht hier ins Gewissen einprägen möchte. Ist besonders für Jugendvereine sehr zu empfehlen.

Vom Verlag von Max Kielmann, Stuttgart, kam uns zu:

Allgemeine Einleitung in das Alte Testament.

Der Kanon. von W. Hy. Green. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. phil. Otto Becher, Pf. in Menzingen, Baden. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung.

Der geehrte Uebersetzer, früher Pastor in Buffalo, Präses des New York-Distrikts unserer Synode, bietet uns hier abermals eine Uebersetzung eines Buches von dem Professor Green. Der Standpunkt Greens war streng bibelgläubig, der negat. Kritik entgegengesetzt. — Aus oben angegebenen Gründen kann dieses Mal keine Besprechung des Buches erfolgen.

Vom Verlag der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung, Nachf. (Georg Böhme), Leipzig, kamen uns zu:

1. Die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Von Professor Dr. Reinhold Seeberg. Vierte mehrfach verbesserte Auflage. Mk. 3.00, geb. Mk. 3.80.

Zum vierten Male gehen Prof. Dr. R. Seebergs Grundwahrheiten in durchgesehener und zum Teil veränderter Gestalt aus. Das Buch hat sich zahlreiche Freunde erworben; aber auch manche Anfragen und Wünsche sowie irrtümliche Auffassungen sind laut geworden und waren dem Herrn Verfasser Anlaß, an einzelnen Stellen zu ändern, an andern durch Zusätze Erweiterungen eintreten zu lassen.

Das Buch ist in einer früheren Rezension in Verbindung gebracht mit Schleiermachers „Reden über die Religion“; sicher ist, daß es weitgehenden Einfluß geübt hat, nicht bloß in geistlichen, sondern besonders auch in Laienkreisen.

In durchaus allgemein verständlicher, und dennoch tiefdurchdachter und geistvoller Gedankenentwicklung zeichnet der Verfasser ein Bild der christlichen Religion, wie sie von der gläubigen christlichen Seele praktisch erlebt wird. Es ist erstaunlich, eine wie große Menge von Stoff dies Bild trotz der Kürze des Buches umfaßt. Fast alle Probleme der christlichen Religionslehre sind in dem Buche soweit eingehend behandelt, daß die Meinung des Verfassers über dieselben plastisch und eindrucksvoll zum Ausdruck kommt. Der Verfasser versteht es, in virtuoser Weise schwierige Gedankenkomplexe in klare, knappe Formeln zu bringen. Trotzdem ist der Stil nirgends doktrinär oder katechismusartig; der Verfasser redet durchweg die Sprache eines begeisterten Zeugen für die Wahrheit und die Erhabenheit der christlichen Religion und seiner Rede fehlt es weder an rhetorischem noch an dichterischem Schwung.

Was ist es denn nun aber für ein Christentum, das der Verfasser verkündigt? Diese Frage ist heutzutage besonders brennend, da gegenwärtig nicht selten typisch moderne Gedankenbildungen, welche nur oberflächlich gefärbt sind, als das Wesen des Christentums angepriesen werden. Darf man diesen Vorwurf auch gegenüber diesem Buch erheben, da es nicht nur modern sein will, sondern tatsächlich auf Schritt und Tritt ein lebhaftes Zeugnis dafür ablegt, daß der Verfasser ein reges Interesse und mitfühlendes Verständnis für die Probleme des modernen Menschen hat? Diese Frage darf verneint werden; das Buch ist ein durchaus glücklicher Versuch „die alte Wahrheit in neuer Weise zu lehren.“

2. Aus Religion und Geschichte. Von Prof. Dr. R. Seeberg. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. I. Band. Biblisches und Kirchengeschichtliches. Mk. 6.50, geb. Mk. 7.60.

Bei dem neuerwachten Interesse für religiöses Leben und religiöse Fra-

gen wendet sich die Teilnahme weiterer Kreise auch der geschichtlichen Entwicklung der christlichen Religion zu, und darum dürfen die Aufsätze, die Prof. Seeberg in Berlin, einer der namhaftesten protestantischen Theologen der Gegenwart, in obigem Bande gesammelt hat, auch außer den Theologen auf einen weiten Leserkreis rechnen. Sie sind alle aufgebaut auf gründlichen wissenschaftlichen Studien und einer vollständigen Beherrschung des Stoffes, aber auch formell so frisch, lebendig, geistvoll und wirklich allgemein verständlich geschrieben, daß ihre Lektüre eben so sehr einen Genuß, als einen reichen geistigen Gewinn bedutet. Es sind Beiträge zur Geschichte des Urchristentums und der kirchlichen Entwicklung, und gewähren zugleich einen Durchblick durch die Geschichte der Christenheit von der Zeit Jesu bis auf Papst Leo XIII. Wenn wir unter den Arbeiten einzelne hervorheben sollen, die wir mit besonderem Interesse gelesen haben und die dem Leser zugleich einen Einblick gewähren in den Reichtum des Buches, so ist schon die erste Studie über die Geschichte des Begriffes der Nachfolge Christi in hohem Grade fesselnd und lehrreich; treffliche Beiträge zum Verständnis der Bibel sind die Aufsätze: „Worte Jesu", „Paulus und Jesu" und „Zur Charakteristik des Apostels Johannes"; nicht minder vorzüglich orientiert uns der Verfasser über die Gründe, warum der römische Staat die Christen verfolgte, über den altchristlichen Brauch des gottesdienstlichen Kusses und über das Reden in den apostolischen Gemeinden. In das Mittelalter führt uns die Monographie des Mystikers H. Seuse und in die Reformationszeit die prächtige Auseinandersetzung über Luthers Stellung zu den sittlichen und sozialen Nöten seiner Zeit. Die neuere und neueste Kirchengeschichte ist vertreten durch die feinen Charakteristiken Speners, Schleiermachers und Papst Leos XIII. Ein zweiter Band, dem wir mit Freude entgegensehen, soll Fragen aus der Apologetik, Dogmatik und Ethik behandeln.

3. Die großen Taten Gottes. Von † Pastor Dr. H. Hoffmann. Festpredigten. Mit Vorwort von Prof. Dr. M. Kähler, Halle a. S. Mk. 4.20, geb. Mk. 5.00. — Neue Folge. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.40.

Hoffmanns Predigtbegabung war ja in gewisser Weise einzigartig: es werden wenige gewesen sein, die ihn einmal gehört und dann nicht wieder und wieder sich zu ihm hingezogen gefühlt haben; so gewaltiglich und ernst ,das Denken anregend und fesselnd, wie das Wollen anspornend und leitend war seine Evangeliumsverkündigung; zudem immer neu, immer eigenartig, kaum je sich wiederholend. Und diese Vorzüge traten dem Hörer und treten nun dem Leser in seinen Festpredigten sonderlich entgegen. Wie hoch führen sie hinauf auf die Höhen der großen Heilstatsachen Gottes und des Heilandes, in Dank und Anbetung; wie leuchten sie tief hinein in die geheimen Regungen des Menschenherzens, die solchen Gottestaten widerstreben und entgegenschlagen! Beides kommt zur Darstellung, der Glaube der Kirche, weil der Bibel, und das unverfälscht, im Vollgehalt des biblischen Zeugnisses, und das Glauben, das klar all den Einwänden von Kopf und Herz ins Auge sieht, aber gerade so um so mehr seines guten Rechtes innerlich gewiß wird. H. ist hier beides, Zeuge und Seelsorger, in Ueberführung, Wegweisung, Ermunterung, wiederum für beide, Gebildete und Ungebildete, Große und Kleine. Kann darum der verehrte Herausgeber auch mit Recht gerade jüngeren Theologen diese Predigten als hilfreiche Vorbilder warm empfehlen; ich glaube, auch manch älterem Prediger wird beim Lesen dieser Predigten der heiße Wunsch sich aufdrängen: könnte ich doch auch so predigen!

4. Modern-positive Vorträge. Von Prof. Lic. Rich. H. Grützmacher. Mk. 3.50.

Professor R. Grützmacher ist ein bekenntnistreuer lutherischer Theologe, er lehrt nicht einen modernen, sondern den alten Glauben, aber er tritt mit Nachdruck dafür ein, daß die Form, in der die Theologie des alten Glaubens sich der Gegenwart darstellt, nicht die einer Vergangenheit sei, sondern dem wissenschaftlichen Verfahren der Gegenwart entspreche. Von der sogenannten „modernen" Theologie weist er nach, daß sie nichts weniger als modern, sondern vielmehr rückständig ist. Ist die alte Ritschlsche Theologie nichts weiter als Neukantianismus, so wärmt die religionsgeschichtliche Schule nur den Hegelianismus auf. Beide bieten sachlich nichts anderes als den alten Rationalismus, ja die sogenannte moderne Theologie wird immer mehr zu einer Repristination des alten Rationalismus vulgaris. Grützmacher betont, daß wir es in der grundstürzenden Theologie eigentlich mit einer andern Religion zu tun haben.

Modern wollen die Vorträge insofern sein, als sie der gegenwärtigen Bildung nicht nur Beachtung schenken, sondern auch aus ihr Anregungen und Zugeständnisse zu entnehmen suchen. Nicht alles, was die Neuzeit sagt, darf verworfen werden, sondern auch völlig unchristliche Bücher enthalten bisweilen früheren Auffassungen gegenüber manches Körnlein Wahrheit; so z. B. hat, wie im ersten Vortrag beregt wird, Nietzsche den natürlichen Menschen mit seinem rohen Egoismus viel richtiger gezeichnet, als der alte Rationalismus mit den Träumereien Rousseaus, Seumes u. a. von der natürlichen Güte der Menschenkinder. Positiv sind die Vorträge, indem sie die biblischen Wahrheiten, dazu auch in der Formulierung, welche die luth. Kirche in schwerem Streit als die richtige erkannte, zum Ausdruck bringen. Als für eine größere Versammlung von Leuten, die bewußt mitten in dem gegenwärtigen Kampf zwischen gläubiger und glaubensloser Theologie stehen, fleißig, umsichtig und mühevoll gearbeitet, aber in fließender Sprache und leicht faßlicher Weise gegeben, bildet jeder Vortrag ein Meisterstück für sich. Als Sammlung ist das Ganze eine meisterhafte, aus der gegenwärtigen Kampfesstellung unserer luth. Kirche aufgenommene und über die wichtigsten Positionen des jetzigen Kampfes, aber auch sicheren Sieges unseres Bekenntnisses gut orientierende Skizze.

5. Die Auferstehung Jesu Christi. Von Prof. Dr. L. Ihmels. 1. und 2. Auflage. 50 Pf.

Den Fürsten des Lebens habt ihr getötet, den hat Gott auferweckt von den Toten, des sind wir Zeugen — so lautet das Thema der Pfingstpredigten Petri, und dies gewaltige Thema hallt fort durch alle rechte christliche Predigt, denn die Kirche Christi erbaut sich über dem offenen Ostergrabe. Wie aber einst, so ist noch jetzt der Welt gerade dies Pfingstzeugnis von der Auferstehung Jesu der Stein des Anstoßes, denn — wie Ihmels darlegt — es handelt sich hier um ein Wunder in strengem Sinn, alle natürlichen Erklärungsversuche sind ausgeschlossen, man kann die Auferstehung Jesu nur als ein Wunder glauben oder muß sie ablehnen. Man darf ohne Uebertreibung sagen: an dem Felsengrab von Jerusalem wird zuletzt zwischen zwei völlig verschiedenen Weltanschauungen die Entscheidung fallen. Weil nun von jeher der Unglaube gegen dies Osterwunder und Pfingstzeugnis Sturm läuft und auch in unserer Zeit mit immer neuen Hypothesen den Glauben an dasselbe zu erschüttern sucht, ist es dankbar zu begrüßen, daß Prof. Ihmels in vorliegendem Büchlein all die alten und modernen Angriffe gegen

die Auferstehung Jesu sachlich und gründlich untersucht, klar widerlegt und mit überzeugender Entschiedenheit die Geschichtlichkeit der leiblichen Auferstehung des Herrn nachweist, um dann die Bedeutung dieser kirchlichen Verkündigung ins rechte Licht zu stellen und den Weg anzudeuten, wie es zur rechten inneren Gewißheit um die Auferstehung kommt. Der Verbreitung dieses wertvollen Büchleins ist dringend zu empfehlen.

6. Das Endziel der Völker- und Weltgeschichte. Von L. Prager. Auf grund der heiligen Schrift. Geh. Mk. 2.00.

Der fleißige Verfasser, der außer seinem großen Kommentar zur Offenbarung Johannes schon mehrere kürzere Schriften über die bibl. Eschatologie ausgehen ließ, gibt hier abermals uns ein Buch, das dem welttrunkenen Geschlecht unserer Zeit das biblische Endziel der Völkerwelt vor Augen stellt. Möchte es weitgehende Beachtung finden.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Lic. E. G. Steude. 1906. Preis jährlich Mk. 8.00.

Inhalt des 9. Heftes: Die Weltvermögen und die Grundprinzipien des Materialismus. Von F. Kraft. — Die Bezeugung der Tatsachen des Heils in der Predigt, sowie die Grundlagen dieser Bezeugung. (Forts.) Von Pfr. Lic. Dr. Viktor Kirchner. — Unsere Erlösung durch Jesum Christum. Von Dr. G. Samtleben. — Miszellen. — Theolog. Literaturbericht.

Theologischer Literaturbericht. Von Pfr. J. Jordan. 1906. Preis jährlich Mk. 3.00.

Inhalt des 9. Hefts: Philosophie (3), Religionsphilosophie (2), Apologetik (17), Exegetische Theologie (12), Histor. Theologie (6), Prakt. Theol. Homiletik (16), Katechetik (7), Pädagogik (6), Liturgie und Hymnologie, kirchl. Baukunst (1), Kirchenrecht (4), Aeußere und Innere Mission (4), Römisches und Antirömisches (6), Kirchl. Gegenwart (2), Biographisches (4), Geschichte (6), Neue Auflage und Ausgaben (6), Dies und Das (3), Zeitschriften (3), Eingegangene Schriften (4), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahrg. 1906. Monatlich ein Heft von 32—48 S. Preis jährl. Mk. 5.00, mit Porto Mk. 5.60, ins Ausland Mk. 6.00. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Inhalt des 8. Heftes: Konservative Politik. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Die neuesten Vorschläge zu einer zeitgemäßen Weiterentwicklung der Landeskirchen. Von Past. Märkel. — Die deutsch-evangelischen Pfarrervereine. Von Sup. a. D. Oßwald. — Allgemeine Mitteilungen: Zum Geschäftsbericht des deutschen ev. Kirchenausschusses 1906. Ergebnis der Umfrage des deutschen ev. Kirchenausschusses. — Landeskirchliche Umschau: Sachsen; Prov. Sachsen; Westpreußen; Baden. — Büchertisch.

Dieses Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen des deutschen Protestantismus hat sich gut eingeführt. Aus Geschichte, Theorie und Gegenwart wird die Einheitlichkeit der evang. deutschen Landeskirche klar beleuch-

tet, die kirchliche Lage der einzelnen Lande gezeichnet, die Literatur besprochen und kräftiger Anstoß zum Vorwärts gegeben.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 Seiten mit 10—16 Bildern. Preis jährlich Mk. 3.00, mit Porto Mk. 3.60.

Inhalt des 8. Heftes: Erinnerungstage in der Travankor-Mission. Von Julius Richter. (Mit 9 Bildern.) — Die Leipziger Mission am Kilimandscharo. Von Past. Hardeland. — Joh. Leonhard Dober, der erste Missionar der Brüdergemeine. Von Louis Schneider. (Mit 3 Bildern.) — Die Konferenz für Mohammedaner-Mission in Kairo, 4. bis 9. April 1906. — Nachrichten vom großen Missionsfeld. (Mit 1 Bilde.) — Bücherbesprechungen.

Wir verweisen wiederholt und nachdrücklich auf diese vortrefflich illustrierte und redigierte Zeitschrift. Jeder, der über das Gesamtgebiet der Mission orientiert bleiben möchte, kann kein trefflicheres und zugleich billigeres Organ dafür finden, als dieses in der ganzen Welt verbreitete.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. Monatlich ein Heft von 8 S. mit 4—5 Bildern. Preis jährlich Mk. 1.00, mit Porto Mk. 1.36. Beide Blätter zusammen Mk. 3.75, mit Porto Mk. 4.35.

Inhalt des 8. Hefts: Gopalen. (Mit 2 Bildern.) — Eine sonderbare Hochzeit. Von Missionsschwester Miß Davis. (Mit 2 Bildern.) — Vermischtes.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4.00, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Die politische Volksseele des Deutschen. Von Dr. Wilhelm Wintzer — Leibeigen. Eine Kolonialnovelle. Von Hanna Christaller. (Schluß.) — Carlyle als Philosoph. Von Alma von Hartman. — Die Kinderschule. Skizze von E. von Regin. — Mütter. Von Marie Diers. — Karl von Clausewitz. Von Rogalla von Bieberstein. — Aus Alt-Wien. Wien vor hundert Jahren. Von Dr. Emil Rechert. — Türmers Tagebuch: Russisches. Bo-russisches. Ein Bollwerk der Sozialdemokratie. Die staatserhaltende Partei. Ratgeber und Information. Mehr Presse, mehr Parlament! — Goethe als Erzieher. Von Dr. Bernh. Münz. — Ferdinand v. Saar †. Von Fritz Lemmermayer. — Zu Heinrich Laubes 100. Geburtstage. Von St. — Die Journalistik als akademisches Lehrfach. Von St. — Das Kabarett. — Heimatkulturroman. Von Dr. A. Elster. — Vom Heidelberger Schloß. Von H. Walling. — Die Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung. II. Von Felix Poppenberg. — Vom falschen Schmuckbedürfnis. — Erinnerungen an Beethoven. Von Ferdinand Ries. — Vom heutigen Musikdilettantentum. — Kunstbeilagen: Ferd. Waldmüller: Landschaft (Ischl). Jos. Ant. Koch: Landschaft mit Regenbogen. M. J. Wagenbauer: Herbstliche Viehweide. Camille Corot: Vom Wege nach Arras. — Notenbeilage: Elvershöh. Ballade nach dem Dänischen von Herder. Komp. von Karl Loewe.